Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXX.

(Juli — August — September 1894.)

36106
3/3/95

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Kölling & Klappenbach. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt**, A. Braun. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & McGee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Bacrenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.80

Inhalts-Verzeichniß

zum

Achtzigsten Bande (Juli — September 1894).

		Seite
I.	Ihr Mann. Eine kurze Erzählung von **Marie von Bunsen**	1
II.	Goethe's Dramen in ihrem Verhältniß zur heutigen Bühne. Rede, gehalten in der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft zu Weimar den 17. Mai 1894 von **Paul Heyse**	14
III.	Aus meinem Leben. Von **Eduard Hanslick.** XLI. XLIII. (Schluß.)	33
IV.	Ein Staatsmann der alten Schule. Aus dem Leben des mecklenburgischen Ministers Leopold von Plessen. Nach Staatsacten und Correspondenzen von **Ludwig von Hirschfeld.** VI.	56
V.	Heinrich Heine in Paris. Neue Briefe und Urkunden aus seinem Nachlaß. Mitgetheilt und erläutert von **Jules Legras.** II. (Schluß.)	82
VI.	Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's (1847—1887). Die letzten Zeiten der „neuen Aera". (Januar bis März 1862.) I.	96
VII.	Stempelpapier. Von **Salvatore Farina.** VI. VII.	124
VIII.	Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau	139
IX.	Politische Rundschau	147
X.	Zur Entwicklungslehre und Ethnographie. Von **Wilhelm Bölsche**	152
XI.	Victor Hehn's Reisebilder. Von **Herman Grimm**	155
XII.	Koser's Friedrich der Große. Von **A. Nandé**	156
XIII.	Literarische Notizen	158
XIV.	Literarische Neuigkeiten	160
XV.	Der Herr Pathe. Erzählung von **Ernst Wichert**	161
XVI.	Der deutsche Volkscharakter im Spiegel der Religion. Von **Otto Pfleiderer**	187

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XVII. Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's. (1847—1887.) Die letzten Zeiten der „neuen Aera". (Januar bis März 1862.) II. 214

XVIII. Ueber das Gähnen. Eine phylogenetische Hypothese. Von **W. Henke** 245

XIX. Ein Staatsmann der alten Schule. Aus dem Leben des mecklenburgischen Ministers Leopold von Plessen. Nach Staatsacten und Correspondenzen von **Ludwig von Hirschfeld.** VII. 253

XX. Stempelpapier. Von **Salvatore Farina.** VIII./XI. . . 285

XXI. Sadi Carnot 301

XXII. Politische Rundschau 305

XXIII. Johann Gustav Droysen 311

XXIV. Die Donaufahrt eines Amerikaners 313

XXV. Literarische Notizen 315

XXVI. Literarische Neuigkeiten 319

XXVII. Der Herr Pathe. Erzählung von **Ernst Wichert.** (Schluß.) 321

XXVIII. Die deutsche Universität als Unterrichtsanstalt und als Werkstätte der wissenschaftlichen Forschung. Von **Friedrich Paulsen** 341

XXIX. Ein Staatsmann der alten Schule. Aus dem Leben des mecklenburgischen Ministers Leopold von Plessen. Nach Staatsacten und Correspondenzen von **Ludwig von Hirschfeld.** VIII. (Schluß.) 368

XXX. Ernst Curtius. Zum achtzigsten Geburtstage (2. September 1894). Von **Arthur Milchhöfer** 388

XXXI. Ueber den politischen Conflict in Shakespeare's Coriolan. Von **Friedrich Curtius** 397

XXXII. Heinrich von Brunn †. Von **Herman Grimm** 412

XXXIII. Altmodisches Volk in Amerika 418

XXXIV. Der verlorene Freund. Eine türkische Geschichte von **Rudolf Lindau** 436

XXXV. Die koreanische Frage. Von **M. von Brandt** 459

XXXVI. Politische Rundschau 464

XXXVII. Ludwig Bamberger's Charakteristiken. Von **O. Hartwig** 470

XXXVIII. Literarische Notizen 476

XXXIX. Literarische Neuigkeiten 480

Ihr Mann.

Eine kurze Erzählung

von

Marie von Bunsen.

I. Was man dazu sagte.

Das Gespräch kam in keinen rechten Schwung; Dr. Neumayr war verlegen, und seine Tischnachbarin, Fräulein Lilli Regenthin, war zerstreut. Eben erzählte er einen ihm sehr komisch erscheinenden Auftritt zwischen seiner Hauswirthin und deren neuem Miether, einem harmlos unbefangenen Amerikaner ... „und da, gerade in diesem Augenblick, komme ich mit dem Professor Gelltrich die Treppe herauf . . ."

„Was," unterbrach ihn aufgeregt das junge Mädchen, „Sie kennen Professor Gelltrich?"

„Natürlich," antwortete der Privatdocent; „ich arbeite volle zwei Jahre bereits unter ihm; er ist mein Gönner, er ist mein bester Freund."

„Ach, das trifft sich ja wundervoll," erwiderte sie strahlend. „Hedwig Allersen ist nämlich meine beste Freundin, und da müssen Sie mir, bitte, Alles, Alles erzählen, was Sie überhaupt von dem Gelltrich wissen. Es interessirt mich ja unglaublich; die Verlobungsanzeige kam heute erst an; wir ahnten nichts" (etwas gekränkt), „*gar nichts*! Zwei von ihren anderen Freundinnen und ich liefen Nachmittags gleich hin, hatten aber das Unglück, sie zu verpassen. Wir finden die Sache ziemlich eigenthümlich und waren Alle etwas starr."

„Aber, gnädiges Fräulein, wieso eigenthümlich? Ich sollte meinen, jedes junge Mädchen müsse sich gehoben fühlen, von einem *solchen* Manne, einem unserer führenden Geister, einem Ruhmestitel unseres öffentlichen Lebens, erwählt zu werden!"

„Er soll einundfünfzig Jahre alt sein," bemerkte Lilli trocken.

„Bitte sehr, erst fünfundvierzig; ich weiß es wirklich ganz genau."

„Schön, das kann sein (die Lisbeth Heiden übertreibt ja regelmäßig), aber trotzdem . . . Sie müssen das doch selber zugeben! Hedwig ist erst eben zwanzig, ist wirklich auffallend hübsch, ist das einzige, verwöhnte Kind, hat

ein ganz beträchtliches Vermögen, hätte die vorzüglichsten Partien machen können und verliebt sich nun in diesen ältlichen Gelehrten, in den Sohn eines Rathenower Tischlermeisters!"

„Ach so, es erscheint Ihnen eine Mesalliance! Fräulein Allersen gehört wohl in den Gothaer Kalender?" bemerkte Neumayr etwas spöttisch.

„Auf jeden Fall war ihr Vater Geheimrath und ihr Großvater Präsident, und die Mutter ist die Erbin eines Bergwerkbesitzers, und sie verkehren in den nettesten Kreisen, und Hedwig ist sowohl, was Aussehen, als Geschmack und Gesinnung anbetrifft, eines der vornehmsten Mädchen, die ich überhaupt kenne."

„Das freut mich, freut mich ungemein; da hat er sich denn wirklich eine ebenbürtige Gattin erwählt. Denn ich versichere Sie, gnädiges Fräulein, seine Freunde waren ebenso ‚starr', wie dieses augenscheinlich auch in Ihren Kreisen der Fall war. Gelltrich ist nicht nur unser einflußreichster Staatssocialist, sondern vor Allem eine Persönlichkeit. Trotz seiner stupenden Schaffenskraft, trotz seiner zähen Ausdauer ist er eine so fein empfindende, ästhetisch angelegte Natur, daß eine unharmonische Umgebung nicht nur ihn selbst, sondern auch uns, die wir zu ihm emporsehen, verletzen müßte."

„Hm," dachte sich Lilli, welche heimlich mit einem vergnügten dreiundzwanzigjährigen Referendar verlobt war, „wie hochtrabend . . . mein Max ist mir aber immerhin sympathischer!"

„. . . Und, gnädiges Fräulein," fuhr Neumayr nach einer Pause fort, „glauben Sie, daß Ihre Freundin die bedeutsame Stellung ihres zukünftigen Mannes auch begreifen wird? Er führt ja kein stilles, schlichtes Gelehrtendasein, sondern steht mitten im Leben, treibt sich in socialdemokratischen Arbeiterlocalen herum und hat eine nahe, persönliche Fühlung mit dem Volke. Es wäre geradezu traurig, wenn er eine verwöhnte junge Berlinerin heirathete, die ihn durchaus in alle möglichen eleganten Gesellschaften schleppen wollte und so sein kostbares Leben zersplitterte."

„Nein, da kennen Sie die Hedwig nicht. Sie ist mit ihrer Mutter viel ausgegangen, weil sich das eben von selbst verstand; ihr Herz steckte aber niemals darin, und sie wird sich eher freuen, mit Anstand, ohne auffällig zu sein, all' diesem Treiben zu entgehen. Sie ist eben kein Durchschnittsmädchen. Ich weiß nicht, woran es liegt, denn sie musicirt nicht, sie malt nicht, sie brennt nicht, sie liest nicht mal besonders viel, und doch haben wir Alle, so von ihrem Jahrgang, sie immer für die Gescheidteste unter uns gehalten."

Der Privatdocent unterdrückte ein Lächeln und hörte andachtsvoll weiter zu.

„Die gute Hedwig!" sagte Lilli gefühlvoll. „Wenn er nur nicht zu genial . . . ich meine . . . so ein bißchen . . . Sie sprachen von Localen und Arbeiterversammlungen . . . und da wird er wohl etwas sehr frei in seinen Ansichten sein?"

Neumayr lächelte, „ganz orthodox wäre er allerdings schwerlich zu nennen."

„Nein, nein," antwortete beschwichtigend Lilli, welche eine intelligente Berlinerin war; „das meine ich auch gar nicht. Ich weiß ja ganz genau, daß Herren nicht wie wir über so Etwas denken" (Max ging auch nie in die Kirche) . . . „ich fürchte nur, daß er allzu . . . nun, ein bißchen wüst wäre."

Würdevoll versetzte der Privatdocent: „Gelltrich's Ruf steht unantastbar und fleckenlos da. Das ist ja der fesselnde Gegensatz bei ihm, sein intimes Verständniß des Proletariats, seine Beliebtheit in den rohesten Classen, und dabei diese subtile Verfeinerung in seinen persönlichen und häuslichen Gewohnheiten, so wenig er auch auf brutalen Luxus und sinnloses Wohlleben gibt."

„Aber Sie haben mir ja noch nicht einmal gesagt, wie er aussieht," unterbrach ihn vorwurfsvoll das junge Mädchen.

„Ja, ich weiß wirklich nicht recht, wie ich ihn beschreiben soll; er ist nicht besonders groß, hat keine besondere Haar- oder Hautfarbe, keine besonderen Züge, aber er ist eine Erscheinung. Man übersieht ihn nicht leicht."

„Ach, das ist grade 'was für die Hedwig," sagte Lilli mit warmer Ueberzeugung; dann, nach einer kleinen Pause, sah sie den Doctor nachdenklich an. „Wissen Sie, am Ende glaube ich, daß die Beiden ganz vorzüglich zu einander passen."

II. Ein Sommerabend.

Fünf Jahre waren verstrichen, Herr und Frau Gelltrich saßen auf ihrer blumenumrankten Veranda. Unthätig lehnten sie sich in den Sesseln zurück; zum Lesen war es zu dämmerig, die Windlichter waren noch nicht angesteckt; der Juniabend wirkte erschlaffend, und die lange Fahrt nach dem Kirchhof hatte sie auch physisch wie moralisch ermüdet.

„Wilhelm, ich mache mir Vorwürfe," sagte die junge Frau leise und nestelte sich näher an ihren Mann.

„Warum denn?"

„Es ist heute der erste Jahrestag von Mamas Tod, und im Grunde habe ich mich bereits vollständig getröstet."

„Kindchen," sagte er weich, „Du darfst mir nicht empfindsam und krankhaft werden. Du warst ihr eine gute und liebevolle Tochter und wirst sie niemals vergessen, wenn auch der Schmerz allmälig vergeht. So ist es immer gewesen, so wird es immer sein. Deine Mutter hat den Verlust ihrer Mutter überstanden; hättest Du Kinder, würden auch sie die Trauer um Dich verschmerzen, und Du selber wärest damit zufrieden, würdest gewiß nicht wünschen, daß Dein Andenken ihre Jugendjahre verdunkeln solle."

Leidenschaftlich drückte sich Hedwig an seinen Arm. „Vergibst Du mir auch wirklich, wirklich, daß ich Dir keine Kinder geboren habe? Du bist so engelgut, sag' mir aber doch, daß Du nicht allzu schwer darunter leidest."

Ihr Mann streichelte ihr blondes Haar. „Warum rührst Du daran? Wir wollten ja nicht darüber sprechen! Wir wissen ja beide, daß uns ein Glück zwar versagt, aber unendlich viel Glück doch beschieden ist."

„Du weißt noch nicht Alles, einmal muß ich es Dir gestehen;" sie barg ihr Gesicht an seine Schulter und flüsterte leise: „Ich wünschte mir nur um Deinetwillen Kinder, nicht um meinetwillen. Von vornherein war ich auf dieselben eifersüchtig, ich wollte Dein Herz mit Niemandem theilen. Andere Eheleute mögen erst ihre Kinder nahe aneinander führen, bei uns ist das ja

so anders! . . . Und ich muß Dir noch etwas Schlimmes gestehen. Ich litt unter einer solchen beklemmenden Angst, daß Mama aus Liebe zu mir Dich beeinträchtigen und quälen könnte, daß ich fast dankbar war, als das friedliche Ende kam, ohne daß je nur ein Mißklang Euer schönes Verhältniß getrübt hätte. Ja, es wird mir zu sündhaft leicht, sie zu entbehren; es ist mir sogar eine geheime Freude, so gänzlich verwandtenlos dazustehen, ohne irgend Jemandem, außer Dir, einen Theil meines Herzens schuldig zu sein. So gilt Dir alle Liebe, die ich zu geben habe, so empfange ich alle Liebe einzig von Dir."

„Meine kleine, gute Hedwig!" er hatte sie wegen ungesunder Grübeleien schelten wollen, aber ihre Worte rührten ihn, und dankbar küßte er ihr weiches Haar.

Es war ganz still, dann näherten sich die Schritte des Lichter bringenden Dieners; die junge Frau stand auf und lehnte sich an die Brüstung. Sie athmete den Duft der weißen Rosen und lauschte dem Säuseln der Linden und sann über das Glück ihrer Ehe. Bewunderung hatte sie zuerst als begeisterungsfähiges junges Mädchen in die Nähe des ernsten Professors geführt. Doch war es nicht der berühmte Name, der glänzende Lebenslauf, welcher sie fesselte; ihr erschien sein Charakter das Schönste und Begehrenswertheste der Welt. Aber so hoch er damals vor ihren schwärmerischen Augen stand, jetzt stand er noch höher da; so überschwänglich sie ihn damals zu lieben wähnte, viel reicher und inniger noch war ihr jetziges Gefühl. Natürlich gab es auch viele andere Paare, die sich recht nahe standen, die sich von Herzen liebten; gab es aber viele, deren Verhältniß zu einander nach fünfjähriger Probe noch so zart und so schön war? Sie lebte in unmittelbarster Gemeinschaft mit ihrem Mann; denn wenn auch dessen mannigfache Berufspflichten ihn sehr viel dem Hause entführten, so durfte sie ihm selbst in seinen Arbeiten manche kleine Hülfe verrichten, so theilte sie doch all' seine übrigen Interessen, all' seine Zerstreuungen und Erholungen. Und trotz dieses steten Zusammenlebens schwebte noch ein leiser Hauch wie ein Rest des bräutlichen Schleiers über ihrem ehelichen Leben . . . Man hatte sie vor seiner plebejischen Abkunft gewarnt. „Früher oder später wird der Unterschied zwischen Euren Gewohnheiten, Euren Kindheitstraditionen kraß hervorstehen. Du bei Deiner übergroßen Feinfühligkeit wirst schwer unter solchen Dissonanzen leiden." Wie wenig kannten sie ihn! Eine so selten vornehme Natur hätten sich diese guten besorgten Leute ja nicht einmal zu träumen vermocht!

Wie verschieden war doch die bräutliche und die eheliche Liebe; alle Dichter aller Länder erhoben die erste in ein Himmelreich von glühenden, duftenden Blumen, die andere ließen sie nach achtungsvoller Erwähnung vorsichtig bei Seite. Wie traurig und beschämend, daß anscheinend den meisten Menschen nahe Gemeinschaft nur Ernüchterung bedeutet. Eine solche Neigung mußte doch dünn und oberflächlich sein. War nicht der Brautstand ein lieblicher Bach zwischen Vergißmeinnicht und Wiesengras, mit harmlosen, dramatischen Strudeln und zischenden kleinen Katarakten um spitzige Steinchen? Die Ehe aber ist gewaltig und tief wie das Meer, gleich der Ebbe und Fluth ihr

endloses Geben und Nehmen, allzeit verschieden ihre Farbe, ihre Sprache, ihr Wogen und Walten zwischen Himmel und Erde, doch beharrlich in alle Ewigkeit.

So träumte sie in der lauen Sommernacht. Ihr Mann mußte instinctiv empfunden haben, was ihre Seele durchzog, denn plötzlich legte er sein Buch bei Seite, ging zu der über weißen Rosen sich neigenden jungen Frau und umschlang sie. Mit einem leisen Aufschrei wandte sie sich und küßte ihn.

III. Der Tröstungsversuch.

Drei weitere Jahre waren seit dem Juniabend vergangen. Es war im November; vor einer Woche war Professor Gelltrich an einer heftigen Lungenentzündung gestorben; noch brachten die Zeitungen langathmige Nachrufe und Beschreibungen seines erhebenden Begräbnisses.

Aschgrau, in sich gesunken, mit vom Weinen getrübten Augen kauerte Hedwig in seinem großen Lehnstuhl; vor ihr saß der treue Neumayr und suchte sie zu trösten. „Gnädige Frau, ich will Sie ganz gewiß mit überflüssigen Gelegenheitsworten verschonen; ich möchte Ihnen nur recht nahe bringen, wie grenzenlos ich Sie bemitleide. Ich weiß, was er Ihnen war, und ich weiß, was Sie an ihm verlieren."

„Alles, Alles," murmelte Hedwig trostlos; „nichts ist mir geblieben."

„Doch eins, und deswegen habe ich den Muth gefaßt, heute zu kommen. Sein Gedächtniß muß bleiben, und dafür müssen Sie in ganz besonderer Weise wirken."

Hedwig horchte auf.

In etwas verlegener Bescheidenheit fuhr Professor Neumayr fort: „Das Verlangen nach einer Lebensbeschreibung Ihres lieben Mannes macht sich jetzt bereits kund. Von allen Seiten, ja, ich kann wirklich sagen von allen Seiten, werde ich als die geeignete Persönlichkeit bezeichnet. Ein Verleger hat sich bereits gemeldet; in weiten Kreisen besteht der Wunsch, diese für unsere heutige Generation so besonders prägnante, bedeutsame Gestalt noch seinen Zeitgenossen vorzuführen. Gelltrich ist das Erzeugniß und zugleich in Manchem der Führer unserer neuen staatlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse gewesen, auch soll sein interessanter Entwicklungsgang, durch selbsteigene Kraft, aus den engen Verhältnissen heraus, zur allseitigen Anspornung in möglichst abgerundeter Weise zur Darstellung gelangen. — Nun aber rechne ich in hohem Grade auf Ihre Hülfe, gnädige Frau. Von Ihnen erbitte ich mir nicht nur Material aus seiner Jugendzeit, nicht nur die Sichtung seiner großen Correspondenz, sondern auch Ihren bewährten stilistischen Beistand. Die Außenwelt ahnte es ja nicht, ich weiß aber aus allererster Quelle, wie viel die letzten Schriften Ihres Mannes — so oft beklagte er seinen ungeschickten Stil — Ihrer gewandten Feder verdanken."

Zum ersten Male seit Wochen flog ein mattes Lächeln über ihre Züge.

„Nicht wahr, ich darf doch bestimmt auf Sie zählen? In der allernächsten Zeit will ich mit den wissenschaftlichen Vorstudien anfangen, und Sie, gnädige Frau, würden vielleicht auch möglichst bald mit Ihrem Antheil beginnen?"

Sie blickte auf und drückte ihm die Hand. „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen — ich war am Verkommen.“

Schon am selben Abend und während der folgenden Tage saß sie im Arbeitszimmer ihres Mannes vor den Schränken; durchblätterte Briefschaften, Hefte und Aktenstöße, legte verschiedene Haufen bei Seite, steckte kleine Zettel in Bücher und machte sich Notizen. Von Natur aus klug und verständig, hatte sie als Handlangerin ihres Mannes sich eine nicht unbeträchtliche literarische Schulung erworben, und schon jetzt lag ihr die Beschaffenheit und Eintheilung ihrer Aufgabe deutlich vor Augen.

Unbeschreiblich dankbar empfand sie die heilende Ruhe der Arbeit. In den vereinsamten Nächten stellten sich die schrecklichen Thränenkrisen noch ein, auch sonst wohl hier und da, etwa bei Durchsicht ihrer Brautbriefe — seit der Verheirathung hatten die Beiden sich niemals getrennt — oder der Jugendcorrespondenz mit seiner Mutter. Aber die langen Stunden waren ertragbar geworden, und vor sich erblickte sie doch wiederum ein Ziel.

So vergingen mehrere Tage; zu später Stunde saß sie vor dem geöffneten Schreibtisch, las und zerriß und ordnete Papiere. Waren diese letzten erst in die verschiedenen Kategorien eingereiht, konnte morgen bereits die eigentliche Arbeit beginnen. Eben zog sie eine entleerte Schublade heraus, wischte sie sorgfältig und kniete dann nieder, um sie besser zurückschieben zu können. Da bemerkte sie ein verstecktes Fach; die Construction schien die gleiche wie am Schreibtisch ihrer Mutter, bald fand sie die Feder, drückte, die Füllung sprang auf. Sie nahm zwei Briefbündel heraus, warf einen Blick auf dieselben, las dann mit fieberndem Blick und verhaltenem Athem einige herausgezogene Blätter und fiel lautlos zu Boden.

Nach langen Stunden erwachte sie aus der Ohnmacht; die Lampe, der Ofen waren ausgebrannt; es war schwarz und kalt um sie her. Beim Aufrichten stieß sie an den Schreibtisch; jäh fiel ihr die furchtbare Entdeckung wieder ein; sie erhob sich, zündete Licht an, verschloß mit erstarrten, zitternden Händen die Briefe und wankte gebrochen in ihr Schlafzimmer. Ein leidenschaftlicher Thränenausbruch warf sie darnieder, dann raffte sie sich auf und nahm eine Arzneischachtel aus dem Schrank. Der Arzt hatte ihr kürzlich kleine Gaben von Sulfonal verschrieben, aber die Erinnerung an ihres Mannes Abscheu gegen jederlei betäubende Mittel hatte sie selbst in den ersten gräßlichen Wittwennächten davon zurückgehalten. Jetzt nahm sie eine dreifache Dosis und schlief ein.

IV. Der Nachlaß.

Mit stumpfem, schwerem Kopf erhob sich Hedwig am folgenden Morgen, öffnete einige Theilnahmsschreiben, zerriß dieselben in kleine Stücke, gab den Dienstboten den Befehl, sie unter keiner Bedingung mit Fragen zu belästigen, und ging dann langsam in das entsetzliche Zimmer, wo die Briefe ihrer harrten. Sie schloß die Schublade auf, da lagen sie vor ihr; auf dem ersten Bündel war ein Zettel, worauf ihr Mann geschrieben hatte: „Toni Schultz, geb. 1859, gest. 13. Mai 1893“. Es waren Briefe an einen „liebsten Willy“,

unterzeichnet: „ewig Deine Toni"; die ersten stammten aus dem Jahre 1876, die letzten waren im Mai 1893, also vor sieben Monaten verfaßt. Auch auf der zweiten Sammlung lag ein Zettel in Gelltrich's Handschrift: „So fand ich sie unter dem Sterbekissen — an ihnen haften noch all' ihre Küsse!" — Es waren seine Briefe an eben diese Toni, in eben diesem Zeitraum geschrieben.

Jetzt wußte sie, was ihn in der ersten schlimmen Fiebernacht quälte. Immer wieder verlangte er nach Professor Neumayr; er müßte ihn in dringenden Angelegenheiten sprechen; als dieser aber am frühen Morgen kam, phantasirte Gelltrich und erlangte das Bewußtsein nie wieder. Sie hatte seinen Wunsch auf das versäumte Testament bezogen und hatte so innig bedauert, daß seine letzten lichten Augenblicke durch eine ihr so gleichgültig erscheinende Sache vergällt worden wären.

Es war aber dieses gewesen.

Sie fragte sich, ob sie den Stolz, die Seelenkraft besäße, diese Briefe ungelesen zu verbrennen? Warum sollte sie sich denn erniedrigen und das Unreine berühren? Aber leider scheut ein versengtes Herz nicht das Feuer, sondern verlangt in krankhafter Sehnsucht in der Flamme zu enden.

War es auch nicht gerade denkbar, daß der Verrath ein etwas gemildertes Ansehen gewönne, daß angedeutete Reue und Gewissensbisse ihren Mann etwas entsühnen könnten? Es war dies die einzige Möglichkeit, den unlöslich scheinenden Widerspruch zwischen ihres Mannes hochgesinntem Charakter und diesem unsauberen Betrug zu lösen; der Fall würde ihr nicht so kraß, so unvermittelt erscheinen, als klebe ein obscönes Flugblatt am königlichen Thron.

So griff sie nach dem ersten Blatt, demselben, auf welchem gestern ihr Blick erstarrend fiel:

„Berlin, 10. Mai 1893.

„Liebste, einzigste Toni!

„Du hast ganz recht, ich bin viel zu lange fortgeblieben, seit sieben Wochen haben wir uns nicht gesehen! Wenn ich Dir aber auch gefehlt haben mag, so weißt Du, wer ohne Dich nicht leben kann. Nicht leben kann — das sagen Viele, aber bei mir ist das so thatsächlich wie nur irgend Etwas in der Welt. Ich kann nun mal nicht leben, ohne Dein frisches Lachen zu hören, ohne Deine heißen Lippen zu küssen, ohne unter Deinen vollen, so eigen fest umstrickenden Armen zu vibriren!

„Es ist doch nicht wirklich Dein Ernst mit dem Abmagern? Das kann ich nun und nimmermehr zugeben; was soll aus Deinen geliebten weißen Schultern, die nur ich kenne, werden!

„Wenn irgend möglich, komme ich morgen so wie gewöhnlich gegen acht; wenn es so warm wie heute ist, könnten wir Kahn fahren und unter den von Dir erwähnten Fliederbüschen Thee trinken, und dann steckst Du die Lampe in Deinem lieben Zimmerchen an, und dann küssest Du mich — ach, ich habe ein fieberndes Verlangen nach Deinen Küssen.

„Wie immer und allzeit Dein Wilhelm.

„NB. Eben erhalte ich Deinen Brief. Liebstes Kind, ich erschrecke mich ja zu Tode! Es waren doch vier Jahre seit dem Herzkrampf vergangen, und

nun dieser so schlimm! Du hättest doch besser gethan, noch spät Nachts zum Dr. Paulus in Charlottenburg zu schicken. Morgen früh komme ich mit einem Specialisten; pflege und schone Dich nur recht."

Wohl erinnerte sich Hedwig, wie elend er Mitte Mai aussah, wie er seine Mattigkeit der plötzlichen Hitze zuschrieb, sich aber trotz des Aufenthaltes an der Nordsee nie wieder vollständig erholte.

Es war also dieses gewesen . . .

Sie ordnete die Briefe, um sie der Reihe nach zu lesen, um Tropfen auf Tropfen den Kelch zu leeren. Als sie noch einmal im Geheimfach nachsah, entdeckte sie mehrere „Toni" unterschriebene Photographien. Das Blut stockte ihr; so sah Die aus, welche ihr Alles geraubt und entweiht hatte! Die ersten Bilder zeigten ein lustiges, blutjunges Mädchen mit einem dicken, schwarzen, gefallsüchtig über die Schulter gelegten Zopf, mit krausen, fast bis an die Augen reichenden Stirnlocken und blühenden, sinnlichen Lippen. Die Gestalt war voll, aber noch biegsam; in jedem der späteren Aufnahmen wurde dieselbe üppiger und schwerfälliger; immer mehr und mehr hatte der Photograph von der Taille wegretouchirt; immer eingezwängter saßen die mit Spitzen und Bändern geputzten Kleider. Alle Bilder zeigten den gleichen frischen Ausdruck; aber nachdem die erste Jugend vorüber war, erschienen die Augen etwas herausfordernd, der Mund etwas gemein.

Das also war des zart empfindenden, aristokratisch verfeinerten Wilhelm Gelltrich's Geliebte gewesen.

Sie las die ersten beiderseitigen Briefe; augenscheinlich war das Mädchen am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater gewesen, augenscheinlich hatte er sich gleich nach ihrem ersten Auftreten in sie verliebt, sie für sich gewonnen und ihr ein kleines Heim bereitet. Eine Tante von ihr wurde erwähnt, welche, wie Toni scherzend erzählte, sich sehr mißbilligend über den simplen Professor äußerte; sie hätte ihrer Nichte am liebsten einen braven Gatten, aber wenn das nicht, „doch wenigstens einen Garde-du-Corps-Lieutenant oder einen Prinzen gewünscht". Dann wurde des erwarteten Kindes gedacht, und in fieberhafter Aufregung durchflog Hedwig die im lockersten Zusammenhang stehenden Briefe. „Was macht unser Häuschen, küss' ihn tausendmal," las sie, und zum ersten Male an diesem Tage weinte sie krampfhaft. Dieses Wesen hatte ihm einen Sohn geboren!

Oft wurde Häuschen und eine ihm rasch folgende Schwester Alma erwähnt; die Beiden schienen eine beträchtliche Rolle im Leben der Eltern zu spielen. Dann kam ein drittes schwächliches Kind, das nur wenige Tage lebte, und bald darauf erkrankten Häuschen und Alma an der Diphtheritis und starben. Wieder fielen Hedwig's Thränen, aber es waren ganz andere Thränen, diese, auf den Zeilen der ihrer Kinder beraubten jungen Mutter.

„Ich danke Dir von ganzem Herzen für Deine Güte, ohne Dich wäre ich gestorben. Es war zu schrecklich, so am offenen Grabe zu stehen, und ich weiß, daß ich nicht mit hinaus hätte gehen sollen, und ich habe gewiß furchtbar geweint und es Dir dadurch noch schwerer gemacht. Aber ich konnte nicht anders.

„Wie schön sprach der Herr Pastor, nicht wahr? Vielleicht gibt uns der liebe Gott, zu dem ich jetzt täglich bete, noch ein Hänschen und noch eine Alma.“

Aber augenscheinlich verwirklichte dieses sich nicht. Bald darauf zog sie nach dem Lietzensee, von wo aus alle übrigen Briefe geschrieben waren, und die Einrichtung der kleinen Wohnung, die Pflege ihrer Blumen, die Kahnfahrten, das Baden schienen ihr eine Zerstreuung zu bieten. Später wurden dann wie früher die Theater und sonstigen Vergnügungen erwähnt.

Etwa fünfzig Briefe lagen nun vor, und Toni's Persönlichkeit gewann immer festere Umrisse. Ihre Handschrift war, wie bei vielen gut geschulten Berlinerinnen aus dem Volke, eine sorgsam schablonenhafte, welche sich vortheilhaft von den verschriebenen flüchtigen Zügen so mancher höheren und höchsten Tochter unterscheidet. Die Orthographie und Interpunction waren ziemlich richtig, der Stil hatte einen gewissen ungezwungenen Reiz. Ihre Liebe zu Gelltrich schien echt und rückhaltlos, auch bezweifelte er sie wohl niemals; nur einmal erwähnte er, halb neckend, halb eifersüchtig einen Vetter, der sie und die Tante öfters zum Theater begleitete. Nirgends zeigte sich die geringste Anspielung auf eine Verehelichung, dazu stand er wohl viel zu hoch in ihren Augen. Mit kindlicher Freude beglückwünschte sie ihn zu jedem neuen Orden und erging sich in Freude, wenn unter den Gästen einer kleinen Abendgesellschaft beim Kaiser sein Name erwähnt wurde. Eifrigst las sie den „Localanzeiger“, mit einer unterhaltenden Natürlichkeit besprach sie die Vorkommnisse der Außenwelt, und oft zeigte sich der schlagfertige Witz einer Vollblut-Berlinerin. Theater, Hindernißrennen, Paraden, Circusaufführungen und Einzüge fremder Potentaten waren ihre ganze Passion; aber sie schien doch vernünftig zu wirthschaften, und nur ganz vereinzelt klagte sie über frühzeitig ausgegangenes Monatsgeld.

Unwillkürlich begann Hedwig sich für dieses junge Wesen zu interessiren; was Geburt, Gesinnung und Geschmack anbetrifft, unzweifelhaft eine niedriger stehende Natur, war sie doch ein echtes, warmblütiges Menschenkind und trotz ihres gewöhnlichen Aeußeren nicht eigentlich gemein. Ja, blutübergossen mußte Hedwig sich gestehen, daß ihr Mann in dieser Correspondenz die anstößigere Rolle spielte! Einige seiner derben Anzüglichkeiten machten sie geradezu erstarren; Toni hatten dieselben anscheinend unterhalten, aber trotzdem verfiel sie nie in den schlimmen Ton. Dieses Verhältniß berührte das Höchste in ihrer Natur — das Niedrigste in seiner.

Mit wachsender Aufregung näherte sich Hedwig dem Zeitpunkt ihrer eigenen Bekanntschaft mit Gelltrich. Die Briefe wurden entschieden nervös; jetzt zum ersten Male zweifelte Toni an ihrem Geliebten und überschüttete ihn mit Vorwürfen, während er vergebens sie zu beschwichtigen versuchte. Dann kam ein bald nach der Verlobung geschriebener Brief. „Glaube nur, daß ich Dir allzeit ein treuer Freund bleiben, daß ich nie meine Hand von Dir ziehen werde, daß Deine materielle Lage sich in keiner Weise verschlechtern wird. Aber Du weißt ja, daß ich heirathe und daß sich unsere Beziehungen deshalb gänzlich und auf ewig verwandeln müssen.“ Aber immer wieder mußte

Gelltrich dasselbe wiederholen, und immer wieder folgten leidenschaftliche Anklagen und rührende Bitten.

Da — vierzehn Tage nach seiner Rückkehr von der Hochzeitsreise — hatte er sie in Folge eines besonders heftigen Ausbruches der Verzweiflung besucht. Und es war klar — vollkommen klar — daß Alles zwischen den Beiden wie von Alters her war.

Kreideweiß und zitternd vermochte Hedwig kaum die Briefe zu lesen. Die grenzenlose Erniedrigung dieses Lebens „zu Dreien" mit all' den gemeinen, beleidigenden Einzelheiten zersetzte jeden Blutstropfen, zehrte an jeder Faser. Alle zartesten, schönsten Stunden ihres Daseins waren beschimpft.

Neue Seiten wurden durch diese letzten spärlicheren Schriftstücke nicht aufgedeckt; doch schien ihres Mannes Schuldgefühl hin und wieder seiner Sprache einen noch leidenschaftlicheren Tonfall zu verleihen. Sie sahen sich wohl seltener als in der verhältnißmäßig harmloseren Zeit, aber mit ohnmächtiger Erbitterung empfand Hedwig, daß die Beiden seit ihrem Dazwischenkommen sich nur um so intensiver, unlösbarer angehörten.

Nach Beendigung des letzten Briefes band sie alle sorgfältig zusammen und schlug sie ein. Als ihre Augen zuerst auf die unheilschwangeren Blätter gefallen waren, fühlte sie die Unmöglichkeit, diese Vernichtung ihres Glücks zu überleben. Und noch lauter, noch dringender, noch leidenschaftlicher verlangte sie jetzt nach dem Frieden des Nichts, nach dem Ende der unerträglichen Qual.

Sie hatte keine Wahl, sie konnte nicht leben.

Redlich versuchte sie ihre Empörung zu bekämpfen, versuchte ihren Mann gerecht zu beurtheilen, sagte sich, daß Viele seine Fehler beschönigend entschuldigen würden. Sie erinnerte sich, daß er einmal bemerkte: „Siehst Du, es hat leider zu lange gedauert, ehe ich jung werden konnte. Erst nach der Mitte der Dreißig wich die tägliche Sorge um die eigene Existenz, wie um die der Eltern. Dann wurde ich jung, überglücklich jung, aber in den Jahren ist das ein gefährliches Spiel. Ich hätte damals heirathen müssen, aber Du warst ja noch nicht da!" und er hatte sie liebend geküßt. Zum ersten Male kam ihr auch der Gedanke, daß ein großer Unterschied der Geburt in der Ehe nicht völlig überbrückbar sei. In fast allen seinen Instincten und Ansichten und Gewohnheiten gehörte er zu ihren Kreisen, aber anscheinend doch nicht in allen; ein kleiner Rest in ihm erinnerte an den Handwerkssohn, und vielleicht hatte ihn dieser Rest so fest an die Tochter des Volkes geschmiedet. Sie sah auch vollständig ein, daß er aufrichtig beabsichtigt hatte, noch vor seiner Verlobung gänzlich mit der Geliebten zu brechen; zwischen seinen Zeilen war deutlich zu lesen, wie er sich wand, wie er kämpfte, wie er unterlag. Hatte sie nicht selber auch den starken Reiz dieses Mädchens empfunden, dieses Mädchens, mit welchem die Erinnerung an seine Jugend, an seine todten Kinder verbunden war?

Ehrlich versuchte sie ihm gerecht zu werden, räumte mildernde Umstände ein, aber die Thatsachen blieben. Es blieb Treubruch und Täuschung und Gemeinheit und Schmach, und sie konnte es nicht tragen. Ohne Kinder, ohne Verwandte, ohne intime Freunde, ohne beglückende Interessen hatte sie ja nur

in ihm und für ihn gelebt. Ihre Liebe war ihr Alles; ihre Liebe war vergiftet, nichts blieb ihr übrig.

So wie sie einmal war, hatte sie keine Wahl.

Lange sann sie über ihren beabsichtigten Selbstmord. Einmal hatte ihr Mann sich darüber geäußert: „Natürlich ist ein Selbstmord, vom höchsten ethischen Standpunkt aus genommen, verwerflich; so lange wir noch athmen, haben wir Pflichten gegen uns und Andere, haben wir noch Arbeit zu verrichten. Trotzdem ist ein solcher Schritt bei schwachen, trostlosen Menschen milde zu beurtheilen, und bei beschmutzten, unheilsvollen Existenzen bildet der freiwillige Tod noch lange nicht den tiefsten Schatten auf ihrem Bild." So sah sie auch vollkommen ein, daß es feige und pflichtlos sei, sich dem Leben zu entziehen, und selbst in dem grenzenlosen Schmerz um ihres Mannes Tod hatte sie streng die Versuchung von sich gewiesen. Wie wenig hatte sie aber damals geahnt, daß es eine Verzweiflung geben könne, eine herzzernagende Verzweiflung, neben welcher ihr jetziger Zustand sanft und milde erscheinen würde. Wohl unterlag sie der Anfechtung und beabsichtigte eine Sünde, aber wie hatte man sich gegen sie versündigt! Wenn es einen himmlischen Gott Vater gab, würde er sie verstehen und sich doch vielleicht ihrer erbarmen.

Wie recht hatte ihr Mann gehabt, als er ihre unabhängige, religiöse Richtung bedauerte. Sie war stolz auf ihre geistige Freiheit, auf ihre Höhenluft. „Sie ist wohl die reinste," sagte Gelltrich darauf, „aber keineswegs die beste für Dich. Du brauchst eine offenbarte Religion, Du bist von Natur aus eine gläubige Seele." — „Ich bin gläubig," hatte sie kühn geantwortet, „ich glaube an Dich und durch Dich an alles Höchste und Wahrste." — „Kind, Kind," seufzte er peinlich berührt, „das ist nicht genug, und das wirst Du später, vielleicht zu spät noch einsehen."

Jetzt war es zu spät. Könnte sie doch glauben! Nur der lebendige Glaube an den lebendigen Gott würde den Kummer stillen und das Verlorene ersetzen. Sie dachte an einige aufrichtig fromme Frauen ihrer Bekanntschaft. Auch die waren durch bittere Trübsal gegangen, aber sie hatten das Leid als vom Vater auferlegt getragen und mit froher Zukunft die Augen auf die Berge gerichtet, von dannen uns Hülfe kommt.

Für sie war es zu spät.

Müde legte sie den Kopf zurück; die Wohnung schien ausgestorben und leer, nur die Uhr tickte ungewohnt laut. Nach längerer Zeit erhob sie sich und ging mechanisch auf und ab. Wie ungewohnt erschienen die Tische und Stühle, wie fremd die Bilder an der Wand. Da klingelte es, man hörte eindringliche Worte, und der Diener meldete einen Besuch, der sich nicht zurückweisen lassen wollte. Es war die Frau Professor Asdorf, „unsere innige, sinnige Amalie" benannt. Sie hatte Hedwig noch nicht als Wittwe gesehen, und ihr Gefühlsschwall kannte keine Grenzen. Einmal über das andere betonte sie das „einzige Eheglück" ihrer Freundin, ihr „namenlos seliges Zusammenleben mit dem Entschlafenen"; immer von Neuem sprach sie salbungsvoll vom „verklärten Wiedersehen im Jenseits". Während Hedwig wegen ihrer von Neuem hervorbrechenden Thränenkrisen vorher fast keinen Besuch vor-

gelassen hatte, blickte sie jetzt gefaßt und kalt auf ihre fest zusammengefalteten Hände und antwortete nur mit wenigen, nichtssagenden Worten. Ueberrascht und etwas gekränkt verabschiedete sich die gute Frau, und nervöser und abgespannter denn je kehrte Hedwig in das Arbeitszimmer zurück.

Zögernd, zaudernd versiegelte sie das Packet mit den Briefen und schrieb den Namen des Professors Neumayr darauf. Aber sie hatte ein schlechtes Gewissen und suchte sich zu entschuldigen. „Ich bin ja noch so jung, und es ist zu bitter, so ganz ohne Mitleid zu sterben. Kein Mensch ahnt den Abgrund meiner Verzweiflung; Einer soll wissen, wie maßlos ich gelitten habe; Einer soll mich verstehen, Einen will ich dauern."

Sie zog sich zum Ausgehen an und schritt dann zum Abschied noch einmal durch die Räume. Alles redete sie an, Alles sprach von verstorbenem Glück. „Meine Vergangenheit ist ja Lug und Trug, sie kann mich nicht rühren;" aber als sie schon auf dem Treppenflur stand, kehrte sie zurück in die Wohnung. Sie nahm die Unglücksbriefe aus dem Umschlag und warf sie in das Feuer. Hell prasselten sie und flackerten und verkohlten; Hedwig starrte auf die dünnen, schwarzen Flocken und verließ dann hastig das Haus.

V. Der Lietzensee.

Am Charlottenburger Bahnhof angekommen, fragte sie einen Arbeiter nach dem Weg. Er wies sie nach dem Westen, wo über der flachen Ebene sich ein langgestreckter Waldraum dehnte. „Immer grad aus, dann kommen Sie schon hin," und etwas erstaunt betrachtete er die junge, verschleierte Wittwe, welche mitten im November einen Landspaziergang machte.

Bald endete die unfertige Straße, und Hedwig betrat den kleinen Fußpfad, der mitten durch die brachliegenden, mit spärlichem Gestrüpp bedeckten Felder führte. Wie wohl erinnerte sie sich, daß ein College ihres Mannes, als einst ein Ausflug geplant wurde, den Lietzensee vorschlug. „Es ist die einstig Witzleben'sche Herrschaft und liegt ganz poetisch, unter Bäumen versteckt, auf der Ebene zwischen Charlottenburg und dem Grunewald. Sie ahnen nicht, wie hübsch der schattige Weg um den See ist, lauter Birken und Erlen und Schilf und Rohr. Es ist eine wahre Idylle, und kein Mensch kommt hin, keiner kennt den Lietzensee auch nur vom Hörensagen." Ganz ungewohnt verstimmt hatte ihr Mann geantwortet. „Nehmen Sie es mir nicht übel, das hat aber auch seine sehr begreiflichen Gründe; ehe man hingelangt, muß man zu Fuß durch die denkbarst sandige, baumlose Wüste, und für mein Theil würd' ich bei dieser Wärme die Havel oder den Grunewald auf das Lebhafteste befürworten."

Jetzt kam sie doch noch hin.

Nicht ein lebendes Wesen war zu erblicken, ausgestorben lag eine kleine Sommerwirthschaft mit Kegelbahn, Schaukeln, Tischen und Bänken unter fast entblätterten Bäumen. Hier waren die Felder gepflügt worden; verwitterte, farbenschillernde Kohlstrunken wuchsen am Weg; um ein kleines Hüttchen senkten hagere, nachgedunkelte Sommerblumen kraftlos ihr Haupt. Jetzt

näherte sie sich den Bäumen; durch ihr wirres Geäst schimmerte der See, und einen Augenblick stockte Hedwig's Blut.

Den kleinen Abhang hinuntergehend, betrat sie den schmalen, dicht am Schilf sich hinschlängelnden Pfad. Jenseits der spiegelglatten Fläche sah sie ein verschlossenes, etwas verfallenes, herrschaftliches Wohnhaus; im wild durcheinander wuchernden Garten erhob sich ein frostiger Säulengang, und da — etwas abseits — am äußersten Ende der Anlagen, war ein Häuschen. Das mußte es sein; dort hatte Toni geliebt und gelebt, dort hatte er sie beweint, hatte ihr die Augen zugedrückt. Ihr, der betrogenen, zurückgelassenen Gattin, würde ein so schönes Ende nicht blühen.

Müde schaute sie um sich. Wie todessehnsüchtig sah Alles aus. Hier beugten sich schlanke, weiße Birken mit ihrem gelbgoldenen Laub über dem See, gleich blonden, schwindsüchtigen Mädchen, die sich noch einmal im Spiegel betrachten. An jenen Büschen rollten sich verzweifelnd die welken Blätter zusammen und verkamen, grau verschimmelnd, im Sumpf. Fiebernd leuchtete das Laub um einige schwarze Stämme, hektisch erglühte jenes biegsame Weidengestrüpp. Es zitterte leise das gelbliche Schilf, und wie matte Hoffnung ergrünte das letzte Gras.

Friedlich lächelte der See sie an.

Während sie langsam, wie verzaubert am Ufer ging, kam sie auf einen angebundenen Kahn. Sie stieß ab, und in der Mitte des Sees überließ sie das Boot der fast unmerklichen Strömung. Laut und schmerzhaft pochte das Herz, die Glieder flogen, es schwamm ihr vor den Augen. Sie wollte und mußte sterben, aber der letzte Entschluß war doch schwer Wankend und bleich erhob sie sich und blickte mit starren, verzweifelnden Augen umher.

Dann sprang sie ins Wasser hinein.

Goethe's Dramen in ihrem Verhältniß zur heutigen Bühne.

Rede,

gehalten in der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft zu Weimar den 17. Mai 1894

von

Paul Heyse.

Seit Goethe's Tode hat das Ansehn und die Wirkung der geistigen Weltmacht, die wir unter seinem Namen begreifen, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich befestigt und ausgebreitet.

Niemand hatte nach dem 22. März 1832 gefragt, wie elf Jahre früher Alessandro Manzoni nach dem 5. Mai: „War echt sein Ruhm?" — Und wenn heute noch sogar in Frankreich das Charakterbild des Todten von Sanct Helena im Urtheil der Geschichte schwankt, die vera gloria Goethe's steht unbestritten fest, selbst bei fremden Nationen, die nicht viel mehr von ihm wissen, als daß er der Dichter des Werther und des Faust und die höchste und edelste Incarnation des deutschen Genius sei.

Während aber die Bewunderung des Dichters, Forschers und Weltweisen in stetem Wachsen begriffen ist und jedes neue Briefblatt, das aus dem unerschöpflich scheinenden Nachlaß ans Licht tritt, ein neues Zeugniß ablegt für den „Mitsinn jedem Herzensdrang", der den erlauchten Geist auch unserem Herzen vertraulich näher bringt, ist auf Einem künstlerischen Gebiet, und gerade demjenigen, dem seine Thätigkeit durch viele Jahre mit Vorliebe gewidmet war, eine gesteigerte Wirkung seiner Lebensarbeit nicht wahrzunehmen: die lebendige Bühne hat sein Vermächtniß ohne sonderlichen Eifer, vielmehr mit auffallender Zurückhaltung angetreten. Seltner als Schiller's und Shakespeare's Dramen und die drei Meisterwerke Lessing's erscheint Goethe selbst auf den wenigen Theatern, die nicht als höchsten ästhetischen Maßstab den Kassenrapport betrachten, auch dann nur gleichsam als ein geehrter Gast, der in der sonstigen Hausordnung keine feste Stelle einnimmt. An besonderen

Gedenk- oder Feiertagen gewährt man Iphigenien, Tasso oder Egmont den Zutritt; Götz, von einem unternehmenden Regisseur hervorgezogen, wirkt wieder mit frischer Kraft, um dann auf Jahre zu verschwinden; Clavigo und die Geschwister tauchen gelegentlich auf, wenn ein Charakterspieler als Carlos zu glänzen wünscht, oder eine jugendliche Naive als Marianne zeigen soll, was sie in der Theaterschule gelernt hat. Nur Faust nimmt eine besondere Stelle ein. Von den vielen anderen dramatischen Arbeiten Goethe's ist höchstens die Rede, wenn einer engeren Gemeinde seiner Verehrer, wie die unsere, eines oder das andere dieser halbverschollenen Werke vorgeführt werden soll, um wenigstens einen Pietätserfolg davonzutragen.

Genau zu wissen, ob dies Verhältniß im Laufe der Zeit sich wesentlich verändert habe, ist uns leider versagt. Es fehlt meines Wissens an einer genauen Statistik über die Aufführungen der Dramen unserer Classiker im Vergleich zu denen ihrer Zeitgenossen. Die Frage aber drängt sich auf, wie die spröde Zurückhaltung unserer *heutigen* Bühne zu erklären sei, Werken gegenüber, deren dichterischer Gehalt sie zu einem unschätzbaren Besitz der Nation macht, und deren ungeminderte Lebenskraft, sobald die Darstellung nur einigermaßen genügt, durch jede neue Aufführung bestätigt wird.

Theaterdirectoren, denen man die Frage vorlegt, sind um die Antwort nicht verlegen: das heutige Publicum gehe nicht mehr ins Theater, um sich an einem edlen Dichterwerk zu erbauen, sondern um eine leichte Unterhaltung zu finden oder eine scharfe Nervenerschütterung zu erfahren. Beides gewährten die Goethe'schen Dramen nicht. Die größten und gepriesensten unter ihnen, Iphigenie und Tasso — den Faust immer ausgenommen — seien nicht bühnenwirksam genug und durch Stoff und Form dem Verständniß der Menge entrückt. Den volksthümlicheren, Götz und Egmont, fehle doch bei aller Lebendigkeit der einzelnen Scenen die eigentliche Spannung; wie denn überhaupt der große Dichter als Dramatiker bekanntlich nicht auf der Höhe stehe, wie als Lyriker und Epiker.

Urtheile dieser Art, zumal wenn die Volksstimme sie zu bestätigen scheint, sind nicht einfach mit überlegenem Achselzucken abzufertigen. Wir haben zu prüfen, wie viel Wahres etwa in ihnen enthalten sei, und wenn Manches darin sich als Vorurtheil erweisen sollte, wie der Irrthum in den Köpfen der Menge entstehen und sich fortpflanzen konnte.

Zunächst also: was ist bühnenwirksam?

Damit ein dramatisches Werk auf den Brettern zu vollem Leben gelange, bedarf es bekanntlich des Zusammenwirkens dreier Factoren: des Dichters, der Darsteller, des Publicums.

Jeder dieser drei Mitwirkenden vermag unter Umständen auch allein einen starken Eindruck von der Bühne herab hervorzubringen.

Ein geistvolles Drama, das einen interessanten Stoff mit allem Aufwand scenischer Kunst behandelt, wird selbst in unzulänglicher Darstellung auch wohl

ein weniger empfängliches Publicum zu fesseln und fortzureißen vermögen, da am glücklichen Stoff die Hälfte des Erfolges hängt.

Noch öfter sehen wir eine glänzende schauspielerische Kraft einem werthlosen Stück Reiz und Leben verleihen, und daß ein besonders dankbar gestimmtes Publicum die bescheidensten Leistungen mit lebhaftem Beifall aufnimmt, zeigt sich in jedem Liebhabertheater.

Umgekehrt aber wird es Jedem von uns begegnet sein, daß ein Werk der höchsten Kunst in ungenügender Darstellung völlig wirkungslos blieb, Iphigenie uns kalt ließ, Gräfin Orsina uns als eine pathetische Comödiantin, Luise Millerin als eine hysterische Grisette erschien.

Wäre der Begriff der Bühnenwirkung nicht so überaus relativ, so ließe sich ja auch nicht verstehen, wie dasselbe Stück auf der einen Bühne mit glänzendem Erfolg, auf einer anderen mit kühler Achtung oder gar mit entschiedener Ablehnung aufgenommen werden könnte.

Freilich gibt es Stücke, die unter allen Umständen so ziemlich überall der gleichen Wirkung sicher sein können, da sie mit großer Geschicklichkeit auf den Durchschnittsgeschmack der Menge berechnet sind und den Schauspielern Gelegenheit geben, ihre Künste zu zeigen, unbehindert durch die unbequeme Aufgabe, in den Geist eines Dichterwerks einzudringen. Daß eine Bühnenwirkung in *diesem* Sinne den Goethe'schen Dramen versagt ist, kann ihnen nur zum Ruhme gereichen, ein Ruhm, der ihnen mit allen echten dramatischen Kunstwerken gemein ist.

Wir haben uns also nach einem zuverlässigeren, absoluteren Werthmesser umzusehen, wenn wir Goethe's Dramen auf ihren Bühnenwerth prüfen wollen.

So weit nun auch die dramaturgischen Theorieen auseinandergehen mögen, zu allen Zeiten und bei allen Völkern hat man vom Drama verlangt, daß es uns Menschenschicksale in leibhaftiger Verkörperung vorführe, deren innere und äußere Entwicklung in consequent fortschreitender Handlung uns zu lebhafter Theilnahme zu zwingen vermöge. Wohl mag uns schon die Schilderung ruhender Zustände mit charakteristischen Figuren belebt auf der Bühne ergötzen. Von eigentlich *dramatischer* Wirkung aber reden wir erst dann, wenn der Wille handelnder Personen, von streitenden Interessen aufgeregt, eine Spannung von Gegensätzen hervorbringt, die durch die Ungewißheit der Entscheidung auch den Zuschauer in Athem hält, bis am Schluß die sogenannte poetische Gerechtigkeit ihn mit der beruhigten Empfindung entläßt, die jedes echte Kunstwerk hervorrufen soll.

Von je her ist man darüber einig gewesen, das Drama für die schwierigste unter allen Dichtungsarten zu halten. Eingeschränkt durch die engen Grenzen von Zeit und Raum, soll es in kurzen drei Stunden auf einem Schauplatz, der nur geringe Bewegung erlaubt, eine oft vielgegliederte leidenschaftliche Handlung oder gar ein großes geschichtliches Völkerschicksal zur Anschauung bringen. Dazu bedarf es der weisesten Oekonomie, der feinsten Berechnung aller Darstellungsmittel, und zwei Jahrtausende hindurch war an der Vervollkommnung dieser Mittel gearbeitet worden, bis in der glänzenden Blüthezeit des Theaters in Frankreich, unter dem Einfluß des herrschenden Hoftons

und der mißverstandenen Aristotelischen Doctrin die dramatische Technik zu einem conventionellen Regelzwang erstarrte.

Und doch: die Vortheile einer geschlossenen Form für ein Bühnenwerk sind so groß, daß selbst der kühnste Gegner jenes übertriebenen Formalismus durch seine Bewunderung Shakespeare's sich nicht zur Regellosigkeit verleiten ließ. Lessing hat den pedantischen französischen Schulmeistern erbarmungslos ihre Blöße aufgedeckt und doch in seinen eigenen Dramen gezeigt, wieviel er in ihrer Schule gelernt hatte. Eine straffere technische Zucht, als in Emilia Galotti, ist nicht denkbar. Und wenn an unser heutiges Lustspiel, was den Aufbau und die Zuspitzung der Aktschlüsse betrifft, strengere Forderungen gestellt werden, ist doch die planvolle Führung der Handlung und sichere Charakterentwicklung in Minna von Barnhelm noch heute mustergültig.

Auch der junge Goethe bewies, daß er den Cursus der französischen Dramaturgie mit Nutzen durchgemacht hatte.

Seine frühesten dramatischen Versuche, die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen, stehen nicht nur durch die äußere Form des Alexandriners, sondern auch durch ihre innere Anlage völlig auf dem Boden der französischen Technik. Ja, in den Mitschuldigen, denen Goethe stets eine gewisse Vorliebe bewahrte, wird ein Talent zur Schürzung und Lösung eines Intriguenknotens sichtbar, das in solchem Maße in keiner seiner späteren dramatischen Arbeiten zu erkennen ist.

Aller Gewinn aber aus diesen eigenen Schulstudien und Lessing's Vorbilde wurde von dem aufstrebenden jungen Genius in die Schanze geschlagen, als der Gedanke in ihm zündete, die treuherzige und ehrwürdige Gestalt des alten Stegreifritters mit der eisernen Hand zum Mittelpunkt eines Dramas zu machen.

Das Freiheitsgefühl, das seinen Helden durchglühte, ging auch auf den Dichter über bei der künstlerischen Gestaltung des Stoffes. Die übergewaltige Erscheinung Shakespeare's kam hinzu, ihn auf einen Schlag all der Fesseln zu entledigen, die er selbst in seinen Erstlingen wie spielend getragen hatte.

Wir wissen, daß er um so leichteren Herzens sich alles Regelzwangs entschlagen konnte, da ihm bei der ersten Arbeit an seinem Götz jeder Gedanke an eine Aufführung fern lag. Doch wenn wir begreifen, daß er in der ungebundenen Lust, dramatisch zu fabuliren, selbst über das Maß der Freizügigkeit hinausging, an das sich das Theater Shakespeare's noch immer gebunden fühlte, so ist es doch eine bedenkliche Erscheinung, daß ihm auch ein tiefer liegendes Gesetz dramatischer Kunst in diesem großen Jugendwerk gleichgültig war oder überhaupt nicht zum Bewußtsein kam.

Jene Spannung unseres Gemüthes nämlich, die das Miterleben bedeutender Menschengeschicke in uns erregt, wird vom dramatischen Dichter nur in geringerem Maße erzeugt, wenn er uns nicht vor Allem in den Werdeproceß der Charaktere, ihrer Entschlüsse und Handlungen den Einblick eröffnet. Auch für das Schauspiel nur äußerlich bewegter Scenen, in denen das Bild der Zeit mit allem Lebensreiz in voller Frische und Gegenwärtigkeit vor uns hintritt, sind wir dem Dichter dankbar. Das aber leistet bis

auf einen gewissen Grad auch die Kunst des Malers. Was der Dramatiker vor diesem voraus hat, ist eben die Fähigkeit, die Seelenzustände in ihrem Wandel und Wechsel uns vorzuführen, den psychologischen Proceß durch alle Phasen der Entwicklung zu begleiten, das innere Handeln in den entscheidenden Momenten zu enthüllen, statt uns mit dem Ergebniß von Conflicten zu überraschen, deren Ringen und Kämpfen uns entrückt worden ist. Wir wollen die geistigen und sittlichen Kräfte bei ihrer Arbeit belauschen, wie wir gern in die Retorte des Chemikers blicken, der uns Feindschaft und Wahlverwandtschaft verschiedener Elemente im organischen Proceß erkennen lehrt.

Diese wichtigste und schwierigste Aufgabe des echten Dramas nun hat sich der Dichter des Götz fast nirgends gestellt, fast geflissentlich die inneren Kämpfe unserer Theilnahme entzogen, den Umschlag der Charaktere hinter die Scene verlegt.

Weislingen's erstes Begegnen mit Maria erleben wir nicht mit. Wir sehen erst die vollendete Thatsache ihrer Verlobung, wie uns auch die darauf folgende Hinwendung zu Adelheid nur als Factum entgegentritt. So auch im weiteren Verlauf. Sickingen bringt seine Werbung um die verrathene Schwester seines Freundes bei Diesem an, nicht bei dem Mädchen selbst, so dankbar es gewesen wäre, den Seelenzustand der verlassenen Braut, ihren Schmerz um verlorene Neigung und das Aufdämmern neuer Glückshoffnung uns mit erleben zu lassen. Und doch war es gewiß nicht die Absicht des Dichters, diese sympathische Gestalt als einen willenlosen Spielball äußerer Umstände darzustellen, von einer Hand in die andere gehend, um nur am Schlusse zu lebhafterer persönlicher Betheiligung sich aufzuraffen.

Auch die äußere Action vollzieht sich in der gleichen losen Verknüpfung fragmentarischer Stimmungsbilder, die sich nicht sichtbar aus, sondern neben einander entwickeln. Götzens Gefangennahme, seine Befreiung durch Sickingen, sein endliches Ueberwältigtwerden erfahren wir nur durch Berichte. Aber die bunte und oft gewaltsame Bewegung innerhalb der einzelnen Scenen täuscht uns darüber, daß der pragmatische Zusammenhang von uns selbst ergänzt werden muß.

Wie wenig dem Dichter diese Compositionsweise als eine Schwäche des Werks zum Bewußtsein kam, beweist die dreißig Jahre später unternommene Bühnenbearbeitung. Auch jetzt war er nur bemüht, den allzu häufigen Scenenwechsel einzuschränken, die äußeren Handlungsmomente zu größeren Gruppen zusammenzufügen. Die inneren Collisionen und den Umschlag der Charaktere aus den Zwischenacten auf die Scene zu bringen, fühlte er durchaus kein Bedürfniß. Ja, es ist bezeichnend für seine Gleichgültigkeit gegen das wichtigste dramatische Interesse, daß er am Schluß des ersten Acts, wo er nun doch für gut fand, Maria wenigstens flüchtig mit Weislingen zusammenzubringen, ihr nur die wohlweisen Worte in den Mund legte: „Nähert euch, versöhnt, verbündet euch! Einigkeit vortrefflicher Männer ist wohlgesinnter Frauen sehnlichster Wunsch."

Das Tableau, das den Act wirkungsvoller abschließen sollte, macht den dramatischen Puls dieser Figuren stocken. Der Dichter vergaß seine eigene

Warnung, das zarte Seelchen Phantasie durch die alte Schwiegermutter Weisheit ja nicht beleidigen zu lassen.

Trotz dieser Mängel aber hat die Bühne zu allen Zeiten, wie gleich nach dem ersten Erscheinen des Werks, sich desselben zu bemächtigen gesucht. Im April 1774 wurde Götz in Berlin mit so großem Beifall aufgenommen, daß er an sechs Abenden hintereinander wiederholt werden konnte und in demselben Jahr noch achtmal erschien. Seine unverwüstliche Anziehungs- und Lebenskraft aber beruht auf anderen als specifisch dramatischen Qualitäten, und in das eigentliche Geheimniß der Shakespeare'schen Art und Kunst war der junge Dichter so wenig eingedrungen, daß er sich in seinen nächsten Arbeiten von jenem bewunderten Vorbilde völlig wieder abwandte. Clavigo, Stella, die Geschwister erscheinen wieder in geschlossener Form, die dem Dichter freilich schon durch die Natur der Stoffe nahegelegt war.

Allerdings fehlt es dem Clavigo an einem kunstvoll im Lessing'schen Sinne gegliederten Scenenaufbau. Der erste Act bringt zwei von einander unabhängige Expositionsscenen, mit einem Ausklang, der nur unbestimmt auf den nächsten Schritt zur eigentlichen Action vorbereitet. Gleich im zweiten Act aber der große, ungemein energische Auftritt zwischen Clavigo und Beaumarchais, die eigentliche scène à faire des Stücks, durch das Nachspiel mit Carlos wirksam abgerundet. Der dritte Act zeigt nur die Thatsache der reuigen Rückkehr, ohne weitere Entwicklung, und erst der vierte, in welchem der Gegenspieler Carlos den Umschlag, die Wandlung in Clavigo's Charakter bewirkt, hat wieder eine eminent dramatische Haltung, während der Schluß in scharfen kurzen Schlägen und leidenschaftlichen Interjectionen die Handlung abschließt.

Wir sehen: von der sorgfältigen Oekonomie Lessing'scher Technik ist dieses Stück noch immer weit entfernt. Aber der „dramatisirten Anekdote", wie Goethe selbst den Clavigo genannt hat, sichern neben der höchst lebendigen Diction der Reiz der Charakteristik und der Lapidarstil der novellistisch verlaufenden Handlung ihre unfehlbare Bühnenwirkung. Clavigo wird stets zum eisernen Bestande unseres Theaters gehören.

Nicht minder das Kleinod unter den einactigen deutschen Dramen, die Geschwister. Jedes Wort zum Preise dieser unwiderstehlich rührenden, in jedem kleinsten Zuge die lauterste Naivetät und innigste Menschlichkeit athmenden Dichtung wäre verschwendet. Nur das sei bemerkt, daß hier auch in der Scenenführung und Steigerung der Wirkung die glücklichste Hand gewaltet hat.

Die gleiche künstlerische Besonnenheit hat der Dichter auch in dem anderen Stück bewiesen, das er, wie die Geschwister, mit seinem Herzblut genährt hat, in der Stella. Nur an zwei Stellen begegnen wir einem auffallenden Ungeschick. Zuerst in jener psychologisch unmöglichen Scene des dritten Acts, wo Fernando Cäcilien gegenübertritt, ohne sie sofort zu erkennen, obwohl nur neun Jahre seit der Trennung von seiner Gattin vergangen sind. Und wie er dann, nachdem ihm jeder Zweifel geschwunden ist, ihre Erzählung mit anhört, durch Fragen wie: „Was könnte diese liebe Verbindung stören?" völlige Fremdheit heuchelt, bis er endlich nach einer peinlich gezwungenen Unterredung ihr zu Füßen sinkt, das Alles wirkt in der Aufführung geradezu

unerträglich. Nicht minder die Scene zwischen Fernando und dem Verwalter, in der durch eine dreiste Recapitulation mit dem seltsamen „wir" von Seiten des Untergebenen die Beschönigung der zwiefachen Treulosigkeit Fernando's versucht wird. Aber diese beiden unbeholfenen Scenen stehen vereinzelt in dem sonst so trefflichen Gefüge der Composition. Auch Stella würde ein bleibender Besitz unseres Theaters sein, wenn der Stoff unser sittliches Gefühl nicht verletzte, das peinliche Schauspiel, zwei edle Frauen einem haltlosen Schwächling aufgeopfert zu sehn, uns nicht mit einer allzu widrigen Empfindung aus dem Theater entließe.

Das Bedenken, das uns bei der Lectüre beschleicht, ob die enge Nachbarschaft des realistischen Stils in den ersten Scenen und der überschwänglichen, fast ossianischen Lyrik in den späteren leidenschaftlichen Partieen von der Bühne herab nicht störend wirken möchte, hat sich bei einer sorgsam vorbereiteten Aufführung auf dem Weimarer Theater nicht bestätigt, dank vor Allem der seelenvollen Durchführung der überaus schwierigen Titelrolle.

In diesem Werk aber zuerst begegnen wir hin und wieder der später so bedenklich zunehmenden Neigung des Dichters, in Momenten höchster Erregung statt des schlichten oder starken Naturlauts eine Sentenz ertönen zu lassen, wie sie dem Chor der griechischen Tragödie angemessen wäre. Eine Frau, die ihren verloren geglaubten Gatten wiederfindet, verscherzt unsern Antheil, wenn sie in die Worte ausbricht: „Guter, ewiger Vorsorger, du nimmst unserm Herzen doch nichts, was du ihm nicht aufbewahrtest bis zur Stunde, wo es dessen am meisten bedarf."

Wir glauben den weisen Nathan zu hören, nicht Frau Cäcilien.

Ich gedenke nun nicht bei den kleineren Dichtungen aus der Frankfurter und ersten Weimarer Zeit zu verweilen.

Obwohl sie sämmtlich für die Aufführung bestimmt waren, hat keines dieser Gelegenheitsstücke und Singspiele auf einem anderen als dem Weimarer Theater mit Erfolg sich sehen lassen, oder es gar über eine Aufführung im intimsten Kreise hinausgebracht, weder die idyllischen Jery und Bäteli und die Fischerin, die sentimentalen Lila und Erwin und Elmire, noch die nach dem Muster der italienischen opera buffa zugeschnittenen Scherz, List und Rache und Claudine von Villa Bella bis zur Fortsetzung der Zauberflöte. Wie viel Liebe und Kunst, wie unermüdliche Sorgfalt hat Goethe gerade in seiner frischesten Jugend an diese Arbeiten gewendet, und wie betrübend ist der Anblick all dieser verlorenen Liebesmüh'. Zum großen Theil mögen seine Musiker den geringen Erfolg verschuldet haben. Gewiß aber hätten in späteren Zeiten begabtere Componisten sich der Texte eines Goethe bemächtigt, wenn ein elementarer dramatischer Zug ihnen innewohnte.

Von den Werken nun, die die Bühne erobert und behauptet haben, kommt hier zunächst der Egmont in Betracht, der schon 1775 begonnen war, doch erst in Italien zu seiner letzten Form gelangte.

Da erscheint es denn auf den ersten Blick seltsam, den Dichter, der inzwischen auch Iphigenie und Tasso in festerer architektonischer Gliederung entworfen hatte, im Egmont zu der unvollkommenen Bühnenform des Götz zurückgreifen zu sehen.

Freilich ist die ausschweifende Ungebundenheit des Scenenwechsels, die dem Götz eigen ist, einer Zusammenfassung in größeren Partieen gewichen. An Stelle der vielen kleinen musivischen Züge der Charakteristik ist eine breitere Behandlung getreten und die äußerliche Anlehnung an Shakespeare verschwunden. Doch in dem für die echte dramatische Kunst entscheidenden Punkt, der organischen Entwicklung der inneren Peripetieen vor unsern Augen, finden wir den Egmont noch genau auf derselben Stufe, wie jenes Sturm- und Drangstück.

In höchst lebendigen Volksscenen wird der Zustand und die Stimmung des Landes geschildert; in feinen Staatsgesprächen zwischen der Regentin und Machiavell die Gesinnung der hohen politischen Kreise; in gemüthlichen und zärtlichen Genrescenen der Charakter des Helden beleuchtet; doch bis zum vierten Act nirgend ein Aufeinanderplatzen der feindlichen Parteien. Die Flammen glühen unter der Asche fort, ohne daß es zu einem Auflodern kommt, die an sich so reizvollen Details wirken nur wie erfreuliche Episoden in einem historischen Roman, dergestalt, daß an kleineren Bühnen die Scenen zwischen der Fürstin und ihrem Staatssecretär, übrigens schwierig zu besetzen, einfach weggelassen werden, ohne daß der Mehrzahl der Zuschauer eine Lücke fühlbar würde. In keiner Shakespeare'schen Historie finden sich größere Partieen, die ohne Schaden für den dramatischen Zusammenhang entbehrt werden könnten.

Nun aber der vierte Akt.

Zum ersten Mal treten hier die kämpfenden Mächte Aug' in Auge sich gegenüber, Egmont und Alba. Doch nur ein Scheingefecht wird ausgefochten, dessen Ergebniß von vornherein feststeht. Mit wie athemloser Spannung würden wir der großen Unterredung folgen, wenn es noch von Egmont's Haltung abhinge, sein und seines Volkes Schicksal zu wenden, wenn der spanische Gewaltherr ihn als Angeklagten verhörte, dessen Vertheidigung vielleicht noch zu seinen Gunsten wirken, das über seinem Haupte drohende Schwert ablenken könnte. Nichts davon. Das Urtheil ist unwiderruflich gefällt, noch ehe der Proceß begonnen hat, gewiß dem historischen Charakter Alba's angemessen, dessen Staatsraison durch kein menschliches Rühren beeinflußt werden konnte. Ein historischer Fehler aber wäre hier zu einer dramatischen Tugend geworden.

Der gleiche Mangel an innerer Spannung im letzten Akt. Egmont's Monolog, Clärchen's Ausgang, das Finale im Kerker — Scenen der tiefsten Seelenbewegung, doch ohne jedes Hinübergreifen der einen in die andere. Und wer erwartete nicht von Alba's Sohn, als er zu dem Verurtheilten in den Kerker tritt, den Anlauf zu irgend einer That, einen jugendlich unbesonnenen Versuch zur Rettung des verehrten Mannes, einen Conflict in Egmont's Seele, ob er den Freundesdienst annehmen, oder das Opfer seines Lebens sich vollziehen lassen solle. Ferdinand aber kommt nur, um Egmont's Schicksal zu

beklagen und — freilich wiederum im Sinne der Geschichte — seine eigene Unfähigkeit zu einer rettenden Action zu bedauern.

Es ist oft genug ausgesprochen worden, daß die thatlose Schwäche fast aller Goethe'schen Helden — der Weislingen, Clavigo, Fernando, Egmont, denen aus den Romanen noch so viel verwandte Charaktere anzureihen sind — aus dem eigenen Naturell des Dichters zu erklären sei. Früh hatte er sich gewöhnt, alle Erscheinungen des Menschenlebens als Naturprocesse zu betrachten, deren gesetzlichen Ablauf er fast mit dem gelassenen Antheil des experimentirenden Forschers verfolgt. Die Illusion der Willensfreiheit, die dem handelnden dramatischen Charakter unentbehrlich ist, erkennt er an, doch nur als ein Phänomen neben anderen. Als eigentlich treibende und lenkende Macht gilt ihm das unentrinnbare Schicksal, das Jeder in seinem eigenen Busen trägt, und das selbst den Leidenschaftlichen nur erleiden macht, was nach den Elementen seines Wesens über ihn verhängt ist.

Nach dem Gesetz, nach dem du angetreten,
So mußt du sein, du kannst dir nicht entfliehen.

Gewiß eine tiefsinnige Wahrheit. Doch es ist gefährlich, wenn der Dichter sich offen zu ihr bekennt, auch auf der Bühne, von der herab er eine in dumpfem Bewußtsein hinlebende Menge durch den Anblick nach hohen Zielen hinstrebender, gegen das übermächtige Schicksal sich aufbäumender Menschen erschüttern und erheben soll.

Freilich, daß es Goethe mit seinem Egmont nicht zunächst um Theatererfolge zu thun war, scheint aus einer Aeußerung hervorzugehen, die wir in einem Briefe aus Italien an den Herzog finden, nachdem er das Werk eben abgeschlossen hatte.

„Ich möchte nun nichts mehr schreiben, was nicht Menschen, die ein großes und bewegtes Leben führen und geführt haben, nicht auch lesen dürften und möchten."

Auf *Leser* also kam es ihm an, nicht auf *Zuschauer*, so hoch er selbst von dem Werth seiner Dichtung und ihrem historischen und weltmännischen Gehalt denken mochte.

Goethe hat es gegen Schiller und auch an anderen Orten deutlich ausgesprochen, daß ihm das dramatische *Handwerk* fehle. Er hat es als die zwei Grundfehler bezeichnet, die ihn sein Leben hindurch gepeinigt und gehemmt hätten: daß er das Handwerk einer Sache, die er treiben wollte und sollte, nicht lernen und nie auf eine Arbeit oder ein Geschäft so viel Zeit verwenden mochte, als dazu erfordert werde.

Gegen den letzteren Vorwurf werden wir den unermüdlich an seiner Vervollkommnung Arbeitenden in Schutz nehmen müssen. Die erstere Selbstanklage beruhte gewiß auf einer richtigen Selbsterkenntniß. Nur daß die üblen Folgen einer solchen Vernachlässigung dessen, was dem gewöhnlichen Talent unentbehrlich ist, bei der wundersamen Natur genialer Schöpfungen kaum hervortreten und dann gewöhnlich durch überraschende Vorzüge aufgewogen werden.

Wohl ist es unmöglich, historische Stoffe von breit ausladendem Umfang zu voller, einheitlicher dramatischer Wirkung zu bringen, ohne nüchterne Controle der traumhaft sich aufdrängenden Phantasiebilder, ohne jenen besonnenen Calcül, der die Massen übersichtlich gruppirt, die Steigerung stets im Auge behält und die Wirkung auf das empfangende Publicum mit in Anschlag bringt. In dieser Kunst, in der Schiller es zu virtuoser Meisterschaft brachte, ist Goethe über ein unsicheres Tasten nicht hinausgekommen.

Nun aber begegnen wir einer merkwürdigen, für die Erkenntniß von Goethe's Dichternatur höchst bedeutsamen Erscheinung.

Wir Alle wissen, daß echte Lyrik erlebt, nicht erdichtet sein muß. Ob es dem Roman und dem Drama immer zum Vortheil gereiche, wenn persönliche Erlebnisse des Dichters ihren Hauptmotiven zu Grunde liegen, ist zu bezweifeln. Nur zu leicht trübt und verwirrt das intime Verhältniß zu seinem Stoff den Blick des Schaffenden für das Wesentliche, Allgemeingültige, und Wenigen ist es wie Goethe gegeben, eigenes Leid und eigene Leidenschaft mit fester Künstlerhand zu klarumrissenen Lebensbildern zu gestalten, das Erlebniß rein von sich abzulösen.

Daß aber Goethe gerade da, und *nur* da, wo seine dramatische Dichtung aus der innigsten persönlichen Stimmung entsprang, nicht nur diese Stimmung, etwa durch den lyrischen Hauch, der über den Gestalten schwebt, dem eingeweihten Leser mitzutheilen wußte, daß er gerade in diesen Werken auch die Mittel echt *dramatischer* Wirkung am sichersten beherrscht, wird in der gesammten Geschichte der dramatischen Literatur als einziges Beispiel dastehen.

Der größte Lyriker unter Goethe's Zeitgenossen, Lord Byron, hat aus den beiden Dramen, bei denen allein er an die reale Bühne dachte, im Sardanapal und den beiden Foscari jede subjective Stimmung verbannt. Und so hat auch Shelley in seiner herrlichen Beatrice die Cenci die schweifende und ausschweifende Phantastik, die seine lyrischen Dichtungen so oft in goldenen Nebelduft einhüllt, aufs Strengste gezügelt.

Anders Goethe. Die beiden großen dramatischen Gedichte, die er in Italien zur Vollendung brachte, *Iphigenie* und *Tasso*, sind zugleich mit den feinsten Fäden seiner persönlichsten Empfindung durchwoben und doch mit dem reinsten Kunstgefühl zu Meisterwerken ihrer Gattung durchgebildet.

Gerade auch in Hinsicht der dramatischen Composition. Denn hier ist nirgends zu spüren, daß der Dichter das Handwerk seiner Kunst zu lernen verschmäht hätte. Ein weise erwogener Plan erscheint mit höchster Besonnenheit durchgeführt; die Charaktere leben sich nicht sprunghaft, sondern in stetigem Flusse vor unseren Augen aus; kein wichtiges Moment der Entwicklung ist in die Zwischenacte verlegt.

Es wird sich schwer entscheiden lassen, ob hier ein bewußt berechnender Kunstverstand gewaltet hat oder, wie ich zu glauben geneigt wäre, ein unbewußt organisirender dichterischer Instinct, der die Elemente eines glücklichen Stoffes mit Naturgewalt zu reinen Bildungen krystallisiren ließ. Jedenfalls bezeichnen die beiden hohen Werke, die noch heute nach einem Jahrhundert in

jugendlicher Frische vor uns stehen, zugleich den Gipfel von Goethe's dichterischer Kraft, wie die volle Reife seines dramatischen Vermögens.

Schiller hat es in dem bekannten Brief an Goethe bedauert, daß in der Iphigenie dasjenige, was man eigentlich Handlung nennt, hinter den Coulissen vorgeht, während das Sittliche, was im Herzen vorgeht, zur Handlung gemacht und gleichsam vor die Augen gebracht wird. Obwohl er diesen Geist des Stückes, dessen eigentlicher Vorzug das Seelenhafte sei, erhalten wissen will, wünscht er doch ein stärkeres Hereinziehen der äußeren Handlung, zur Belebung des dramatischen Interesses, wie er auch ohne Furien keinen Orest gelten lassen möchte. Freilich setzt er hinzu: Hier ist eine von den Grenzen des alten und neuen Trauerspiels.

Doch als er selbst daran ging, die Iphigenie in seinem Sinne für die Aufführung zuzurichten, erkannte er bald, daß keine Verstärkung der sinnlichen Handlung den Eindruck von der Bühne herab wesentlich erhöhen würde, während gerade die eigenartigste Wirkung des wundersamen Gedichts, die Rührung durch das Seelenhafte, die er selbst davon empfangen, durch eine bewegtere äußere Action gemindert werden konnte. Nur weniges allzu Reflectirte wurde ausgeschieden, und immerhin ist noch Einiges dieser Art zurückgeblieben, was die natürliche Empfindung unterbindet. Wenn z. B. die so lange von der Heimath Verbannte den Bruder wiederfindet, und statt von dem jähen Glück überwältigt zu verstummen oder in einen erschütternden Jubelruf auszubrechen, die feierlich getragenen Worte spricht:

So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder.
Wie ungeheuer steht dein Bild vor mir! —

so muthet uns dieser Erguß wie ein Chorlied aus einer griechischen Tragödie an, und wir werden von einem kühleren Hauch berührt, der nur durch die feinste Kunst der Darstellerin, durch ein glücklich vermittelndes Gebärdenspiel verscheucht werden kann. Von vornherein hat uns ja auch der mythische Grundton des Stückes in eine höhere Region erhoben, in der ein leichter, traumhafter Duft die Gestalten von der gemeinen Deutlichkeit des Alltags abscheidet. Im Tasso dagegen, der auf historischem Boden steht, wird die Unmittelbarkeit des Gefühls nie beeinträchtigt durch ein Anklingen an den Stil des antiken Theaters.

Daß sich nun aber die lebendige Bühne diesen beiden Stücken gegenüber spröde verhält, kann uns wahrlich nicht Wunder nehmen.

Der nächste Grund ist die Verlegenheit unserer heutigen naturalistisch verwilderten, aller einheitlichen Zucht entbehrenden Schauspielkunst, sich mit dem Stil dieser Dramen zurechtzufinden, der in nie wieder erreichter Vollendung die natürliche Sprache der Empfindung mit dem höchsten dichterischen Ausdruck vereinigt. Immer pflegen die heutigen Schauspieler das eine oder das andere dieser beiden Elemente vorwiegend zu betonen, entweder die Rede zum modernen Conversationston herabzudrücken, oder das herrliche Portament dieser Verse durch seelenlos pathetische Declamation jedes Naturhauchs zu berauben.

Dann aber liegt auch in den Stoffen beider Dramen ein Hinderniß ihrer breiteren Wirkung.

Die moderne Welt, die auch auf anderen Gebieten sich gegen den bildenden Einfluß antiker Kunst und Cultur auflehnt, wird von dem blöden Vorurtheil beherrscht, daß auf der Bühne nur die heutigsten Zustände und Charaktere uns interessiren dürften. Als ob nicht Alles, was einer echten Dichterkraft entsprungen ist, uns mit der Gewalt unmittelbarer Gegenwart berührte und Hekuba uns ferner stände, als die erste beste trauernde Mutter eines modernen Rührstücks! Und doch darf die priesterliche Gestalt der Griechenjungfrau nur selten vor uns erscheinen, um eine Weihestimmung über die so oft entweihten Bretter zu verbreiten, meist vor einer kleinen Gemeinde, die freilich oft genug von der unzulänglichen Darstellung in jenem Vorurtheil bestärkt wird.

Seltener noch tritt Tasso wieder auf, doch aus einem Grunde, der größere Berechtigung hat. Denn zunächst ist er an äußerer Handlung noch ärmer als Iphigenie, und überdies noch schwieriger im rechten Sinne darzustellen. Immer ersteht von Zeit zu Zeit eine Künstlerin, die uns die Macht des ewig Weiblichen über Barbaren ergreifend nahebringt. Mag sie von ihren Mitspielern nur unvollkommen unterstützt werden, der Grundton ihrer Seele geht so entscheidend durch das ganze Stück, daß er wohl auch störende Nebentöne zu überwiegen vermag. Im Tasso dagegen wird ein so feingestimmter Gesammtaccord angeschlagen, daß eine unleidliche Verstimmung entsteht, sobald nur eine einzige Stimme aus der Harmonie fällt. Das Maß von Weltbildung, seelischer Tiefe, reizbarer Leidenschaftlichkeit, Verstand und Phantasie, das sich auf die fünf einander ebenbürtigen Personen dieses Dramas vertheilt, — wo fände sich's in der Schauspielerwelt zu irgend einer Zeit an Einem Orte vereinigt! Eher ließe sich denken, daß in einem künstlerisch begabten hochgebildeten Dilettantenkreise dieses Werk rein zur Anschauung kommen könnte, dann aber auch zu so erschütternder Wirkung, daß man sich bewußt würde, eine Offenbarung der höchsten Kunst miterlebt zu haben. Das große Publicum aber, das unsere öffentlichen Theater füllt, wo wäre es gebildet und zartsinnig genug, das tragische Geschick zu verstehen, das eine hochgestimmte reizbare Dichterseele mitten im schönsten Glück des Augenblicks ihrem Dämon überliefert und zu ewigem Ungenügen und verzweiflungsvoller Unseligkeit verurtheilt!

Auf der Höhe der Künstlerschaft, die der Dramatiker Goethe in Italien erreicht hatte, sind Iphigenie und Tasso einsam stehen geblieben. Der Gipfel hat sich nicht zur Hochebene ausgebreitet, der Vierzigjährige der Bühne nichts mehr geschenkt, was, wenn es auch in anderem Stil sich bewegt und an jene Vollendung nicht mehr herangereicht hätte, als eine werthvolle Bereicherung unserer dramatischen Habe zu betrachten wäre.

Wir wissen, was den Heimgekehrten zunächst so tief verstimmte, daß er sich von aller poetischen Thätigkeit abwandte. Wenn er die literarischen und dramatischen Producte betrachtete, die während seiner Abwesenheit den lautesten

Beifall nicht nur der Menge, sondern selbst einiger seiner näheren Freunde gewonnen hatten, und die kühle, enttäuschte Aufnahme seiner eigenen Dichtungen dagegenhielt, mußte es ihm wohl vorkommen, als sei Iphigenie abermals zu den tauriſchen Barbaren verſchlagen worden.

Das alſo erſcheint nur begreiflich; befremdlicher, daß ſelbſt die im Jahre 1791 beginnende praktiſche Beſchäftigung Goethe's mit dem Weimarer Theater keine geſunderen, für damals und heut erquicklicheren Früchte getragen hat, als ſeine Verſuche im realiſtiſchen Stil, die Aufgeregten, der Groß-Cophta und der Bürgergeneral. Nach dem hohen Fluge, den ſeine Muſe in Italien genommen hatte, beſchleicht uns dieſen Theaterſtücken gegenüber ein Gefühl der Trauer, als ob wir einem Adler, den wir in königlicher Freiheit auf Morgenwolken ſchweben ſahen, auf der platten Erde einer Dorfſtraße kümmerlich dahinſchreitend begegneten. Freilich beſtätigen dieſe unerfreulichen Arbeiten, in deren Form und Gehalt wir den großen Dichter nicht wiederfinden, die Beobachtung, die wir an ſeinen Meiſterwerken gemacht haben, daß, wenn ſein Genius ihm treu bleiben ſollte, nicht er den Stoff ergreifen mußte, ſondern der Stoff ihn. Das Handwerk, das er nun als Leiter einer Bühne gründlich genug erlernen konnte, verwirrte nur jenen wunderſamen künſtleriſchen Inſtinct, der ihn zu unvergänglichen Schöpfungen geleitet hatte. Auch die dramaturgiſchen Theorieen und Experimente, über die er ſo ernſtlich mit Schiller verhandelte, konnten ſeine geſtaltende Phantaſie nicht wahrhaft befruchten. Immerhin wird ein ſo frühes Verſiegen der dramatiſchen Ader bei ſeinem unermüdlichen Bemühen um die lebendige Bühne ein pſychologiſches Räthſel bleiben.

Als das Räthſel aller Räthſel aber hab' ich es ſtets betrachtet, daß auch ein Werk, das nicht für den Tagesbedarf der Bühne, noch unter dem Druck einer proſaiſchen Actualität entſtanden, ſondern mit der zärtlichſten Liebe im Mutterſchoß einer großen Dichterphantaſie empfangen und ausgereift war, als ein künſtliches, des echten Lebenshauchs entbehrendes Geſchöpf ans Licht trat, daß die natürliche Tochter werden konnte, was ſie iſt, zu einer Zeit, da der friſche Ideenaustauſch mit Schiller in deſſen fruchtbarſter Epoche auch den älteren Freund zu neuem Aufſchwung ſeiner dramatiſchen Kraft hätte anregen ſollen.

Ich weiß, daß viele rechtgläubige Goetheverehrer dieſe meine Anſicht eine arge Ketzerei ſchelten werden. Und hier iſt nicht der Ort zu eingehender äſthetiſcher Beleuchtung des umſtrittenen Werks, zu einer Unterſuchung, ob die Forderung des abſtracten Schiller'ſchen und Fichte'ſchen Idealismus: alles Stoffartige, alles Intereſſe an der dargeſtellten Begebenheit ſolle durch die hohe Kunſtform getilgt werden, wenn überhaupt, ſo insbeſondere für das Drama berechtigt ſei. Hier habe ich nur die Gründe nachzuweiſen, aus denen die lebendige Bühne dieſes Schmerzenskind Goethe's von jeher abgelehnt hat und ablehnen durfte.

Nicht darum, weil wir in der natürlichen Tochter nur das erſte Stück einer unvollendeten Trilogie beſitzen.

Auch der erste Theil des Faust, so wenig er das Problem zum Abschluß bringt, ist der Bühne nicht fremd geblieben, und Schiller's Demetrius, in neuester Zeit Grillparzer's Esther-Fragment haben überall zur Aufführung gedrängt und den lebhaftesten Eindruck gemacht.

Doch während der Inhalt dieser drei Torso's unsere Sympathie sofort gewinnt, berührt uns die Handlung in der Eugenie durchaus mehr peinlich als tragisch, zumal der eigentliche Urheber des unseligen Geschicks, der Sohn des Herzogs, hinter den Coulissen bleibt und nur seine niederen Werkzeuge vor uns erscheinen.

Können wir uns einer widrigen Empfindung erwehren, wenn wir einen zärtlichen Vater in herzzerreißender Todtenklage, die fast einen ganzen Act füllt, eine Tochter bejammern hören, die noch lebt und deren Tod nur durch eine schnöde Intrigue ihm vorgespiegelt wurde? Und wenn wir das edle Mädchen von denselben tückischen Gewalten dem Verderben überliefert sehen, ohne eigene Verschuldung als eine kindische Neugier, erscheint uns nicht die Nothehe mit einem steifen Biedermann geringeren Standes, in die sie am Schlusse willigt, als eine klägliche Abfindung für so viel getäuschte Hoffnungen? Die unsichere Perspective auf eine spätere Genugthuung kann den niederschlagenden Eindruck dieser Vergewaltigung nicht aufheben.

Dazu kommt, daß auch die seltsame Oekonomie des Stückes nicht geeignet ist, seine Aufführung zu empfehlen.

Der König erscheint nur im ersten Act, der Herzog im ersten und dritten, der Secretär im zweiten und dritten, von da an verschwinden diese Figuren aus dem Stück, und neue treten auf, bis auf den einen Gerichtsrath sämmtlich episodenhaft. Außer Eugenien und der Hofmeisterin hat keiner der Darsteller Zeit, in seiner Rolle warm zu werden und den Zuschauer zu erwärmen.

Doch auch diesen Beiden ist ihre Aufgabe in hohem Grade erschwert durch den Stil, in dem der Dichter sie reden läßt.

Das Ziel jeder theatralischen Darstellung ist, die Illusion des Lebens hervorzurufen. Die Mittel dazu sind die mannigfaltigsten. Auch das gesungene Wort vermag uns ja zum lebendigsten Antheil an den Personen zu bewegen, die in der Oper auftreten, wie viel mehr die gesprochene Rede, mag sie auch im höchsten Kothurngang dahinwandeln, und es ist eine thörichte Verirrung gewisser heutiger Dramatiker und ästhetischer Doctrinäre, den Vers von der Bühne verbannen zu wollen.

Nur hat der Dichter sich streng zu hüten, jene Illusion nicht durch das Hereintönen seiner Stimme in Rede und Gegenrede seiner Figuren zu zerstören. Unsere Phantasie ist willig genug, selbst hölzernen Marionetten ein Lebensrecht einzuräumen, wenn nur nie der Kopf des Puppenspielers im Rahmen seiner kleinen Bühne sichtbar wird.

Diese Vorsicht hat Goethe in der antikisirenden Periode, der die Eugenie angehört, außer Acht gelassen. Die unvergleichliche Kunst einer rhythmisch getragenen und doch der Naivetät des Naturlauts nie ganz entfremdeten Rede, wie er sie in Iphigenie und Tasso geübt hatte, — in der natürlichen Tochter ist sie ihm zu einer sonoren Manier geworden. Der edle Faltenwurf der

Griechin, durch den alle Bewegungen ihrer Gestalt in natürlichem Flusse hindurchschimmern, lastet auf den Gliedern der modernen Figuren als eine schwerfällige, conventionelle Verkleidung. Noch in dem schönen Fragment des Elpenor bewegt sich die idealistische Sprache mit natürlicher Freiheit. In der Eugenie, deren Figuren nur als die Repräsentanten der verschiedenen Stände ohne jenen persönlichen Lebensreiz auftreten, dessen Erzeugung Goethe's glänzendste Gabe gewesen war, hören wir auch aus den meisten Reden nur den Dichter, der dem Schauspieler seine Aufgabe erschwert, wenn er aus der Maske desselben sich selbst vernehmen läßt.

Um Niederungen schwebet, gift'gen Brodems,
Blaudunst'ger Streifen angeschwollne Pest.
Im Vortod seh' ich, matt und hingebleicht,
Von Tag zu Tag ein Kummerleben schwanken.

Mit keiner Kunst wird der Schauspieler, der als Gerichtsrath diese Verse zu sprechen hätte, die Illusion einer wirklichen Lebensäußerung hervorzurufen im Stande sein. Und wenn Eugenie von einem Kleidungsstücke sagt:

Das Untertleid! Wie reich und süß durchflimmert
Sich rein des Silbers und der Farben Blitz — —
Auch diesem Gold ist mit Geschmack und Wahl
Der Blumen Schmelz metallisch aufgebrämt,

und wenn sie die Hofmeisterin bittet:

Nun leihe mir der Perlen sanftes Licht
Und der Juwelen leuchtende Gewalt —

so mag man darüber streiten, ob dieser wunderlich gekünstelte, mit gesuchtem Bilderschmuck überladene Stil überhaupt noch die Grenze einhalte, die Vornehmheit von Affectation, Hochtönendes vom Schwülstigen trennt, — die Bühne ist berechtigt, einem Werk dieses Stils den Zugang zu verweigern.

Freilich verschleierte dem Dichter, der sich mehr und mehr zum Symbolischen und Allegorischen hinneigte, gerade diese unlebendige Form das Schemenhafte, Unpersönliche seiner Gestalten. Statt ins volle Menschenleben hineinzugreifen, lag ihm mehr und mehr daran, personificirte Begriffe in Action zu setzen. So gelang es ihm in der unvollendeten Pandora mit allem Aufwande wechselnder Versküнste und bedeutender Sinnsprüche nicht, für irgend eine der mythischen Figuren mehr als ein problematisches Interesse zu erwecken, wie es helldunkle Traumgestalten in uns erregen, deren Deutung und Zusammenhang wir vergebens nachsinnen. Und selbst dieser Reiz gebricht dem Spätling seiner dramatischen Muse, des Epimenides Erwachen. Die in seltsamen Abstractionen und opernhaften Effecten sich genügende greisenhafte Kraft war der Aufgabe nicht mehr gewachsen, etwas Dichterisches hervorzubringen, das der größten welthistorischen Gelegenheit würdig gewesen wäre.

Doch von diesen Zeugnissen einer schwindenden Kraft wenden wir uns endlich zu demjenigen Werk, in welchem Natur und Kunst, Seele und Geist des Dichters sich zum wunderbarsten Bunde vereinigt haben.

Wie einzig in ihrer Art ist die Stellung des Faust in der Weltliteratur!

Der deutscheste Stoff, der jemals dramatische Form gewonnen hat, — und doch von grenzenloser Anziehungskraft auf die fremdesten Nationen.

Eine Composition, die sich jeder Rücksicht auf die hergebrachten Forderungen der Bühne entschlägt, ein Stil, der an die Volkscomödie des sechzehnten Jahrhunderts anklingt, durch den Reim von der modernen Theatersprache so weit als möglich entfernt — und doch auf der heutigen Bühne von überwältigender Wirkung.

Die höchsten Probleme des Menschengeistes, ein Hinabtauchen in die dunkelsten Tiefen der Speculation in langen Monologen, und die Menge lauscht ihnen wie Scenen voll der spannendsten inneren und äußeren Handlung.

Endlich: fast Satz für Satz zum geflügelten Wort geworden. Wir sprechen diese Verse nach wie die Bitten des Vaterunser, und gleichwohl folgen wir der Darstellung auf den Brettern mit einer Hingebung, als wären uns alle diese Worte neu und, die sie aussprechen, träten zum ersten Mal vor uns hin.

Wohl hat an dieser unfehlbaren Wirkung selbst auf die breite Masse des Volkes die reiche Phantastik des alten Zauberspiels einen großen Antheil, die Fülle der Gesichte, die überall die Ahnung des Uebersinnlichen erwecken; nicht minder auch das Interesse an den unauslöschlich brennenden Fragen des allgemeinen Menschengeschickes, die das große Gedicht durchklingen. Was ihm aber zu allermeist seine ewige Wirkung sichert, ist die Naturgewalt, mit der alle Figuren in höchster Lebendigkeit und zugleich vom edelsten künstlerischen Hauch umwittert uns nahetreten.

Denn ein unterscheidendes Kennzeichen des germanischen Geistes gegenüber dem romanischen ist es ja, daß es *uns* im Theater vor Allem um die *Charaktere* zu thun ist, während Spanier und Franzosen auf die *Handlung*, die kunstvolle Verwicklung und Lösung ihres Fadens das Hauptgewicht legen. Die Ausnahme, die Molière's Charaktercomödie zu machen scheint, bestätigt nur die Regel. Denn bis auf den einzigen Tartuffe, dessen Figuren uns mit individueller ausgeprägten Gesichtern begegnen, enthalten seine Comödien nur Typen; sein Harpagon ist *der* Geizige, sein Alceste *der* Misanthrop, während wir in Othello nicht bloß den Repräsentanten der Eifersucht, in Tasso den Dichter als solchen, sondern zwei bestimmte Individuen von höchst persönlicher Eigenart vor uns haben, die mit uns fortleben, als hätten wir sie in Fleisch und Bein gekannt.

Diese realistische Macht, die Goethe vor allen deutschen Dichtern besaß, macht seine Gestalten gleichsam zum lebenden Inventar unseres eigenen Daseins. Es wird uns zum Bedürfniß, ihnen von Zeit zu Zeit auch in der Verkörperung auf den Brettern einmal wieder in die Augen zu blicken, aus ihrem Munde wieder zu hören, was uns so wohlbekannt ist, wie die Geistes- und Gemüthsart unserer eigenen Familie.

Wohl ließe sich's denken, daß über hundert Jahre die Braut von Messina, vielleicht sogar die Jungfrau von Orleans, im Stil so veraltet erscheinen und dem Theater so fern bleiben könnte, wie heutzutage Corneille und Racine der französischen Bühne, unbeschadet der traditionellen classischen Glorie, die diese großen Werke umgibt. Was an den anderen Dramen Schiller's ihrer

Zeit angehört, oder durch die übermächtige grandiose Subjectivität des Dichters nicht ganz zu naiver persönlicher Gestalt gediehen ist, wird durch die hinreißende Gewalt seines echt dramatischen Temperaments vor dem Vergessen geschützt bleiben. Aus anderem Grunde wird Goethe auf dem deutschen Theater fortleben. Denn undenkbar ist es mir, daß je eine Zeit kommen könnte, in der man trotz aller dramatisch-technischen Mängel nicht das Verlangen fühlen sollte, Götz, Adelheid, Georg — Egmont und Clärchen — Clavigo und Marianne — Iphigenien und Tasso, vor Allem die sämmtlichen Personen des Faust auf der Bühne zu begrüßen, wie gute alte Bekannte, mit denen wir aufgewachsen sind; ja selbst die Stimme des Erdgeistes wieder zu vernehmen, als tönte sie aus dem ehrwürdigen Munde eines uralten Familienoberhaupts.

Hier aber kann ich das Bekenntniß nicht zurückhalten, daß mir dies Alles nur vom Faust des ersten Theiles gilt, daß ich die vielfachen Versuche, auch den zweiten der Bühne zu gewinnen, trotz mancher scheinbaren Erfolge für unglücklich halten muß.

Wohl ist der Wunsch natürlich, Faust's Geschick, das im ersten Theil nicht zu vollem Abschluß gelangt, auch auf der Bühne sich vollenden zu sehen. Aber die seltsame Lähmung des dramatischen Nervs, die Goethe seit der Rückkehr aus Italien befallen hatte, wurde auch für die Fortsetzung des Faust verhängnißvoll. Gerade die sichere Bildkraft, die alle Gestalten des ersten Theils von den rohen Gesellen in Auerbach's Keller bis hinauf zur Majestät der erhabensten Mächte belebt hat, im zweiten Theil vermissen wir sie aufs Empfindlichste. In der großen Reihe neuer Figuren, die Faust's neuen Lebensaufgaben dienen, ist keine zu individueller Deutlichkeit gediehen. Kaiser, Kanzler, Schatzmeister, Herold, Obergeneral u. s. w. sind wie die Personen in der natürlichen Tochter nur personificirte Standesbegriffe, und selbst zu Helena, die in breiterer Ausführung vor uns steht, treten wir in kein persönliches Verhältniß, zumal sie schließlich in eine symbolische Nebelgestalt sich auflöst. Wohl hat der Dichter all diesen Figuren eine Fülle bedeutender Aeußerungen in den Mund gelegt, doch selten im Wechselspiel eines lebendigen Dialogs, sondern wie auf alten Gemälden die mit Sprüchen beschriebenen Zettel, die den neben einander stehenden Figuren aus dem Munde gehen.

Und wäre noch durch die Aufführung ein klarer Ueberblick über die Idee des Ganzen zu gewinnen! Goethe selbst hat sich's in der „Abkündigung", die sich in einem Paralipomenon findet, eingestanden:

Es hat wohl einen Anfang, hat ein Ende,
Allein ein Ganzes ist es nicht.

So dachte er um das Jahr 1800. Damals verglich er das so vielfach lückenhafte Gedicht mit dem fragmentarischen Menschenleben. Ob er 30 Jahre später überzeugt war, die zerstreuten Glieder wirklich zu voller Einheit zusammengefügt zu haben, steht dahin. Eingeweihte Goethe-Forscher haben sich bemüht, einen bündigen Zusammenhang der disparaten Theile nachzuweisen. Andere haben ihn bestritten. Sei dem aber wie ihm wolle: daß der Bühneneindruck eher dazu angethan sei, den einheitlichen Sinn zu verdunkeln, als aufzuhellen, hat meine eigene Erfahrung mich belehrt.

Schon die verwirrende Mannigfaltigkeit der Stile — vom eigentlichen Faust-Vers durch die antiken Maße des Trimeters und der freien Rhythmen, trochäische und jambische Strophen bis zu den Alexandrinern des Kaisers und seines Hofstaats — stört das Gefühl eines lebendigen, einheitlichen Flusses. Mehr noch der orphische Ton so manches bedeutsamen Wortes, die Fülle geheimnißvoller Beziehungen, die selbst dem nachdenklichen Leser nur mit Hülfe eines Commentars sich entschleiern, vor dem unvorbereiteten Zuschauer aber unverstanden zu Boden fallen. Und wie soll diesem vollends die überraschende Lösung des Problems einleuchten, selbst wenn er es als hinlänglichen Gewinn dieses durchgestürmten Lebens anerkennt, auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen und im Vorgefühl dieser Wonne den höchsten Augenblick zu genießen? Mag auch mit allem Aufwand scenischen Apparats und ausgesuchter Balletkünste der Kampf der Engel und Dämonen um ihre kostbare Beute zur Darstellung kommen — die Thorheit, durch die der „ausgepichte Teufel" sich selbst um den Preis der Wette betrügt, wird in ihrer geistreich cynischen Ungeheuerlichkeit auf der Bühne nie zu vollem Verständniß gebracht werden können. Die grandiose Phantastik dieser Scene, wie die mystischen Offenbarungen des Finale, die vor unserm inneren Auge in so wundersamem Glanze stehen, müssen sich's auf den Brettern gefallen lassen, zu Tableaux eines Ausstattungsstücks herabgewürdigt zu werden.

Ist es da ein Wunder, wenn der Triumphgesang der himmlischen Heerscharen, die Faustens Unsterbliches zu sich emporziehen, uns nicht so im Tiefsten faßt, wie das „Ist gerichtet — Ist gerettet" im erschütternden Ausklang des ersten Theils? Das alte Wort scheint sich hier zu bewähren, daß das Halbe mehr als das Ganze sei.

Wir stehen am Ende unserer nur allzu flüchtigen, praktisch dramaturgischen Betrachtung, die nirgends in die Tiefe dringen konnte.

Sie hat zu dem Ergebniß geführt, daß man nicht allein den Widerstand der stumpfen Welt anzuklagen habe, sondern daß technische oder ästhetische Mängel die Schuld tragen, wenn aus der bunten Reihe Goethe'scher Dramen nur sieben der lebendigen Bühne angehören, und auch von diesen einige nur unter besonderer Gunst der Umstände.

Und so möchte es scheinen, als ob an dem festlichen Tage, der die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft zur Feier unseres größten Dichters vereinigt, ein Thema übel gewählt sei, das bei unbefangener Betrachtung so vielfach Unzulängliches zu Tage bringen mußte. Und doch — nur die Bewunderung einer großen Erscheinung hat wahren und dauernden Werth, die auf wahrhaftiger Erkenntniß beruht. Nicht der blindgläubige Schwärmer erfährt den rechten Segen einer Heilsbotschaft, sondern der redliche Diener am Wort, der sich nicht scheut, das ewig Gültige vom zeitlich Hinfälligen zu scheiden. Unsere Goethe-Gesellschaft wird den oft gehörten Vorwurf kritikloser Huldigung nur dann verachten können, wenn wir uns davor hüten, auch im Unzulänglichen ein Ereigniß zu sehen.

Und ist denn die hohe Gestalt verkleinert worden durch die freimüthige Erforschung ihrer Grenzen? Haben wir nicht in Goethe den nachtwandlerischen Zug erkannt, der in der Natur jedes wahrhaft genialen Menschen liegt? Auch ihn führt sein Dämon sicher vorbei an Abgründen, in die er mit völlig wachen, nüchternen Sinnen hineinstürzen müßte, während er auf ebener Bahn unbehülflich erscheint, sobald er sich zu alltäglichem Thun und Treiben herabläßt. Wohl hat es große Dramatiker gegeben, die den Instinct des Genies mit der Besonnenheit des Talents vereinigten. Goethe war nicht von diesen. Was er aber aus der Tiefe seiner Natur als innerstes Erlebniß offenbart und in dramatischer Form ausgeprägt hat, wird auch der Bühne unverloren sein.

Unsere heutige Theaterwelt freilich steht unter dem Zeichen des Experiments.

An die Stelle jenes gesammelten Interesses, das noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts dem edleren deutschen Drama entgegenkam, ist ein freudloses Trachten nach Neuem, Fremdartigem, Unerhörtem getreten. Eine krankhafte Begierde nach Aufregung um jeden Preis, durch die nervöse Hast des modernen Lebens geschürt, begünstigt durch das Anwachsen der großen Städte, das jedes andächtige Gemeindegefühl im Theater unmöglich macht, verwirrt das Urtheil über das wahrhaft Dichterische. Es ist bezeichnend für die Ungesundheit der Zeitstimmung, daß man heute auch im Theater das verschmäht, was früher als Kennzeichen des echten Kunstwerks galt: die Auflösung der Dissonanzen des Menschenlebens in reiner, tragischer oder komischer Darstellung. Statt einer erhebenden, beruhigenden Katharsis will man den Eindruck eines ungelösten Problems empfangen und mit einem Stachel im Gemüth das Theater verlassen. Diese Kunst ist nicht mehr, nach dem alten Sinnbilde, eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, sondern eine, die uns die Brust umschnürt und, ehe sie ihre Ringe löst, uns einen Stich versetzt. Eine große Schar zum Theil sehr energischer Talente hat sich in den Dienst dieser Kunstanschauung gestellt. Zudem haben die realen Mächte, deren Streit das moderne Leben bedrängt, eine solche Uebermacht gewonnen, daß auch die Bühne sich dazu hergeben muß, zum Kampfplatz für die heftig sich befehdenden Tagesinteressen zu dienen.

Wie lange dieser Zustand allgemeiner Gährung dauern mag, der ja auch die Elemente einer berechtigten Entwicklung und Belebung enthält, — wer will es voraussagen! Die Zuversicht aber dürfen wir hegen, daß, wenn die heutigen Schlagworte veraltet, der Sinn der Menge wieder befähigt sein wird zum Genuß von Kunstwerken, die gleich gesunden Bäumen ihre Wurzeln tief in den dunklen Grund der Wirklichkeit senken, während sie die Wipfel in den verklärenden Aether der Schönheit erheben, — daß dann unsere Nation auch im Theater gerade auf Goethe's lebensvolle Schöpfungen sich zurückbesinnen und sie herrlich finden wird wie am ersten Tag.

Aus meinem Leben.

Von

Eduard Hanslick.

(Schluß.)

XLI.

Eines Tags erschien in meiner Wohnung die ungewohnte Gestalt eines kaiserlichen Hofgensdarms und überreichte mir ein Schreiben aus der Hofburg. Der mit kräftig geschwungenen lateinischen Lettern geschriebene Brief lautete:

Geehrter Herr! Ich bitte Sie, Montag den 25. um zwei Uhr Nachmittag zu mir zu kommen, um an der Berathung über unser Werk theilzunehmen. Mit den besten Grüßen Ihr

Wien, den 20. Februar 1884. Rudolf m/p.

Von dieser Einladung des Kronprinzen hoch erfreut und überrascht, war ich es noch viel mehr von ihrer Form. Die Mitglieder des Kaiserhauses pflegen solche Briefe niemals selbst zu schreiben. Einladungen, Ansuchen oder Dank von Erzherzogen erhält man stets mittels Zuschrift ihres Kammervorstehers, eines hohen Officiers: „Im Auftrag Seiner kaiserlichen Hoheit des Durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs" u. s. w. Daß Kronprinz Rudolf mich durch ein eigenhändiges und so freundliches Billet zu einer Besprechung einlud, gehörte zu jenen ganz modernen und liebenswürdigen Zügen, die ihn auszeichneten. Diese „Berathung" war vorläufig ein Gespräch unter vier Augen in dem mit verschiedenen Jagd- und Reiseerinnerungen geschmückten Arbeitszimmer des Kronprinzen. Von den Wänden der dahin führenden Säle blickten lebensgroße Bildnisse aller österreichischen Kaiser auf mich nieder — Jahrhunderte österreichischer Geschichte! Der Kronprinz, eine feine, elegante Gestalt, blond, mit freundlich blickenden hellen Augen und sanfter, etwas hoher Stimme, entwickelte mir eingehend seinen Plan. Er beabsichtige ein Werk ins Leben zu rufen, das „in Wort und Bild" eine Schilderung der landschaftlichen und nationalen Beschaffenheit, der technischen, literarischen und künstlerischen Leistungen jedes einzelnen Landes der Monarchie bringen sollte. Er wünsche, ich möchte „die Musik in Wien und Niederösterreich" bearbeiten, außerdem auch sämmtliche einschlägigen Aufsätze aus den Provinzen redigiren.

Der Kronprinz selbst wolle die Einleitung schreiben und die Schilderung einiger ihm besonders interessanter und genau bekannter Landschaften beisteuern. Es versteht sich, daß ich seiner Aufforderung gern gefolgt bin. Beim Fortgehen ersuchte mich der Kronprinz, seinen Plan und den Inhalt unserer Besprechung vorläufig geheim zu halten, da er die Bewilligung des Kaisers noch nicht eingeholt habe. Nach wiederholten Einzelbesprechungen mit seinen Hauptmitarbeitern ließ der Kronprinz die erste Gesammtberathung auf den 7. Juni 1884 ansetzen. In der zweiten Sitzung, am 25. October desselben Jahres, machte uns Kronprinz Rudolf freudestrahlenden Auges die Mittheilung, daß der Kaiser die Dedication des Werkes angenommen und die materielle Unterstützung desselben zugesagt habe. Der Kaiser habe nur die eine Bedingung ausgesprochen, daß das Werk regelmäßig fortgesetzt und unter allen Umständen zu Ende geführt werden müsse. Vielleicht mochte der Kaiser gefürchtet haben, der Kronprinz könnte einmal in seinem leicht erregbaren Temperament des eifrig Begonnenen überdrüssig werden und das Werk unvollendet liegen lassen. Diese Besorgniß wurde von dem Kronprinzen auf das Schönste widerlegt. Bis zu seinem Tode hat er unseren Sitzungen, die in einem Theil der Hofburg (der sogenannten „Stallburg") gewöhnlich um die Mittagsstunde stattfanden, persönlich präsidirt und sich für den Fortgang der Arbeiten auf das Lebhafteste interessirt. Er machte den liebenswürdigsten Eindruck. Nachdem er uns Cigarren angeboten und selbst eine angezündet hatte, ließ er von dem Hauptredacteur, Professor Josef von Weilen, die Tagesordnung und den Einlauf mittheilen und brachte die Berathungen in Fluß. Alle seine Fragen und Bemerkungen waren sachlich begründet und mit gewinnendster Bescheidenheit vorgebracht. Erstaunlich fand ich seine Detailkenntniß aller ethnographischen, geographischen und nationalökonomischen Verhältnisse jeder Provinz der Monarchie. Was ich aber am meisten bewunderte, war seine Geduld. Denn Geduld gehörte dazu, um die oft weit abschweifenden, wortreichen Reden manches bejahrten Herrn anzuhören, ohne denselben zu unterbrechen und „zur Sache" zu bitten. Das erste Heft des illustrirten Werkes, „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild", erschien am 1. December 1885. Die mit Wärme und lebhafter Anschaulichkeit geschriebene Einleitung (eine Art malerischer Rundschau über Land und Leute der Monarchie) war vom Kronprinzen selbst verfaßt, desgleichen das erste Capitel des zweiten Heftes „Die landschaftliche Lage Wiens". Noch in der letzten Sitzung, welcher der Kronprinz beiwohnte (im November 1888), erklärte er sich bereit, die Schilderung der quarnerischen Inseln zu übernehmen, da er dieselben besonders gut zu kennen glaube. Die fünfthalb Jahre zwischen der ersten und der letzten vom Kronprinzen präsidirten Sitzung werden jedem der Mitarbeiter eine theure Erinnerung bleiben.

Unser persönliches Verhältniß zum Kronprinzen gewann an Freiheit und Festigkeit durch die Einladungen, die wir zwei- bis dreimal des Jahres zum Diner erhielten. Es waren außer den zur nächsten Umgebung des Kronprinzenpaares gehörigen Personen meistens sechzehn bis achtzehn Herren versammelt. Der Mehrzahl nach Redacteure und Künstler des „Kronprinzen-Werks", wie

es kurz genannt wurde, mitunter aber auch fremde Gäste. In besonders lebhafter Erinnerung ist mir der (seither verstorbene) Cardinal-Erzbischof Haynald, der sich mit seinem rothen Cardinalskäppchen und violett-seidenem Talar gar prächtig von den schwarzen Fracks abhob. Er war ein vollendeter Weltmann, geistreich, gesprächig, liebenswürdig. Mit den Worten, er sei ein großer Musikfreund und alter Freund Liszt's, den er oft als Gast beherbergt, sprach er mich an und ermunterte mich zu einem Besuch in seiner Residenz Kalocsa, wo er einen kleinen Gesang- oder Musikverein protegire. Diese Einladung versäumte ich leider, aber die fesselnde Persönlichkeit des Cardinals, die alle traditionelle geistliche Steifheit und Salbung abgestreift hatte, blieb mir unvergeßlich. Interessant und bedeutungsvoll war es auch, daß entschiedenste Gegner der herrschenden Taaffe'schen Politik beim Kronprinzen geladen waren, namentlich der Führer der deutsch-liberalen Partei, Dr. von Plener, Nikolaus Dumba und Andere. Der Kronprinz nahm auch keinen Anstand, seinen Antagonismus gegen das Taaffe'sche Regime im Gespräch leicht durchblicken zu lassen. Einen sehr gemüthlichen Tischnachbar hatte ich einmal an dem berühmten ungarischen Romancier Jókai. Er bedeutet für seine Nation ungefähr dasselbe, was für die Franzosen der ältere Alexander Dumas, dem er in leichter, unerschöpflicher Production, in naiver Lust am Fabuliren, in erfinderischem Erzählertalent nahe kommt. Im persönlichen Verkehr fand ich den alten Herrn durchaus einfach, ruhig, natürlich. Ich frug ihn, ob der Kronprinz wirklich geläufig ungarisch spreche? „Wie ein Bauer," antwortete Jókai, um damit das denkbar beste Zeugniß für die Sprachfertigkeit des Kronprinzen auszudrücken. Außer den bereits Genannten waren noch als häufigste Gäste an der Kronprinzentafel Graf Hans Wilczek, der österreichische Historiker Geheimrath von Arneth, der gelehrte Ethnograph Graf Gundacker Wurmbrand (jetzt Handelsminister), Dombaumeister Friedrich Schmiedt, Galeriedirector von Engerth, die Hofräthe J. W. Exner, Jakob Falke, Josef von Weilen, die Professoren Karl von Lützow, Zeißberg, Menger, die Maler Trenkwald, Schindler, Lichtenfels und Andere. Daß ein österreichischer Kronprinz Diners für Künstler und Schriftsteller gab, nicht bloß für Generale und Geheimräthe, war bis dahin unerhört. Nach dem Diner, welches, dank dem schnellen Serviren, nicht sehr lange dauerte, wurde im anstoßenden Saal Cercle gehalten. Der Kronprinz wie die Kronprinzessin sprachen mit Jedem von uns, und fast mit Jedem von seinem Fach. Was mich oft in Erstaunen setzt, ist das außerordentliche Personengedächtniß der hohen Herrschaften. Sie erkennen Jeden und merken sich Jeden, der ihnen einmal vorgestellt ward. Der Kronprinz kannte allerdings seine Mitarbeiter von einigen Sitzungen her; die Kronprinzessin Stephanie jedoch, erst kurze Zeit in Oesterreich und an allen diesen Herren weit weniger interessirt, stand ihm kaum nach in augenblicklichem Erkennen und rascher Geistesgegenwart der Ansprache. Es ist dies keine Kleinigkeit und nur dadurch erklärlich, daß das Physiognomiegedächtniß der Prinzen und Prinzessinnen schon in der Jugend systematisch geübt wird. Wenn Jemand an diesen Abenden noch mehr Herzen erobert hat als der Kronprinz, so ist es seine

Gemahlin, die Kronprinzessin Stephanie. Dem Zauber dieser hohen, schönen Gestalt mit dem treuherzigen Blick und dem überaus freundlichen Lächeln konnte sich der trockenste Gelehrte, der älteste Hofrath nicht entziehen — von den Malern natürlich ganz zu schweigen. Schon während der Brüsseler Feste 1880 hatte ich so einmüthiges Lob dieser vom Volke angebeteten Prinzessin vernommen, daß mein patriotisches Herz über die Wahl unseres Kronprinzen jubelte. Als große Musikfreundin, die selbst gerne singt und Clavier spielt, wurde sie den Wienern eine doppelt erfreuliche Erscheinung. Musikliebe und Musiktalent, bei den österreichischen Monarchen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts so mächtig hervorragend, haben seither gleichsam eine Pause gemacht am Wiener Hof. Kaiser Franz Joseph und einige Erzherzoge erscheinen zwar mitunter in der Oper, aber niemals in Concerten. Die seit lange ganz verwaiste Loge im Großen Musikvereinssaal belebte sich nun wieder zur Freude der Künstler und des Publicums. Die Kronprinzessin fehlt in keinem Philharmonischen oder Gesellschaftsconcert. Freude an ernster Tonkunst, an sinfonischer und Chormusik ist aber der rechte Prüfstein für musikalischen Sinn. Mit welcher Aufmerksamkeit und Auffassung die Kronprinzessin Musik hört, das entnahm ich aus mancher ihrer Ansprachen. Den Vorwurf, daß ich „schrecklich streng" sei als Kritiker, mußte ich freilich mit hinnehmen. Die Kronprinzessin spricht mit weichem, sehr wohllautendem Organ ein vortreffliches Deutsch, das durch einige leichte französische Anklänge — z. B. „Schübèr" statt Schubert — nur noch reizender klingt. Der Musik gegenüber nahm der Kronprinz eine ganz andere Stellung ein, thatsächlich ein Gegenüber. „Ich mache mir gar nichts aus Musik," gestand er mir wörtlich; „die einzige Musik, die mich unterhält und der ich Stunden lang zuhören könnte, ist — Zigeunermusik." Ich war auch so glücklich, dem Bruder unserer Kaiserin, Herzog Carl Theodor von Bayern, vorgestellt zu werden. Bekanntlich nimmt der Herzog unter seinen hohen Standesgenossen eine ganz exceptionelle Stelle ein: er ist Doctor der Medicin, und (nach Ausspruch Billroth's) ein ganz ausgezeichneter praktischer Augenarzt. Diesen Beruf übt er zum Wohle der armen Bevölkerung theils in Meran, theils in Tegernsee mit rastloser Hingebung aus. Um den Fortschritten der Wissenschaft zu folgen, kam der Herzog durch mehrere Winter für einige Wochen nach Wien, hospitirte in den Spitälern und verfolgte mit besonderem Interesse die chirurgischen Operationen Billroth's. Nach den Anstrengungen eines solchen Vormittags pflegte er häufig Billroth mit zwei jüngeren Aerzten zu einem Frühstück einzuladen, dem auch ich einigemal beigezogen wurde. Rührend war mir die liebevolle, fast unterwürfige Bescheidenheit, welche der Herzog im Verkehr mit dem „Herrn Hofrath" festhielt; er fühlte sich Billroth gegenüber immer nur als der Schüler vor dem Meister. Der Herzog nahm auch großes Interesse an Musik und rühmte mir das Musiktalent seiner Tochter, der jungen Prinzessin Amalie. Auf ihren Wunsch mußte ich mich in ihr Album einschreiben, welches ich dann, vom Herzog aufgefordert, ihm persönlich in die Hofburg überbrachte. Ich empfand es dankbar als ein schönes Erlebniß, dort der Herzogin vorgestellt zu werden, welche in der ärztlichen Praxis ihres Gemahls eine ebenso edle Rolle übernommen hat wie er selbst. Ja, es ist noch bewunderungswürdiger, daß eine so hohe Dame bei

allen Operationen des Herzogs ernstlich und geschickt assistirt mit allen nöthigen Handreichungen. Ein seltenes, in dem selbstgewählten edlen Beruf ganz einziges Menschenpaar! Beim nächsten Frühstück konnte ich mein Bedauern nicht verschweigen, die Prinzessin Amélie nicht gesehen zu haben. „Aber Amélie hat Sie gesehen!“ erwiderte lächelnd der Herzog. „Sie hat während Ihres Besuchs an der halb offenen Thüre gestanden, traute sich aber nicht hereinzukommen.“ Ist das nicht allerliebst?

Eines der interessantesten Diners beim Kronprinzen war das, an welchem einmal der Erzherzog Johann theilnahm. Kleiner als der Kronprinz, fast unansehnlich, fiel er nur durch den lebhaften Ausdruck von Intelligenz auf. Er war ungemein begabt, ein heller, vorurtheilsfreier Kopf, dabei etwas zerfahren und unstet. Den lästigen Gesetzen der Etikette, welche sein Stand ihm vorschrieb, vermochte er sich schwer zu fügen und gerieth mehr als einmal in Conflict mit dem Hofe. Auch mit dem Kronprinzen war er eine Weile überworfen; dieser hatte jedoch, die hohen Fähigkeiten und den edlen Charakter seines Vetters erkennend, der Spannung zuerst ein Ende gemacht mit den herzlichen Worten: „Sollten denn nicht gerade wir Zwei zusammenhalten?“ Zwei Tage vor dem Diner, von dem ich spreche, im Januar 1884, hatten die beiden Prinzen ein interessantes Abenteuer bestanden: die Entlarvung des Spiritisten Bastian. Erzherzog Johann erzählte uns den Vorfall nach Tische mit dramatischer Lebendigkeit. Dieser Bastian hat in Wien „spiritistische Séancen“ veranstaltet, in welchen er die Geister Verstorbener citirte. Kronprinz Rudolf und Erzherzog Johann hatten sich vorgenommen, den Schwindel zu entlarven, und thatsächlich gelang es ihnen, den von Bastian citirten „Geist“ zu erwischen. Sie hatten die Veranstaltung getroffen, daß die Thür des Nebenzimmers durch ein sinnreich construirtes mechanisches Gitter ersetzt wurde, welches so geschickt angebracht war, daß es Bastian nicht sehen konnte. Als nun der „Geist“ in der Séance erschien, drückte der Kronprinz auf einen an der Wand angebrachten Knopf, das Gitter klappte zu und schnitt dem „Geist“ den Rückzug ins Jenseits des dunklen Zimmers ab. Es wurde Licht gemacht — und in der Mitte des Zimmers stand der „Geist“ — Bastian in körperlicher Person mit sehr unspiritistisch wollenen Socken über seinen Schuhen und einem langen Leintuch.

Wie heiter und mittheilsam bewegten sich die beiden Prinzen an diesem Abend, während das Unheil schon über ihren Häuptern lauerte! Erzherzog Johann war vom Kronprinzen in das „Directionscomité“ des Werkes gewählt worden, nahm aber diese Berufung nicht an; hingegen wollte er einen Beitrag über „das Baufach in Oberösterreich“ liefern, auch die Redaction des ganzen Abschnittes „Oberösterreich“ übernehmen. Es ist weder zu dem Einen noch zu dem Anderen gekommen. „Ein Zufall,“ schreibt er an Weilen, „hat, zu meinem innigsten Bedauern, meine Theilnahme an dem großen Werke des Kronprinzen ausgeschlossen.“ Ueberspannte Empfindlichkeit und „das alte Mißtrauen, nicht seiner Persönlichkeit die Betheiligung zu verdanken“, mag es hauptsächlich verschuldet haben, daß das Kronprinzen-Werk nicht eine Zeile von der Hand des Erzherzogs enthält. Auch musikalisches Talent besaß der so vielseitig begabte Prinz. Er sandte mir aus Linz, seiner Station als

Commandirender, eine von ihm componirte recht hübsche Tanzmusik mit folgendem Billet: „Ich erlaube mir Ihnen meinen letzten Walzer ‚Am Traunsee' zu übersenden, mit der Bitte um freundliche Annahme und sehr, sehr viel Nachsicht! Ihr ergebener Erzherzog Johann." Er mochte wohl damals nicht vermuthen, daß es wirklich sein letzter Walzer war. Im Jahre 1887 trat er aus der österreichischen Armee aus. Bald darauf legte er aus freiem Antrieb alle seine Würden, Auszeichnungen und Standesrechte nieder, hörte auf, österreichischer Erzherzog zu sein und nahm den bürgerlichen Namen Johann Orth an, von der kleinen Halbinsel Orth am Gmunder See, wo seine Mutter, die noch lebende Großherzogin von Toscana, ein Schloß bewohnt. Sein edler, aber rücksichtsloser, unbändiger Drang nach Freiheit duldete nicht länger die vielen Hemmungen und Widersprüche, mit denen ihn die Traditionen und Vorschriften seiner hohen Stellung umklammerten. Er mag im Innern einen schweren Kampf gekämpft haben. „Glauben Sie mir," schrieb er an seinen ehemaligen Lehrer, Professor Weilen, im Februar 1888, „ich weiß, daß ich gefehlt; doch habe ich auch einen Proceß in mir durchgemacht, den ich nicht meinem ärgsten Feind wünsche — der, ich gestehe es offen — vorübergehend meinen Geist gebrochen und mein Gemüth getrübt hat." Wie tief schmerzlich klingen seine Zeilen aus Orth am 22. November 1888 an Weilen: „Mein Leben — es ist kein Leben — mein Dasein sieht genau so aus wie die nebligen, düsteren, aussichtslosen, inhaltlosen Herbsttage im Gebirge. Warum kann man die Menschenseele nicht um fünf Gulden stimmen wie ein Clavier?" Erzherzog Johann ging als „Johann Orth" nach England, machte die vorgeschriebene Schiffscapitänprüfung, kaufte ein Schiff und segelte mit demselben nach dem Cap Horn in Südamerika. Es leidet heute keinen Zweifel mehr, daß er daselbst mit Schiff und Mannschaft zu Grunde gegangen ist. Was hätte der hochbegabte, unglückliche junge Prinz seinem Vaterlande werden können!

Aber Oesterreich war ein noch größerer Verlust beschieden. Es durchzuckt mich wie ein brennender physischer Schmerz, so oft ich daran erinnert werde. Am Nachmittag des 30. Januar 1889 durchlief ein Gerücht die Stadt: der Kronprinz sei todt! Erschreckt, aber ungläubig schüttelte man Anfangs den Kopf, war doch der Kronprinz Tags zuvor gesund und rüstig gesehen worden. Da brachten die Abendblätter die entsetzliche Nachricht von dem Selbstmord des Kronprinzen auf seinem Jagdschlößchen in Meyerling. Die trostlose, verzweifelte Aufregung, die sich nun der ganzen Bevölkerung bemächtigte und Tage lang anhielt, ist nicht zu beschreiben. Ich habe in Wien traurigste Katastrophen erlebt: Revolutionen, unglückliche Feldzüge, verlorene Provinzen, mörderische Verheerungen durch Wasser und Feuer — nichts von alle dem war diesem grauenvollen 30. Januar entfernt zu vergleichen. Der letzte tiefe Seelengrund, aus welchem der unglückliche Wahn des Kronprinzen erwuchs, wird wohl nie erforscht, kaum auch nur gemuthmaßt werden. Ueber der Tragödie von Meyerling liegt ein ewiger Schleier.

Das Leben ist unwahrscheinlicher und grausamer in seinen Erfindungen als der verwegenste Romandichter. Wann haben wir drei so furchtbare

Tragödien hinter einander erlebt wie den Selbstmord des Königs Ludwig von Bayern (1886), das Siechthum und den Tod Kaiser Friedrich's (1888) und (1889) das Ende des Kronprinzen Rudolf!

XLII.

Seit vierundzwanzig Jahren, seit der Weltausstellung von 1862, war ich nicht in London gewesen. Es verlangte mich, die neuen Musikzustände dort kennen zu lernen, noch mehr vielleicht, meiner Frau die englische Hauptstadt zu zeigen. Um noch die Höhe der Londoner „season" zu erreichen, gingen wir 1886 schon sehr früh nach Karlsbad und feierten dort unsern Hochzeitstag, den 29. April, mit dem zum Karlsbader Dechanten beförderten Kreuzherrn Pater Dobner, der uns in Wien getraut (und „sehr gut" getraut) hatte. An der Victoria-Station in London erwartete uns Hofcapellmeister Hans Richter, dem ich diesen Freundschaftsdienst nie vergessen will. Ein Fremder, der spät Abends in einem Londoner Bahnhof ausgeladen wird, steht in diesem Getümmel rathlos wie ein neugeborenes Kind. Von dem anregenden, reichhaltigen Monat, den wir in London verlebten, werde ich hier wenig erzählen, da ich über die musikalischen Erlebnisse daselbst bereits anderswo berichtet habe[1]). Manches dürfte aber doch nachzutragen sein.

Vorerst ein offenes Bekenntniß. Ich hatte nach der recht zopfigen Concertsaison vom Jahre 1862 geschrieben, es sei ganz unwahrscheinlich, daß London je ein Stapelplatz der „Zukunftsmusik" werden würde. Eine irrige Prophezeiung. Ich sah jetzt, wie Wagner'sche Opernmusik in der entsetzlichsten Form als Concert von dem Londoner Publicum mit einer Ausdauer und Geduld genossen wird, die geradezu bewunderungswürdig ist. In der Albert-Hall brachte Hans Richter in einem drei Stunden langen Concert Stücke aus sämmtlichen Opern Wagner's, vom Rienzi bis zum Parsifal. Schlimmer noch war das „Richter-Concert" in St. Jame's-Hall, das aus dem ganzen (unverkürzten) zweiten Act „Tristan" und dem dritten Act „Siegfried" bestand! Diese Opernacte bedürfen durchaus der lebendigen scenischen Handlung, um auch nur verstanden, geschweige denn genossen zu werden. Sie als Concert anzuhören, ist eine Verkehrtheit und eine Marter. Das Liebesduett, das der kahlköpfige, brillenbewaffnete Tristan und die modern frisirte Isolde steif aus ihren Notenblättern absangen, wirkte geradezu komisch. Ob der andächtige Ernst, mit dem die Engländer diese Parodie zu sich nahmen, ein Zeichen ihrer fortgeschrittenen musikalischen Bildung sei, möchte ich fast bezweifeln. Ueberhaupt ist es schwer, aus ihnen klug zu werden; sie vertilgen unermeßliche Quantitäten Musik, von allerverschiedenster Qualität mit derselben Andacht, mit demselben Beifall. An ihrer Musikliebe ist nicht zu zweifeln; ob diese Liebe erwidert wird, mag dahingestellt sein. Natürlich hat die Mode auch ein starkes Wort mitzusprechen, und Wagner ist die neueste Mode. Ganze Opernacte von Wagner in Concertform aufzuführen, scheint mir, wie gesagt, ungemein geschmacklos. Davon abgesehen, fand ich die Concertmusik in London sehr vorgeschritten und verfeinert seit meiner ersten Anwesenheit. Das ist

[1]) „Musikalisches Skizzenbuch". Berlin, Verein für deutsche Literatur. 1888.

vollständig Hans Richter's Verdienst, welcher den Engländern seit fünfzehn Jahren die classischen Orchesterwerke und die besten modernen in einer Vollendung vorführt, von welcher die Alte und die Neue „Philharmonic Society" keine Ahnung hatten.

Ebenso zweifellos wie der Fortschritt der Orchesterconcerte, erschien mir anderseits der Niedergang der Oper in London. Im Jahre 1862 hatte ich die Wahl gehabt zwischen zwei vortrefflichen italienischen Operngesellschaften, die mit einander wetteiferten (Conventgarden und Her Majesty's), und die Wahl war nicht immer leicht. Die ersten Gesangskünstlerinnen: Adelina Patti, Tietjens, Trebelli, Miolan, die Schwestern Marchisio, neben Sängern wie Mario, Tamberlick, Faure, Formes, Zucchini! Jetzt gab es italienische Opern nur im Conventgarden-Theater; eine sehr ungleiche, zusammengelesene Truppe („a scratch company"), aus welcher die einzige Madame Albani als großes Talent und bedeutende Künstlerin hervorragte. Die englische Oper hat sich allerdings von dem armseligen Operettenstandpunkt, den sie noch vor zwanzig Jahren einnahm, zu größerer Bedeutung gehoben — theils durch die gesteigerte Productivität der einheimischen Componisten, theils durch den Eifer und die Geschicklichkeit des Directors Karl Rosa. Neben der italienischen Oper, so sehr diese gesunken, bleibt aber die englische doch heute noch das Aschenbrödel. Einen nachhaltigen Einfluß auf die musikalische Bildung kann keine von beiden üben, so lange London sich nicht beschafft, was jede deutsche Mittelstadt besitzt: eine stehende Oper mit fest engagirtem Personal. Das Conventgarden-Theater war im Sommer und Herbst von Promenade-Concerten, zu Weihnachten von Kunstreitern in Beschlag genommen. In Her Majesty's-Theater spielte eine französische Schauspielertruppe, zugleich verkündeten die Zeitungen, dasselbe zu verkaufen oder zu vermiethen. Der Director der Englischen Oper, Karl Rosa, hatte das Drurylane-Theater für vier Wochen gemiethet. Nach diesen vier Wochen zieht die Englische Oper ab und macht irgend einer anderen beliebigen Unternehmung Platz. So hat also Alles mein früheres Urtheil bestätigt: das ganze Theaterwesen Londons krankt an seiner unseligen Zerfahrenheit und Zufälligkeit, welche jede einheitliche, vollendete Gesammtleistung verhindert, in den Künstlern die Liebe zur Kunst tödtet und nur die Sucht nach Geld lebendig erhält. Die Theater sind durchaus Privatunternehmungen und beziehen keinerlei Subvention. So kommt es, daß das Theater, insbesondere die Oper, als Kunstinstitut keine Achtung genießt in England, sondern lediglich als Modesache und Zeitvertreib angesehen wird.

Auch das Schauspiel in London konnte mir keinen Respect einflößen; nur derbe Operetten wie der „Mikado" und Possen wie „The Schoolmistress" sah ich talentvoll gespielt. Goethe's „Faust" hingegen, im Lyceumtheater mit Henry Irving (Mephisto) und Ellen Terey (Gretchen) gegeben, ist die gräßlichste Verstümmelung und Verhöhnung des Gedichts, die man sich nur vorstellen kann. Ich weiß nicht, ob Joseph von Eichendorff nicht zu weit geht, indem er die untergeordnete Stellung des Theaters in England noch für eine Folge der Puritanerbewegung im siebzehnten Jahrhundert ansieht. Ganz aus der Luft gegriffen ist seine Ansicht keinesfalls. Nach Eichendorff war es um das englische Schauspie gelschehen, als in England das protestantische

Element in den Puritanern zum unbedingten und extremen Sieg gelangte. Aller Groll der Puritaner wandte sich gegen die Bühne, als die Repräsentantin der verhaßten, angeblich gottlosen Welt. Sie setzten terroristisch ihre biblische Phantasterei an die Stelle der Phantasie. Mittels Parlamentsacte wurden sämmtliche Theater aufgehoben und blieben dreizehn Jahre hindurch (1647 bis 1660) geschlossen; jeder Comödiant sollte mit dem Staupbesen, jeder Zuschauer mit fünf Shilling bestraft werden. Durch die zelotische Barbarei der Republikaner wurde aber das Drama, wo es noch verstohlen fortlebte, gewaltsam aus dem Volke in das Feldlager der gebildeten Royalisten gedrängt. Als jedoch unter Carl II. mit dem Bürgerkriege auch jener Druck endlich wieder aufhörte, war der goldene Faden schon zerrissen und von den alten Kunsttraditionen nur ihr äußerlicher Schein zurückgeblieben.

Die aufrichtigste und allgemeinste Verehrung genießt in England noch immer die geistliche Musik. Das Oratorium ist populärer als die Oper. Davon überzeugte ich mich wieder bei der Aufführung von Gounod's „Mors et Vita", einer recht schwachen Composition, die aber ein sehr großes Publicum zu rühren und entzücken schien. Allerdings war ihre Wirkung für die Engländer wesentlich verstärkt durch die kirchliche Umgebung und verschiedenen geistlichen Zierrath, der uns in Deutschland sehr fremdartig vorkommen würde. Die Westminsterabtei bot einen stimmungsvollen, herrlichen Anblick. Da ward Gounod's Oratorium eigens eingepaßt in einen streng kirchlichen Rahmen; Alles mußte zusammenwirken, daß nicht die ästhetische, sondern die religiöse Andacht als Hauptsache erscheine. Zu Anfang und zu Ende des Oratoriums sprach der Dechant (Dean) von Westminster einige Gebete und las zwischen den Abtheilungen etliche Capitel aus dem Alten Testament. Den Beschluß machte das unausbleibliche Absammeln von milden Beiträgen, hierauf ein Segensspruch des Geistlichen und der hundertste Psalm, in welchen einzustimmen die Gläubigen „ernstlich aufgefordert werden". Dergleichen kirchliche Musikaufführungen (gegen mäßige Preise) sind die einzigen Lichtpunkte in der englischen Sonntagsfinsterniß und locken eine zahlreiche Zuhörerschaft herbei. Sie tragen auch dem Clerus ein hübsches Sümmchen ein.

Von lieben alten Bekannten traf ich in London nur noch Ernst Pauer, an dessen frischem Aussehen und heiterer Laune die vierundzwanzig Jahre spurlos vorübergegangen waren. Noch immer gibt er unermüdlich seine Clavierlectionen und freut sich, daß sein musikalisches „Barbiergeschäft" so vortrefflich geht. Noch immer preist er die Sonntagsheiligung, und noch immer ist er nicht in der Westminsterabtei gewesen. Interessante und angenehme Bekanntschaften machte ich an dem Director der Englischen Oper, Karl Rosa (einem Hamburger von Geburt) und an den Führern des musikalischen Jung-England, den Componisten Frederick Cowen, Mackenzie, Littleton und Stanford. Mit Saint-Saëns und Georg Henschel, der in doppelter Eigenschaft, als Sänger und Dirigent, eine glänzende Rolle in dem Londoner Concertwesen spielt, verbrachte ich einige sonnige Stunden in dem Garten und dem Atelier bei Alma Tadema, dem ebenso liebenswürdigen Menschen als großen Künstler.

Von zwei mir theuren Gesangskönigiunen erhielt ich fast gleichzeitig Einladungen, bevor ich noch sie selbst hatte aufsuchen können: von Christine Nielsson und Adelina Patti. Erstere, die unvergleichliche Ophelia, hegte ich von ihrem Wiener Gastspiel her in guter Erinnerung. Ein Besuch bei Madame Nielsson konnte einen guten Begriff von den Londoner Entfernungen geben. Die Kutscher Londons sind wahre Virtuosen der Topographie; unser Cabman mußte trotzdem nach langer Fahrt noch zwei- bis dreimal anhalten und einen Policeman nach dem Wege fragen. Endlich waren wir in Kensington Court, Kensington Palace angelangt, einem reizenden, parkumkränzten Hause. Die Eleganz des Inneren, die kostbaren Teppiche und Möbel, das schwere Silber- und Goldservice entsprach ganz der vornehmen Erscheinung der Sängerin. Auf ihrem aschblonden Haar, unter dem die stahlblauen Augen so feurig nixenhaft leuchten, fehlt nur das Diadem. Eine Grafenkrone zum Mindesten hat sie errungen. Sie stellte uns ihren Bräutigam, den spanischen Grafen Miranda, vor und dessen Tochter, ihren besonderen Liebling. Nur drei bis vier Personen, deren ich mich nicht mehr erinnere, nahmen noch an dem Diner Theil. Ich weiß auch nicht mehr, wo und wann später die Vermählung der Nielsson stattgefunden hat, wohl aber, daß ich eine vorläufige mündliche Einladung dazu schon damals in London erhielt. — Und fast gleichzeitig bat uns Adelina Patti zu ihrer Hochzeit mit Ernesto Nicolini! Ich hatte keine Lust, unter so und so viel Reportern am 10. Juni als Hochzeitsgast in Craigh-y-Noß-Castle zu erscheinen, gab aber mein Versprechen, mich dort später mit meiner Frau einzufinden.

Kurz vor meiner Abreise von London, am Samstag vor Pfingsten, traten wir die ziemlich verwickelte Fahrt nach dem weltabgeschiedenen Schloß der Patti in Süd-Wales an. Zuerst führte uns die Eisenbahn über Gloceſter und Hereford nach Brecon. Neu war mir die Einrichtung, daß man auf dem Londoner Bahnhof von einem Aufgeben und Abwägen des Koffers gegen Gepäckschein nichts wissen wollte. Die Koffer werden ohne diese zeitraubende Manipulation einfach in den Gepäckwaggon geschoben und den Reisenden an der betreffenden Station ebenso brevi manu ausgefolgt. „Aber ich habe keinerlei Bescheinigung in Händen, daß der Koffer mir gehört!“ — „Sie brauchen keine.“ — „Und wenn das Gepäck verwechselt oder irrigerweise von einem anderen Passagier reclamirt würde?“ — „Das kommt nicht vor.“ Es kam auch wirklich nicht vor; ich hatte in Brecon lediglich meinen Koffer zu agnosciren, und er wurde mir ausgefolgt. Von Brecon führt eine Zweigbahn nach dem kleinen Ort Cray, wo uns der Wagen der Patti erwartete. Die Gegend bis Brecon ist freundlich; viel Wald und Wiesen und nette Landhäuser. Dann wird die Landschaft düsterer, monotoner. Ein ziemlich enges Thal, das Swansea-Thal; rechts und links graue, theils kahle, theils schwach bewaldete niedrige Berge, hie und da eine Hütte. In diesem Thal erhebt sich ein wunderliches, unregelmäßiges Gebäude mit einem Thurme und kleinen Thürmchen. Es ist Craigh-y-Noß-Castle. Adelina Patti hatte es von dem Eigenthümer gekauft, als das „Schloß“ nur aus einem soliden, viereckigen Wohnhaus bestand. Sie ließ hier einen Flügel, dort ein Stockwerk anbauen, hier ein Thürmchen, dort einen Glockenthurm, bis der Bau seine

jetzige stattliche Ausdehnung erhielt, und durch die vom Thurm herabwehende „Hausfahne" einen romantisch-feudalen Anstrich. Wir kamen — wie dies bei Zweigbahnen und Wagenwechsel auch in England vorkommt — mit bedeutender Verspätung nach sieben Uhr Abends an. Die Frau und der Herr des Hauses eilten uns aus dem Speisesaal entgegen und nöthigten uns, ohne daß wir vorher die Toilette wechseln durften, hinein zu dem bereits begonnenen Diner. Das war eine seltene, monumentale Ausnahme von der strengen Etiquette des Schlosses. Der schöne, ebenerdig gelegene Speisesaal war glänzend elektrisch beleuchtet, vor jedem Convert funkelte ein elektrisch erleuchtetes Gläschen mit einer Blume darin. Es mochten im Ganzen zwölf bis vierzehn Personen an dem Tische sitzen, die Herren in Frack und weißer Cravatte, die Damen decolletirt, in hellen Kleidern und lichten, ausgeschnittenen Schuhen, Brillanten an jedem Hals, die größten an dem der Hausfrau, welche täglich ihren Schmuck wechselte. Es waren einige hervorragende englische und französische Journalisten mit ihren Damen da, ein amerikanischer Impresario, mit einem fabelhaften Contract in der Tasche, endlich zu meiner angenehmen Ueberraschung Herr Wilhelm Ganz mit seinem Sohn. Wilhelm Ganz gehört zu den nicht wenigen deutschen Musiklehrern und Dirigenten, die sich in London ansässig gemacht und eine ehrenvolle Stellung errungen haben. Aus früheren Jahren mit Nicolini befreundet, repräsentirt er jetzt unter Adelina's Hausfreunden das musikalische Element. Nach dem Diner, bei dem ich unsere Reiseerlebnisse zum Besten gab, zog sich die Gesellschaft in den anstoßenden „Musiksaal" zurück. Die Damen wiegten sich auf den Schaukelstühlen und Divans längs der Wand. Die Herren kamen aus dem Rauchzimmer schnell zurück, und mir schien die Frage sehr natürlich, ob wir nicht Musik hören werden? Jawohl, sogleich, erwidert Nicolini und ruft einen Diener, das „Register" zu bringen. Der Diener John präsentirt mir ein schön gebundenes, schmales Buch — ganz wie Leporello der Donna Elvira. „Wählen Sie, was Sie hören wollen!" ersucht Nicolini verbindlich. „Sehen Sie dort in der Ecke das große Orchestrion, ein famoses, sehr theueres Werk, das wir aus Deutschland kommen ließen. Es spielt eine Menge Stücke. Wählen Sie eines aus dem Register!" — Da es sich also um ein Orchestrion handelte, ersuchte ich um die Ouverture zu Fra Diavolo, denn die kleine Trommel ist mein Liebling unter den automatischen Instrumenten; sie arbeitet immer mit so ergötzlicher Präcision. „John! Nummer sechsundzwanzig!" ruft Nicolini dem Diener zu. Dieser eilt fort, legt die Walze sechsundzwanzig ein, und die hübsche Ouverture rollt ab — wie ein Uhrwerk, hätte ich bald gesagt. Der Hausherr legt nun die magna charta der Musikstücke in die Hände meiner Frau, die, sei es aus Artigkeit, sei es aus Humor, die erste Arie der „Traviata" wählt. „John, Nummer vierzehn!" John eilt zu dem Instrumentalofen, heizt ihn mit einem neuen Scheit Musik, und die Arie sprüht heraus. Die Traviata vor Adelina Patti von einem Automaten georgelt! Es wurden noch ein bis zwei „Nummern" aus dem Bauche des Orchestrions befördert, und die Gesellschaft ging auseinander. Am folgenden Tag nach dem Diner dasselbe Manöver: „John, das Register!" Nachdem ich zwei „Nummern" mit Adelina und der schönen, geistreichen Miß Beatty-

Kingston verplaudert, faßte mich ein wahrer Heißhunger nach einem Stück, nur einem kleinen Stückchen lebendiger Musik. Der Hausfrau durfte man mit so einem Wunsch natürlich nicht kommen; in ihrem home war sie nicht „Sängerin", wollte es durchaus nicht sein. Sie mochte nicht einmal mit mir, unter vier Augen, Vormittags eine neue Oper durchsehen, in welcher sie die Hauptpartie studiren sollte. Da begann ich mit Hern Ganz krampfhaft in den Noten zu wühlen, und richtig fanden wir ein vierhändiges Stück für uns — obendrein die G-moll-Symphonie von Mozart! Gott weiß, wie sie hergekommen ist. Wir setzten uns sofort ans Clavier, spielten die Symphonie und damit dem „Register" das Prävenire. Obwohl die Conversation nach dem Diner nicht die allerlebhafteste war, ging doch Alles spät zu Bett — offenbar um recht spät aufzustehen. Ein Diener leuchtet uns hinauf in unser Zimmer; eine lange und verwirrte Reise. Wie alle alten Gebäude, welche durch allmählichen, regellosen Zubau vergrößert wurden, so hat auch Schloß Craigh-y-Noß sonderbare und nicht leicht zu behaltende Communicationen zwischen seinen einzelnen Theilen. Wir konnten ohne Führer den Weg nicht finden von unserem Gastzimmer in den Speisesaal oder zur Wohnung der Hausfrau. Reisende werden Aehnliches in beliebten alten Gasthöfen gefunden haben, welche sich für den wachsenden Andrang um jeden Preis ausdehnen mußten, wie das Hôtel Leinfelder in München, das Hôtel zum blauen Schiff in Salzburg u. A.

Meine Frau und ich erwachten ziemlich früh, in der Hoffnung auf einen schönen Spaziergang. Man hatte ja Wunder von der herrlichen Gegend erzählt und auch drucken lassen. Wir fanden aber nichts als eine staubige Landstraße rechts gegen Brecon, links gegen Swansea. Ob man denn nicht irgendwo auf die Hügel hinauf gelangen könne, welche das Thal einengen? Nein, da gäbe es keine Wege, kaum einen Pfad für kletterkundige Ziegenhirten. Die Stunden vor dem Lunch wurden meistens in dem „Wintergarten" zugebracht, einem großen gewärmten Glashaus. Das ist der Glanzpunkt des Schlosses und der Stolz der Hausfrau. Wer es aber nicht gewohnt ist, lange in einem stark erwärmten und narkotisch duftenden Glashaus zu verweilen, der fühlt sich bald ermattet von dieser Luft. Adelina bricht mit uns auf und zeigt uns die Schätze in ihren Privatzimmern. Da sind Reichthümer aufgespeichert an Schmuck aller Art, silberne und goldene Lorbeerkränze, Ehrenbecher, kostbare Andenken von gekrönten Häuptern und dankbaren Städten. Nach dem Lunch fährt die Gesellschaft zu einem gewissen forellenreichen Teich, wo Nicolini seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Fischfang, obliegt. Wir machen die Fahrt nicht mit, da wir noch immer hoffen, zu Fuß einen landschaftlich schönen Punkt oder lohnenden Seitenweg zu entdecken. Trotz der kundigen Begleitung des Herrn Ganz gelingt es uns aber durchaus nicht; wir bleiben auf der zwischen Hecken eingefriedeten Landstraße gebannt. Ueber den Geschmack ist nicht zu streiten, auch in landschaftlichen Dingen nicht. Herzlich freute es mich, meine verehrte Freundin so glücklich zu sehen über ihren Besitz; die Bewunderung seiner Schönheit konnte ich aber nicht theilen. Ich dachte mir, einige Stunden weiter gegen Swansea müßte es ja am Meeresufer viel schöner sein, und auf der anderen Seite einige Stunden landeinwärts

ebenfalls. Hatten wir doch die freundliche, üppige Gegend bei Hereford und Gloceſter durchfahren und uns an dem Anblick der vielen reizenden Villen (eine davon gehörte der Jenny Lind) erfreut. Möglich, daß die übertriebenen Lobpreiſungen von Craigh-y-Noß mich ungerecht gemacht gegen das, was ich eben unter dieſen Erwartungen vorfand — es blieb mir verwunderlich, wie Jemand, der ſo begünſtigt iſt, ſich in jedem beliebigen Land das Alleralerſchönſte auszuſuchen, gerade dieſen Punkt wählen konnte. Ich bekenne mich ſchuldig, auch den Verkehr im Schloß ſteifer, etiquettemäßiger, unfroher gefunden zu haben, als ich ihn mir, im erquickenden Gegenſatz zum conventionellen Zwang der Londoner Geſellſchaft, ausgemalt hatte. Wir blieben die beiden Pfingſtfeiertage unter dem Dach der Patti. Als aber Herr Ganz erklärte, er müſſe Dienſtag früh nach London zurückkehren, waren wir gleich dabei, uns ihm und ſeinem Sohn anzuſchließen. Dem freundlichen Drängen und Schmollen Adelina's, die uns noch nicht fortlaſſen wollte, widerſtanden wir tapfer und fuhren in den ſchönen Morgen hinein, über Hereford, Malvern und Worceſter nach London zurück. Man hatte uns ein großartiges Frühſtück und Wein mitgegeben, das die gute Laune unſeres Quartetts lebhaft erhöhte. Wir unterhielten uns vortrefflich auf dieſer Fahrt — ohne Frack und weiße Cravatte. In ihrer Sangesherrlichkeit konnten wir unſere Schloßfrau von Craigh-y-Noß noch in einem Concert bewundern, das in der rieſigen „Albert-Hall" ſtattfand. Das Gebäude war mir neu, den Platz kannte ich wohl: hier ſtand das Weltausſtellungsgebäude von 1862! Zwölftauſend Perſonen haben Raum in dieſem unabſehbaren Concertſaal, und die zwölftauſend Perſonen waren auch wirklich da. Ein ſolcher Concertſaal — voll und ausverkauft! Man muß das Unglaubliche ſelbſt geſehen haben, und begreift es noch immer nicht recht. Faſt beſorgt ſah ich dem Auftreten der zierlichen Adelina Patti entgegen. Aber durch die athemloſe Stille gelangte jeder Ton ihrer Stimme klar und ſüß an das ſchwelgende Ohr des Hörers. Sie verſteht, was Wenige heute verſtehen: den Ton weit und ſtark auszuſenden, ohne zu ſchreien. Mit Freuden konnte ich wiederholen, was ich vierundzwanzig Jahre früher geſagt: Adelina Patti iſt die vollendetſte Geſangskünſtlerin, die ich kenne.

Vor meiner Abreiſe aus England überraſchte mich ein Spectakel, das zur Zeit meines erſten Londoner Aufenthalts noch nicht exiſtirt hatte: ein Aufmarſch der „Heilsarmee". Wenn dieſer Haufe ungezogener Menſchen, die mit Fahnen und Muſik johlend durch die Straßen ziehen, mit Religion zuſammenhängt, dann, glaube ich, gibt es kein kräftigeres Abſchreckungsmittel gegen religiöſe Schwärmerei. Auf die Engländer ſcheint aber die comödiantiſche Exaltation dieſer Heilsarmee merkwürdigerweiſe mehr Anziehung als Abſtoßung zu üben. Die religiöſe Bornirtheit der Engländer, dieſes ſtarken, freien und mächtigen Volks, iſt mir immer räthſelhaft geblieben. Folgendes Erlebniß gab mir eine neue, höchſt merkwürdige Probe von dieſer partiellen Geiſtesverwirrung, welche in einem Winkel eines ſonſt ganz geſunden Gehirns niſten kann. Theodor Steinway hatte als ſeinen Geſchäftsführer in der Londoner Filiale „Steinway-Hall" (Concertſaal und Claviermagazin) einen jungen Mann, Mr. T., angeſtellt, mit dem ich nicht ungern verkehrte. Es

war ein netter, bescheidener Mensch, fleißig, gewissenhaft, von zärtlicher Liebe zu Frau und Kindern. Sein in sich gekehrtes, stilles Wesen bemerkte ich wohl, doch fiel es mir nicht als bedenklich auf, ebenso wenig, wie seine Weigerung, je ein Glas Wein oder Bier zu berühren. Also ein frommer Mäßigkeitsapostel. Eines Sonntags Vormittags erscheinen zwei Fräulein in dem Clavier-salon und wünschen ein Pianino zu kaufen. Herr T. wird blaß; anstatt ihnen die Honneurs des Geschäftes zu machen, fragt er erschrocken, ob sie denn wirklich am Sonntag Musik machen wollten?! „Ja," erwiderten die jungen Damen, „wir können die ganze Woche nicht abkommen und haben nur Sonntags Zeit." Mit diesen Worten öffnet die Eine das nächste Pianino und probirt eine Chopin'sche Etude. Unser T. aber fällt auf die Kniee und beginnt zerknirscht für das Seelenheil dieser Unglücklichen zu beten! Wahrscheinlich hat der unglückliche Mann sich dadurch um seine Stelle gebracht und seine Familie der Noth preisgegeben. Alles aus Sonntagsheiligung.

London ist während der Season ein anstrengender Genuß, zumal für den Musik- und Theaterfreund. Ein paar Wochen ländlicher Erholung müssen die normale Ruhe für Geist und Körper wieder herstellen. Wir beschlossen, nach einem kurzen Aufenthalt in Ostende, über Belgien und den Rhein in die Schweiz zu gehen. Die Ueberfahrt von Dover nach Ostende gehört zu meinen unerfreulichsten Erinnerungen. Wir hatten sehr stürmische See und brauchten zur Fahrt dreimal so viel Zeit als gewöhnlich. Unausgesetzt schlugen hohe Wellen über Bord, und unten in den Cabinen lagen wir jämmerlich krank. Daß Ostende während der eigentlichen Badesaison ein ungemüthlicher Aufenthalt sei, hatte ich oft gehört, und glaube es. Daß es aber vor der Saison nicht erfreulicher ist, kann ich betheuern. Es war Ende Juni, kein Mensch auf den Straßen, die Häuser schliefen förmlich hinter ihren geschlossenen Fensterläden, Alles todtenstill, noch nicht einmal die Curmusik eingerückt. Es gab nur zweierlei: entweder eine Promenade über den breiten, menschenleeren Damm, im Kampf gegen den schneidenden Wind, oder ein Gang durch die engen, winkeligen Gassen der Stadt, zum Fischmarkt, wo die Fische und Seekrebse nach dem Gewicht licitirt werden.

Wir fuhren über Brüssel nach Bonn. Hier fühlten wir uns so angeheimelt von der Erinnerung an das vorjährige Musikfest[1]), so wohl aufgehoben in Ermenkeil's „Hôtel royal" mit seinen lieblichen Gartenanlagen und dem Ausblick auf den Rhein, daß wir unsere Schweizerreise verschoben. Die schöne Gegenwart genießen, den Tag, die Stunde, das war stets meine beste Philosophie. Obendrein brachte uns ein günstiger Zufall drei gute Bekannte: zuerst den Sänger Emil Goetze, den stattlichen jungen Mann mit der herrlichen Tenorstimme und dem ebenso beneidenswerthen, ungetrübten Glücksgefühl. Seine Heiterkeit ist echt, kindlich, ansteckend. Sodann den Violinspieler Robert Heckmann, der mit seinen Cölner Quartettgenossen kurz zuvor Wien entzückt hatte. Er war ein Meister seiner Kunst. Das sind Viele. Aber Keiner ist mir bekannt, der von seiner Kunst so vollständig alles

[1]) Einen ausführlicheren Bericht über dieses Musikfest enthält mein „Musikalisches Skizzenbuch". Berlin, Verein für deutsche Literatur. 1888.

Handwerksmäßige abgestreift hatte, alles Mechanische, Mühselige, Blasirte. Wenn er ein Quartett von Beethoven, von Schumann, von Brahms zu spielen begann, leuchteten seine Augen, er schwelgte in dem Genuß schöner Musik. Und all' die arbeitsvollen Proben, die anstrengenden Concertreisen vermochten diesen schönen Enthusiasmus nicht zu erkälten, zu ermüden. Endlich Theodor Steinway, der Chef der weltberühmten New-Yorker Clavierfabrik, einer der tüchtigsten, ehrenhaftesten Männer, denen ich begegnet bin. Er hatte seiner kränklichen Frau zu Liebe, welche das Klima von New-York nicht vertrug, sich in Braunschweig, der deutschen Heimath seiner Eltern, niedergelassen, wo er auch als Wittwer verblieb. Dort lebte er vereinsamt, kinderlos, als stiller, freigebiger Wohlthäter aller Armen. Dabei betrieb er unablässig seine akustischen Forschungen und Versuche. Er hatte in seinem Hause in Braunschweig, einem alten, winkeligen, abenteuerlichen Gebäude, ein Museum von Clavieren aller Zeiten und Formen zusammengebracht, desgleichen eine große Sammlung kostbarer Geigen, deren Klanggeheimnisse er auf das Pianoforte zu übertragen suchte. „Verbiete Du dem Seidenwurm, zu spinnen" — das Wort Tasso's gilt nicht bloß vom Poeten. Die Liebe zu seiner Kunst, der Eifer, sie immer weiter zu vervollkommnen, ließen Steinway nicht rasten, selbst auf einer Höhe des Erfolgs, welche die Meisten nur als eine Ruhebank der Bequemlichkeit begrüßen. Im Sommer nahm er eine Nichte sammt ein oder zwei Freundinnen derselben auf Erholungsreisen mit, machte ihnen alles erdenkliche Vergnügen und scherzte über seine Pflichten als „alter Erbonkel". So kam er auch nach Bonn als Reisemarschall zweier jüngerer und einer älteren Dame. Seine immer gleiche freundliche Ruhe, sein gravitätischer Humor, sein langsames, stoßweises Lachen — das Alles breitete eine Atmosphäre warmer Behaglichkeit um ihn. In seiner Gesellschaft machten wir nebst Heckmann und Goetze einige Partieen in die reizende Umgebung Bonn's. Es gibt nichts Köstlicheres als so ein Sommerabend auf dem Drachenfels oder Rolandseck in Gesellschaft guter Freunde und die Rückfahrt auf dem Dampfschiff, wo Gesang und Rheinwein alle fröhlichen Geister entfesseln! Auf dem Drachenstein hatte ein bescheidener Photograph seine Bude aufgeschlagen. Auf Steinway's Drängen ließen wir uns, meine Frau und ich, Steinway und Heckmann auf Einem Bildchen verewigen. Es fiel ziemlich roh aus, wie alle solche Minutenporträts; ich hege es aber als theures Andenken. Denn bald nachher waren sowohl Steinway als Heckmann nicht mehr unter den Lebenden.

XLIII.

Der September ging zu Ende; es galt einzurücken in mein akademisch-musikalisches Winterquartier. Vorher vergönnte ich mir noch einen zweitägigen Besuch bei Freund Billroth in St. Gilgen. Wir benützten den sonnigen Herbstnachmittag zu einem Spaziergang gegen Mondsee. Billroth, der die ersten Hefte meiner Erinnerungen gelesen hatte, kam gleich darauf zu sprechen. Er bestand darauf, ich müsse in der Fortsetzung auch von meinen persönlichen Erfahrungen als Kritiker erzählen. Ich äußerte starke Zweifel, ob sich über die Stellung des Kritikers im Allgemeinen viel Neues, von meinen eigenen

Erlebnissen etwas Interessantes sagen lasse. „Das möchte ich doch sehen!“ rief Billroth mit seinem kurzen, freundlichen Lachen. „Probiren wir's. Du kannst Dich auch einmal „interviewen“ lassen, wie das barbarische Wort lautet.“ Wir begannen über Musik und Musikkritik zu plaudern. Billroth gab unserem Gespräche, das ich der Hauptsache nach hier reproduciren will, bald eine persönliche Wendung: „Graut Dir nicht bereits vor der Rückkehr nach Wien und dem Ansturm von Opern und Concerten?“

„Nein. Ich muß bekennen, daß ich jedesmal, aus erquickender Sommerfrische heimkehrend, mich auf den vierten October freue, wo am Namenstag des Kaisers eine neue Oper gegeben wird. Ganz wie es im Fidelio heißt: „Des Königs Namensfest ist heute, das feiern wir auf solche Art.“ Dann wird das Winterprogramm der Philharmonischen und der Gesellschaftsconcerte, sowie der Quartettproductionen veröffentlicht; Speisekarten, die ich mit dem vorschmeckenden Genuß des Gourmands durchkoste. Es ist fünfundvierzig Jahre her, daß ich Musikkritiken schreibe. Wenn auch nicht die frühere Leichtigkeit des Producirens, — die frische Empfänglichkeit ist mir gottlob geblieben. Von Jugend auf habe ich, nächst einer Professur, stets die Thätigkeit des Mukkritikers in einem vornehmen, großen Blatt für die begehrenswertheste gehalten. Vor dem auf eigenes Erfinden angewiesenen Dichter genießt der Kritiker den Vortheil, daß ihm fortwährend neuer Stoff zuströmt. Kein Jahr vergeht, ohne daß die manchmal intermittirende, aber niemals versiegende Quelle der künstlerischen Production uns einige Goldkörner zuführt. Neben werthlosen, absolut Schweigen auferlegenden Werken taucht sicher auch Eigenartiges, Vortreffliches auf. Aber nicht bloß das Vortreffliche, auch das anspruchsvoll Häßliche, selbstbewußt Verschrobene reizt und beschäftigt den Kritiker. Das sind die „interessanten Fälle“, wie Ihr sie ja auch in Eueren Kliniken willkommen heißt. Nur können wir sie leider nicht heilen.“

„Wir auch nicht immer. Aber die uninteressanten Fälle mögen in der Concertsaison noch viel häufiger sein.“

„Gewiß. Der Vortheil des Kritikers, daß ihm der Stoff nie ausgehen kann, hat seine dunkle Kehrseite: die mit jedem Jahr üppiger wuchernden Mittelmäßigkeiten, welche eine Kritik nicht verdienen und sie doch standhaft beanspruchen. Die Concertmückenschwärme — unsere schlimmste Qual. „Theater sind ein nothwendiges Uebel,“ pflegte Dingelstedt zu sagen, „Concerte ein unnöthiges.“ In Wien bringt durch volle sechs Monate jeder Tag ein Concert, häufig deren zwei, auch drei. Kann man die alle besprechen? Nicht möglich ....“

„Aber auch nicht nothwendig,“ ergänzte Billroth. „Ein großes politisches Blatt sollte in seinem Feuilleton doch nur Hervorragendes beurtheilen, hingegen Alles ignoriren dürfen, was weder Bedeutung für die Kunst noch Interesse für einen weiten Leserkreis hat. Erwirbt denn wirklich Jedermann durch das bloße Anschlagen eines Concertzettels den Rechtsanspruch, von allen Musikkritikern der Stadt angehört und in allen Zeitungen besprochen zu werden? Ich glaube nicht.“

„Ich auch nicht. Die Concertgeber jedoch sind davon überzeugt. Meinen Lesern gegenüber empfände ich nicht den leisesten Gewissensbiß, wenn ich die Mehrzahl dieser Productionen unbeachtet ließe. Aber die Concertgeber! Vor

Allen die Schar der Pianistinnen, der kleinen Sängerinnen, Geigenfeen und Geigenhexen! Sie alle wollen gehört und beurtheilt sein. Je bescheidener manche selbst von ihrer Kunst denken mögen, desto beweglicher appelliren sie an unser rein menschliches Gefühl. Man wird beim Mitleid gepackt. Rein aus Mitleid opfert man unersetzliche Abende, erduldet zum tausendstenmal dieselben Rhapsodien von Liszt, Nocturnes von Chopin, Phantasien von Wieniawsky, lediglich weil die „Virtuosin" mit ihrer Kunst eine Schwester oder Mutter erhält. Sie will Lectionen geben, oder in der Provinz concertiren, beides gelingt ihr nur auf Grund einer günstigen Concertkritik aus Wien. Und so ist es immer der geplagte Kritiker, welcher da hilfreich beispringen und über Leistungen schreiben muß, die ihm und seinen Lesern völlig gleichgültig sind. Weißt Du ein Mittel, wie der Concertfluth und, im Zusammenhang damit, dem furchtbar anwachsenden Proletariat der Clavierlehrer und Claviervirtuosen, insbesondere weiblichen Geschlechts zu steuern wäre? Helfen könnte da nur eine grundsätzliche strengere Abstinenz der Kritik, deren aus Mitleid und Gefälligkeit geborenes Lob übrigens ebenso bald entwerthet sein dürfte, wie jene Dutzendconcerte selbst. Vor dreißig Jahren schrieb F. Hiller einen Aufsatz: „Zu viel Musik!" Was würde er heute sagen? Die Concertepidemie ist ein dreifaches Unheil: für die abgestumpften Zuhörer, die brodlosen Virtuosen und die müde gehetzten Kritiker."

Nach einer Pause fuhr Billroth in seiner Interpellation fort:

„Und Deinen Einfluß auf die Künstler, achtest Du den für nichts?"

„Dieser Einfluß ist mehr als zweifelhaft. Ich habe als Kritiker stets an dem Grundsatz festgehalten, nur zu dem Publicum zu sprechen, nicht zum Künstler. Der Kritiker, welcher sich einen erziehenden Einfluß auf die Künstler einbildet, lebt in einer angenehmen Täuschung. In der Regel hält der Sänger oder Virtuose doch nur das Lob für richtig, niemals den Tadel. Aus meiner langen Praxis entsinne ich mich äußerst weniger Fälle, wo ein von mir ausgesprochener Vorwurf thatsächlich beachtet, mein Rath befolgt worden ist. Dann geschah es fast ausnahmslos von unseren bedeutendsten Künstlern, insbesondere, wenn ich mein Bedenken ihnen mündlich, etwa in einer Generalprobe geäußert hatte. *Gedruckten* Ausstellungen folgten auch sie weniger gerne. Hat meine langjährige kritische Thätigkeit wirklich einen Nutzen gestiftet, so besteht er einzig in ihrem allmählich bildenden Einfluß auf das Publicum. Ein Aberglaube ist auch der „entscheidende Einfluß" der Kritik auf den *Erfolg* eines Künstlers. Mir schaudert jedesmal vor der Anrede, die ich schon im Voraus auf den Lippen junger Concertgeber schweben sehe: „Ein Wort von *Ihnen* — und mein Glück ist gemacht." — „Ja," muß ich stets entgegnen, „wenn Sie wirklich ein genialer Componist, ein hinreißender Virtuose sind, dann wird Ihnen dies Eine von mir in die Welt hinausgerufene Wort nützen. Aber dann sind *Sie* es selber, der Ihr Glück gemacht hat, nicht ich. Im andern Fall kann ich aber dieses entscheidende Wort doch nicht sprechen, — und daran sind wiederum *Sie* und nicht ich Schuld!" Die Kritik ist gegen den wirklichen Werth oder Unwerth des Künstlers nicht allmächtig. Von thatsächlichem Einfluß ist sie bloß, wenn sie — kurz gesagt —

Recht hat. Das Publicum läßt sich nichts weismachen. Es folgt seinen eigenen Eindrücken, und diese sind meistens — nicht immer — richtig. In Concertsachen trifft es, nach meinen Erfahrungen, häufiger das Rechte, als im Theater, wo die populäreren Effecte den Ausschlag geben. Wenn die Zuschauer sich in einem neuen Stück gelangweilt haben und dann zu Hause beim Nachtmal darüber schimpfen — dann mögen nachträglich die lobendsten Kritiken erscheinen, sie werden das Mißgeschick der Novität nicht abwenden. Hat aber, umgekehrt, das Publicum sich vorzüglich unterhalten, so ist ein starker Besuch dem Stücke gesichert, trotz des ästhetischen Einspruchs der Kritik."

„Wenn ich an Neßler's „Trompeter von Säckingen" denke," bestätigte Billroth, „muß ich Dir Recht geben. Von der Kritik einmüthig getadelt, hat diese Oper den Componisten doch zum berühmten und reichen Mann gemacht. Für diesen Erfolg war eben nicht bloß der Werth der Musik entscheidend."

„Oft ereignet sich auch der entgegengesetzte Fall. Davon ließen sich zahlreiche Beispiele anführen. Irgend ein verdienstvoller, von seinen Landsleuten vergötterter Componist schreibt ein recht schwaches Werk. Von achtungsvoller Rücksicht, von persönlichem Wohlwollen, auch von Localpatriotismus geleitet, lobt die Kritik diese Fehlgeburt mit aufopferndem Eifer. Das Publicum strömt zur zweiten Aufführung, sickert noch zur vierten und fünften, dann bleibt es weg, und die Oper hat ausgelebt. Im Ausland feiert man ihre Bestattung meistens schon am dritten Abend. Das Publicum hat gegen die Kritik entschieden; es hat nicht bloß Recht behalten, sondern Recht gehabt."

„Du gehst zu weit, wenn Du ernste Kritik als machtlos schilderst; sie kann doch sicherlich den Erfolg oder Mißerfolg beschleunigen und steigern!"

„Das leugne ich nicht. Am stärksten und nützlichsten wirkt ihr Wort da, wo die Zuhörer einer ganz neuen Erscheinung gegenüber zwar richtig, aber noch zaghaft fühlen, sich mit dem Urtheil nicht recht herauswagen. Erklärt dann die Kritik mit voller Ueberzeugung, daß der fremde Künstler in noch viel höherem Maße das Lob oder das Mißfallen verdiene, welches das Publicum mehr angedeutet als ausgesprochen hatte, dann fühlt dieses sich in seinem Instincte bestärkt, gehoben, und das Schicksal des Debutanten ist entschieden. Es gehört zu meinen angenehmsten Erinnerungen, manchem Künstler von unbekanntem Namen und ungünstiger Erscheinung zu seinem rechten Platz verholfen zu haben, indem ich das gedämpfte Urtheil des Publicums in deutlichster und stärkster Instrumentirung wiederholte. Glücklicherweise habe ich fast immer gefunden, daß dem Publicum eine sichere Empfindung innewohnt. Nur fällt es heutzutage nicht immer leicht, das wirkliche Urtheil der Zuhörer, das so oft durch den Lärm geschlossener Parteien oder durch bezahlten Applaus gefälscht wird, zu erkennen. Es ist eine feine Beobachtung, welche George Sand in ihrem Künstlerroman Consuelo ausspricht: „Le public s'y connaît. Son cœur lui apprend ce que son ignorance lui voile.""

Billroth gab mir Recht, denn seine eigenen Erfahrungen stimmten zumeist mit den meinen. „Aber," rief er nach einer Pause lebhaft aus, „was bleibt dem Kritiker, wenn Du ihm den erziehenden Einfluß auf den Künstler absprichst und obendrein die Macht über den Erfolg?"

„Es bleibt ihm," erwiderte ich, „als schönster, meistentheils auch einziger Lohn das Vertrauen und die dankbare Zustimmung seines Leserkreises. Und dieser Lohn kann nur mit echten Mitteln erworben und erhalten werden. Er ist mein werthvollster Schatz. Freilich die Buße dafür bleibt uns nicht geschenkt: das Mißvergnügen der getadelten Künstler. Es steigert sich mitunter bis zum Haß, zur Feindseligkeit ganzer Familien. Denn, wenn auch vielleicht der Mann, dem die abfällige Kritik gegolten, im Stillen ihre Gerechtigkeit einsieht und nach und nach verzeiht, — seine Frau verzeiht nie! Der frühere freundschaftliche Verkehr ist abgebrochen. Der vordem hochgeschätzte Kritiker ist fortan ein unwissender oder parteiischer Mensch. Das sind die bitteren Tropfen im Leben eines Kritikers."

„Ich weiß, Du hast davon eine starke Dosis schlucken müssen. Ohne Zweifel kannst Du aber auch von Ausnahmen erzählen?"

„Daß ein Künstler empfangenen Tadel uns nicht nachtrage, gehört zu den größten Seltenheiten. Ich erinnere mich eigentlich nur zweier Beispiele, aber mit desto größerem Vergnügen. Baron Perfall, der hochverdiente General-Intendant des Münchener Hoftheaters, hatte in jüngeren Jahren eine Märchendichtung („Dornröschen") für Soli, Chor und Orchester componirt, welche in Wien unter Herbeck's Leitung mit sehr schwachem Erfolg aufgeführt wurde. Ich behandelte sie in meinem Berichte etwas geringschätziger, als nöthig war, und schloß mit dem schlechten Witz: man brauche, um den Erfolg des Componisten zu bezeichnen, nur die lateinische erste Silbe seines Namens ins Deutsche zu übersetzen. Im Sommer desselben Jahres besuchte ich die mir verwandte Familie des Generals v. Dratschmied auf ihrem Landaufenthalt im bayerischen Gebirge. Auf unserem Nachmittagsspaziergang begegnet uns ein schlanker Herr im Jägeranzug, welcher die Damen freundlich begrüßt. „Ah, Baron Perfall!" rufen diese ganz erfreut. Ich fühle einen leichten Schauer beim Klang dieses Namens. Aber Perfall, dem ich vorgestellt werde, drückt mir herzlich die Hand und ist die Liebenswürdigkeit selbst. Er ist es auch geblieben die vielen Jahre her, in welchen ich niemals versäumt habe, ihn in München aufzusuchen. Auch er besuchte mich wiederholt in Wien, ohne je auf seine Compositionen anzuspielen, von denen die letzte, „Junker Hans", auf allen Bühnen einen verdienten und nachhaltigen Erfolg errungen hat.

Die zweite Geschichte spielt in Mailand und ist noch erbaulicher."

„Wahrscheinlich, als wir zusammen dahin reisten, um Verdi's Otello zu hören?"

„Ganz richtig. Damals bat mich Giulio Ricordi, der berühmte Musikverleger, zu einem kleinen Dejeuner und nannte mir drei Freunde, welche er mit mir einladen wolle, darunter den Componisten Boito." „Unmöglich," rief ich. „Ich habe über seinen „Mefistofele", diese Profanation von Goethe's Dichtung, nicht bloß streng, sondern unbarmherzig geschrieben." — „Er weiß das genau," bemerkte Ricordi, „trotzdem freut er sich, Sie kennen zu lernen; er ist ein geistreicher, hochgebildeter Mann." Das mußte er in der That sein, um mit mir so unbefangen und herzlich zu verkehren, wie er es damals that. Ich habe seinem interessanten, lebhaften Gespräch mit wahrem Vergnügen

gelauscht und gedenke gern der feurigen Kohlen, welche seine Gentilezza über mein sündiges Haupt gesammelt hat. Solche Züge sind schön, sind selten und bleiben mir unvergeßlich. Es gehört ja zu den unausbleiblichen Consequenzen des Kritikerberufs, daß die abgünstig beurtheilten Künstler uns gram werden. Das ist ganz natürlich, ist menschlich. Nur kindliche Naivetät kann sich darüber verwundern. Ganz andere, systematisch fortgesetzte Angriffe sind es, die mich befremden und mir, wenigstens in früherer Zeit, weh gethan haben."

„Gewiß von Wagnerianern?"

„O nein! Die Wagnerianer *müssen* gegen mich losgehen; darauf sind sie als Partei eingeschworen und einexerzirt. Wagner — jedes Wort und jede Note von Wagner — ist ihre Religion, die Vertheidigung und Ausbreitung derselben ihr einziges Pathos. In diesem Sinne sind ihre Angriffe doch etwas Anderes und Besseres, als persönliche Gehässigkeit. Ich habe fleißig hinübergeschossen und muß mir also das Herüberschießen gefallen lassen. Auch die vergifteten Pfeile will ich diesen Herren nicht verübeln, habe ich sie doch weidlich geärgert, bin auch an ihrem Gift nicht gestorben. *Ihre* Gegnerschaft thut mir nicht weh. Was ich meinte, sind die methodisch fortgesetzten Bosheiten von „Collegen", die ich nie mit einem Worte angegriffen, ja denen ich in ihren Anfängen mich hülfreich erwiesen habe."

„Das erklärt Alles! Gemeine Naturen vertragen es nicht, Jemandem Dank schuldig zu sein. Es ist ein ewiger Typus:

„Er haßt den Retter meistens von der Stunde an,
Wo er den Helferarm entbehren kann."

Ich kenne diese Leute. Von einem aufrichtig sachlichen Interesse, wissenschaftlichem Streit ist da nicht die Rede. Sie wollen uns nur zu einer Polemik reizen, die sie aus dem Halbdunkel ihrer Zeitung in ein helleres Licht hervorzöge. Es ist mir lieb, daß Du Dich niemals zu einer Erwiderung hast hinreißen lassen, so sehr Dir die Finger jucken mochten."

„Und ich bin Dir Dank schuldig, daß Du mich immer davon abgehalten hast."

Wir waren von unserem kurzen Spaziergang zurückgekehrt und setzten uns auf eine Bank vor Billroth's Villa, die den herrlichsten Ausblick auf den Wolfgangsee bietet. Billroth zündete sich behaglich eine Cigarre an und nahm unser musikalisches Gespräch wieder auf:

„Es macht mich immer toll, wenn die Parteigänger der Zukunftsmusik Dich als einen Marodeur bezeichnen, der hinter dem Vormarsch des Zeitgeistes zurückgeblieben ist. Dann müßte auch ich ein Zopf heißen, ich, der Schwärmer für unseren modernsten Meister: Brahms! Ein Zopf und Marodeur, weil ich weder Bruckner noch Richard Strauß für einen zweiten Beethoven halte, und weil Wagner's Musik mir widerwärtig ist, sammt ihrem dreifach verderblichen Einfluß auf die Componisten, die Sänger und das Publicum! Gerade gegen den Vorwurf der Verzopftheit brauchst Du Dich nicht zu vertheidigen — liegen doch in Deinen Kritiken über Schumann, Brahms, Dvořak und so viele neue Opern die Beweise des Gegentheils gedruckt vor den Augen der Welt. Hat man Dich aber nicht gleichzeitig auch des Gegentheils beschuldigt: der Hinneigung zum Neuen?"

„Meint man das gute Neue, so kann ich meinen Fehler nicht leugnen. Es ist so natürlich, daß gerade der Kritiker, welcher das altbewährte Opern- und Concertrepertoire seit Decennien auswendig weiß, nach neuen Erscheinungen mit viel größerem Eifer verlangt, als das classische Stammpublicum es thut. Der Reiz der Neuheit ist kein frivoler; er ist freilich oft der einzige an solchen Novitäten. Die Symphonien, Quartette, Sonaten von Mozart und Beethoven müßte ich einige Jahre lang nicht gehört haben, um von ihnen mit jener beglückenden Gewalt wieder ergriffen zu werden, wie in meiner Jugendzeit. Noch reumüthiger muß ich meine Sünden eingestehen, wo es sich um ältere, vormozartische Musik handelt. Wenn ein begeisterter Alterthumsforscher, wie Wilhelm Grimm (in seinen „kleinen Schriften") ausruft: „Wir sind einmal modern, und unser Gutes ist es auch" — warum sollte ich nicht das Gleiche aussprechen dürfen als Musiker? In der Poesie fühlst Du gewiß wie ich. Für Goethe's Faust gebe ich den ganzen Sophokles hin, für Hermann und Dorothea Milton's Paradies sammt der Messiade von Klopstock, für Schiller's Tell oder Wallenstein die Tragödien von Racine, für Dickens, für Gottfried Keller, Paul Heyse, Alphonse Daudet, Turgéniew die gesammte Belletristik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Nicht anders ergeht es mir im Bereich der Musik; ich kann nicht dafür. Ich würde lieber den ganzen Palestrina und Heinrich Schütz verbrennen sehen, als das „deutsche Requiem", lieber den Josuah von Händel, als Mendelssohn's Elias, lieber alle Concerte und Sonaten von Bach, als Schumann's oder Brahm's Quartette. Für den einen Don Juan, Fidelio oder Freischütz gebe ich mit Freuden den ganzen Gluck hin. Ein schreckliches Bekenntniß — nicht wahr? Wenigstens ein aufrichtiges!"

„Du wirst dafür auch ordnungsmäßig gesteinigt werden!"

„Ohne Zweifel, und zunächst von Solchen, die heimlich mit mir dieselbe Empfindung theilen, sie aber ob des kritischen Decorums nicht eingestehen wollen. Aber warum nicht zugeben, daß eine Scheidewand, sei es die feinste und durchsichtigste, uns von der Ideenwelt jener alten Meister trennt? Daß eine Fluth von Gegensätzen im Denken und Fühlen uns heute bewegt, von denen frühere Jahrhunderte so wenig eine Ahnung hatten, wie von den Reichthümern, welche unsere heutige Musik sich erwarb? Du wolltest ein aufrichtiges Bekenntniß von mir. Es ist jedenfalls ein rein persönliches, das nur ausspricht, was meinem Gemüth Bedürfniß ist, meinem Sinn ein stärkeres Entzücken gewährt. Ich gehe auch, wohlgemerkt, nur von der Fiction aus, das Eine oder das Andere, die neue oder die alte Musik, opfern zu müssen, und freue mich, daß wir sie beide besitzen, beide genießen dürfen. Durch Jahre bin ich selten zu Bett gegangen, ohne mir Abends ein Schumann'sches Stück am Clavier zu spielen — meistens den ersten Satz der „Humoreske", oder das Andante aus einer der Sonaten, oder auch eine „Novelette". Damit hob ich mich aus dem Staube des Tages in eine reine höhere Sphäre, fand mich selbst wieder, mein Denken und Fühlen, meine Klagen, Wünsche und Hoffnungen. Niemals hätte ich zu diesem Zwecke Bach, Gluck oder Händel brauchen können. Andere wieder werden ihr persönliches Heil in diesen Meistern

finden. Es darf Keiner darob den Andern tadeln: „In meines Vaters Hause sind der Wohnungen viele."

Mit Bach, Händel und dem ungleich dürftigeren Gluck ergeht es mir ungefähr, wie mit den drei großen griechischen Tragikern: Aischylos, Sophokles und Eurypides. Ich bewundere sie in Demuth — aber ich vermag sie nicht zu lieben wie Shakespeare, Schiller oder Goethe. Sie sind nicht Fleisch von unserem Fleisch, nicht Blut von unserem Blut. Große, in ihrer Art unerreichbare Künstler, die aber einem längst zersprungenen Ideenkreise angehören. Der Abfluß der Zeit strömt aber in keiner anderen Kunst so schnell, so verheerend, wie in der Musik. So kommt es, daß ich vor-Bach'sche Musik nur mit historischem Interesse genieße; Bach, Händel und Gluck nicht ausschließlich, aber doch überwiegend mit dem Antheil des Kunstverstandes, des technischen und geschichtlichen Sinnes. Bei Bach tritt noch ein anderer Factor hinzu: der religiöse. Ich glaube, man muß als Protestant geboren und erzogen sein, um die Kirchencantaten, insbesondere auch den Choral aus ganzer Seele mitzufühlen. Erinnerst Du Dich der jüngsten Aufführung des „Paulus", der wir zusammen beiwohnten? Ich empfand die eingefügten Choräle als eine schwerfällige, störende Unterbrechung des Oratoriums. Du hingegen begrüßtest jeden Choral als eine theure Jugenderinnerung, denn Du hattest sie alle als Knabe in der Kirche mitgesungen. Hingegen gestandest Du mir, daß Du keinen Sinn für eine katholische Messe habest, wäre sie auch von Mozart oder Haydn componirt. Sie sei Dir etwas Wildfremdes, Unverständliches. Ungefähr so ergeht es mir mit dem protestantischen Choral. Er ist ein unschätzbares, religiöses Palladium Eurer Kirche; musikalisch ist mir sein gleichmäßig schwerfälliger Paradeschritt ungenießbar. Ich halte es mit Nägeli's Ansicht, daß das ewige Choralsingen die individualisirte Gesangskunst in Deutschland um zweihundert Jahre verzögert und das deutsche Volk gewöhnt habe, in denselben Tönen zu frohlocken und zu klagen. Zur vollen Hingebung an Bach's Kirchencantaten fehlt mir der religiöse Sinn, die weltflüchtige, specifisch protestantische Bußfertigkeit, welche diese Musiken und ihre Texte beherrscht."

„Du gehst zu weit, lieber Freund, und protestirst eifriger, als Du vielleicht selbst empfindest. Habe ich Dich doch tief ergriffen gesehen von dem ersten Chor der Matthäuspassion, von den dramatisch erregten kurzen Chorsätzen und vielen von Stockhausen so rührend gesungenen Stellen des Evangelisten. Doch gebe ich Dir zu, daß wir protestantischen Norddeutschen ein viel intimeres, weil durch Jugendeindrücke ungemein verstärktes Verhältniß zu Bach's Kirchenmusik haben, als ihr süddeutschen Katholiken. Für Heuchelei halte ich selber das Entzücken vieler Zuhörer, welche aus Angst vor den „Kennern" heftig applaudiren. Aber wo ziehst Du die Grenze zwischen alter und neuer Musik?"

„Für die Geschichte beginnt mir unsere lebendige Musik mit Bach und Händel. Für mein Herz beginnt sie erst mit Mozart, gipfelt in Beethoven, Schumann und Brahms. Wir haben aber auch Tondichter zweiten Ranges, die unserer Empfindungswelt oder doch einem Ausschnitt derselben einen ungleich lebendigeren Ausdruck verleihen, in unserem Gemüth ein viel stärkeres Echo werden, als die alten Meister. Vor Allem in der dramatischen Musik

und der Lyrik. Die stürmische Erhebung eines ganzen Volkes, hat sie vor der „Stummen von Portici“ und Rossini's „Tell“ in der Musik ähnliche Klänge gefunden? Und das leidenschaftliche Liebesbekenntniß inmitten allgemeinen Zusammensturzes, wie im vierten Act der „Hugenotten“? Erwachende Neigung, Wehmuth, schwärmerische Sehnsucht, wie bei Spohr und Marschner? Unsere Zeit hat auch in der Musik erweiterte Anschauungen, poetische Bedürfnisse, die man früher nicht gekannt, z. B. das Lokalcolorit. Erst Weber im Freischütz, Rossini im Tell, Auber in der Stummen haben uns dieses entzückend Neue gebracht. Ich möchte auch aus der Reihe enger begrenzter Tondichter neuester Zeit Gounod, Bizet, selbst Massenet anführen, die auf den Höhenpunkten von „Faust“, „Carmen“, „Werther“ ganz neue Saiten mit sympathischer Gewalt erklingen machen. Es gibt kleine Geister mit großem specifischen Talent. Unsere Zeit kann sie nicht entbehren, kann überhaupt das Neue nicht entbehren, in welchem unsere Blutwelle rauscht. Dichtungen und Tonwerke der classischen Kunstperiode leben im hellen Tageslicht; für den Zauber der Morgen- und Abenddämmerungen hat erst die moderne Musik die entsprechenden Farben entdeckt. Ich halte es für Pflicht des Kritikers, die Production nicht zu entmuthigen, das echt Empfundene und ungesucht Geistreiche unserer Zeit anzuerkennen und es gegen ein entschwundenes „goldenes Zeitalter“ nicht verächtlich herabzusetzen. Andere Zeiten schaffen andere Verhältnisse, und diese verändern schließlich das künstlerische Gewissen und den künstlerischen Geschmack. — Warum ich nicht ausdrücklich Wagner preise unter den Spitzen der modernen Musik? Weil ich mich nicht für ihn begeistern kann. Ich erkenne seinen glänzenden Geist und sein eigenartig großes Talent, diese neue Mischung von poetischer, malerischer und musikalischer Anlage, als ein gewaltiges Ferment der neuesten Opernentwicklung. Aber seine Musik läßt mich kalt. Mitunter macht sie mir heiß, fast niemals warm. Ich habe redliche Mühe daran gewendet, mich zur Liebe für Tristan, Parzifal und die Nibelungen zu zwingen; jetzt bin ich endgültig beruhigt. Ich muß mich mit einem Bekenntniß Hebbel's trösten, der bei einer ähnlichen Gelegenheit äußerte: „Es läßt sich nicht leugnen, daß das geheimnißvolle Gesetz der Wahlverwandtschaft sich dem Kunstwerk gegenüber ebenso wohl geltend macht, wie es das Verhältniß des Menschen zum Menschen bestimmt, und daß die gründlichste Demonstration niemals eine einmal versagte Neigung einflößen oder einen einmal vorhandenen Widerwillen besiegen wird.““

Wir ruhten aus vom langen Gespräch. Auf den Gipfeln der Berge schimmerte der letzte Streifen der Abendröthe. Der See schlief in tiefem Dunkel, und kühl wehte die Abendluft. Langsam erhoben wir uns und schritten dem Hause zu. „Siehst Du,“ sagte Billroth, „da hast Du Stoff genug zu dem Kritiker-Capitel, das ich für Deine Memoiren verlange. Du brauchst nur unser heutiges Gespräch zu erzählen.“

„Meinst Du wirklich?“

„Auf meine Verantwortung!“

„Nun wohlan, auf Deine Verantwortung.“

Ein Staatsmann der alten Schule.

Aus dem Leben des mecklenburgischen Ministers Leopold von Plessen.

Nach Staatsacten und Correspondenzen

von

Ludwig von Hirschfeld.

VI.

Wir können auf die Vorgeschichte der mit den Karlsbader Beschlüssen verbundenen Epoche hier nicht näher eingehen, dürfen auch die Vorgänge des Sommers 1819 als genugsam bekannt voraussetzen. Neues bietet das uns vorliegende Actenmaterial in dieser Hinsicht nicht. Auch wollen wir es ununtersucht lassen, ob die damals an den meisten Höfen herrschende Furcht vor der Revolution sachlich begründet oder ob sie übertrieben und von Wien aus künstlich angeregt war, ob Metternich wirklich seine Ueberzeugung aussprach, wenn er seiner Frau schrieb: „Ich stehe dafür, die Welt befand sich im Jahre 1789 in voller Gesundheit, verglichen mit ihrem heutigen Zustande.“ Gewiß ist, daß er den Hebel der Furcht Anderer schlau benutzte, um sich zum Herrn der Situation zu machen und sein verhängnißvolles Stabilitätsprincip zu etabliren. Die Stimmung der in Deutschland einflußreichen Cabinette war seinen Plänen günstig. Der Kaiser, sein Herr, wollte vor Allem Ruhe haben; das turbulente Gebahren der deutschen Jugend sollte das politische Stillleben seiner Staaten nicht beeinträchtigen. Von dieser Seite her hatte sein Minister freie Hand. England war an den inneren Verhältnissen Deutschlands nur durch Hannover betheiligt, und dort herrschte unter Graf Münster's Leitung das toryistische Adelsregiment. Der Czar war durch die heftigen Angriffe, welche die von Aachen aus lancirte Flugschrift Stourdza's Seitens der liberalen Presse erfahren, verstimmt, durch Kotzebue's Ermordung persönlich verletzt und voll Zorn gegen den deutschen Jacobinismus. Die süddeutschen Könige empfanden schon eine gewisse Reue über die in den ganz oder halb fertigen Repräsentativverfassungen gemachten Zugeständnisse. Dem König Max und seinem ersten Minister Rechberg wäre der Vorwand einer douce violence von

Bundeswegen ganz recht gewesen, um einige der gewährten Freiheiten wieder zurückzuziehen. Aber die bayerische Verfassungspartei hatte in der Mehrheit des Ministercollegiums, namentlich in Wrede und Lerchenfeld, vor Allem aber in dem feurigen, enthusiastischen Kronprinzen einen starken Rückhalt. Der württembergische Minister, Graf Winzingerode, war zwar Particularist und nicht leicht für Oesterreich zu haben, aber doch entschieden reactionär. In den Ministern von Baden und Nassau fand Metternich willfährige Comparsen. Weniger zugänglich waren die Cabinette von Dresden und Kassel, aber Metternich rechnete auf das Schwergewicht der Majorität.

Was Preußen betraf, so war es längst gewonnen. Seit dem Aachener Congreß steuerte die Hardenberg'sche Politik beharrlich im Kielwasser der österreichischen. Die Ausschreitungen der Presse hatten den König schon während des Winters lebhaft beunruhigt. In der Ermordung Kotzebue's glaubte er nun die Bestätigung alles dessen zu erblicken, was Metternich in Aachen vorausgesagt und Wittgenstein und Kamptz jetzt nicht müde wurden, zu wiederholen. Er hielt die größte Strenge nunmehr für ein Gebot der Pflicht, berief die preußischen Studenten von Jena ab, setzte eine Ministerialcommission zur Untersuchung der hochverrätherischen Umtriebe ein und lieh allen Vorschlägen ein williges Ohr, die auf eine Beschwörung der von ihm ohne Zweifel weit überschätzten Gefahr abzielten. Kamptz, ein geborener Mecklenburger, aber in der preußischen Bureaukratie groß gezogen, wurde zum Polizeidirector ernannt. Er warf sich, gefolgt von einer Schar beflissener Räthe, wie Dambach, Tzschoppe, Grano auf die Verfolgung. So war das Terrain in Berlin für die Metternich'sche Saat gut vorbereitet.

Diesem ging aber das Tempo der Frankfurter Commissionsberathungen über die Universitäten zu langsam. Auch war Graf Buol nicht der Mann, die österreichischen Anträge durchzudrücken. Metternich beschloß daher, die Angelegenheit persönlich in die Hand zu nehmen und theilte dies von Italien aus, wo er den Kaiser auf einer Reise begleitete, zunächst vertraulich nach Berlin mit. Es handle sich darum, erklärte er, durchgreifende Bundesgesetze zu Stande zu bringen, denn Maßregeln der Einzelstaaten genügten längst nicht mehr, um dem vorgeschrittenen Uebel zu begegnen. Diese Mahnung traf in Berlin gerade um die Zeit ein, wo das Ergebniß der von Kamptz veranlaßten Haussuchungen und Verhaftungen die Sicherheit der Monarchie in gefährlichster Weise bedroht erscheinen ließ. Jahn und Arndt waren die ersten Opfer. Angesehene Männer wie Eichhorn und Schleiermacher wurden verdächtigt. Unter zahlreichen harmlosen Herzensergießungen schwärmerischer Jünglinge fanden sich auch hin und wieder bedenkliche Hinweise auf eine thatsächlich bestehende, geheime Verbindung, so z. B. unter den beschlagnahmten Papieren Adolf Follen's, der ein Mitglied des „Bundes der Unbedingten" war. König Friedrich Wilhelm, der die Kur in Teplitz brauchte, befand sich, als Metternich ihn dort am 29. Juli aufsuchte, infolge aller dieser Nachrichten in einer Erregung, die bei der Unschlüssigkeit Hardenberg's wohl begreiflich war und nun von dem Oesterreicher geschickt benutzt wurde. Zunächst überzeugte dieser den König leicht, daß die Sicherheit der Krone Preußens durch Gewährung einer

Repräsentativverfassung untergraben werde. Der König dürfe — und dies stimmte ja auch mit dem Hardenberg'schen Project — nur eine ständische Verfassung einführen. Sodann wußte Metternich, gestützt auf die jüngsten Berliner Polizeiberichte, es so darzustellen, als seien die preußischen Hochschulen der eigentliche Sitz der Verschwörung. Er entwickelte nun seine auf Einschränkung der Presse und Lehrfreiheit gerichteten Pläne, betonte die Nothwendigkeit, dem Art. 13 der Bundesacte eine die Volksvertretung ausschließende Interpretation zu geben; kurz, er legte das ganze Programm der in Karlsbad zu beschließenden Ausnahmegesetze vor und gewann dafür die Zustimmung des Königs. Auf Befehl des letzteren traten Hardenberg, Bernstorff und Wittgenstein sogleich mit Metternich in Berathung, und am 1. August unterzeichneten Hardenberg und Metternich eine aus sieben Artikeln bestehende Punctation über die von beiden Regierungen fortan gemeinsam einzuschlagende Bundespolitik. Die sich daran knüpfenden weiteren Verabredungen bezweckten und erzielten ein volles Einverständniß über die in Karlsbad vorzulegenden Entwürfe. In Wahrheit bedeuteten sie die völlige Unterwerfung Preußens unter die Leitung Oesterreichs, und in diesem Sinne war die Teplitzer Zusammenkunft ein verhängnißvoller Wendepunkt in der Bundespolitik Preußens. Beide Contrahenten verpflichteten sich, die Punctation geheimzuhalten, um nicht den Argwohn der anderen Bundesregierungen gegen diese „engere und so heilsame Vereinigung" der beiden Mächte wachzurufen. Hochbefriedigt kehrte Metternich nach Karlsbad zurück, wo seine Getreuen, die Hannoveraner Münster und Hardenberg und der unvermeidliche Gentz ihn erwarteten.

Die Einladung an diejenigen deutschen Minister, welche Metternich zur Theilnahme an der Conferenz ausersehen hatte, war erst in den letzten Tagen erfolgt. Plessen erhielt sie am 30. Juli und zwar in der Form, daß Graf Buol ihm den Inhalt eines noch von Florenz aus datirten Schreibens des Fürsten mittheilte, worin dieser ihn, Plessen, auffordern ließ, sich sogleich nach Karlsbad zu begeben. Der Fürst, hieß es darin, wünsche sich mit Herrn von Plessen „über mehrere hochwichtige Interessen Deutschlands zu besprechen und würde auf diese Begegnung großen Werth legen." Um welche Punkte es sich dabei handelte, war nicht näher angegeben. In Frankfurt wußte Niemand etwas von dem Karlsbader Project; auch Graf Buol war nicht in die Pläne seines Chefs eingeweiht.

Plessen schrieb noch an demselben Tage an den Großherzog:

„Eine solche Aufforderung und zu dem angegebenen Zweck ist an sich ebenso ehrenvoll als wichtig, so daß ich um so weniger Anstand nehmen darf, diesem Rufe zu folgen, als solcher ohnedem meinem hiesigen Berufe entspricht und den Absichten von Ew. Königl. Hoheit zur Beförderung des Bundes angemessen ist. Ich weiß freilich nicht, inwiefern ich im Stande sein werde, mich hierbei wirksam zu zeigen. Indessen darf ich auf jeden Fall wohl die Allerhöchste Genehmigung zu dieser Geschäftsreise in der Art voraussetzen, daß ich mich unverzüglich noch heute Abend nach Karlsbad begebe, wo auch noch einige Minister von größeren deutschen Höfen zusammentreffen; von hiesigen Bundesgesandten geht aber sonst keiner hin. Der Moment ist allerdings kritisch und wichtig, und die Absicht ist wohl, fürs Künftige den Bund und seine Institutionen etwas kräftiger zu machen, um dem Bedürfniß der Zeit zu genügen."

Plessen war also in seiner Eigenschaft als Staatsminister, nicht als Bundestagsgesandter, zur Conferenz geladen. Am 3. August traf er in Karlsbad ein, gleichzeitig mit ihm der württembergische Staatsminister, Graf Winzingerode. In den nächsten Tagen kamen nun auch die anderen Minister an: für Preußen der seit einem Jahre zum Minister des Auswärtigen ernannte Graf Christian Bernstorff, für Bayern Graf Rechberg — beide waren ebenso wie Graf Münster intime Bekannte Plessen's — für Sachsen Graf von der Schulenburg, für Baden Frhr. von Berstett, für Nassau Frhr. von Marschall, im Ganzen acht Delegirte. Gegen Schluß der Sitzungen wurde auch der kurhessische Gesandte in Wien, Frhr. von Münchhausen, zugezogen. Derselbe erklärte indessen, sich an den Berathungen nur in informatorischer Eigenschaft und unter Enthaltung von der Discussion betheiligen zu können. Der vierten Sitzung wohnte auch der zufällig in Karlsbad anwesende weimarische Staatsminister Freiherr von Fritsch und den letzten beiden der aus Dresden herübergekommene Cabinettsminister Graf Einsiedel bei. Preußen, Bayern und Hannover waren noch durch zweite Bevollmächtigte vertreten, nämlich durch ihre Gesandten am Wiener Hofe von Krusemark, von Stainlein und von Hardenberg.

Am 6. August eröffnete Fürst Metternich die Conferenz mit einer Ansprache, in welcher er die Berufung der Anwesenden mit den beunruhigenden Nachrichten motivirte, die dem Kaiserlichen Hofe neuerdings aus verschiedenen Bundesstaaten über die Ausbreitung revolutionärer Umtriebe und geheimer Verbindungen zugegangen wären. Die bereits eingeleiteten Untersuchungen hätten diese Vorgänge nicht nur außer Zweifel gestellt, sondern auch so drohende Anzeichen zu Tage gefördert, daß zur Sicherstellung des Gesammtwesens der einzelnen Staaten die ernstesten und dringendsten Maßregeln nöthig würden. Der Fürst legte nun eine Punctation vor, worin die Gegenstände der zu treffenden Uebereinkunft in zwei Klassen getheilt waren, je nachdem sie entweder durch ihre Dringlichkeit augenblickliche Maßregeln erforderten, oder wegen ihres Zusammenhanges mit den Grundverhältnissen des Bundes ausführlichere Berathschlagungen nothwendig machten. Zur ersten Klasse gehörten:

1. Die ungesäumte Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Presse in Deutschland.
2. Die dringendsten Maßregeln in Hinsicht auf die Universitäten, Gymnasien und Schulen.
3. Maßregeln in Ansehung der bereits entdeckten Umtriebe der Parteien.

Als Gegenstände der zweiten Klasse wurden bezeichnet:

a) die nähere Bestimmung und Erläuterung des Art. 13 der Bundesacte;

b) eine permanente Instanz, um Rechtsstreitigkeiten zwischen den Bundesstaaten zur schnellen gerichtlichen Entscheidung zu bringen;

c) die Einführung einer Bundesexecutionsordnung, um sowohl die Bundesbeschlüsse als die Erkenntnisse der gerichtlichen Instanz in ungehinderte Vollziehung zu setzen;

d) die Erleichterung des Handels und Verkehrs zwischen den Bundesstaaten.

Man trat nun sofort in die Berathung ein. Im Ganzen wurden 23 Sitzungen abgehalten und zwar gewöhnlich des Abends von sieben bis zehn Uhr. Die Führung des Protokolls wurde Plessen übertragen. Da die conferirenden Minister, mit Ausnahme Bernstorff's, weder mit Instructionen versehen noch auch größtentheils dieselben einzuholen in der Lage waren, so

konnten sie die von Metternich beantragten Maßregeln nur nach eigenem Ermessen begutachten und modificiren. Was auf diese Weise zu Stande kam, konnte also füglich nicht als eine Convention der betreffenden Regierungen, noch weniger als der vereinte Ausdruck einer Willensmeinung der souveränen Fürsten gelten. Wenn Metternich es trotzdem verstand, den in Karlsbad vereinbarten Grundsätzen und Vorschlägen diesen Charakter zu geben und auf sämmtliche Bundesregierungen, auch die in Karlsbad nicht vertretenen, einen Druck auszuüben, der die spätere Beschlußfassung des Bundestages als eine leere Formalität erscheinen ließ, so ist ein solches Verfahren von der liberalen Partei damals mit Recht als ein Act der Ueberrumpelung bezeichnet worden. Als solcher stellte er sich aber erst nachträglich heraus. Der Vorwurf unwürdiger Nachgiebigkeit trifft die Cabinette als solche, nicht die an der Conferenz betheiligten Minister, denn für sie handelte es sich zunächst um einen persönlichen Meinungsaustausch ohne amtliche Verantwortung. Die strengste Verschwiegenheit war verabredet, und der Inhalt der Protokolle blieb auch später noch Jahre lang für alle Nichtbetheiligten ein Geheimniß. Publicirt wurden sie erst 1843 durch C. Welcker, der sie dem Nachlasse des ehemaligen preußischen Staatsraths Klüber entnahm.

Es würde zu weit führen, den Gang der Verhandlungen in jenen 23 Sitzungen im Einzelnen zu verfolgen. Es mag genügen, ihn in den Hauptzügen zu skizziren und das Verhalten der einzelnen Mitglieder dabei flüchtig zu beleuchten.

Eine unbedingte Unterstützung und völlige Hingabe an sein System fand Metternich eigentlich nur bei Graf Münster und Baron Marschall. Letzterer führte im Herzogthum Nassau ein ziemlich reactionäres Ministerregiment und war daher für jede, auch noch so scharfe, polizeiliche Maßregel. Auch Graf Bernstorff ging, seiner gebundenen Marschroute entsprechend, auf alle österreichischen Vorschläge mit großer Deferenz ein. Die formelle Unterlage, für welche man die eines dem Bundestage vorzulegenden Präsidialvortrages gewählt hatte, ging aus seiner Feder hervor. Auch war er Vorsitzender der Redactionscommission, in welcher außer ihm noch Rechberg, Münster und Plessen saßen. Nur einmal, in der neunten Sitzung, trat er dem österreichischen Programm mit einem selbständigen Vorschlage entgegen, indem er ankündigte, daß seine Regierung, wie ihm soeben aus Berlin mitgetheilt, zwar auch einer Central-Untersuchungscommission zustimmen werde, es aber als einen höheren, unbefangeneren und freieren Standpunkt betrachte, wenn an Stelle jener Commission ein außerordentliches Bundesgericht bestellt werde. „Der Nutzen, den man sich von einer Centralbehörde zu versprechen habe, werde von der Ausdehnung ihrer Attributionen abhängen; eine nicht mit richterlicher Gewalt bekleidete Inquisitions-Commission werde die öffentliche Meinung nicht für sich haben. Ein Bundesgericht entspräche überdies der alten Reichsjustizverfassung, nach welcher Landfriedensbruchssachen zur Competenz des Reichsgerichtes gehörten."

Dieser Vorschlag fand zwar bei Winzingerode, Münster und Plessen Anklang, doch wurden von anderer Seite Bedenken laut. So machte u. A.

Graf Rechberg geltend, „daß die nach allen Nachrichten sich vermehrende Gährung in den Gemüthern schleunige Maßregeln erfordere. Man möge daher zunächst die Untersuchungsbehörde, über die man ja im Princip einig sei, ins Leben rufen und deren Ausbildung zu einem Gerichte der weiteren Berathung der Bundesversammlung überlassen.“ Da auch Metternich der gleichen Ansicht war, so zog Bernstorff, nachdem die Frage noch zu verschiedenen Malen discutirt worden, in der zwanzigsten Sitzung seinen Antrag zurück, sprach aber die Hoffnung aus, daß der Bund zur Einsetzung einer richterlichen Behörde schreiten werde, sobald sich aus der angeordneten Untersuchung der Anlaß zu einem peinlichen Processe ergeben sollte.

Ueber die Maßregeln gegen den „Unfug“ der Presse einigte man sich leicht. Schon in der ersten Sitzung hatte Fürst Metternich zwei umfangreiche, der Feder des vielgeschäftigen Gentz entflossene Denkschriften vorgelegt. Die Meisten waren für die Censur, die ja ohnehin in vielen Staaten bestand; nur Graf Winzingerode gab dem französischen System des Cautionnements den Vorzug, theils weil man nicht genug tüchtige Subjecte zu Censoren finden würde, theils weil es mißlich sei, in Staaten, welche die Preßfreiheit bereits eingeführt hätten, dem Volke diese Vergünstigung wieder zu entziehen. Die Mehrheit blieb indessen dabei, daß die Censur überall gleichmäßig einzuführen sei, wenngleich nur provisorisch auf fünf Jahre, und Plessen wurde beauftragt, mit Unterstützung von Gentz die Redaction der diesbezüglichen Bestimmungen zu übernehmen. Dem Ersteren war die Association mit dem dienstbeflissenen Hofrath nicht gerade angenehm. Wenn er auch dessen stilistischer Gewandtheit Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte, so waren ihm doch Wesen und Charakter des von Eitelkeit und Genußsucht zerfressenen Intriganten höchst unsympathisch, und er beschränkte den Verkehr mit ihm auf das Nothwendigste. Gentz dagegen erwähnt in seinem 1861 erschienenen Tagebuch verschiedene Besprechungen mit Plessen, bemerkt auch mit der ihm eigenen Selbstgefälligkeit, wie seine Arbeit über die Presse mit einer Art von Inspiration entstanden und in der Conferenz mit ungetheiltem Beifall aufgenommen sei.

Die dritte als dringlich bezeichnete Maßregel betraf die Ueberwachung der Universitäten und Schulen. Der weimarische Minister von Fritsch wurde über die in Jena getroffenen Einrichtungen befragt. Er äußerte, daß dieselben bisher noch nicht den gewünschten Erfolg gehabt hätten, und man daher im Begriff stehe, ein neues Statut für die Landesuniversität auszuarbeiten. Hinsichtlich der Professoren werde die Verfügung getroffen, daß man „eine Nachweisung der Grundsätze und Lehren, wonach sie unterrichteten, abverlange.“ Die Conferenz sprach sich dahin aus, daß die Universitätslehrer, welche wegen verderblicher Lehren oder unerlaubter, geheimer Verbindungen von einer Hochschule entfernt wären, an einer anderen nicht wieder angestellt werden dürften. Sie beschloß aber, zuvörderst die Vorarbeiten der mit dieser Frage bereits betrauten Bundestagscommission einzufordern. In der vierzehnten Sitzung wurde das von Martens entworfene Gutachten der Commission von Graf Münster vorgelegt, und man einigte sich nun an der Hand desselben dahin,

daß alle für Aufsicht der öffentlichen Schulanstalten hier getroffenen Verabredungen für sämmtliche Bundesstaaten maßgebend sein sollten.

Von den anderen, die Ausbildung und Befestigung des Bundes bezweckenden Gegenständen kam nur die Einführung einer provisorischen Executionsordnung zur principiellen Erledigung. Die Ausarbeitung des Entwurfes hatten Münster und Marschall übernommen. Diese legten einen Gesetzentwurf in acht Artikeln vor, in welchem „das Verfahren bezeichnet wurde, das die wirksame Vollziehung der Bundesbeschlüsse im Wege der Execution zu sichern hatte." Zunächst waren dabei nur diejenigen Beschlüsse ins Auge gefaßt, die, gleichfalls provisorisch, die Niederhaltung revolutionärer Bewegungen bewirken sollten. Mehrere Mitglieder wünschten dem Gesetze aber eine erweiterte Anwendung. Plessen machte sich zu ihrem Wortführer und hielt in der vierzehnten Conferenz eine längere Rede, worin er den Antrag ausführlich begründete, daß der provisorische Zustand der Executionsordnung in einen definitiven, das ganze Gebiet der Gesetzgebung umfassenden hinüberzuleiten sei. „Die Befugniß des Bundestages, seinen Beschlüssen die gehörige Vollziehung zu verschaffen, liege in der Natur des Bundes selbst; es hätte bisher nur an organischen Mitteln der Vollstreckung gefehlt, und demnach sei eine Einrichtung zu treffen, welche bewirke, daß eine vom Bundestage ausgehende Requisition nicht nur als rechtmäßig erkannt, sondern auch wirklich befolgt werde. Es werde einen widrigen Eindruck machen, wolle man das neue Gesetz nur für die Durchführung der schwebenden, polizeilichen Verfügungen anwenden. Die öffentliche Sicherheit werde mehr dabei gewinnen und das Ansehen des Bundes nicht minder, wenn das einmal angenommene Princip der Vollzugsberechtigung nach seinem ganzen Umfange auf alle Bundesbeschlüsse angewendet werde." Die Majorität stimmte diesem Antrage zu, und die Verfasser des Entwurfes wurden ersucht, denselben in diesem Sinne, sowie nach Maßgabe anderer, durch die Discussion zu Tage geförderter Amendements abzuändern. Dies geschah, und das Project wurde in seiner nunmehrigen Fassung angenommen.

In der nicht minder wichtigen Frage wegen Erläuterung des Art. 13 ward eine Einigung aber nicht erzielt. In Metternich's Auftrag hatte Gentz ein ausführliches Exposé verfaßt, welches einerseits die Nothwendigkeit einer bestimmten Interpretation motivirte, sodann aber auch gleich diese Interpretation dahin abgab, daß unter den landständischen Verfassungen, welche der Art. 13 in Aussicht stelle, niemals solche gemeint sein könnten, welche auf dem Princip der allgemeinen Volksvertretung beruhten. Der Wortlaut „landständische" Verfassung sei absichtlich im Gegensatze zu dem der „repräsentativen" gewählt, um eine größtmögliche Einheit im Bunde zu sichern. Diese sei nur auf der Basis ständischer Einrichtungen zu erzielen, welche mit dem Herkommen innig verwebt wären, und deren Begriff den deutschen Regierungen näher liegen müsse als die Nachahmung von Institutionen, welche als die Folge von Revolutionen in fremden Reichen eingeführt worden. Auch habe die Gefahr, welche mit einer noch so beschränkten Volksvertretung immerhin verbunden sei, den Gründern des Bundes 1815 noch nicht so bestimmt vorgeschwebt, wie eben jetzt, wo lehrreiche Erfahrungen vorlägen.

An die Verlesung dieses Schriftstückes schloß sich in der siebenten Sitzung eine lebhafte Discussion. Es war klar, daß die Spaltung der Ansichten durch den Umstand bestimmt wurde, ob in dem betreffenden Staate schon eine neue Verfassung bestand oder nicht. Die Vertreter der Staaten letzterer Gattung stimmten der österreichischen Interpretation im Princip zu. Aus ihrer Mitte ging sogar der Vorschlag hervor, Bestimmungen zu treffen, welche verhüten würden, daß während der nächsten Zeit von etwa drei bis vier Monaten neue Verfassungen eingeführt würden. Dies zielte direct auf Württemberg, wo der König im Begriff stand, die verheißene Verfassung ins Leben zu rufen, und darüber mit einer constituirenden Versammlung bereits verhandelte. Bayern und Baden, welche schon Constitutionen eingeführt hatten, konnten einer Interpretation natürlich nicht zustimmen, welche diese Constitutionen als mit dem Sinne des Art. 13 unvereinbar bezeichnet hätte. Es ward nun zunächst beschlossen, die aus Bernstorff, Rechberg, Münster und Plessen bestehende Redactionscommission zu beauftragen, diesen Theil des Entwurfs der Präsidialproposition gemeinschaftlich zu bearbeiten. Die vier Herren gelangten aber, wohl wegen des abweichenden Standpunkts Rechberg's, zu keiner einhelligen Redaction und übergaben, ein jeder für sich, ausführliche Gutachten. In dem Bernstorff'schen war die Interpretationsfrage nur flüchtig gestreift oder richtiger gesagt, umgangen, indem sie mit anderen gerade schwebenden Gegenständen gemeinschaftlich behandelt war, und der Verfasser zugleich erklärte, daß er auf eine Trennung der einzelnen Vorschläge nicht eingehen könne. Dies hieß so viel, als einer bestimmten Aeußerung ausweichen. Münster und Plessen erklärten sich rückhaltloser. Beide stimmten der österreichischen Auslegung zu und suchten die Beibehaltung des ständischen Princips historisch und rechtlich zu motiviren. Münster gelangte sogar zu der Folgerung, „daß die Beschlüsse des Bundes die höchste Autorität in Deutschland bildeten, und die Fürsten in dieser Rücksicht nicht befugt wären, den gesetzmäßigen Standpunkt ihrer Souveränität zu verrücken oder ihren Ständen Rechte einzuräumen, welche dieser Souveränität widerstrebten und sogar zu Revolutionen führen könnten." Das hieß die Hoheitsrechte der Territorialfürsten geradezu von einem Consens des Bundes abhängig machen und ging viel weiter, als selbst Metternich beabsichtigt hatte.

Bei der ferneren Erörterung dieses Gegenstandes traten die drei süddeutschen Minister mit schärferen Einwendungen hervor. Rechberg bemerkte, daß er die mehrfach ausgesprochene Deutung, nach welcher „eine Volksrepräsentation von einer Volkssouveränität abgeleitet" werde, für die bayerische Verfassung ausschließen müsse. Diese unterscheide sich von anderen neuen Verfassungen dadurch, daß die früheren Klassen noch theilweise vertreten wären, die legislative Gewalt zwischen Krone und Ständen getheilt sei, und der König alle Rechte der höchsten Staatsgewalt in sich vereinige. Der badische Minister Berstett erklärte, daß die Verfassung Badens gleichfalls nicht unter die Voraussetzung falle, welche das österreichische Exposé mit dem System der Volksvertretung verbinde. Graf Winzingerode endlich legte eine schriftliche Erklärung vor, laut welcher der König, sein Herr, zwar gern bereit sei,

in den schwebenden Verhandlungen mit der constituirenden Versammlung sich solcher Verbindlichkeiten zu enthalten, die mit den Karlsbader Abmachungen collidiren könnten. Indessen seien diese Verhandlungen schon zu weit gediehen, als daß ein Hinausschieben des ganzen Verfassungsprojectes thunlich wäre. Der württembergische Hof dürfe daher erwarten, daß sein gegenwärtiger Standpunkt als von allen anderen unverkennbar verschieden, in der Redaction (betreffend die Auslegung des Art. 13) Berücksichtigung finde. Jedenfalls dürfe man die mißlichen Folgen nicht außer Acht lassen, welche für Württemberg entstehen müßten, wenn der Grundsatz aufgestellt würde, daß der Art. 13 unter der Bezeichnung „landständische Verfassungen" nur solche verstanden habe, welche nach Analogie der altdeutschen Verfassung nicht aus dem Volke durch Volkswahlen, sondern aus den einzelnen Ständen und Körperschaften gebildet würden. Die Zulässigkeit einer Volksrepräsentation sei ohne Widerspruch des Bundes von verschiedenen Regierungen schon zu lange angewendet worden, als daß ein retrograder Schritt dieser Art nicht die öffentliche Meinung an ihrer empfindlichsten Stelle verletzen müßte.

Wie man sieht, waren diese Vorbehalte und Einwendungen der Süddeutschen sehr zahmer Natur. Zu einem directen Widerspruch gegen die österreichische Auffassung, die doch eigentlich ihre zu Recht bestehenden bezw. nahezu vollendeten Verfassungen mit einem Federzuge über den Haufen warf, wagte sich keiner der drei Minister zu erheben. Dennoch war es nicht wohl angängig, über die Winzingerodische Denkschrift einfach hinwegzuschreiten. Der Redactionsausschuß mußte sich damit begnügen, in seinem Entwurfe die Ungewißheit über den Sinn des Art. 13 und die daran haftende Mißdeutung darzulegen und die im Laufe der Conferenz zu Tage getretenen vielseitigen Ansichten und Interessen möglichst zu verschmelzen. In dieser Fassung wurde die Ausarbeitung, an welcher auch Gentz wieder betheiligt war, in die Präsidialproposition aufgenommen und Letztere in der neunzehnten Sitzung verlesen. Dieselbe brachte in einer Einleitung die Motive zu den nachfolgenden Vorschlägen:

1. Durch eine provisorische Executionsordnung soll den auf Erhaltung der Sicherheit und Ordnung gerichteten Beschlüssen der Bundesversammlung die gehörige Vollziehung gesichert werden.

2. Ueber die Universitäten, den Geist der Lehrer und die Disciplin der Studirenden soll durch Curatoren eine genauere Aufsicht geübt werden. Lehrern, welche verderbliche Grundsätze verbreiten, soll das Lehramt entzogen, ebenso den ausgewiesenen oder flüchtig gewordenen Studenten die Aufnahme auf anderen Universitäten verweigert werden.

3. Ueber periodische Schriften und solche, welche nicht über zwanzig Bogen im Druck betragen, soll einstweilen auf fünf Jahre eine strenge Censur angeordnet werden. Die Bundesversammlung soll berechtigt sein, Schriften, welche die Ordnung und den Frieden in Deutschland bedrohen, von Amtswegen zu unterdrücken.

4. Zur Vermeidung revolutionärer Umtriebe und demagogischer Verzweigungen soll eine von sieben Regierungen beschickte Centralcommission niedergesetzt werden.

5. Es soll eine auf alle Bundesstaaten anwendbare Auslegung und Erläuterung des Art. 13 der Bundesacte vorgenommen werden. Diese soll nicht von allgemeinen Theorien oder fremden Mustern, sondern von deutschem Recht und deutscher Geschichte abgeleitet werden und vor Allem der Aufrechterhaltung des monarchischen Princips angemessen sein.

Das waren also die fünf Punkte, die als sogenannte „Karlsbader Beschlüsse" — die Bezeichnung „Vorschläge" wäre richtiger gewesen —

später ein so großes Odium auf die Bundesregierungen wälzten. In den letzten beiden Sitzungen kam es noch zu einer Auseinandersetzung zwischen Winzingerode und Metternich. Diesem war die württembergische Erklärung doch unbequem, und er glaubte sie mit einigen pathetischen Phrasen über die Nothwendigkeit des unverbrüchlichen Festhaltens an den Grundsätzen des Rechtes und über die festere Verknüpfung des Föderativbandes zwischen den Bundesgliedern abthun zu können. Winzingerode replicirte darauf: seine Anträge bezweckten nur die Möglichkeit bedenklicher Folgen anzudeuten, welche aus den schwebenden Verabredungen entspringen könnten. Der König wünsche diese zu vermeiden und halte auch eine Interpretation des Art. 14, die mediatisirten Fürsten betreffend, für nothwendig. Diese und einige andere Fragen könnten indeß hier in Karlsbad nicht mehr erledigt werden, worauf Fürst Metternich bemerkte, daß sich dazu demnächst Gelegenheit finden werde. In einer schwungvollen Rede in dem bekannten, hochtrabenden und etwas schwülstigen Stil recapitulirte der Fürst die Ergebnisse der Conferenz. Die dringlichsten Maßregeln seien erledigt. Es erübrige aber noch die Berathung über andere, nicht minder wichtige Punkte. Im Namen seines kaiserlichen Herrn lade er daher die anwesenden Minister ein, sich am 20. November wieder in Wien einzufinden, um die hier abgebrochenen Verhandlungen dort fortzusetzen. Als Berathungsgegenstände schlage er zunächst vor:

1. Eine permanente Instanz für Rechtsstreitigkeiten zwischen den Bundesstaaten.
2. Die Einführung einer definitiven Executionsordnung.
3. Feststellung der völkerrechtlichen Verhältnisse des Bundes in Ansehung von Krieg und Frieden.
4. Definitive Bestimmungen über die Bundesfestungen.
5. Prüfung der Beschwerden über die matricularmäßigen Contingentstellungen.
6. Erleichterungen des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten.

Fürst Metternich fügte diesen sechs Punkten vertraulich noch vier andere hinzu, für deren Berathung er die Herren Minister ersuchte, sich gleichfalls mit Instructionen zu versehen. Er bezeichnete als solche:

7. Aufstellung von Grundsätzen darüber, in wie weit bei organischen Bundeseinrichtungen relative oder absolute Stimmenmehrheit entscheiden solle.
8. Erörterung der betreffs Art. 13 in Karlsbad aufgestellten Gesichtspunkte.
9. Endliche Regelung der bundesrechtlichen Stellung der Mediatisirten und
10. Feststellung der ihnen im Pleno zufallenden Curiatstimmen.

So war denn die Karlsbader Conferenz eigentlich nur vertagt und die Berathung über die den Ausbau der Bundesverfassung betreffenden Materien nach Wien verlegt. Es konnte nicht verkannt werden, daß die noch unerledigt gebliebenen Fragen für die organische Gestaltung des Bundes ungleich wichtiger waren, als die polizeilichen Verordnungen, welche das alleinige Ergebniß der Conferenz bildeten. Graf Bernstorff sprach dies und zugleich die Zustimmung seiner Collegen zu der vorgeschlagenen Fortführung der Verhandlungen in einer längeren Ansprache aus, und die letzte Sitzung schloß damit, daß Fürst Metternich „mit lebhafter Zustimmung der Versammlung dem Herrn Freiherrn von Plessen für die Bereitwilligkeit und Unverdrossenheit dankte, mit welcher er sich während der jetzt geschlossenen Verhandlungen, der Führung

der Protokolle unterzogen habe, wobei die ausgezeichnete und einsichtsvolle Weise, auf welche diese Aufgabe von ihm erfüllt worden war, von allen Seiten anerkannt wurde."

Die letzte Sitzung hatte am 31. August stattgefunden. In den darauf folgenden Tagen verließen die Conferenzmitglieder Karlsbad. Auch Plessen trat am 2. September die Rückreise nach Frankfurt an. Aus den vierzehn Tagen, auf welche er die Dauer seiner Abwesenheit Anfangs berechnet hatte, waren vier Wochen geworden. Sie waren ihm rasch genug verstrichen, getheilt zwischen ernster Arbeit und angenehmer Geselligkeit. Die Badesaison war besonders glänzend, und Karlsbad wimmelte von berühmten und interessanten Persönlichkeiten. Man veranstaltete gemeinschaftliche Diners im „Sächsischen Saal", im „Posthof" und im nahegelegenen „Hammer", machte in den Vormittagsstunden Ausflüge in die reizende Umgebung und promenirte auf der berühmten „alten Wiese", wo die elegante Damenwelt zusammenkam. Unter den vornehmen Curgästen befanden sich der Herzog und die Herzogin von Coburg, die Herzogin von Württemberg, der Fürst und die Fürstin von Anhalt-Köthen, der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, Graf Wallmoden, der russische Geh. Rath von Alopeus; unter den sonstigen Notabilitäten der Historiker Schlosser und Adam Müller, damals österreichischer Generalconsul in Leipzig.

Plessen hatte wegen Mangel eines sicheren Curierdienstes von Karlsbad aus nicht an seine Regierung berichtet. Erst als er nach Frankfurt zurückgekehrt war, sandte er dem Großherzog am 7. September eine umfassende Darstellung der Conferenzverhandlungen, die er zugleich kritisch beleuchtete. Wir können von einer Wiedergabe dieser Aufzeichnungen absehen, weil sie größtentheils eine Wiederholung des schon Gesagten bringen würde. Den größten Werth legte der Berichterstatter auf diejenigen Resolutionen, die eine Entwicklung des Bundesorganismus bezweckten. Wenn es galt, das deutsche Einheitsband fester zu knüpfen und die Centralgewalt zu kräftigen, war dieser Mann immer mit ganzer Seele dabei. Freilich gingen seine patriotischen Wünsche und Hoffnungen weiter, als es in den Absichten der Wiener Hofburg liegen mochte; freilich war das Ziel, welches Metternich verfolgte, mehr die Verstärkung des österreichischen Einflusses auf die mittelstaatlichen Cabinette als ein centralistisch geleiteter Bundesstaat mit Oesterreich an der Spitze, wie er schon damals den großdeutsch gesinnten Patrioten vorschwebte. Aber schon die Initiative, die von dem Kaiserhof ausging, schien Plessen dankenswerth, und daß dieser Initiative zugleich eine reactionäre Tendenz beigemischt war, hielt er von seinem mecklenburgisch-conservativen Standpunkte aus nicht für bedenklich. Wie weit die Befürchtungen anderer Cabinette hinsichtlich des revolutionären Treibens gerechtfertigt, ihre Angaben über das Bestehen gefährlicher Verbindungen zutreffend waren, vermochte er nicht zu übersehen. Das vorgelegte Actenmaterial mußte zunächst als glaubwürdig gelten. In Mecklenburg war von einer bedrohlichen Aufregung bisher nichts wahrzunehmen gewesen. In der Landbevölkerung, wie in den kleinen Städten war man vorwiegend auf die Heilung der wirthschaftlichen Schäden bedacht, die noch aus

der Kriegszeit stammten. Eine Unzufriedenheit mit der Landesverfassung bestand nicht. Der Begriff des Constitutionalismus war den Meisten unbekannt. Die Verbreitung aufreizender Flugschriften verfing nicht viel in einem schwach bevölkerten Lande und bei dem ziemlich niedern Bildungsgrad der arbeitenden Classen. Die Studentenschaft in Rostock war zu gering an Zahl und zu wenig von auswärtigen Elementen durchsetzt, um in der wohlhabenden Seestadt irgend eine Rolle zu spielen.

So hatte denn der mecklenburgische Vertreter sicher keinen Anlaß, an der Hand heimathlicher Erfahrungen, die strengen Maßregeln gegen die Lehranstalten und die Presse zu unterstützen. Er war sogar nach Maßgabe des früher citirten Großherzoglichen Rescripts angewiesen, gegen allzu einschneidende Maßregeln zu protestiren, und wir dürfen, — wenn dies auch in den Protokollen nicht ausdrücklich erwähnt wird — von der Gewissenhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit Plessen's mit Sicherheit annehmen, daß er in der Redactionscommission wie im Plenum diesem Auftrag entsprach. Allein die Furcht vor der Revolution war an den meisten Höfen zu groß. Sie fand neue Nahrung durch die tumultuarischen Auftritte gegen die Juden, welche gerade während der Karlsbader Verhandlungen an verschiedenen Orten stattfanden. So auch in Frankfurt a. M., wo nach einem Briefe der Frau von Plessen die Stadt sich in großer Aufregung befand. „Der Senat und die zwei Bürgermeister," schrieb sie, „haben sich sehr gut benommen; der alte Metzler, obgleich noch halb krank, hat sich mit Muth und Festigkeit allein unter die Aufrührer begeben und durch sein vernünftiges Zureden den Trupp, dem er begegnete, gleich auseinandergesprengt. Dem Einwerfen der Fenster war nicht so schnell Einhalt zu thun. Doch weiter ist der Exceß nicht gegangen; das ganze Militär war gleich auf den Beinen, und auch jetzt patrouilliren sie verstärkt alle Nacht."

Wenngleich Plessen die Besorgnisse seiner Collegen nicht in deren Umfange theilte, so erkannte er doch das Princip der Solidarität als eine der wichtigsten Grundlagen des Bundes an. In diesem Sinne faßte er die vorliegenden Ausnahmegesetze auf, die ohnehin nur für eine kurze Frist geplant waren. Hinsichtlich der Ausführungsbestimmungen rieth er dem Großherzog zu einer milden Handhabung der Censur. Dagegen möge die Regierung die Zahl der in Mecklenburg erscheinenden Tagesblätter, die ohnehin unnöthig groß sei, dadurch zu beschränken suchen, daß man ihr Erscheinen an die Ertheilung einer eventuell widerruflichen Concession knüpfe, Cautionen fordere und überhaupt mehr durch prophylaktische Maßregeln den journalistischen Wühlereien entgegenwirken. Diese hätten freilich in Süddeutschland Dimensionen angenommen, die in dem ruhigern Norden noch ganz unbekannt seien. Das Curatorium der Universität Rostock empfahl er einem dortigen Staatsbeamten als Nebengeschäft zu übertragen. Ein Verbot an die Studirenden, der Burschenschaft beizutreten und die Androhung der Relegirung für Alle, welche sich an politischen Umtrieben betheiligten, werde man freilich erlassen müssen.

Diese Vorschläge konnten nicht anders als ziemlich allgemein gehalten sein, und der Großherzog erwiderte daher in einem Rescript vom 15. September,

indem er „dem Minister von Plessen über die zu Carlsbad bewiesene Thätigkeit Seinen gnädigsten Beifall" bezeugte, daß er sich noch eine nähere Prüfung der an den Bundestag gelangenden österreichischen Propositionen vorbehalten müsse. Es sei nicht zu verkennen, hieß es in dem Schreiben, daß eine genaue Interpretation des Artikels 13 — die Beschränkung der Preßfreiheit, die Einschränkung der Lehrmethode auf den Akademieen und strenge Vigilanz über dieselbe — sowie die Behandlungsart dessen, was man gegen revolutionäre Umtriebe für nothwendig erachte, „große Vorsicht und so kaltblütige als reifliche Prüfung" erfordere. „Auch könnte Manches, was von größeren Staaten durch Stimmenmehrheit beschlossen werden möchte, für Uns und Unsere Lande und Verhältnisse in der Ausführung lästig und selbst drückend werden." Nachdem Plessen darauf „im Vertrauen auf seine Umsicht und Vorsicht" die Ermächtigung ertheilt war, sein Votum zu den Propositionen abzugeben, kam der Großherzog später seiner in diesem Votum liegenden Verpflichtung zur Publication der Bundesbeschlüsse durch verschiedene Verordnungen vom 27. October gewissenhaft nach.

Das stark ausgeprägte Gefühl für Solidarität, auf das schon oben hingedeutet wurde, kam in Plessen's Verhalten auf der Conferenz noch in einer andern Angelegenheit zu bezeichnendem Ausdruck. Vor seiner Abreise von Karlsbad benutzte er eine seiner häufigen, vertraulichen Unterredungen mit dem Fürsten Metternich zu der Bemerkung, wie doch eine „Zuziehung auch der andern, bisher nicht vertreten gewesenen Höfe zu den bevorstehenden Wiener Conferenzen billig und rathsam wäre, damit diese sich nicht für zurückgesetzt oder ausgeschlossen hielten und dies am Ende gar durch spätere Erklärungen in der Bundesversammlung an den Tag legen möchten." Metternich meinte zwar, es sei unmöglich, alle 37 Regierungen zur Beschickung der Conferenz einzuladen — das hieße den Bundestag von Frankfurt nach Wien verlegen — indessen versprach er doch, auf einen Ausweg Bedacht zu nehmen.

In dieser Unterredung kam auch eine Plessen persönlich betreffende Frage zur Sprache. Man war in Wien schon seit längerer Zeit mit dem Verhalten des Grafen Buol nicht ganz zufrieden. Es fehlte ihm zwar nicht an Sicherheit und Würde im Auftreten, dagegen an dialektischer Begabung und an der Fähigkeit, die Ansichten seines Hofes gegen Angriffe und Einwände in der Discussion gehörig zu vertheidigen. Metternich suchte nach einem Ersatzmann, und diesen glaubte er in Plessen gefunden zu haben. In den täglichen Begegnungen von Karlsbad hatte er dessen staatsmännische Anlagen noch näher kennen gelernt und gerade diejenigen Eigenschaften bei ihm gefunden, die er an dem bisherigen Dirigenten der Frankfurter Versammlung vermißte. So bot er denn Plessen in jener Unterredung den Uebertritt in den kaiserlichen Dienst und die Stellung eines Präsidialgesandten formell an. Plessen war überrascht, aber sein Entschluß schnell gefaßt. Er lehnte ohne Zögern ab. Abgesehen davon, daß es ihm nicht möglich sei, seinen Landesherrn in so kritischer Zeit zu verlassen, könne er auch eine Stellung nicht annehmen, welche der ihm befreundete Graf Buol noch innehabe. Diesen zu verdrängen, dürfe man ihm nicht zumuthen. Metternich meinte darauf, es werde sich für Buol schon ein anderer guter

Posten finden; man könne ja den Wechsel noch einige Zeit hinausschieben. Auch könne er Plessen en attendant das Portefeuille der Finanzen anbieten. Plessen beharrte auf seiner Ablehnung, doch meinte Metternich, man könne ja später wieder auf die Sache zurückkommen. Er betrachtete augenscheinlich Plessen's Entscheidung nicht als so fest, wie sie es thatsächlich war, mochte auch wohl glauben, daß derselbe für den Glanz einer so hohen Stellung und deren reiche Dotirung bei längerer Ueberlegung nicht unempfindlich bleiben werde. Vorläufig wurde die Angelegenheit von beiden als tiefes Geheimniß behandelt, und selbst Frau von Plessen, auf deren Discretion zu zählen der Gatte sonst gewohnt und berechtigt war, erfuhr erst nach Monaten davon. — — —

Inzwischen waren die Karlsbader Abmachungen Seitens Oesterreichs auch den andern nicht dabei vertreten gewesenen Höfen mitgetheilt worden, und die Instructionen liefen nun in Frankfurt ein. In der letzten Sitzung vor den Ferien, am 20. September, wurde der darauf bezügliche Präsidialvortrag einstimmig zum Beschluß erhoben und ein zweiter, der die in Wien zu behandelnden Gegenstände zur Kenntniß brachte, ad referendum genommen. Um die Einmüthigkeit dieses Beschlusses nicht abzuschwächen, wurden die einzelnen Vota der Gesandten, deren einige, wie z. B. der württembergische noch Einwendungen und Vorbehalte geltend machten, nicht in das Protokoll aufgenommen, sondern in einer separaten Registratur niedergelegt, die erst später nachgeliefert wurde.

Der Bundestag vertagte sich bis zum 20. Januar 1820. Bis dahin hoffte man die Wiener Conferenzen beendet zu haben und deren Ergebniß in Frankfurt vorlegen zu können. Am 28. September trat Plessen die Reise nach Mecklenburg an. Im Hinblick auf seine voraussichtlich viermonatliche Abwesenheit von Frankfurt nahm er Frau und Tochter nach der Heimath mit. Die beiden Knaben wurden bei einem Lehrer, Professor Zipf, in Hanau in Pension gegeben, um die dortige Schule zu besuchen. Die Abwesenheit von Frankfurt sollte aber viel länger dauern, als Plessen damals voraussah. Die Wiener Conferenzen währten bis in den Mai. Erst am 11. Juli 1820 sah er die alte Mainstadt wieder und zwar auch nur, um sie nach einigen Monaten für immer zu verlassen.

Wir haben hier noch die Regelung einer Personalfrage nachzuholen, welche in die Zeit vor der Karlsbader Conferenz fiel. Wie man sich erinnern wird hatte der Großherzog seit dem Bestehen des Bundestags nur ungern in Plessen's diplomatische Verwendung gewilligt. Seine Beziehungen zum Minister von Brandenstein waren nicht immer die besten. Letzterer, ein überaus rechtlicher, arbeitsamer, aber etwas pedantischer Mann verstand die complicirte Eigenheit seines Herrn nicht so gut wie Plessen, wußte nicht, wie dieser, gelegentlich nachzugeben und auszugleichen. Der alternde Fürst war erst kürzlich wieder auf die Heimkehr seines Cabinettsministers zurückgekommen. Auch die Stände hatten Wünsche in dieser Richtung laut werden lassen. Plessen's vermittelndes Wesen wurde auf dem Landtag vermißt. Als Mecklenburger von Geburt und Mitglied der Ritterschaft kannte er die Verhältnisse auf dem

platten Lande aus eigener Erfahrung und genauer als Brandenstein, der, aus Braunschweig stammend, erst im dreiundzwanzigsten Lebensjahr nach Mecklenburg gekommen war.

Ganz besonders aber lag dem Erbgroßherzog Friedrich Ludwig daran, Plessen wieder in der nächsten Umgebung seines Vaters zu wissen. Der günstige Einfluß, den dieser selbstlose Mann auf seine Umgebung ausübte, war, so lange er noch in der Heimath weilte, am Hofe stets wohlthuend empfunden worden und wurde nun von mancher Seite vermißt. Durch sein ruhiges, besonnenes Wesen, seine sich stets gleichbleibende Stimmung gefiel, ja imponirte er in gewissem Sinne seinem fürstlichen Herrn, der, wie der nachgelassene Briefwechsel bekundet, großen Werth auf seine Rathschläge legte. Der Erbgroßherzog war — wie wir wissen — schon früher oft in Plessen gedrungen, seinen Frankfurter Aufenthalt so viel als möglich abzukürzen. Jetzt, im Sommer 1819, befand er sich zur Cur in den böhmischen Bädern. Am 24. Juli schrieb er an Plessen aus Teplitz:

„Seitdem ich Mecklenburg verlassen, haben Sie, lieber Freund, mir kein Zeichen des Lebens und Andenkens gegeben. Ich hoffte, dadurch für Ihr Stillschweigen entschädigt zu werden, daß Sie mit mir gleichzeitig in die Heimath zurückkehrten, und dann keine fernere Trennung stattfinden würde. Ich baute auf Ihr mir gegebenes Wort. Seit gestern aber erfahre ich, daß man bemüht ist, Ihnen die Erfüllung desselben zu erschweren. Wie ich höre, hat der Kaiser von Oesterreich an den Großherzog geschrieben, um ihn zu ersuchen, Sie noch länger in Frankfurt zu lassen. Ich selbst bekomme einen Brief vom Fürsten Metternich, vom 7. d. M. aus Florenz datirt, nach Teplitz adressirt, weil er berechnet, daß ich am 20. nicht mehr in Karlsbad sei, er mich daher dort nicht mehr finden würde (ich hätte nicht vermuthet, daß er so genau auf Tag und Stunde wisse, was ich vornehme), in welchem er mich in den schmeichelhaftesten und, gern setze ich hinzu, in den verdientesten Ausdrücken für Sie, lieber Freund, bittet, meinen ganzen Einfluß (diesmal ist er schlecht unterrichtet) anzuwenden, damit bei der Krisis, in welcher Deutschland sich befindet, der Großherzog Sie nicht dort abberufe, sondern so der Gesammtheit Deutschlands und sich selbst den wesentlichsten Dienst leiste. Meine Antwort wird kurz die sein können, daß ich meinem Vater den Brief vorlegen werde; meine Ansicht braucht er nicht zu kennen.

Wie ich früher über das Sujet Ihres Abganges von Frankfurt dachte, ist Ihnen genugsam bekannt, meine Meinung ist unveränderlich. Was die jetzige Krisis anbetrifft, so bin ich Metternich's Ansicht, daß man sich keine Illusion darüber machen muß, daß solche wirklich vorhanden ist. Wäre ich der Ueberzeugung, daß in der That der Bundestag thätig genug sein wird, um der Gefahr kräftig zu begegnen, so habe ich gewiß ein zu echt deutsches Herz, um nicht dem Ganzen jedes persönliche Opfer zu bringen. Die bisherigen Resultate desselben können mir solche aber unmöglich geben. Und wo ist die Linie abgesteckt, die uns sagen wird: Bis dahin ist Gefahr und nicht weiter? Will man mir den Zeitungsartikel entgegensetzen, der uns sagt, daß Sie von Frankfurt aus alle mecklenburgischen Geschäfte dirigiren, so drängt sich mir der natürliche Gedanke auf, daß es Ihnen nur desto leichter werden könnte, von Mecklenburg aus Ihre Frankfurter Vota zu bearbeiten und solche dem von Ihnen selbst zu wählenden Nachfolger zu dictiren. Der allgemeinen Sache blieben Ihr Rath und Ihre Verdienste unbenommen, und die privative Sache litte nicht Schaden wie bisher. Der Geschäftsgang bliebe nicht so zerrissen; die Hoffnungen, die man allgemein auf Ihre Rückkehr setzt, würden nicht abermals getäuscht. Dauert Ihre Abwesenheit wieder Jahr und Tag, bleibt bei uns dieser interimistische prekäre Zustand, so sehe ich nicht ein, wie es unter den gegebenen Bedingungen bei uns werden soll, und ich laufe Gefahr, meiner wieder hergestellten Gesundheit mich nicht zu erfreuen, denn diese Zustände, die meine eigene Zukunft untergraben, so ruhig mit ansehen zu müssen, ist im 42. Lebensjahr hart. Ihrer eigenen Sachkenntniß und Beurtheilung stelle ich diese Reflexionen anheim, da ich nicht zweifle, daß der Großherzog Ihnen selbst die Entscheidung überlassen wird."

Dies war in der That der Fall, aber Plessen's Entscheidung fiel nicht in dem vom Prinzen gewünschten Sinne aus. Er hielt für jetzt seine Thätigkeit am Bundestag noch für ersprießlicher als im Schweriner Ministerium. Vielleicht sagte sie ihm auch mehr zu. Sicher galt er bei den meisten seiner Frankfurter Collegen zur Zeit als unabkömmlich. Vor Allem vertrat Graf Buol diese Ansicht. „Er lamentirt gewaltig über Dein langes Fortbleiben" — schrieb Frau von Plessen ihrem Gemahl nach Karlsbad — „und hat mir expreß aufgetragen, Dir doch dringend zu empfehlen, zu der Sitzung am 26. August hier zu sein, weil es ohne Dich nicht gehen könnte. Er sagt, Du fehltest ihm täglich, und ohne Dich könnte er es hier nicht aushalten. Alles fragte gestern auf der Soirée nach Dir mit verschiedenem Interesse und verschiedenem Ausdruck desselben. Es mögen manche unter Deinen hiesigen Collegen sein, die Dir den Karlsbader Aufenthalt mißgönnen und beneiden. Zu denen rechne ich aber weder Buol noch Goltz. Letzterer, den ich weit öfter gesehen, spricht immer mit großer Anhänglichkeit und Zutrauen von Dir." —

Eine directe Demarche des Kaisers Franz beim Großherzog zu Gunsten eines ferneren Verbleibens Plessen's in Frankfurt war nicht erfolgt. In dieser Hinsicht war die in dem obigen Brief des Erbgroßherzogs gemachte Andeutung nicht zutreffend. Dagegen hatte Graf Buol entweder aus eigener Initiative oder vielleicht auch in Folge eines Auftrags von Wien ein vertrauliches Schreiben an den Großherzog gerichtet, worin er die Gründe ausführlich darlegte, welche für eine Verlängerung der Wirksamkeit Plessen's am Bunde sprachen.

Dies war um die Mitte Juli geschehen, also noch ehe man in Frankfurt von dem Plan der Karlsbader Conferenzen eine Ahnung hatte. Auch Plessen schrieb in jenen Tagen an seinen Herrn, trug ihm die Sachlage vor und erbat die Genehmigung zu einem weitern Aufenthalt in Frankfurt für die Dauer eines Jahres. Er knüpfte daran den Vorschlag, den Ständen die Gründe seiner verlängerten Abwesenheit bekannt zu geben. Sobald die noch unerledigten Theile der Bundeskriegsverfassung durchberathen und andere für den Bundesorganismus wichtige Gesetze, deren Zustandekommen er betreibe, beschlossen wären, würde er unverzüglich auf seinen Ministerposten zurückkehren.

Die Antwort des Großherzogs aus Doberan vom 26. Juli lautete:

„Mein lieber Plessen! — Ihren von so viel Rechtschaffenheit zeugenden Brief habe ich am 23. hujus richtig erhalten und stimme völlig Ihren Ansichten in Betreff Ihres ferneren Dortbleibens bei. Ich sehe wohl, daß nicht davon zu kommen ist. Ich würde schon heute dem Grafen Buol geantwortet haben, möchte aber zuvörderst von Ihnen gern die Adresse desselben haben. Auch wünsche ich, daß Sie mir sobald als möglich ein Concept zur Antwort an den Grafen Buol schickten, worin ich ihm anzeigte, seinem Ansuchen willfahren zu wollen, indem ich die Nothwendigkeit davon einsähe und gern dadurch einen Beweis meines patriotischen Eifers gäbe. Dagegen hoffte und wünschte ich sehr, daß die allgemeinen deutschen Bundesangelegenheiten es sicher verstatten würden, meinen lieben Freund nicht länger als sechs Monate im zukünftigen Jahre von mir entfernt zu sehen. Vorläufig können Sie den Grafen davon in Kenntniß setzen. Ihre Ankunft im August erheitert mein Gemüth, und der im Herbst zu erhoffende Bundesbeschluß über die Kriegsverfassung würde mich ganz glücklich machen, indem sich sonst das hiesige Militär ganz auflöst. Ueber Ihren längeren Aufenthalt in Frankfurt mich mit Brandenstein

in Rapport zu setzen, finde ich aus manchen Gründen nicht passend; mündlich ein Mehreres. Den Landrath von Oertzen auf Roggow werde ich bei Gelegenheit von Ihrem längeren Verbleiben am Bundestage confidentiellement in Kenntniß setzen, so wie ich dies auch früher gethan habe.

Nochmals danke ich für Ihren rechtschaffenen Brief und erwarte baldigst eine Antwort. Empfehlen Sie mich Buol bestens und danken Sie ihm für sein Andenken. Zur Nachricht schicke ich Ihnen den Buol'schen Brief abschriftlich zu Ihren Acten.

Heute kommt meine Schwiegertochter mit den Kindern hier an. Es ist entsetzlich voll, und täglich nimmt die Menge der Gäste zu, wozu die Anwesenheit der Luftschifferin Reichart mit ihrem Mann und die bevorstehende Ankunft der Madame Catalani Vieles beitragen.

Leben Sie wohl! Ich bin ewig und unveränderlich Ihr

getreuester Freund

Friedrich Franz."

Dieser Brief wurde Plessen nach Karlsbad nachgeschickt. Er dankte von dort dem Großherzog für die Gewährung seiner Bitte. Die Angelegenheit war damit erledigt; die Rückkehr auf den Ministerposten wäre aber auch ohnehin nicht ausführbar gewesen, da die Wiener Ministerialconferenzen ihn, wie gesagt, Monate lang von der Heimath fernhalten sollten.

Die Urlaubszeit in Mecklenburg war diesmal nur kurz. Sie währte kaum sechs Wochen. Dennoch genügte sie, um Plessen tiefere Einblicke in die heimathlichen Verhältnisse und damit die Ueberzeugung zu gewähren, daß seine fortgesetzte Abwesenheit von dort nicht wohl thunlich sei. Namentlich beunruhigte ihn der Gesundheitszustand des Erbgroßherzogs. Er fand ihn in Wesen und Aussehen sehr verändert. Friedrich Ludwig litt seit zwei Jahren an einem organischen Leiden, das die Aerzte augenscheinlich nicht richtig erkannten, und das bald für gichtisch, bald für eine Affection des Herzens oder der Nieren gehalten wurde. Die in den Sommermonaten 1818 und 1819 unternommenen langen Curen in Karlsbad, Teplitz und Pyrmont hatten seinen Körper mehr geschwächt als gekräftigt. Was sein Gemüth gegen diese Leiden noch widerstandsfähig machte, waren die glücklichen Familienverhältnisse. In seiner dritten Gemahlin, Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg, hatte er eine liebevolle Gattin und sorgliche Mutter für seine vier Kinder gefunden. Plessen erkannte jetzt, was ihm früher nicht so einleuchtend gewesen, daß dieser dritte Ehebund ein wahrer Segen für das großherzogliche Haus war. Erbgroßherzogin Auguste war die einzige fürstliche Frau in diesem Kreise. Ohne blendende äußere Eigenschaften hatten ihr ernster Sinn, ihr selbstloses Wesen und gleichmäßiges Temperament ihr bald die Achtung und Zuneigung der neuen Umgebung gewonnen. Auch der Großherzog, obwohl von ganz anderer Sinnes- und Geschmacksrichtung, räumte ihr die Stellung und den Einfluß ein, auf welche sie mit Recht Anspruch machen konnte, und Plessen benutzte seinen Aufenthalt in Ludwigslust dazu, ihn darin zu bestärken.

Eine andere Angelegenheit, welche die fürstliche Familie besonders lebhaft beschäftigte, war das Verlöbniß des zukünftigen Thronerben, Prinzen Paul mit der Prinzessin Alexandrine von Preußen, zweiten Tochter des Königs. Bei den Vorverhandlungen, welche diese Verbindung einleiteten, hatte Plessen zu den wenigen Eingeweihten gehört, und der Erbgroßherzog viel und ausführlich mit ihm correspondirt. Die erste Anregung war von dem in Mecklen-

burg begüterten Königlichen Oberhofmeister von Schilden ausgegangen, welcher am Berliner Hofe eine Vertrauensstellung einnahm und den Erbgroßherzog bei seiner Durchreise durch Berlin, Ende Mai 1818, vertraulich sondirt hatte. Am 3. Juni schrieb dieser aus Teplitz an Plessen, deutete die Sache ohne Nennung eines Namens in allgemeinen Umrissen an und bat ihn um eine mündliche Unterredung in Teplitz oder Pyrmont. Er bedürfe dringend seines Raths in einer so wichtigen Angelegenheit, die nicht nur sein Haus, sondern auch sein Land betreffe, und in welcher er auf eigene Verantwortung hin nicht zu handeln wage. Den Chef seines Hauses zu befragen, gehe nicht an, weil auf eine Geheimhaltung dann nicht zu rechnen sei. Auch sonst habe er Niemanden, dem er sich anvertrauen könne. Er müsse Plessen daher nothwendig sprechen. „Können und wollen Sie mich aus dieser Verlegenheit ziehen, so werden Sie die Schuld meiner Dankbarkeit noch sehr vermehren. Sie sollen wenigstens nie sagen können, daß in meinem Herzen etwas gewesen, was Sie nicht gekannt. Beruhigend ist mir übrigens der Gedanke, daß mein bisheriges Benehmen Ihren Beifall finden wird, und der ganze Plan, wie ich überzeugt bin, Ihren Ansichten entspricht."

Hierin irrte Friedrich Ludwig nicht. Eine Familienverbindung zwischen seinem Fürstenhause und dem preußischen erschien Plessen in jeder Hinsicht wünschenswerth und vortheilhaft. In der weiteren Correspondenz mit dem Erbgroßherzog erfuhr er, daß auch der König derselben sehr geneigt sei. Eine mündliche Besprechung wurde mit dem Erbgroßherzog für die Zeit verabredet, wo dieser in Pyrmont sein werde. Sie fand am 28. Juli in Fulda statt. Plessen begab sich von Frankfurt aus für einen Tag dorthin. Er bestärkte den Erbgroßherzog in dessen Ansicht — welche auch der König theilte — daß der Plan zunächst streng geheim zu halten und der Neigung das entscheidende Wort einzuräumen sei. Es wurde daher eine Begegnung des Prinzen mit der Prinzessin für die ersten Septembertage in Berlin verabredet. Prinz Paul, welcher gerade einen zweijährigen Aufenthalt in Genf beendet hatte und nun eine deutsche Universität beziehen sollte, nahm seinen Rückweg über die preußische Hauptstadt und traf dort mit seinem Vater zusammen. Die daselbst angeknüpfte Bekanntschaft ließ bald deutlich erkennen, daß die gegenseitigen Empfindungen des jungen Paares den Wünschen der fürstlichen Väter entgegenkamen, doch wurde die Verlobung noch verschoben, um den Studienplan des jungen Prinzen nicht allzu häufigen Störungen auszusetzen. Immerhin war das lange Geheimhalten einer Angelegenheit, für welche sich in beiden Ländern die weitesten Kreise interessirten, nicht wohl durchführbar. Anfangs Februar 1819 begab sich das erbgroßherzogliche Paar mit dem Prinzen Paul wieder nach Berlin, wo am 7. die Verlobung im Familienkreise gefeiert wurde. Von einer Publication nahm man auch jetzt noch Abstand, da die Prinzessin noch nicht confirmirt war. „Diese Verbindung," schrieb Friedrich Ludwig zwei Tage später an Plessen, „war das, was ich noch eifrig auf dieser Welt wünschte. Mir fehlen wirklich die Worte, um Ihnen meine innige Zufriedenheit zu schildern; lassen Sie sich meinen Sohn empfohlen sein, seien Sie ihm Rath und Freund, so, wie Sie es seinem Vater sind, und bleiben

Sie es immer; Sie wissen, daß ein großer Theil der Hoffnungen meiner Zukunft auf Ihnen beruht."

Das Ende des Erbgroßherzogs war näher, als er selbst es damals befürchten mochte. Auch Plessen konnte nicht ahnen, als er sich bei ihm vor der Abfahrt nach Wien am 6. November jenes Jahres 1819 verabschiedete, daß er den ihm so nahe befreundeten Thronerben nie wiedersehen sollte.

Plessen hatte auf den Wiener Conferenzen auch den Strelitzer Hof zu vertreten. Er nahm daher seinen Weg über Neu-Strelitz, theils um sich mündliche Instructionen zu holen, theils um sich dem Großherzog wieder einmal vorzustellen, der ihm sehr wohlgeneigt war und dies besonders gewünscht hatte. Er verweilte dort zwei Tage, conferirte mit dem Großherzog und dem Minister von Dewitz und setzte dann die Reise über Berlin, wo er noch Hardenberg, Wittgenstein und Schilden aufsuchte, über Dresden, Teplitz, Prag, Iglau und Znaim fort. Da er nur an den beiden letzten Orten übernachtete, gelang es ihm, noch am Abend des 19. November, dem Vorabend des festgesetzten Termins, in Wien einzutreffen, wo er im Gasthof zur „Ungarischen Krone" in der Himmelpfortengasse abstieg. Die Fahrt auf schlechten Wegen und ausgefahrenen Chausseen bei kaltem, trüben, regnerischen Wetter und in einem Wagen, dessen Spurweite zu den österreichischen Geleisen nicht paßte, war äußerst beschwerlich.

„Die einzige leidliche Strecke auf dem ganzen Wege hierher," schrieb er an seine Frau, „war das Stück Chaussee von Berlin nach Treuenbrietzen. Nur zweimal während der ganzen Fahrt habe ich für einige Minuten die Sonne und in keiner Nacht einen gestirnten Himmel gesehen. Es ist eine keineswegs erfreuliche Lage, so an dreizehn Stunden von Nachmittag fünf Uhr bis zum anderen Morgen sechs Uhr für sich allein in der Dunkelheit zu sitzen und dabei wegen des starken Stoßens des Wagens sehr wenig schlafen zu können. Da kann man denn freilich manchen Gedanken nachhängen, und so fuhr ich bei dem schwachen, aber doch hülfreichen Licht meiner zwei Wagenlaternen, durch die Finsterniß. — Fünf Nächte habe ich so durchwacht und manche andere halbe noch dazu, nur um noch rechtzeitig vor dem 20. hier einzutreffen. Gott hat mich in seine gnädige Obhut genommen, und bis auf diese Unbequemlichkeiten ist Alles gut abgelaufen. Der Wagen hat sich zum Glück auch vortrefflich gehalten; nur in Prag habe ich ein paar kleine Reparaturen zu beschaffen gehabt. Die meisten der hierher reisenden Minister haben unterwegs die Wagen gebrochen. Es war aber auch zu arg; auf den Wegen durch Sachsen und selbst in Böhmen gab es heftige Stöße, und mein Trost war nur, daß Du sie nicht mit zu erleiden brauchtest."

Die Eile war übrigens unnöthig gewesen, denn die Sitzungen begannen erst am 25. November, weil Fürst Metternich die Ankunft des für Luxemburg ernannten niederländischen Bevollmächtigten, Minister von Falck, abzuwarten wünschte. Alle anderen Bevollmächtigten waren sonst zur Stelle. Graf Bernstorff war noch in der Frühe des 20. eingetroffen. Die Versammlung war zahlreicher als in Karlsbad. Metternich hatte, der von Plessen gegebenen Anregung folgend, den Kreis wenigstens dahin erweitert, daß die siebzehn Stimmen des engeren Bundesausschusses durch je einen Bevollmächtigten vertreten waren. Die Einladung dazu seitens des Kaisers Franz war Mitte October an die deutschen Höfe gelangt, und Metternich hatte Plessen davon in einem sehr freundschaftlich gehaltenen Privatschreiben noch besonders in Kenntniß gesetzt. Die Zahl der Conferenzmitglieder betrug, da einige Staaten

mehrere Delegirte entsendet hatten, nunmehr zweiundzwanzig. Dem Grafen Bernstorff waren General von Krusemark und der Wiener Gesandte von Küster beigegeben. Bayern hatte an Stelle Rechberg's den Staatsrath Freiherrn von Zentner entsendet, eine der Hauptstützen der Verfassungspartei. Seine Ernennung war nicht ohne Mühe und wesentlich durch die Einwirkung des Kronprinzen im Kronrath durchgesetzt worden. Er war von bedächtigem, zurückhaltendem Wesen und nahm in den Plenarsitzungen nur selten das Wort. In dem stark reactionär gefärbten Kreise, der um den Conferenztisch versammelt war, fühlte er sich, als Liberaler bemißtraut, zu Anfang nicht behaglich. Doch gewann er, dank seiner ausgezeichneten juristischen Kenntnisse, die ihm Plessen's besondere Anerkennung gewannen, auf die Commissionsarbeiten sehr bald einen überwiegenden Einfluß, der sich in Folge persönlicher Annäherung an Metternich und Bernstorff auch auf den Gang der Conferenzen selbst übertrug.

Noch zurückhaltender als sein bayerischer College war der württembergische Bevollmächtigte, Graf Winzingerode, dem die Karlsbader Tage einen unangenehmen Eindruck hinterlassen hatten, und der es auch wohl für nothwendig halten mochte, Angesichts der sprunghaften politischen Wandlungen des Königs, in dessen Nähe zu verweilen, und es vorzog, sich durch den Wiener Gesandten Grafen Mandelslohe vertreten zu lassen. Plessen kannte diesen schon von der Zeit her, als er, ein Vorgänger Wangenheim's, Gesandter am Bundestag gewesen. Mandelslohe gehörte zur Classe der vornehmen und liebenswürdigen Salondiplomaten. Unter gewöhnlichen Verhältnissen vermochte er seiner Aufgabe zu genügen, allein den Ansprüchen, welche während der Conferenz an den württembergischen Vertreter gestellt wurden, war er in keiner Weise gewachsen. Auf die unklare, zweideutige Haltung, welche der Stuttgarter Hof während der nächsten Monate einnahm und die schließlich das ganze Werk in frivolster Weise zum Scheitern zu bringen drohte, kommen wir noch zurück. Dem Grafen Mandelslohe war übrigens zur Unterstützung ein neuer Günstling des Königs, der intelligente und intrigante Freiherr von Trott, beigegeben. Seine Vergangenheit als ehemaliger westfälischer Präfect unter Jérôme war ihm aber in der legitimistischen Versammlung hinderlich, und selbst trotz größter Regsamkeit gelang es ihm weder hier in Wien noch später als Bundestagsgesandter in Frankreich, eine einflußreiche Stellung zu gewinnen.

Hannover, Sachsen, Baden, Kurhessen und Nassau hatten nach Wien dieselben Staatsmänner geschickt, die in Karlsbad gewesen. Der erste sächsische Bevollmächtigte, Minister Graf Einsiedel, kehrte gegen Jahresschluß nach Dresden zurück und wurde durch den kurz zuvor zum Bundestagsgesandten ernannten Herrn von Globig ersetzt. Als zweiter badischer Delegirte fungirte der in Wien accreditirte Gesandte, General von Tettenborn. Von den in Karlsbad nicht vertreten gewesenen Staaten waren ernannt für Hessen: der Geheime Rath Freiherr du Thil, für die Großherzoglich und Herzoglich sächsischen Häuser der Staatsminister Freiherr von Fritsch, für Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg der Präsident und Gesandte von Berg, für die freien Städte der Senator Hach, für Holstein der dänische Gesandte in Wien, Graf Joachim Bernstorff. Zu Anfang Januar wurde auch der k. k. Bundestagsgesandte,

Graf Buol von Metternich, als zweiter Bevollmächtigter eingeführt, jedoch ohne Stimmberechtigung. Man glaubte diese Rücksicht dem Vorsitzenden des Bundestages schuldig zu sein, nachdem drei Mitglieder des letzteren in der Conferenz saßen.

Bei der Eröffnung der Sitzungen am 25. November erklärte Metternich, indem er an die bekannten Frankfurter Beschlüsse anknüpfte, die Versammlung sei kein Congreß und habe keine eigentlichen Beschlüsse zu fassen. Ihr Zweck sei, sich über die Ansichten der Regierungen zu besprechen und in einer zwar nur vorbereitenden, doch für die Cabinette verbindlichen Weise über die deutschen Bundesangelegenheiten zu vereinigen. Man schritt nun zur formellen Festsetzung des Geschäftsganges und wählte zur Führung des Protocolls eine Commission, bestehend aus Plessen, Küster und Stainlein. Auf Bernstorff's Vorschlag wurde Gentz mit dem Recht, den Sitzungen anzuwohnen, dieser Commission beigeordnet. Schließlich legte Metternich noch seine Vollmacht vor, vertheilte Abschriften davon und sprach den Wunsch aus, die Herren möchten demnächst Vollmachten einreichen, die in dem gleichen Sinne abgefaßt wären. In der nächsten Sitzung legte er in zwei gesonderten Vorträgen die Aufgaben der Conferenz und die Ansichten des Kaisers über die Nothwendigkeit einer ferneren Entwicklung der bundesgesetzlichen Fundamentalbestimmungen dar. Als Berathungsgegenstände führte er die zehn Punkte an, welche er vor dem Auseinandergehen in Karlsbad als der Erörterung bedürftig bezeichnet hatte. Nur war die Reihenfolge jetzt eine andere. An die erste Stelle traten die Fragen, welche eine Erweiterung und Befestigung der organischen Bundeseinrichtungen im Auge hatten, wie 1. diejenige über die Entscheidung durch absolute oder relative Majorität, 2. die Einsetzung einer permanenten Instanz, 3. die Einführung einer definitiven Executionsordnung, 4. die Erläuterung des Art. 13. Diese verschiedenen Fragen waren in dem zweiten Vertrag Metternich's unter der allgemeinen Bezeichnung einer Feststellung der Competenz des Bundestages zusammengefaßt und einer sofortigen Behandlung empfohlen worden. Die Vorbereitung derselben fiel einer Commission zu, und wurden sogleich Bernstorff, Zentner, Berstett, Plessen und Berg zu Mitgliedern derselben gewählt. Ueberhaupt stellte sich sehr bald die Nothwendigkeit heraus, die Zahl der Plenarsitzungen, welche Anfangs dreimal wöchentlich abgehalten wurden, auf eine per Woche zu verringern und die verschiedenen Materien zunächst in besonderen Ausschüssen bearbeiten zu lassen. Es wurden zehn solcher Ausschüsse gebildet, und zwar nach einem Tableau des Vorsitzenden, welches eine Betheiligung aller Mitglieder in Berücksichtigung zog. Plessen war Mitglied von vier Commissionen, welche die Competenz, die Stimmenmehrheit, die Executionsordnung und die Contingentsstellung zu berathen hatten. Während die Hauptarbeit somit zunächst in die Ausschüsse verlegt war, machten sich in diesen bereits die Strömungen geltend, welche die verschiedenartige Stellung der Cabinette zu dem Conferenzverfahren kennzeichneten.

„Die Elemente der hiesigen Versammlung," heißt es in einem Plessen'schen Bericht, „sind zwar nach den Ansichten der betreffenden Cabinette verschieden, jedoch nur nach dem Grade, in welchem man den Bund oder die eigene Sicherheit befestigt zu sehen wünscht. Die Persönlichkeit

der anwesenden Staatsmänner ist natürlich hierbei von gewissem Einfluß. Indessen läßt sich doch als gewiß annehmen, daß bei fast Allen guter Wille und die Absicht vorhanden ist, eine festere Ordnung der Dinge im deutschen Bunde herbeizuführen. Der Fürst Metternich trägt unstreitig sehr viel durch sein offenes und loyales Benehmen dazu bei, und Bernstorff unterstützt ihn in eben diesem Sinne. Eine Opposition in wesentlichen Punkten kann man der Lage der Sache nach nur von Bayern und Württemberg erwarten, wiewohl jeder dieser Höfe verschiedene Tendenzen dabei verfolgt."

Im Verlaufe der Verhandlungen traten aber diese Divergenzen noch sehr viel deutlicher hervor. Zum Verständniß des Folgenden wird es nöthig sein, hier einen Blick auf die damals in den politischen Kreisen Deutschlands herrschende Stimmung zu werfen. Die Verkündigung der Karlsbader Beschlüsse war überall um die Mitte October erfolgt. Preußen hatte, was die Erbitterung verschärfte, dazu den Jahrestag der Schlacht bei Leipzig gewählt. Eine große Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der liberalen Kreise; in den drei constitutionellen Staaten Süddeutschlands herrschte Bestürzung unter allen Verfassungsfreunden. In der That war durch die in Karlsbad im Princip angenommene Auslegung des Art. 13 der Bestand der süddeutschen Verfassungen ernstlich bedroht. In Ulm kam es zu einem merkwürdigen Ausbruch der Mißstimmung. Die Officiere der dortigen Garnison richteten an den König eine Eingabe, in welcher sie an dessen bewährte Liebe für das Volk appellirten und eine entschiedene Zurückweisung fremder Eingriffe in die württembergische Gesetzgebung erbaten. Es sei eines Württembergers unwürdig, vor ein fremdes Inquisitionstribunal geschleppt zu werden und selbst den Weg zur Gnade seines Königs verschlossen zu sehen. Die württembergische Armee harre nur eines Winkes, um solcher Vergewaltigung mit den Waffen zu begegnen, und was ihr an Zahl abginge, werde durch den Anschluß aller gut gesinnten Deutschen reichlich ersetzt werden. Diese Art von pronunciamento war allerdings in Deutschland ungewöhnlich und erregte am grünen Tisch der schon versammelten Conferenz lebhafte Entrüstung. Der Vorgang blieb aber vereinzelt und auch ohne weitere Folgen, da der württembergische Bevollmächtigte die von Metternich verlangte Abgabe entschuldigender Aufklärungen ablehnte. In der akademischen Welt blieb es ruhig. Durch die scharfen, polizeilichen Vorschriften war einem öffentlichen Ausbruch der Leidenschaften vorgebeugt; um so heißer gährte es in den Köpfen. Der Unmuth hatte auch sonst loyale, aber freidenkende Männer erfaßt, und wer sich irgend wie in äußerlich gesicherter Stellung befand, übte in Privatschreiben und mündlichem Gedankenaustausch scharfe Kritik an dem Karlsbader Werk. So schrieb z. B. Gagern im November einen langen Brief an Plessen, von dem er auch Abschriften an verschiedene Cabinette sandte. Er redet ihn darin „mein edler Freund" an, will ihn auch als solchen ferner betrachten, kündet ihm aber dennoch Fehde an „wegen der Karlsbader Ausrichtungen", gegen die er dann in den schärfsten Ausdrücken zu Felde zieht. Er bezichtigt Plessen eines Abfalls von der ehrlichen Gesinnung. „Sie waren es, von dem ich mir am meisten versprochen hatte, dessen Hingang und Berufung mich so sehr erfreute. Sie waren so sehr der Mann, der Alles besser wissen und temperiren konnte. Sie durften nur sich selbst treu bleiben." In der ihm eigenen weitschweifigen Form tadelte

der Autor die ungeschickte Vermischung von „Prohibitionen, Pönalmandaten und Beschuldigungen (lauter Dinge des Augenblicks) mit einer gesunden Entwicklung des Bundessystems, die jeder Verständige" wolle. Die Karlsbader Herren hätten wie Männer im Monde gehandelt. Die Repräsentativform sei nicht undeutsch, sondern längst in Deutschland heimisch. Als Vater von sechs Söhnen sei er zwar auch mit der Lehrmethode an den Universitäten unzufrieden, doch sei es unbillig, die Professoren zu maßregeln, wenn sie gegen die Ordnung der Dinge auftreten, denn diese Ordnung sei nicht definirt und bestände überhaupt in Deutschland gar nicht u. s. w.

Plessen erhielt diese geharnischte Philippika in Wien. Er schenkte ihr trotz der oft verletzenden, persönlichen Ausfälle keine große Beachtung, nannte sie in einem Brief an seine Frau ein „Eitelkeitsstückchen in der bekannten Manier" — womit er wohl das Richtige traf, und meinte dabei: „Wer Gagern nicht kennt, würde sich kaum einen Begriff davon machen, daß solch' ein Einfall einem gesunden Menschen beikommen könnte." Stein dagegen, der seit seinem Rücktritt von den öffentlichen Geschäften sich in eine verdrossene Stimmung hineingesteigert und die Karlsbader Versammlung als „eine Zusammenkunft mittelmäßiger und oberflächlicher Menschen" verspottet hatte, war von Gagern's halb öffentlichem Sendschreiben hoch entzückt. „Haben Sie schon eine Antwort von Plessen?" fragte er in einem Schreiben vom 25. December, „hat er eine Palinodie angestimmt? Auf jeden Fall wird es ihn auf sich selbst und auf das Hingeben an fremde Einflüsse aufmerksam machen." — Ob Plessen antwortete, ist aus den vorliegenden Papieren nicht ersichtlich; zu dem von Stein erwarteten Widerruf lag für ihn sicher kein Anlaß vor.

Allein es traten auch gewichtigere Gegner gegen die Karlsbader Beschlüsse auf, Männer von öffentlichem Ansehen und amtlichen Einfluß. In Preußen zumal war diese Gruppe zahlreich und durch alle Diejenigen verstärkt, welche das zögernde Verhalten Hardenberg's in der Verfassungsfrage mißbilligten. Gelehrte, wie Niebuhr und Altenstein, verfochten die akademische Lehrfreiheit; Staatsmänner, wie Humboldt, Beyme und Boyen, tadelten ungescheut die Karlsbader Mißgriffe, hielten die Erweiterung der Bundescompetenz für bedenklich, so lange Preußen in Frankfurt keinen ausschlaggebenden Einfluß besitze, und riethen dem König, noch nachträglich von den übereilten Abmachungen zurückzutreten. Dieser hielt sich aber durch sein gegebenes Wort gebunden, war auch schon zu sehr gegen Humboldt eingenommen, um Vorstellungen von jener Seite Gehör zu schenken. Bernstorff trat den Angriffen seiner Collegen mit dem Einwand entgegen, daß der Bund zu schwach und zu schwerfällig sei für eine thatkräftige Ausübung der Centralgewalt. Deshalb sei es besser, wenn diese in der Praxis von einer Verständigung der beiden Großmächte ausgingen. Die Uneinigkeit im preußischen Ministerium war so offenkundig und wurde so gefahrdrohend, daß Hardenberg den Kampf mit Humboldt und seinen Gesinnungsgenossen definitiv auszufechten beschloß. In diesem Kampf verquickte sich die Meinungsverschiedenheit über die preußische Verfassungsfrage mit der über die einzuschlagende Bundespolitik. Metternich hatte eine lange Denkschrift nach Berlin gesandt, welche den österreichischen

Standpunkt gegen die Opposition vertheidigte und den König an seine Teplitzer Zugeständnisse mahnte. Die Krisis endete zu Ausgang des Jahres mit dem Austritt der drei mißliebigen Minister. Damit war die Opposition gegen das Karlsbader Cartell im preußischen Beamtenthum gebrochen.

Um so hartnäckiger ward sie fortgesetzt von den liberalen Particularisten Süddeutschlands. Zu ihnen gehörten vor Allen die constitutionell gesinnten Mitglieder des bayerischen Ministeriums: Wrede, Zentner, Lerchenfeld. Letzterer, ein Mann von großen Fähigkeiten und entschiedenem Auftreten, war nach dem Sturz des ihm persönlich feindlichen Montgelas als Finanzminister in das Cabinett berufen und hatte sich an dem Zustandekommen der Verfassung eifrig betheiligt. Als vormaliger Gesandter in Stuttgart war er mit Wangenheim befreundet. Ein Brief, den er an diesen gleich nach Publication der Septemberbeschlüsse schrieb, wurde bald in den politischen Kreisen bekannt. Lerchenfeld erblickte in dem Karlsbader Programm nur die geheimen Machinationen einer selbstsüchtigen, durch „die List und Gewandtheit des Einen verstrickten Aristokratie", welche die heiligsten Rechte der Souveränität über Bord werfe, nur um die alten Vorrechte ihrer Kaste zu bewahren. Abgesehen von solchen Uebertreibungen, enthielt das Schreiben aber geschickte Hinweise auf die den Fürsten drohende Beeinträchtigung ihrer Hoheitsrechte durch die Executionsordnung, sowie auf gewisse Schwächen der Metternich'schen Deduction. So habe man die in Art. 2 als Zweck des Bundes aufgeführte innere Sicherheit nicht auf die Erhaltung des Friedens unter den Bundesgliedern bezogen, wie doch Art. 11 des Näheren besage, sondern ihr die künstliche Auslegung gegeben, daß damit die Erhaltung der Ruhe innerhalb der einzelnen Staaten gemeint sei; damit sei ein Hebel gewonnen, die Selbständigkeit der Staaten wieder zu beschränken und auf deren innere Gesetzgebung einzuwirken. Deutschland werde dadurch faktisch aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat verwandelt.

Derartige Einwände, von klugen Köpfen erdacht und mit Energie verfochten, konnten in der That dem Metternich'schen Programm gefährlich werden, denn sie weckten das Selbstgefühl der Monarchen und boten deren Argwohn gegen die Herrschaftsgelüste der Hofburg neue Nahrung. König Max stand bereits unter dem Einfluß dieser Strömung. Er hatte zugegeben, daß der die Bundesexecution betreffende Bundesbeschluß in der amtlichen Bekanntmachung gänzlich weggelassen und den anderen (Universitäten, Censur, Untersuchungscommission) dabei die Klausel hinzugefügt war: „sofern sie der in der Bundesacte und den Staatsverträgen anerkannten Souveränität, der Verfassung und den bestehenden Gesetzen nicht entgegenstünden." Auch die Wahl Zentner's zum Conferenzdelegierten war ein Sieg der Verfassungspartei. Graf Rechberg hatte seinem badischen Collegen Berstett bei dessen Durchreise nach Wien zwar gesagt, „er hoffe, daß es ihm noch gelingen werde, die Ungläubigen im Ministerium zu bekehren," allein darin täuschte er sich. Die Instruction für Zentner, welche dieser und Lerchenfeld gemeinsam entworfen hatten, wies den bayerischen Vertreter ausdrücklich an, sich auf den Boden der Bundesacte zu stellen und jeder Erweiterung der Bundescompetenz auf die inneren, namentlich Verfassungsangelegenheiten entgegenzutreten. Diese Instruction, ebenso wie

alle späteren Anweisungen wurden diesmal nicht vom Minister des Auswärtigen ertheilt, sondern im Ministerrath berathen und beschlossen.

In Stuttgart wirkte inzwischen Wangenheim im gleichen Sinne. Wie sein Freund Lerchenfeld gegen Graf Rechberg, so vertrat er gegen Winzingerode dort die Rechte der Verfassungspartei. Doch ging er dem bayerischen Gesinnungsgenossen in der Opposition gegen die Bundes-Suprematie oft zu weit. Wangenheim's Lieblingsidee war die deutsche Trias, d. h. der engere Zusammenschluß der rein deutschen Staaten als Gegengewicht gegen die beiden Großmächte. Schon in Frankfurt hatte er dafür Stimmung zu machen gesucht, was Plessen mißfällig bemerkte. Jetzt hielt er den Augenblick für gekommen, diesem Gedanken Gestalt zu geben. Bayern sollte sich an die Spitze der Mittelstaaten stellen und auf den Wiener Conferenzen die entsprechenden Aenderungen der Bundesverfassung durchsetzen. Lerchenfeld hielt dies für eine Utopie, wußte auch recht gut, daß der König von Württemberg sich noch viel weniger dem Münchener als dem Wiener Hofe unterordnen würde.

König Wilhelm wandelte, seitdem er die Regierung angetreten, in der Bundespolitik dieselben Bahnen wie sein Vater. Auf dem Wiener Congreß von 1814/15 war dieser auch nur widerwillig auf das Metternich'sche Programm eingegangen und dem Bunde überhaupt erst nachträglich und verdrossen beigetreten. Sein Sohn hatte die bedrohliche Annäherung Preußens an Oesterreich mit Argwohn beobachtet und war nicht gewillt, wie jenes in eine demüthigende Abhängigkeit von Wien zu gerathen. Der Bund war locker genug, um eine Verbindung der Mittelstaaten den Großmächten gegenüber möglich zu machen, und wenn der König auch nicht auf Wangenheim's Trias-Gedanken einging, so plante er doch ein unbeschränktes und vielleicht vergrößerungsfähiges Württemberg. Von einer Einmischung des Bundes in seine inneren Angelegenheiten wollte er nichts hören. Bei der Betonung dieser Selbständigkeit rechnete er auf die Unterstützung seines Schwagers, des Kaisers Alexander, der zwar durch die deutschen Studenten geängstigt, daneben aber wiederum dem liberalen Einfluß Kapo d'Istrias' und Laharpe's zugänglich war. Dem Zaren war eine Stärkung des Constitutionalismus in Süddeutschland nicht unerwünscht, weil dadurch der Einfluß Preußens in Deutschland vermindert und in die Einigkeit der Bundesglieder ein Keil geschoben wurde, der gelegentlich zu einer Einmischung Rußlands die Hand bieten konnte. Als daher sein Schwager, der König, sechs Tage nach den Frankfurter Beschlüssen die Verfassung einführte und beschwor und sich zu ihm nach Warschau begab, um dort persönlich seinen Schutz in dieser Angelegenheit anzurufen, erklärte er zwar dessen Haltung für incorrect, da er sich durch seinen Gesandten in Karlsbad nicht entschieden genug ausgesprochen habe, entließ ihn aber doch mit der Hoffnung, daß Württemberg bei ernsteren Collisionen an Rußland eine Stütze finden werde. Die Drohung Oesterreichs, daß es aus dem Bunde austreten werde, wenn Württemberg die Septemberbeschlüsse nicht unverändert publicire, schüchterte den König nicht im Geringsten ein, und sein Muth wuchs noch, als das Petersburger Cabinett in einer Circulardepesche vom 30. November — also zu einer Zeit, wo die Wiener Conferenzen bereits eröffnet waren — die

Karlsbader Abmachungen unverblümt als einen Mißgriff kennzeichnete. Die durch die Frankfurter Abstimmung scheinbar erzielte Einhelligkeit, hieß es darin, sei eine bedauerliche Illusion, denn zahlreiche Thatsachen — und diese wurden angeführt — hätten seitdem bekundet, daß in Deutschland große Mißstimmung und unter den Regierungen selbst Uneinigkeit herrsche. Gleichzeitig wurden die Gesandten der süddeutschen Höfe in St. Petersburg von Kapo d'Istrias vor einer Erweiterung der Bundescompetenz und Einführung der Executionsordnung dringend gewarnt. Werde dieselbe je praktisch, sagte er, so wäre es mit der Selbständigkeit der kleineren Staaten vorbei; bliebe sie aber ein todter Buchstabe, so werde der Bundestag noch mehr als bisher discreditirt. In Baden fanden derartige Ermahnungen wenig Gehör. Der dort sehr einflußreiche Berstett gehörte mit Münster und Marschall zur allergetreuesten Gefolgschaft Metternich's. Auch auf Sachsen durfte dieser unbedingt zählen. Dort bestand unter dem altväterischen Regiment des populären Königs kein Verlangen nach Aenderung und keine Unzufriedenheit. Eher war noch der Geist des Widerspruchs gegen das Wiener Programm an den Höfen von Darmstadt und Oldenburg, sowie in den Senaten der Hansestädte wahrnehmbar. Der Großherzog von Hessen hatte die Verkündigung der Septemberbeschlüsse dadurch zu mildern gesucht, daß er seinem Lande gleichzeitig für den Mai 1820 eine Verfassung verhieß. Der Bremer Smidt fand sich ungeladen in Wien ein und beunruhigte Gentz durch freisinnige Denkschriften und Kassandra-Rufe. Kurz, es fehlte nicht an Strömungen, welche dem Plan Metternich's hinderlich zu werden drohten, und Anstett, der auf seinem Frankfurter Posten Gelegenheit hatte, das Getriebe an den kleinen Höfen in der Nähe zu beobachten, stellte in einem seiner Berichte an den Zaren schon im November 1819 die Prognose, „daß auf den Wiener Conferenzen so gut wie nichts zu Stande kommen werde."

Heinrich Heine in Paris.

Neue Briefe und Urkunden aus seinem Nachlaß.

Mitgetheilt und erläutert

von

Jules Legras.

(Schluß.)

Einige Zeit nach „Lutèce“ veröffentlichte Heine seine „Poésies et Legendes“, und er adressirte ein Exemplar derselben an Buloz, den berühmten Herausgeber der „Revue des deux Mondes“, mit folgenden Worten:

Mein lieber Buloz!

„Atta Troll“, der die Ehre hat, Ihnen heute seine Aufwartung zu machen, ist für Sie kein Fremder. Sie haben bei seiner Geburt assistirt, Sie haben seine ersten Schritte in der Welt geleitet, Sie waren sozusagen sein Pathe; gewähren Sie ihm auch weiterhin Ihren mächtigen Schutz, er bedarf dessen mehr als jemals in diesem Augenblick, wo er von Neuem auftritt, nachdem er lange fern von der literarischen Scene gelebt hat. Beschirmen Sie, mein lieber Freund, dieses tugendhafte Kind der Berge, dessen langhaarige Treuherzigkeit manchem Sturz auf dem schlüpfrigen Boden unserer verfaulten und demoralisirten Gesellschaft ausgesetzt ist. Ich schicke Ihnen daher Ihren alten Täufling mit der wärmsten Empfehlung. Ihr ganz Ergebener.“

Diese Widmung ist uns nur in einem außerordentlich durchcorrigirten und vielfach durchstrichenen Entwurf erhalten. Heine spielt in diesem Briefchen darauf an, daß „Atta Troll“ französisch zuerst in der „Revue des deux Mondes“ vom 15. März 1847 veröffentlicht ward, so daß Buloz gewissermaßen wohl als dessen „Pathe“ gelten konnte. Der Sohn des Herrn Buloz hat auf meine Bitte die Güte gehabt, nach der Correspondenz Heine's mit seinem Vater zu suchen, jedoch keine Spur davon mehr gefunden.

Wir gelangen nunmehr zu einem höchst merkwürdigen und ausführlichen Briefe an den berühmten Nationalökonomen Michel Chevalier, aus demselben Jahre 1855.

Mein sehr lieber und sehr guter Michel!

Ihr letzter Besuch hat mir wohlgethan. Ich war recht niedergeschlagen und entmuthigt; jetzt bin ich nur noch beschämt. Aber was wollen Sie, der Kelch der

Bitterkeit war voll, und die Angelegenheit Pereire, dieser anscheinend so kleine Zwischenfall, war der Tropfen, der ihn überfließen machte. Ich bin Mensch und war in meiner Eigenliebe und zugleich in meinen finanziellen Interessen verletzt — ich war auf einmal an den beiden Fersen getroffen, welche bei den modernen Achilles verwundbar sind. — Ich warf mir vor, eine Niederträchtigkeit begangen zu haben, und das Schlimmste von Allem, eine Niederträchtigkeit für Nichts. Ich war in meinen eigenen Augen lächerlich geworden, wie ein Tropf, der ich war; ein Erztropf, der Mitgefühl für das Martyrium des Geistes bei einem der grands seigneurs der Materie voraussetzte. Und ich beging die Dummheit, welche ich bedaure und welche eines Tages wieder gut zu machen, ich nicht verzweifle.

Wenn Sie noch die Absicht haben, mit Herrn Pereire in Bezug auf mich zu sprechen, dann haben Sie die Güte sich zu erinnern, daß ich Sie beauftragte, ihm in meinem Namen den Dank zu sagen, den ich ihm auf jeden Fall schulde, wie verletzend auch sein Verfahren gewesen sei. Wollen Sie sich auch bei ihm erkundigen, ob er meinen ersten, vor sieben Wochen geschriebenen Brief erhalten habe, in welchem ich ihm gestand, daß ich, um den Anforderungen des täglichen Lebens zu genügen, gezwungen sei, meine Kräfte in unfruchtbaren Arbeiten zu vergeuden, während ich die wenigen Tage, die mir bleiben, besser verwenden könnte, um meine Memoiren zu vollenden, die ich zu schreiben schon angefangen habe, deren posthume Veröffentlichung mir aber, so lange ich lebe, nichts nützen würde. Ich bat also Herrn Pereire, mir die pecuniären Mittel zu verschaffen, welche mir die Muße eines Jahres gewährten, um sie einem Werk zu widmen, in welchem er eines Tages persönliche Befriedigung finden wird, weil darin Interessen, die auch die seinen sind, zur großen Bestürzung unserer gemeinsamen Feinde, glänzend und siegreich behandelt sein werden [1]).

Ja, eben deswegen, weil wir gemeinsame Feinde haben, mit denen ich mich herumschlage, während Pereire nur an seine Eisenbahnen denkt, glaubte ich das Recht zu haben, ihn um eine kleine Hülfe zu bitten, einen Dienst, den er mir leisten könnte, ohne seinen Geldbeutel aufzumachen. Außerdem dadurch, daß er Rothschild entthronte, hat er mich der Profite beraubt [2]), die ich von jenem, bei jeder seiner großen Unternehmungen zog, da er mich immer mit etwas betheiligte. Suchen Sie darum zu erfahren, mein lieber Michel, ob Ihr Freund Pereire meinen Brief erhalten hat; wenn er ihn nicht erhalten hat, so mögen Sie wohl Recht gehabt haben, als Sie sagten, daß hier ein Irrthum obwalte, und daß es der Fehler eines subalternen Angestellten sei, dem ich die Sendung von 20 Actien anstatt der erbetenen 100 zu danken habe. Unter uns, es wäre immer noch Zeit für Herrn Pereire, auf diesen Irrthum zurückzukommen, selbst wenn ich seitdem das Pech gehabt hätte, ihm durch irgend eine unglückliche Laune zu mißfallen. — Ich werde ihm, völlig resignirt, mein schuldiges Haupt hinhalten, damit er feurige Kohlen darauf sammle, nach dem Grundsatze des Evangeliums: thuet wohl Denen, die Euch beleidigt haben, und Ihr werdet feurige Kohlen auf ihre Häupter sammeln. Emile Pereire, der gegenwärtig den Bau so vieler Kohlengruben betreibt, ist mehr als je im Stande, mein armes Haupt mit Kohlen zu bedecken; aber möge er's mit vielen Kohlen bedecken, denn wenig Kohlen, wie Sie gesehen haben, thun weh, während viele Kohlen wohlthun. — Um ohne evangelisches Gleichniß zu reden, das Comité der österreichischen Eisenbahnen und Bergwerke hält, wie alle industriellen Gesellschaften, eine Anzahl Actien in Reserve, über welche eine allmächtige

[1]) Heine hatte zuerst geschrieben: „y sont traités," dann aber „sont" gestrichen und dafür das Futurum „seront" gesetzt; woraus man schließen darf, daß der Theil der Memoiren, der diese Frage behandelt, noch nicht geschrieben war — was wir weiterhin bestätigt finden werden.

[2]) Für „de ces profits que je tirais de lui" findet sich hier die Variante: „de carottes que je lui tirais," was dann heißen würde: „hat er mich dessen beraubt, was ich Jenem abschwindelte bei jeder ꝛc."

Person stets verfügen kann, ein Pontifex Maximus der Brücken und eisernen Straßen, wie ich Pereire in meinem Buch „Lutèce" genannt habe, welches unter der Presse ist und das ich Ihnen im nächsten Monat zusenden werde.

Vergessen Sie mich nicht, und seien Sie überzeugt, daß ich für Sie ebenso viel Zuneigung als Hochachtung hege, ich verehre und ich liebe Sie.

P. 24. Februar 55. H. H.

Es war sehr bald nach seiner Ankunft in Paris, daß Heine die Bekanntschaft sowohl von Michel Chevalier, wie von Emile Pereire gemacht hatte, und zwar durch Vermittlung des Saint Simonismus, dessen begeisterte Anhänger aeide gewesen. Aber seit 1851 hatten die ehemaligen Stammgäste der Saint Simonistischen Abende der Rue Monsigny sich eine Stellung gemacht und aufgehört, gegen die Gesellschaft zu kämpfen. Pereire stand an der Spitze sehr beträchtlicher Unternehmungen, und sein Freund Michel Chevalier war der ausgezeichnete Nationalökonom geworden, welcher einige Jahre später von der Regierung nach Amerika gesandt wurde, um die Einrichtung der Canäle und Chausseen zu studiren. Heine jedoch hat das Verhältniß zu seinen Saint Simonistischen Freunden niemals ganz abgebrochen; selbst nachdem die Stürme des Lebens sie getrennt hatten, scheint er in ziemlich häufigen Beziehungen mit ihnen geblieben zu sein. Der bedürftige Poet war von dem Verlangen besessen, seine mageren Einkünfte an der Börse zu „fructificiren"; man weiß, wie viele Trinkgelder von dieser Seite abfallen und wie der Schwager Lassalle's, der „Calmonius", wie Heine ihn nannte, diesen um verhältnißmäßig beträchtliche Summen im Börsenspiel brachte. Sicher ist, daß die großen jüdischen Familien in Paris für Heine thaten, was dessen Verwandte für ihn nicht thun wollten. Rothschild besonders, wiewohl ihn Heine mit seinen Spöttereien nicht verschonte, wußte bei mancher Gelegenheit den Schriftsteller an irgend einer Börsenoperation zu interessiren: wirklich oder nur fingirt, waren diese Operationen ein verstecktes Almosen, das Demjenigen sehr zur Ehre gereicht, der einen solchen Vorwand erdachte. Auch Emile Pereire scheint den Dichter an einigen seiner Unternehmungen betheiligt zu haben. Nur hat Heine, reizbar und unersättlich, seine Freunde geärgert und gescholten, wenn sie, nach seiner Meinung, ihm einen allzu bescheidenen Antheil an ihren gewinnbringenden Unternehmungen zugewiesen hatten. Der obige Brief ist in einem solchen Momente der Erregung geschrieben worden. Wir sehen Heine sich zuerst beklagen, daß er betrogen worden sei; dann hält er es für die bessere Politik, sich zu beruhigen, wird geistreich und spricht, um einen günstigen Ausweg zu erleichtern, die Vermuthung aus, sein Brief an Pereire sei nicht angekommen. Ich weiß nicht, was das Ergebniß dieses Schrittes gewesen, und im Grunde liegt mir auch wenig daran. Aber was ich überaus traurig Charakteristisches in diesem Briefe finde, das ist die Lage des Sterbenden, der, seit sieben Jahren gelähmt, immer noch gezwungen ist, den harten Kampf des Lebens zu kämpfen und sich mit industriellen Speculationen zu beschäftigen, um die Ausgaben seines so bescheidenen Hauswesens zu bestreiten.

Hier endlich ist ein undatirter Brief an Philarète Chasles, den Kritiker, welcher die ausländischen Literaturen so gut kannte. Er muß gegen den Monat

Mai 1855 geschrieben worden sein; in dem Brouillon, der mir vorliegt, ist sehr viel gestrichen und ausradirt.

Mein lieber Philarète!

Zu jeder Zeit während der Mitte der Woche (Dienstag, Mittwoch, Donnerstag) bin ich zu Ihrer Verfügung, wenn Sie wirklich die Absicht haben, mir die Barmherzigkeit eines Besuchs zu erweisen. Was die Bücher betrifft, von denen Sie sprechen, so kann ich selbst Ihnen diejenigen verschaffen, deren Sie zu einem Nekrolog über mich bedürfen; vorausgesetzt, daß Sie einen solchen Artikel schreiben, liegt mir wenig daran, daß er erst nach meinem Tode gedruckt werde. Die Hauptsache ist, von einem Geiste, wie der Ihrige, gewürdigt zu werden, von einem der beiden wirklichen Kritiker, welche Frankreich besitzt. Der andere, möge es Ihnen nicht mißfallen, ist Sainte-Beuve, der mir auch einen Nachruf widmen wird, so daß ich mich ohne Unruhe begraben lassen kann. Das Schicksal meiner Bücher ist nun sichergestellt. Herr Michel Lévy, der sich in diesem Augenblick mit der Inscenirung meiner Unsterblichkeit beschäftigt, wird Ihnen in meinem Namen je nach dem Erscheinen die Bände der französischen Ausgabe meiner Werke zusenden. Ich hoffe, daß er nicht vergessen hat, Ihnen die „Lutèce" zu schicken, das Buch, von welchem ganz Paris acht Tage lang gesprochen hat. Acht Tage! man hat von Fiesqui[1]) oder von Paganini oder jedem anderen fremden Virtuosen nicht länger gesprochen.

Paris, den Mittelpunkt der Modewelt, eine volle Woche lang beschäftigen! Aber wissen Sie, daß das eine ungeheure Ehre für einen armen kleinen Deutschen ist, der in seinem Vaterlande die Schweine gehütet hat — Nein, mein lieber Freund, das ist abermals eine Verleumdung meiner überrheinischen Säue, ich habe sie niemals gehütet, als ich Deutschland bewohnte, und seit ich in Frankreich angekommen bin, habe ich stets in der besten Gesellschaft civilisirter Zweifüßler gelebt[2]). — Adieu! Vergessen Sie mich nicht. Sie waren immer vollkommen für

Ihren ganz ergebenen

Die nun folgende Reihe von Briefen, oder vielmehr Briefentwürfen, hat einen gemeinsamen Charakter: sie sind sämmtlich Begleitschreiben eines der französischen Bände, welche Heine im Jahre 1855 herausgab. Die Daten sind selten, der Name des Adressaten ist niemals darin angegeben. Man muß diesen Namen nach dem Inhalte des Briefes, nach den Anspielungen und der allgemeinen Haltung desselben zu errathen suchen. Allerdings laufen wir Gefahr, in Bezug auf diesen letzteren Punkt, uns in mehr als einem Falle zu täuschen: es ist da z. B. mancher Brief vorhanden, den man an einen Freund oder einflußreichen Kritiker gerichtet glauben könnte, während er mit einer Formel der Ergebenheit endet, die man bei einer solchen Gelegenheit nicht anwenden würde. Was alsdann schließen? Wenn Heine Franzose wäre, würde man in seinem Stil und den angewandten Formeln feste Anhaltspunkte haben, aber er ist Ausländer; und nichts ist für einen solchen schwieriger, als genau die Nüancen zu treffen, die man in den unendlich verschiedenen Schlußformeln französischer Briefe anzudeuten hat. Man ist deswegen oft rathlos, und ich rühme mich nicht, immer richtig gerathen zu haben.

Hier ist das erste dieser Begleitschreiben, auf dessen Entwurf wir keinerlei Anzeichen des Empfängers gefunden haben.

---

[1]) Gemeint ist der Corse Fieschi, der wegen seines, mittelst einer „Höllenmaschine" verübten, Attentats im Jahre 1836 guillotinirt ward.

[2]) In Klammern: „und ich sehe selbst Herren — halt, nennen wir keine Namen."

Herr —

Ich habe die Ehre, Ihnen anbei ein Exemplar meiner letzten deutschen Veröffentlichung[1]) zu senden, welche ich Sie bitte, als ein Zeichen meiner hochachtungsvollen Sympathie für Ihre Person freundlich anzunehmen. Der zweite und der dritte Band dieser Publication bilden ein besonderes Werk, welches ich „Lutezia" genannt habe, und von welchem eine französische Uebersetzung im nächsten Monat erscheinen wird. Ich hatte die Zusendung meines Buches verzögert, weil ich hoffte, Ihnen zu gleicher Zeit diese französische Version überreichen zu können; aber Gründe einer fast sentimentalen Reizbarkeit, über die Sie ohne Zweifel lächeln würden, lassen mich lebhaft wünschen, dieses Buch schon jetzt in Ihren Händen zu sehen. Wenigstens, wenn böswillige Einflüsterungen über dieses Buch in Bezug auf Sie, mein Herr, sich Ihnen zu nähern verstanden haben, weiß ich Sie nun in der Lage, sich durch sich selbst zu überzeugen, daß ich nicht der erbärmliche Mensch bin, der Herrn Guizot verunglimpfen konnte. Der Zweck meines Buches „Lutezia" wird Ihrem Scharfblick nicht entgehen, und wenn Sie sich wirklich die Mühe nehmen, es zu lesen, werden Sie gestehen, wie ich gern glauben möchte, daß ich etwas gethan habe, um im Gedächtniß Derer, die nach uns kommen, die paar Jahre der parlamentarischen Epoche fortleben zu lassen, deren Wichtigkeit man aus der Geschichte nicht hinlänglich schätzen lernen würde und deren wahren Geist man vergessen wird wegen des großen Tumults der Ereignisse und der entfesselten Leidenschaften, welche seitdem die ganze Gesellschaft ergriffen haben. Im Drama dieser Epoche wird die Nachwelt nur drei Persönlichkeiten sehen: Louis Philippe, Herrn Thiers und Herrn Guizot, und diese sind natürlicherweise die drei Helden meines Buches.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner hohen Bewunderung und des tiefen Respects, mit welchem ich bin, mein Herr, Ihr ganz ergebener Diener.

Paris, 6. März 1855.

Als ich diesen Brief zum ersten Male las, glaubte ich ihn an einen Staatsmann gerichtet. Aber nach und nach, indem ich ihn mit dem verglich, den Heine zur selben Zeit, in der Angelegenheit des „Journal des Débats", an Michel Lévy schrieb, und der mit den Worten anfing: „Sie haben mir einen Floh ins Ohr gesetzt"[2]), fragte ich mich, ob der Adressat nicht vielmehr einer der einflußreichen Kritiker jenes Blattes sei, z. B. Cuvillier-Fleury, auf den Heine dort anspielt. Ich gestehe, daß ich bei dieser Annahme die übertrieben höfliche Schlußformel des Briefes mir nicht recht erklären konnte. Heute komme ich auf meine erste Vermuthung zurück und zwar aus folgenden Gründen. Zuerst ist der Brief von Heine's eigener Hand geschrieben und — eine um so auffallendere Besonderheit, als sie in dieser Epoche kein anderes Beispiel hat: der Brouillon ist mit Tinte geschrieben und ebenso corrigirt. Ich bin daher versucht, zu glauben, daß, wenn Heine sich die Mühe genommen hat, die für ihn entsetzlich gewesen sein muß, eine Feder statt eines Bleistiftes zu halten, dies wohl deshalb geschah, weil er die Vermittlung eines Secretärs nicht wünschte. Die anderen Gründe sind aus dem Texte selbst und den durchstrichenen Stellen hergeleitet. Vor dem Satze: „Wenigstens, wenn böswillige Einflüsterungen" u. s. w. hatte Heine geschrieben: „Wenigstens weiß ich jetzt, daß Sie im Stande sind, sich durch sich selbst zu überzeugen, daß

[1]) De l'Allemagne. 2 vols. Paris 1855.

[2]) Vergl. voriges Heft, S. 371.

kein wahres Wort daran ist"; dies hat er hernach gestrichen. Noch mehr, anstatt „in Bezug auf Sie", hatte Heine geschrieben: „in Bezug auf Ihre Person", was noch bestimmter ist. Endlich lautete die Schlußformel ursprünglich: „Genehmigen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner hohen Bewunderung und meiner Dankbarkeit für Ihre Gutthaten (vos bons procédés), welche nur mit dem letzten Hauche meines Lebens aufhören wird." Aus diesen drei Sätzen, und besonders dem zweiten, glaube ich schließen zu dürfen, daß die Person, für welche Heine so viel Dankbarkeit hegte, und welche er es sich so sehr angelegen sein ließ zu überzeugen, daß er Herrn Guizot niemals verunglimpft habe, kein Anderer war, als — Herr Guizot selbst. Man wird mir vielleicht einwenden, daß in diesem Falle die Höflichkeit erheischt hätte, zu schreiben: „Louis Philippe, Herr Guizot und Herr Thiers", nicht umgekehrt; aber es ist möglich, daß Heine als Ausländer einen so feinen Unterschied nicht gefühlt habe.

Was hat Heine hier beabsichtigt haben können? Es gibt zwei Arten, es zu erklären. Der Brief ist offenbar dadurch hervorgerufen worden, daß Heine erfuhr, das „Journal des Débats" beschuldige ihn, Guizot „verunglimpft" zu haben[1]); von zwei Dingen also eins: entweder hat er an einen Redacteur des Blattes geschrieben, um den Angriffen Einhalt zu thun, die gegen ihn gerichtet waren; oder er hat sich an Guizot selbst gewandt, um in seiner Würde als rechtschaffener Mann dagegen zu protestiren, daß er jemals den Staatsmann in den Schmutz gezogen habe, dem er so vielen Dank schuldete. Dieser Scrupel würde unseren Dichter sehr ehren. Damit zugleich fällt die niedrige Unterstellung, welche von einem ehemaligen Freunde Heine's, dem Dichter Edouard Grenier (in der „Revue Bleue", 1892, II. semestre, No. 9) gemacht worden ist. E. Grenier erzählt in der That, daß Heine ihn oftmals Artikel aus der „Augsb. Allg. Zeitung" übersetzen ließ, und fügt boshaft hinzu, daß „dies ohne Zweifel geschah, weil der Dichter sie je nachdem Herrn Guizot zeigen wollte, um die Pension zu rechtfertigen, die er von ihm erhielt (es war um die Zeit von 1840—1842)". Der französische Schriftsteller, der von den Ergebnissen der Heineforschung nicht die geringste Kenntniß besitzt, hat von dem Leben Heine's sehr wenig gesehen, sich aber eingebildet, bei seinem berühmten Freund eine beträchtliche Rolle gespielt zu haben. Ich selbst habe ihm die Briefe citirt, die ich hier veröffentliche und die unzweifelhaft darthun, daß weder Guizot noch dessen Freunde, vor 1855, den Inhalt der Artikel in der „Lutezia" kannten; der Poet E. Grenier schüttelte lächelnd das weiße Haupt und beharrte bei seiner Meinung. Ich halte für meine Pflicht, gegen eine solche Verleumdung zu protestiren, indem ich zu seiner Entschuldigung sage, daß ein Poet das Recht hat, kein Forscher zu sein. Von diesem Rechte hat E. Grenier Gebrauch . . . vielleicht Mißbrauch gemacht.

Der folgende Brief ist weder datirt noch hat er den Namen des Adressaten; er muß Anfangs April 1855 geschrieben worden sein, zur Zeit, als die „Lutèce" erschien. Ich glaube sicher, daß er an Guizot gerichtet war.

[1]) Vergl. den oben citirten Brief.

Ich beeile mich, Ihnen ein Exemplar der Uebersetzung meines Buches „Lutèce“ zu schicken, welches mein Verleger mir eben bringt und welches erst in einigen Tagen in den Buchhandel kommen wird; Gründe der Convenienz nicht minder als die Oekonomie des Buches, welches in einem Bande gegeben werden mußte, statt in zweien, wie in der deutschen Ausgabe, haben einige Auslassungen nöthig gemacht. Ich bedaure sehr, daß ich im Augenblick, wo ich die deutsche Version redigirte, nicht den Muth gehabt habe, Sie um einen Besuch von wenigen Minuten zu bitten, um mir den einen oder anderen mündlichen Aufschluß über Dinge zu geben, die man nicht gerne brieflich mittheilt. Wenn die Krankheit mich nicht hindert, eine Arbeit fortzusetzen, in welcher ich unternommen habe, mein eigenes stürmisches Leben zu skizziren, und wenn ich in dieser Arbeit bis zu der intellectuellen Bewegung und den politischen Ereignissen komme, von welchen Sie mit gutem Rechte sagen können: „quorum magna pars“ — so werde ich dann nicht zögern, Sie durch die Bitte zu belästigen, mir die Unterhaltung einer Viertelstunde zu bewilligen. Ach! in diesem Augenblicke würde eine solche Gunst unnütz und selbst schädlich für mich sein. Ich leide gegenwärtig an einem Uebel der Kehle, welches mir nicht erlaubt, zu sprechen, und ich bin in Wahrheit so krank, daß mir die geringste Erregung gefährlich sein würde. Wie sehr ich auch immer Skeptiker gewesen bin, habe ich mich doch niemals, ich muß es gestehen, von einer gewissen religiösen Ergriffenheit beim Nahen eines wirklich großen Mannes losmachen können — aber, um die Wahrheit zu sagen, bin ich solchen so selten begegnet, daß ich nicht blasirt werden konnte hinsichtlich dieses Gefühls abergläubischer Verehrung, welche das menschliche Genie mir einflößt. Schon Ihr Brief, mein Herr, hat mich in hohem Grade bewegt, und ich kann Ihnen nicht genug für den herzlichen Ton danken, der darin herrscht, und der für mich eine moralische Wohlthat in der Traurigkeit und geistigen Niedergeschlagenheit, in der ich mich befinde, gewesen ist.

Empfangen Sie, mein Herr, die wiederholte Versicherung meiner Bewunderung und unveränderlichen Ergebenheit.

Folgendes muß sich ereignet haben: Guizot, nachdem er den Brief empfangen hatte, welcher das Buch „De l'Allemagne“ begleitet, wird Heine'n mit einem liebenswürdigen Worte gedankt haben. Auf dieses Schreiben beziehen sich die Schlußzeilen des uns vorliegenden Documentes. Einen Monat später, als die „Lutèce“ gedruckt war, beeilte sich Heine, auch dieses Buch an Guizot zu schicken.

Dieser Brief hat für die Heineforschung eine capitale Wichtigkeit, denn er gibt uns bestimmte Aufschlüsse über die so sehr bestrittene Frage der Memoiren. Es sei mir gestattet, hierauf ein wenig näher einzugehen. Strodtmann („H. Heine's Leben und Werke“, Berlin, 1869, II, 559) sagt: „Die Hauptarbeit Heine's in den letzten Krankheitsjahren war die Fortsetzung seiner „Memoiren“, von welchen zum mindesten drei Bände vollendet sind.“ Viele Kritiker haben diese Schätzung angenommen, um so mehr, als sie durch Alfred Meißner bestätigt worden ist, welcher erzählt, daß Mathilde ihm eines Tages in einem Schrank das Manuscript der Memoiren gezeigt, und daß er es auf etwa sechshundert Blätter großen weißen Papiers veranschlagt habe. Nun aber ersehen wir aus dem angeführten Briefe klar, daß Heine, am 5. oder 6. April 1855, in seinen Memoiren noch nicht bis zu der Zeit gekommen war, in welcher Guizot eine politische Rolle gespielt hat[1]); er schreibt ihm in der

[1]) Man vergl. auch den Brief an Michel Chevalier, S. 83.

That: „Wenn ich in dieser Arbeit bis zu der intellectuellen Bewegung und den politischen Ereignissen komme, von welchen Sie mit gutem Rechte sagen können: ‚quorum magna pars'" ꝛc. Diese zweifelnde Wendung macht uns sogar wahrscheinlich, daß Heine noch weit von der Epoche entfernt war, die er hier andeutet. Die Periode der Thätigkeit Guizot's, deren Zeuge Heine gewesen war, beginnt ungefähr um 1831 oder 1832. Man wird daher eingestehen, daß, im Monat April 1855, die Memoiren Heine's diesen Zeitpunkt noch lange nicht erreicht hatten. Sie vermehrten sich ohne Zweifel während der zehn Monate, die Heine noch lebte, und er macht später häufig Anspielungen darauf. Aber, wenn man an alle die Arbeiten denkt, welche den Dichter während dieser zehn Monate beschäftigten, ohne die Leidenstage zu zählen, welche ihn oft ganz arbeitsunfähig machten; wenn man erwägt, daß er das Manuscript der „Poëmes et Légendes" und der „Reisebilder" vorbereitete und die Druckbogen corrigirte (und mit welcher Sorgfalt, haben wir oben gesehen); daß er zahlreiche und lange Briefe schrieb (unter anderen einen an Alexandre Dumas, dessen Brouillon achtzehn Folioseiten mit unzähligen Strichen und Verbesserungen enthält); daß er eine ganze Menge Gedichte verfaßte und endlich häufige Besuche von der Mouche und anderen Freunden erhielt — dann wird man wohl zu dem Schlusse kommen dürfen, daß das Memoiren-Manuscript in diesen zehn Monaten keine großen Fortschritte gemacht haben kann. Aber, wird man sagen, hier liegt eine Thatsache vor. Alfred Meißner hat das Manuscript gesehen und schätzt es auf fünf- bis sechshundert Blätter. Sei's drum, geben wir sechshundert Blätter zu. Jedes Folioblatt, welches Heine in der Zeit der „Matratzengruft" beschrieb, enthält 32 Zeilen (seine Schrift ist äußerst regelmäßig), und jede seiner französischen Zeilen im Durchschnitt 35 Buchstaben; das macht für die Seite $32 \times 35 = 1120$ Buchstaben. Nun zählt eine Seite der Heine-Ausgabe von Elster z. B. 40 Zeilen mit durchschnittlich 50 Buchstaben die Zeile, macht 2000 Buchstaben die Seite. Nehmen wir an, daß Meißner 600 Blätter gesehen habe (was ein hübscher Haufen von wenigstens fünfzig Centimeter Dicke gewesen wäre); man hätte also $1120 \times 600 = 672\,000$ Buchstaben, was in der Ausgabe von Elster $\frac{672\,000}{2000} = 336$ Seiten ergeben würde. — Wünscht man eine Gegenprobe? Der Theil der Memoiren, welchen Engel im Jahre 1884 veröffentlicht hat, enthält die Blätter 1 bis 5 und 31 bis 147, was im Ganzen 121 Blätter macht: diese nehmen in der Ausgabe von Elster 62 Seiten ein, was ungefähr eine Seite für zwei Blätter ergibt. Wenn Meißner also 600 Blätter gesehen hat, so würde das höchstens einen Band von 300 Seiten gegeben haben. Da diese einfache Rechnung vollkommen mit meinen früheren Bemerkungen übereinstimmt, wird man begreifen, daß ich überzeugt bin, im Rechte zu sein. Ich denke daher, daß Heine's Memoiren niemals so weit gediehen sind, als man angenommen hat; wenn sie den Umfang von ungefähr 300 Seiten der Ausgabe von Elster gehabt haben, so besitzen wir bereits ein Fünftel dieses Bandes, d. h. 62 Seiten. Wo die übrigen 240 Seiten sind, schmeichle ich mir nicht, sagen zu können. Aber die Darlegung, die ich gemacht habe, wird uns

ein wenig zu trösten vermögen, indem sie beweist, daß der Verlust der Memoiren Heine's uns keiner Urkunden über einen der interessantesten und am wenigsten bekannten Theile seines Lebens, seinen Aufenthalt in Frankreich, beraubt hat, weil er wahrscheinlich gar nicht die Zeit gehabt hat, mit diesen Aufzeichnungen bis zu dem Tage seiner Ankunft in Paris zu gelangen.

Wir lassen nun den eigenhändigen (mit Bleifeder geschriebenen) Entwurf eines Briefes folgen, der ohne jeden Zweifel an Thiers gerichtet war, und zwar in den ersten Tagen des April 1855, da Heine gleichzeitig die Uebersetzung der „Lutezia" übersandte.

Mein Herr!

Da Sie gegenwärtig nicht an der Regierung sind, und zur Zeit, wo Sie es sein werden, der arme Sterbende, der Ihnen heute diese Zeilen schreibt, menschlicher Protection nicht mehr bedürfen wird, glaube ich nicht den Verdacht zu erregen, als gehorchte ich weltlichen Motiven, indem ich mich heute beeifere, das Interesse, mit welchem Sie mich stets beehrt haben, neu zu beleben und zu erhöhen.

Ueber diesen Punkt beruhigt, will ich Ihnen gern das Geständniß machen, daß der Wunsch, Etwas zu thun, was Ihnen angenehm sein könnte, nicht wenig, wenn nicht am meisten zu dem Entschluß beigetragen hat, die Sammlung von Briefen zu veröffentlichen, welche das Buch „Lutèce" bildet und welche ich die Ehre habe, Ihnen anbei zu überreichen. In der geistigen Verfassung, in der meine Deutschen heute sind, war diese Publication sehr mißlich, und ich zweifle gleicherweise, daß die französische Version meines Buches in diesem Augenblick große Sympathie in Frankreich finde; sie kommt vielleicht zu einer sehr ungelegenen Stunde[1]).

Einerlei; ich habe durch diese Veröffentlichung die glänzendsten Tage jener parlamentarischen Periode wieder wachrufen wollen, welche in der Geschichte nur durch drei große Namen repräsentiert sein wird: Die von Louis Philippe, von Thiers und von Guizot, und ich glaube meinen Zweck nicht ganz und gar verfehlt zu haben. Ja, es gibt nur diese drei Namen, welche die kleinen Jungen der Zukunft in der Schule auswendig zu lernen haben, um ein gutes Examen zu machen; Dame Clio bewilligt auf ihren Tafeln den Herren zweiten Ranges nicht vielen Raum, und sie liebt es, eine ganze Epoche bald in einem einzigen großen Manne, bald in einem glorreichen Triumvirat zusammenzufassen. Ich bin dem Beispiel der Göttin in meinem Buche „Lutèce" gefolgt, das ich Sie bitte, nur nach seiner Gesammtheit beurtheilen zu wollen, und nicht nach seinen Einzelheiten, oder selbst nach Ausdrücken, die zuweilen ein wenig hart sein können. Wenn ich dem Ministerium des 1. März Opposition gemacht habe, — eine Opposition, welche übrigens nicht allzu gefährlich war, wenn ich sogar Sie zuweilen als Minister hart angelassen, so habe ich doch niemals verfehlt, in Ihnen dem Ehrenmanne und dem Manne von Genie gerecht zu werden und Sie gegen das Toben meiner Landsleute zu vertheidigen, welche damals so viele alberne Schmähungen und Verleumdungen gegen Sie ausspieen. Die Zeit hat diese letzteren[2]) gerichtet. Aber während Ihres Ministeriums von 1840[3]) fanden die albernsten Lügen jenseits des Rheines Glauben[4]).

---

[1]) Man bedenke, zu welcher Zeit politischer Depression sowohl in Frankreich als namentlich auch in Deutschland Heine diese Worte schrieb. Anm. der Redaction.

[2]) Und ich habe mich wohl gehütet — und ich war nicht so ungeschickt, sie wieder auszugraben (gestrichen).

[3]) vom 1. März (gestrichen).

[4]) Hier haben wir eine längere Stelle fortgelassen, welche, zum Theil von Heine selbst gestrichen, sich zur Publication in einer deutschen Zeitschrift nicht eignet, weil der Dichter darin

Ich bitte Sie, mein Herr, wenn Sie mein Buch „Lutèce“ lesen, das Datum meiner Briefe wohl beachten und sich erinnern zu wollen, unter welchen Umständen ich sie geschrieben habe. Es wird Ihnen nicht entgehen, daß ich in einer solchen Zeit meinem Stil keine höfischen Wendungen geben konnte, indem ich von Ihnen sprach . . .[1]). Ich habe mein Mögliches gethan.

Ihr Scharfsinn wird Ihnen das Uebrige erklären. Da ich Sie aufrichtig liebe, würde mich's schmerzen, wenn ich aus Unachtsamkeit oder Ungeschick irgend Etwas gesagt hätte, was Ihnen mißfallen könnte. In dem Zustand, in welchem ich mich befinde, muß ich von meinen Erinnerungen leben, und die Erinnerung an Sie ist meinem Herzen sehr theuer.

Genehmigen Sie mit Ihrer gewohnten Güte die Versicherung meiner großen Bewunderung und meiner hochachtungsvollen Ergebenheit. H. H.

Aus diesem Briefe kann man ersehen, welche freundschaftlichen Beziehungen zwischen Heine und Thiers bestanden. Man sieht außerdem klar, daß in den Jahren 1840—1842 die französischen Minister sich sehr wenig um das kümmerten, was Heine seiner Zeitung schrieb, weil Heine 1855 so große rednerische Vorsichtsmaßregeln trifft, um zu verhindern, daß Thiers Anstoß an einigen leeren Ausdrücken und Kritiken nehme, deren Gegenstand er gewesen. Man kann daher, mit diesen Beweisstücken in der Hand, behaupten, daß die Heine bewilligte Pension nichts mit seinen politischen Artikeln zu thun hatte, und daß weder er noch seine Feder gekauft worden sind, wie noch immer von der ihm feindseligen Seite behauptet wird.

Daß der folgende Brief an einen Diplomaten geschrieben sei, dem Heine seine „Poëmes et Légendes“ schickt, leidet nicht den mindesten Zweifel; wer dieser Diplomat aber war, wird schwer zu bestimmen sein. Das Datum ist augenscheinlich Anfang Juli 1855.

Mein Herr!

Ich schicke Ihnen anbei ein Buch, dessen Lectüre, ich gestehe es, wenig Reiz für die meisten positiven Menschen haben muß, die von Staatsgeschäften in Anspruch genommen sind und ganz darin aufgehn — ich schicke Ihnen Gedichte, Hirngespinnste eines müßigen Reimers, Träumereien eines deutschen Grüblers! Nichtsdestoweniger habe ich die Anmaßung, diesem Buch einen guten Empfang Ihrerseits vorherzusagen. Ein Wort des Herrn von Metternich, welches der Fürst Pückler mir im vergangenen Jahr ganz warm vom Johannisberg mitgebracht hat, trägt dazu bei, mir eine solche Zuversicht zu geben: der Doyen des diplomatischen Corps von ganz Europa, Herr von Metternich, sagte dem Fürsten Pückler, er habe sehr oft, wenn er, ermüdet und gelangweilt von den Geschäften, nicht mehr weiter konnte, Zuflucht in meinen Gedichten gesucht, und diese Lectüre habe niemals verfehlt, ihn bis zu Thränen zu bewegen und also seine alte Seele zu erfrischen.

Mein Herr! Ihr Doyen, Herr von Metternich, ist alt und blasirt, während Sie noch in der Blüthe einer männlichen Jugend sind, und Ihr Herz ist gleicherweise jung und mitfühlend geblieben, wie alle Die versichern, welche die Ehre haben, Ihnen oft nahe zu kommen; ich laufe daher keine Gefahr, auf Ihren Lippen ein

auf unsere Kosten seinem Witze vielleicht ein wenig zu sehr die Zügel schießen läßt. Doch möchten wir, um zu zeigen, daß Heine sich am letzten Ende stets als Deutscher gefühlt hat, wenigstens den folgenden Satz mittheilen: „Und um Alles zu sagen, anch' io sono tedesco, und ich grollte ein wenig dem Manne, der mein Vaterland mit einem unheilvollen Kriege bedrohte.“

Anm. der Redaction.

[1]) Auch hier hat ein Theil des Satzes fortgelassen werden müssen.

Anm. der Redaction.

spöttisches Lächeln hervorzurufen, indem ich Ihnen ein Buch sende, das Dichtungen enthält; ich bin sogar eitel genug, mir einzubilden, daß es Sie an manchen Stellen amüsiren wird; außerdem sind die sentimentalsten Partien, welche Herrn von Metternich vielleicht gerührt haben, in dieser französischen Uebersetzung fortgeblieben, und ich werde Sie keine Thränen kosten. — Leben Sie wohl, mein Herr! bewahren Sie mir die freundlichen Gesinnungen, mit denen Sie mich bis zum heutigen Tage beehrt haben und die ich, so zu sagen, als eine Erbschaft betrachten kann. Meine Vereinsamung wächst von Tag zu Tag und die Sympathie Derer, die für mein Schicksal noch Theilnahme haben, wird mir um so werthvoller.

Empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner größten Hochachtung und genehmigen Sie deren ergebenen Ausdruck.

Wenn wir auf die voranstehenden Briefe zurückkommen, so glauben wir annehmen zu dürfen, daß Thiers für die Uebersendung der „Lutèce“ Heine'n dankte, was diesen veranlaßte, ihm drei Monate später auch seine „Poëmes et Légendes“ mit nachfolgendem Briefe zu überreichen.

Mein Herr!

Die freundliche Aufnahme, mit welcher Sie mein Buch „Lutèce“ beehrt haben, ermuthigt mich, Ihnen ein anderes Buch zu senden, welches eben die Presse verlassen hat. Es ist eine Lectüre, die Ihnen vielleicht in einem Augenblicke zusagt, wo Sie nicht mehr mit ernsten Geschäften überhäuft sind und sich, inmitten Ihrer grünenden Gebüsche, dem Gezwitscher der Vögel und Poeten hingeben können. In einem andern Moment und zu einer andren Jahreszeit würde ich mich wohl gehütet haben, einem Staatsmanne Gedichte zu schicken; ich fürchte zu sehr das spöttische Lächeln, welches die Dichter oft mit Recht auf ihren Lippen hervorrufen.

Der Erfolg [1]) meines Buches „Lutèce“, von welchem Paris vierzehn Tage lang gesprochen, hat mich sehr erschreckt. Die Wahrheit sagen, ist ein gefährliches Geschäft, besonders für einen Kranken, welcher der Ruhe bedarf. Ich werde mich deswegen wohl hüten, während meiner Lebzeit ein andres Buch erscheinen zu lassen, welches mit derselben Unumwundenheit und derselben unversöhnlichen Wahrhaftigkeit geschrieben ist. Das Beste, was ich über unsre zeitgenössische Gesellschaft zu sagen habe, werden Sie eines Tages in meinen nachgelassenen Memoiren lesen, und ich fühle schon heut ein wahres Vergnügen, wenn ich denke, daß Sie, mein Herr, zu den auserwählten Lesern dieses Werkes zählen werden.

Ich bedaure recht sehr, mein Herr, daß ich Ihnen meine Hochachtung nicht persönlich bezeigen kann: es ist wahr, der Nebengedanke, daß ich bei dieser Gelegenheit vielleicht einige Aufschlüsse von großer Wichtigkeit für den politischen Theil meines Werkes von Ihnen erhalten könnte, dieser Nebengedanke trägt ein wenig zu meinem Bedauern bei. Empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung und genehmigen Sie deren ergebenen Ausdruck.“

Nachdem er den Entwurf dieses Briefes mit seiner großen und hübschen Handschrift geschrieben hatte, dictirte Heine ihn ohne Zweifel seinem Secretär, wobei er einige mündliche Verbesserungen machte. Durch einen glücklichen Zufall besitzen wir das Concept des Schreibers; wir überraschen also den Dichter bei seiner Arbeit: wir haben seinen Brief im eigenhändigen Brouillon und im Concept des Secretärs nach seinem Dictat. Dieses neuen Blattes be-

[1]) (Ich will Ihre gegenwärtige Muße mir noch mehr zu Nutzen machen und nehme mir die Freiheit, Ihnen auch mein Buch „de l'Allemagne“ zu senden, dessen Publication der von „Lutèce“ um einige Wochen vorangegangen ist.) Dieser Satz ist gestrichen, und der Dichter fährt fort: „Der Erfolg ꝛc.“

mächtigte sich Heine und fing an, seinen Brief noch einmal zu corrigiren. Um den Leser nicht zu ermüden, will ich den ganzen Brief nicht wiederholen, sondern nur die Correcturen angeben: im ersten Absatz, statt „ernster" setzt er „dringende" Geschäfte, und statt „auf ihren Lippen" hervorrufen, „auf den Lippen aller mit positiven Interessen beschäftigten Personen". Endlich ist die ganze Auseinandersetzung von „der Erfolg meines Buches" bis „trägt nicht wenig zu meinem Bedauern bei", unbarmherzig gestrichen: es bleibt nichts als die Schlußformel: „Empfangen Sie, mein Herr," u. s. w. Von einem confidentiellen und sehr ins Einzelne gehenden Briefe läßt Heine nichts stehen, als ein paar zierliche und schmeichlerische Zeilen, welche bestimmt sind, sein Buch zu begleiten. Die letzte Aenderung ist diese: der Secretär hatte das Datum „Paris, 7. Juli 1855" gesetzt; Heine corrigirt es in „16. Juli".

Man wird bemerkt haben, daß ebenso wie in dem Briefe an Guizot von Anfang April, Heine auch hier von seinen Memoiren spricht. Er gibt uns zwei ziemlich unbestimmte allgemeine Andeutungen, nämlich, daß sie „mit derselben Unumwundenheit und derselben unversöhnlichen Wahrhaftigkeit" geschrieben sind, wie „Lutezia", und daß sie „das Beste, was über unsere zeitgenössische Gesellschaft zu sagen" sei, enthalten werden; das reicht nicht hin, um sie zu beurtheilen.

Schließlich ist hier noch ein Brieffragment über denselben Gegenstand. Ich weiß nicht, ob es ein unvollendeter Entwurf, oder ob der Brief abgeschrieben und abgesandt worden ist. Man ist zu großer Vorsicht genöthigt, in Hypothesen dieser Art, die sich auf einfache Nüancen von Heine's französischem Stil stützen. Man würde oft Gefahr laufen, sich zu irren, wenn es sich in einem solchen Fall um einen Landsmann handelte; mit einem Fremden ist es noch viel schlimmer.

Ich bedaure sehr, mein Herr, daß meine unselige Gebrechlichkeit mich hindert, Ihnen meine Hochachtung persönlich zu bezeigen; ich will nicht verhehlen, daß ein recht menschlicher Hintergedanke ein wenig zu diesem Bedauern beiträgt: ich beschäftige mich nämlich zur Zeit mit einem Werk in Form von Memoiren, in welchem ich alle meine Kräfte aufbiete, die Wahrheit, und die ganze Wahrheit über die Menschen und die Dinge unserer zeitgenössischen Gesellschaft zu sagen, und ich bilde mir ein, daß eine Plauderei mit Ihnen, mein Herr, mir viele untrügliche Mittheilungen über die glänzende und glorreiche Situation eingebracht hätte, in der wir gegenwärtig herumpatschen. Ein Schriftsteller denkt nur an die Interessen seines Buches, aber dieser Egoismus wird verzeihlich, wenn es sich um ein Buch handelt, das erst nach dem Tode veröffentlicht werden soll.

Ich habe dem Leser dreißig ungedruckte Briefe von Heinrich Heine vorgelegt. Sie bilden augenscheinlich nur einen sehr kleinen Theil derjenigen, die er an die meisten der Personen geschrieben, deren Namen wir genannt haben. Dennoch hat der Zufall, dieser merkwürdige und hochgeschätzte Bundesgenosse der Forscher, in dem Packet, das mir in die Hände gefallen, einige der wichtigsten französischen Briefe vereinigt, welche Heine geschrieben. Wenn man sie nach ihrer chronologischen Ordnung nimmt, so kann man unter diese Zahl den

Brief an Mignet vom 11. April 1835, den an die Fürstin Belgiojoso vom 30. October 1836, endlich die an Thiers und Guizot aus dem Jahre 1855 rechnen. Der lange Brief an die Fürstin ist um so werthvoller für uns, als er in seiner völligen Offenheit eine wahrhaft einzige Urkunde über den Gemüthszustand darstellt, in welchem Heine sich nach Verlauf von fünf Jahren freiwilligen Exils befand. Dieser Brief erlaubt uns die feinsten Einzelheiten jener inneren Krise zu sehen, welche Heine durchzumachen hatte; in keiner seiner Schriften aus dieser Epoche zeigt er uns seine Seele so rückhaltlos, jene Versuchungen, welche ihn bestürmten, und die Kämpfe, die er gegen sie zu bestehen hatte. „Werde ich bald meinen Frieden, einen schimpflichen Frieden, mit den Machthabern von jenseits des Rheines machen?" Sie sind selten, die Augenblicke, wo Heine von sich selber ohne jede Ironie spricht und ohne durch geistreiche Worte die Geständnisse zu verschleiern, die er uns macht.

Was die anderen Briefe und Gruppen von Briefen betrifft, so habe ich mit ihrer Hülfe einiges Licht auf zwei sehr bestrittene Punkte werfen können: auf die Frage der Pension und die Frage der Memoiren.

Es gibt keine Schmähung, die man Heine'n erspart hätte, weil er eine Pension von vierhundert Franken monatlich von der französischen Regierung annahm. Man hat ihn beschuldigt, sich an Louis Philippe oder vielmehr an Guizot verkauft zu haben, und wenn man dieser Beschuldigung die andere zugefügt hatte: „Er war ein Jude," so glaubte man den großen Dichter gerichtet zu haben. Gewiß, die ausgezeichneten Männer, welche die Heine-Forschung in Deutschland gefördert, haben niemals, man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, den Verleumdungen und Anklagen des Verrathes Glauben geschenkt, deren Opfer Heine war. E. Elster z. B., um nur ihn zu citiren, vertheidigt den Dichter mit sehr gewichtigen Argumenten, die er aus dem eingehenden Studium seiner Werke geschöpft hat. Dennoch wird man, ich bin es überzeugt, nicht bedauern, daß man jetzt noch directere Beweise für die Unschuld Heine's hat. Diese Beweise, um sie mit einigen Worten zu resumiren, sind:

1. Das Zeugniß des Herrn Emile Montégut, nach welchem es Thiers war, nicht Guizot, der Heine'n die Pension gab;

2. das Zeugniß von Guizot's Sohn, welches ausdrücklich darthut, daß Thiers im Jahre 1840 Guizot bat, dem Dichter seine Pension weiter zu bewilligen, und daß dieser dem Minister für eine solche Liberalität brieflich dankte;

3. die Prüfung der Briefe an Mignet und verschiedene Umstände, welche sie begleiten, haben uns bewiesen, in welch' intimen Beziehungen Thiers zu Heine gerade in dem Zeitpunkte stand, wo die Pension bewilligt worden sein muß; man begreift also leicht, daß Thiers, als Freund des Dichters, ihm eine jährliche Unterstützung verschaffte, ohne von ihm eine Gegenleistung zu verlangen, während es viel schwerer sein würde, diese Hypothese zuzulassen, wenn Guizot, dessen politischer Gegner Heine war, zuerst auf den Gedanken einer Pension gekommen wäre;

4. die Briefe, welche die Sendung der „Lutezia" an Thiers und an Guizot begleiteten, zeigen klar, daß weder der Eine noch der Andere von den Artikeln Kenntniß hatte, welche von Heine an die Augsburger „Allgemeine Zeitung" geschickt waren; während es doch augenfällig ist, daß der Eine oder der Andere, wenn er das Gewissen Heine's gekauft hätte, verlangt haben würde, durch Vorlage der einzelnen Artikel, vielleicht in einer Uebersetzung, Einsicht in dieselben zu nehmen.

Da nichts dergleichen geschehen ist, ja, da wir das Gegentheil davon wissen, leidet es keinen Zweifel, daß Heine, beiden gegenüber, unabhängig war, und daß von der einen und von der anderen Seite seine Pension, wie er es selbst sagt, betrachtet ward „als das große Almosen, welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete". Der Dichter, ebenso wie die beiden Minister waren ehrenhafte Leute, und die Pension Heine's, weit entfernt, seinen oder ihren Ruf zu beflecken, macht im Gegentheil ihrem freien, vorurtheilslosen und edelmüthigen Geist die größte Ehre [1].

Mein Beitrag zur Memoirenfrage ist nicht ganz so präcis. Was ich habe feststellen können, ist weniger eine bestimmte Thatsache, als vielmehr die Einschränkung gewisser bis jetzt zugegebener Hypothesen. Ich habe zu zeigen vermocht, daß die berühmten Memoiren niemals so weit gediehen sein konnten, als man anfänglich geglaubt. Die Beweise, die man dafür hat, sind zum einen Theile aus den Briefen an Thiers und Guizot vom Jahr 1855, zum andern aus einer annähernden Schätzung Alfred Meißner's hergenommen, die wir auf ihren wirklichen Werth zurückgeführt haben. Ich bin fest überzeugt, daß das, was Heine von seinen letzten Memoiren verfaßt hat, kaum hingereicht haben würde, einen Band von 250 bis 300 Seiten zu füllen. Ihr Verlust ist darum nicht weniger bitter zu beklagen; aber man erklärt sich dann in einer viel natürlicheren Weise, wie sie durch eine feindliche Hand auf die Seite geschafft werden konnten. Vielleicht, daß die Gründe dieser Unterschlagung einst hinfällig werden und diese Hand sich dann öffnen wird. Wenn ein Packet so beträchtlicher Manuscripte Heine's, wie die hier veröffentlichten, sechsunddreißig Jahre lang den Nachforschungen entgehen konnte, dann ist es wohl auch nicht allzu gewagt, anzunehmen, daß andere Manuscripte noch in Familienarchiven ruhen und daß ein späterer Herausgeber sie uns endlich bekannt machen wird [2].

---

[1] Ob ein deutscher Dichter von einer fremden Regierung selbst ein „Almosen" annehmen sollte: das ist eine Frage des nationalen Anstandes, die wir heute, bei dem ganz anders entwickelten Nationalgefühl, auch anders beantworten würden, als damals der Fall war. Daß aber von „einem verkauften Gewissen" oder einer feilen Feder auf Seiten Heine's ein für allemal nicht mehr die Rede sein kann: diesen Beweis durch einwandfreie Zeugen und unanfechtbare Urkunden erbracht zu haben, ist ein Verdienst des Herrn Legras, welches alle Verehrer des Dichters dankbar anerkennen werden. Anm. der Redaction.

[2] Von geschätzter Seite theilt man uns mit, daß der im vorigen Hefte (S. 365) abgedruckte Brief an Campe vom 19. December 1844 bereits 1868 in Maximilian Heine's „Erinnerungen", S. 90 ff. veröffentlicht worden ist, was zu erwähnen wir hier nicht unterlassen wollen. Die Redaction.

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's.

(1847—1887)[1]).

Die letzten Zeiten der „neuen Aera".

(Januar bis März 1862.)

I.

Zu Anfang der sechziger Jahre nach Berlin übergesiedelt, als Verfasser des Buches über den Grafen Toll, sowie zweier handschriftlicher Aufsätze über russische Zustände den preußischen Hof-, Regierungs- und Parlamentskreisen als gemäßigt liberaler und entschieden nationaler Politiker von umfassender Bildung und durchdringendem Urtheil vortheilhaft bekannt geworden, war Theodor von Bernhardi in der Lage, die Vorgänge, welche zum Sturz des Ministeriums Auerswald-Schwerin führten, aus nächster Nähe zu beobachten und mit der Mehrzahl maßgebender Personen in vertraute Beziehung zu treten. Von der Nothwendigkeit der damals unternommenen Militärreform überzeugt und den herrschenden Fortschrittsideen durchaus abgeneigt, sah er den Mißgriffen seiner liberalen Freunde mit um so lebhafterem Unmuth zu, als er von jeher zu den entschiedensten Gegnern der sogenannten Kreuzzeitungs-Partei gehört und die innere wie die auswärtige Politik derselben unverhohlen mißbilligt hatte.

Zustände und Stimmungen der denkwürdigen Tage, welche den Sturz der altliberalen Regierung und die Einsetzung des Ministeriums von der Heydt begleiteten, finden auf den nachfolgenden Blättern so deutlichen Ausdruck, daß es zum Verständniß derselben lediglich eines Hinweises auf die Umrisse der damaligen Weltlage und ihres Einflusses auf die deutschen Verhältnisse bedürfen wird.

In das Jahr der Thronbesteigung König Wilhelm's I. waren der Ausbruch des großen amerikanischen Bürgerkrieges, die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland, die Proclamirung des Königreichs Italien, der Rücktritt Schmerlings und die Einsetzung des sogenannten Drei-Grafen-Ministeriums in Oesterreich gefallen. England, das auf den Zerfall der nordamerikanischen Union rechnete und einem Conflict mit derselben mühsam aus dem Wege ge-

[1]) Vergl. „Deutsche Rundschau", 1893, Bd. LXXIV, S. 253 ff. und Bd. XXII, S. 106 ff.

gangen war, sah gespannten Blickes über den Ocean; Frankreich stand unter dem Eindruck der Enttäuschung, die seinem Kaiser durch den Gang der transalpinischen Dinge und die italienischen Ansprüche auf den Besitz Roms bereitet worden war; Oesterreich war durch das gespannte Verhältniß zu Ungarn und den Bankbruch der Schwerling'schen Gesammtstaatspolitik innerlich gebunden, Rußland seit Aufhebung der Leibeigenschaft in eine Krisis versetzt, deren Ende sich schlechterdings nicht absehen ließ, und die durch die Vorläufer des (zwölf Monate später ausgebrochenen) polnischen Aufstandes erheblich verschärft wurde. Widerspruchsvoller als sonst irgendwo aber war die Lage in Preußen, dem die Gebundenheit der Nachbarstaaten eine ungewohnte Freiheit der Action eröffnet, die Befangenheit seiner Volksvertretung indessen die Möglichkeit benommen hatte, von der Gunst der Umstände Vortheil zu ziehen. Eben damals waren nationale Forderungen der dringendsten Art an den führenden deutschen Staat getreten. In Schleswig-Holstein hatten die eiderdänischen Angriffe auf die geschichtlich begründete Verbindung der beiden Herzogthümer eine Erbitterung der Bevölkerung hervorgerufen, welche den Zusammenbruch des durch das Londoner Protokoll geschaffenen Zustandes als bloße Frage der Zeit erscheinen ließ. Vom 21. Januar 1861 datirte das Programm der von Theodor Lehmann geführten nationalen Partei, welches „den Anschluß der Herzogthümer an das unter Preußens Führung centralisirte Deutschland" als allein erstrebenswerthes Ziel bezeichnete, — vom 26. März 1861 die Erklärung der holsteinischen Ständeversammlung, „daß der wahre Friede des Landes nicht wiederkehren werde, so lange nicht dem innigen Verlangen nach Wiederherstellung und zeitgemäßer Entwicklung der altberechtigten Verbindung Schleswigs Genüge geschehen."

Dringender noch als die schleswig-holsteinische, erheischte in den nämlichen Tagen die kurhessische Angelegenheit, daß Preußen die Neugestaltung der deutschen Zustände in seine Hände nahm und dem zum Gespött des In- und Auslandes gewordenen Bundestagselend ein Ende mache. Nachdem die Stände des Kurfürstenthums zu drei verschiedenen Malen die Wiederherstellung der Verfassung von 1831 und des Wahlgesetzes von 1849 verlangt und trotz wiederholt über sie verhängter Auflösungen die Ungültigkeit der am 30. Mai 1860 octroyirten Verfassung ausgesprochen hatten, war die Nothwendigkeit der Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände Hessen-Kassels in der Thronrede König Wilhelm's (14. Januar 1862) anerkannt, der Widerstand gegen diese dringende Zeitforderung aber nichtsdestoweniger von dem Fürsten des mißhandelten Landes fortgesetzt worden.

Die Empfindung, daß Zustände so widersinniger Art mit der Würde des deutschen Namens ebenso unvereinbar seien, wie mit der Sicherheit der gesetzlich bestehenden Ordnung, hatte sich zu Folge der erwähnten Vorgänge so weiten Kreisen mitgetheilt, daß die Nothwendigkeit einer Umgestaltung schließlich auch da nicht mehr bestritten werden konnte, wo man die nationalen Zeittendenzen bislang am rücksichtslosesten bekämpft hatte. Seit dem Herbst des Jahres 1861 war ein von dem sächsischen Minister von Beust ausgearbeitetes Bundesreform-Project zum Gegenstand von Verhandlungen der deutschen Regierungen ge-

macht, preußischerseits indessen mit einer Note beantwortet worden, die auf den zehn Jahre zuvor aufgegebenen Gedanken eines engeren Bundes zurückgriff (20. December 1861). Das war ausreichend gewesen, die in Würzburg versammelten Vertreter der deutschen mittelstaatlichen Regierungen zu den bekannten „identischen Noten" zu bestimmen, welche den Bundesstaat als solchen verwarfen und das von Preußen angeregte engere Bündniß als unannehmbaren und dem Grundgedanken des Bundes zuwiderlaufenden Subjectionsvertrag in aller Form ablehnten.

In die Mitte der erregten Tage, welchen diese Vorgänge angehörten, und denen im Schoße des preußischen Abgeordnetenhauses geführte, erbitterte Kämpfe parallel liefen, — in diese Tage werden wir durch die Blätter des Bernhardi'schen Tagebuchs geführt. Außerhalb der Parteien stehend und trotz aufrichtiger Sympathien für die Männer der „neuen Aera" von der Unzulänglichkeit derselben überzeugt, urtheilt der Verfasser als Patriot, den eingehende Beschäftigung mit den Verhältnissen der großen europäischen Politik darüber belehrt hatte, daß Preußen allein zur Lösung der deutschen Frage berufen sei, daß diese Lösung aber in noch höherem Grade von der Erhöhung der Wehrkraft der Monarchie Friedrichs des Großen bedingt sei, als von der Entwicklung sogenannter freiheitlicher Zustände. Liberal-doctrinärem Wesen ebenso entschieden abgeneigt, wie dem Pseudo-Conservatismus der Feudalpartei, stand Bernhardi in den Tagen des Militär-Conflicts mit denselben Anschauungen isolirt da, die wenige Jahre später zu der in Deutschland und Preußen herrschenden werden sollten.

8. Januar 1862.

Es erscheint ein Hoffourier und entbietet mich zum Thee zur Königin — ganz unerwartet.

Um 9 Uhr hingefahren — auf der Treppe mit General Moltke und seiner sehr hübschen Frau zusammengetroffen — im Vorzimmer Oberhofmeisterin Frau von Bülow — Gräfin Hacke — und als dienstthuendes Fräulein eine Comtesse Kospoth — dann Graf Stillfried, der mich seiner ältlichen Frau vorstellt.

Dann kommen noch Graf Boos-Waldeck als dienstthuender, Major von Loë als Flügeladjutant du jour — der Minister Schleinitz.

Nun erschien die Königin. Mein Platz am Theetisch zwischen der Gräfin Stillfried und Boos. Der König kommt aus dem Theater und grüßt mich im Vorbeigehen: „Noch nicht gesehen." Zu meiner Ueberraschung ist er der rosigsten Laune und erzählt lustige Dinge —: daß der Kaiser Franz seinen Wahlspruch von Recht und Gerechtigkeit u. s. w. an das Burgthor in Wien geschrieben hat, über das oben ein Fußweg hinweg geht, wo dann der Wiener Volkswitz behauptete, er habe seinen Wahlspruch da angebracht, „wo's drunter und drüber geht."

Stillfried erzählte von den Wahlsprüchen verschiedener Fürsten, und wie der oppositionelle Witz sie umgedeutet hat — die Königin sagte ein paar mal: „Das ist ja abscheulich!" — ich hörte nur den letzten:

Württemberg: furchtlos und treu!" = fruchtlos und theuer.

Nach aufgehobenem Theetisch führt die Königin mich in eine Fensternische zu einem besonderen Gespräch über den überall, „wo man nur hinsieht", bewölkten, sehr drohenden politischen Horizont. Schlimme Lage der Dinge in Rußland.

Königin: Ich habe oft an Sie gedacht während der Zeit, daß wir uns nicht gesehen haben: wie richtig Sie Alles vorhergesagt haben — in dem vertrauten mémoire — was jetzt dort geschieht — und zu einer Zeit, wo es kein Mensch glauben wollte.

Ich: Zur Zeit des Kaisers Nicolaus hätte man wohl zu Zeiten eine Herabstimmung der russischen Ansprüche wünschen können: jetzt aber ist diese gänzliche Lähmung Rußlands eine europäische Calamität.

Königin: Ja gewiß! — O wie hat man geseufzt unter dem Druck! — und wie hat man dort gepocht auf die Macht! — und jetzt! — Man sieht sich um, es ist da eine Lücke!

Noch einige Bemerkungen über die Schwankungen der inneren Politik Rußlands.

Auch der König spricht von der Schwierigkeit der Zeiten — was ich von der neuen Kammer erwarte — „Unsere Feinde sind sehr thätig!" (die Demokraten nämlich).

Ob ich die Artikel über die Armee schon gelesen habe, die jetzt in der Sternzeitung erscheinen? — sie sind sehr gut.

Ich: Gedruckt habe ich sie noch nicht gesehen, aber ich kenne sie; Dr. Wehrenpfennig, von dem sie herrühren, hat sie mir im Manuscript mitgetheilt und mich gefragt, ob ich etwas dabei zu bemerken habe.

König: Aha! Haben die Hand dabei im Spiel gehabt.

Ich: Ein wenig, Ew. Majestät!

Was ich jetzt schreibe?

Ich bin im Augenblick mit einem Aufsatz für die Preußischen Jahrbücher beschäftigt, in dem ich den Ernst der europäischen Lage klar zu machen suche, um darauf aufmerksam zu machen, daß jetzt wenigstens nicht die Zeit ist, in Beziehung auf die Armee zu theoretisiren.

König (im Ton der Ungläubigkeit): „Ja! machen Sie das den Leuten klar!"

Der König fragte mich auch, ob ich einen Leitartikel in der heutigen Spener'schen Zeitung gelesen habe, einen Aufruf zur Bildung einer conservativ-constitutionellen Partei? — Nein!

König: „O! lesen Sie ihn ja! — Das ist mein Standpunkt! — Das ist der Standpunkt, den ich festhalten will!"

Mit Erstaunen hörte ich auch hier, daß man den alten Marschall Saldanha im Verdacht hat, den König und die Infanten von Portugal vergiftet zu haben! — Man glaubt, er strebe nach der Regentschaft, um sein durchaus zerrüttetes Vermögen herzustellen.

15. Januar 1862.

Zu Auerswaldt, denn ich hatte erfahren, daß er unwohl ist — und finde ihn zu meiner sehr peinlichen Ueberraschung sehr bedeutend erkrankt — so zwar, daß es gestern sehr bedenklich um ihn stand! — Er hat sich durch heftige Erkältung einen Gichtanfall zugezogen, der sich auf die edlen Theile zu werfen drohte — und so litt er denn gestern an heftigen Brustkrämpfen.

Heute geht es besser; es scheint ein Podagra daraus zu werden, und damit wäre die Gefahr wohl beseitigt — aber es wird eine langwierige Krankheit daraus!

Jetzt, in diesem Augenblick, wo es gilt, Stellung in den Kammern zu nehmen, energisch zusammenzuhalten, und wo auf der anderen Seite die reactionäre Umgebung des Königs, von der reactionären Hälfte des Ministeriums unterstützt, ihre Anstrengungen verdoppelt, um das ganze Ministerium nach ihrem Sinn umzumodeln!

Abend-raout bei Radziwill; zahlreich, wäre aber ohne die Militäruniformen sehr lugubre ausgefallen, da die Damen sämmtlich schwarz gekleidet sind. — Herr und Frau vom Hause sehr liebenswürdig — mancherlei Bekannte: Moltke, Troschke — Pertz — ꝛc. ꝛc. — unvermuthet sehe ich hier den Ingenieuroberſten Schweinitz, der aus Königsberg wieder hierher versetzt ist.

Frau von Roon; spreche mit ihr von Auerswaldt's Krankheit und sage: er hat den Augenblick zu einer langwierigen Krankheit sehr schlecht gewählt. — Frau von Roon antwortet: „Er wird erfahren, daß der Einzelne immer entbehrlich ist!"

Das hatte jedenfalls das Verdienst der Deutlichkeit! — Sie suchte es nachher in allgemeine Redensarten einzuhüllen, wie der Einzelne selbst in der Familie immer entbehrlich sei; wenn er stirbt — die Welt geht ihren Gang ꝛc. — wir kamen auf diesem Wege sehr bald glücklich bei der Vorsehung an. Es war mir aber doch nun klar, daß das „conservative" Kleeblatt im Ministerium — Bernstorf, Roon, v. d. Heydt — auch Auerswaldt's Krankheit zu benützen gedenkt, um das eigentliche Ministerium, d. h. dessen Majorität zu stürzen.

General Manteuffel hat von Anfang an die Militärvorlagen so gewendet, daß sie das Mittel werden sollten, das Ministerium zu stürzen — drei Jahre lang hat er daran gearbeitet — jetzt endlich wird es ihm gelingen, im dritten Jahre!

16. Januar 1862.

Abend zu Max Duncker, um zu erfahren, wie sich denn nun die ministerielle — i. e. liberale Fraction constituirt.

Ich: Die Lage ist eine sehr trübe: ich halte die Tage des Ministeriums für gezählt; denn Auerswaldt's Krankheit kommt nun noch hinzu, um die Manöver der Gegenpartei zu begünstigen, die sich auch jetzt in der That des Sieges gewiß glaubt. v. d. Heydt, der Mann aller Ministerien und aller Situationen, schmeichelt sich mit der Hoffnung, Ministerpräsident zu werden.

Max Duncker: Ja gewiß! Die Dinge stehen durchaus schwankend. Der König hat das Vertrauen zu dem liberalen Ministerium

verloren. — Schwerin, der anfänglich aufräumen konnte in seinem Ministerium, aber mit dem unseligen Edelmuth anfing, ist so weit, daß er nicht mehr den reactionären Landrath v. Gerlach zu beseitigen vermag; — das Herrenhaus ist beleidigt und entschlossen, gegen das Ministerium vorzugehen. Bei der Thätigkeit der Intrigue — und da nun noch Auerswaldt's Krankheit hinzukommt, wird die Sache wohl nicht zu halten sein.

Leider kann auch Sybel einer Augenkrankheit wegen für den Augenblick nicht kommen. — Max Duncker hat dem Fürsten Hohenzollern nach Hyères geschrieben und ihm vorgestellt, daß doch unmöglich v. d. Heydt den Ministerrath dauernd präsidiren kann, wie er das jetzt als ältester im Range thut. — Aber der Fürst wird doch nicht hierher zurückkehren. Er hat keine Lust, mit in den Sturz der liberalen Partei verwickelt und mit ruinirt zu werden.

Ich: Wie hat sich die liberale Partei in der Kammer constituirt? Das ist zunächst das Wichtigste.

Max Duncker: sie ist mit ihrer Organisation noch nicht fertig; die Leute müßten entschlossen die Militärvorlagen aufnehmen und zu den ihrigen machen, aber dazu haben sie den Muth nicht; „sie drücken sich mit allerhand Redensarten um die Frage herum!"

Ich: Das sehe ich; es ist noch nicht einmal zu der Trennung von Bockum-Dolfs, Harkort und Stavenhagen gekommen.

Max Duncker: O, dahin wird es schon kommen.

Die Thronrede ist von ihm; es hat aber harte Kämpfe gekostet, die Zustimmung des Königs dazu und zu den Gesetzentwürfen zu erhalten.

Die liberale Partei hält Max Duncker für vollständig verbraucht; es ist in ihr „kein Material mehr" zu etwas Besserem; — man muß eine neue Partei zu begründen suchen; eine conservativ-constitutionelle Partei; den Herzog von Ujest (Hohenlohe) müßte man dazu ziehen und Andere; wenn man nur wüßte, wie das einzuleiten wäre!

Die Dinge hin und her erwägend, kommen wir immer wieder auf den alten Punkt, die Junkerpartei, die das Ministerium stürzen will, weiß kein anderes zu bilden — und so kann es denn doch sein, daß die Dinge sich so weiter quälen, wie bisher. — Die Wahrscheinlichkeit eines Krieges wird sehr groß — aber Max Duncker meint, bei der im Lande herrschenden Stimmung gegen Oesterreich — und bei dem Einfluß, den Usedom und Bismarck üben, werden wir genau wieder die Rolle spielen wie 1859.

Ich hoffe, die Dänen werden uns das unmöglich machen. In der dänischen Angelegenheit macht auch Bernstorf Ernst, in der hessischen nicht.

(Usedom wühlt in der Presse, wie er das in der Art hat, und stellt jedes Einschreiten gegen Dänemark in der Kölnischen Zeitung — in der Vossischen ꝛc. — als einen thörichten Unfug dar.)

19. Januar.

Burggraf Brünneck in der Straße; sagt mir: Die Situation hat sich seit gestern wesentlich verbessert; Stavenhagen und sein Anhang haben den

Entschluß gefaßt, diesmal für die Militärvorlagen zu stimmen. Stavenhagen hat es Brünneck selber angekündigt mit der Einleitung: „Halten Sie mich nicht für einen inconsequenten Menschen" — und dem erklärenden Grunde: „Der König ist so weit vorgegangen, daß er nicht mehr zurück kann; man muß ihm zu Hilfe kommen!"

Wenn die Herren vernünftig gewesen wären, das vor drei Jahren zu thun, war die liberale Partei sicher und bleibend Herr der Situation in Preußen — jetzt wird es im besten Falle nur eben hinreichen, den gänzlichen Schiffbruch für den Augenblick zu vermeiden.

20. Januar.

Abend bei Droysen, ziemlich zahlreiche Gesellschaft von Gelehrten — Dr. Julian Schmidt.

Droysen eifert gewaltig über die liberale Partei; mit den Leuten sei ein für allemal nichts anzufangen, und er wolle auch nichts weiter von ihnen wissen.

Langes Gespräch mit Beseler; der will an die Bekehrung Stavenhagen's nicht recht glauben, hält aber auch die Situation für verbessert, denn er hat gehört, daß die katholische Fraction für das Militärbudget stimmen will. — Die liberale Partei hört aber nicht auf, Thorheiten zu machen, sie hat einen Demokraten Behrend zum ersten Vicepräsident erwählt und Bockum-Dolfs zum zweiten. — Die Katholiken hatten ihnen eine viel bessere Combination angeboten: wenn sie den Katholiken Osterrath zum zweiten Vicepräsidenten annehmen wollten, war die Wahl des trefflichen Bürgers zum ersten gesichert. Aber! ihre Stimmen einem Ultramontanen geben! das schien den Leuten ganz unmöglich! So wenig haben die Leute begriffen, daß es jetzt darauf ankommt, zu retten, was zu retten ist, und sich gegen die Demokraten zu vereinigen.

Ich: Wenn die Leute vor zwei Jahren so gescheidt gewesen wären, das Militärbudget anzunehmen, dann war die Stellung gesichert; wenn sie es jetzt thun, hilft es zu weiter gar nichts mehr, als daß eben nur der Schiffbruch abgewendet wird.

Beseler: Noch voriges Jahr war es Zeit; jetzt ist es allerdings nur eine Verlegenheit weniger.

Max Duncker kommt spät, will auch nicht glauben, daß Stavenhagen sich bekehrt haben könnte. Erzählt, vorgestern bei dem Ordensfest hat sich der König in sehr wohlthuender Weise ausgesprochen; — er hat dem neuen Polizeipräsidenten Winter sehr angelegentlich gedankt für die verständige, energische und humane Weise, in der er sein schwieriges Amt verwaltet.

Simson, Beseler und Max Duncker hatten sich in eine Fenstervertiefung zurückgezogen, durch eine Menschenmenge vom Innern des Saales getrennt — der König drang zu ihnen durch — äußerte lächelnd: sie hätten sich wohl dahin begeben, damit man sie nicht sehen solle? — Sein Bedauern ausgesprochen, daß Simson's Gesundheit ihm nicht gestatte, die Präsidentenwürde wieder einzunehmen.

Simson erwiderte, er hoffe auch in anderer Stellung nützlich, vielleicht noch nützlicher sein zu können. Der König äußerte darauf, wenn Simson eine wirklich conservative Partei bilden könne, das wäre das Nützlichste, was überhaupt geschehen könne — worauf dann Simson schließend entgegnete: eine solche conservative Partei zu bilden, sei stets die Aufgabe seines Lebens gewesen.

Ich: Jetzt werden die thörichten Wahlen des Abgeordnetenhauses den König wieder beleidigt haben.

Wie sieht denn der Kronprinz die Dinge an?

Max Duncker: Er findet die Lage sehr ernst; aber er meint, daß man das Ministerium um jeden Preis halten muß.

Da bei dem Abendessen Julian Schmidt erklärt, es werde doch wohl zu einer Adresse in Antwort auf die Thronrede kommen, erwidert Max Duncker: dann könne der Bruch möglicherweise sehr nahe sein.

21. Januar.

Abends Ball bei Roon; — schöne Räume — foule. — Das diplomatische Corps da — mehrere Minister. — Von dem königlichen Hause: der Prinz Alexander — Friedrich Karl und seine Frau — Adalbert, der längere Zeit mit mir spricht und sich nach Glasenap erkundigt (dem russischen Admiral).

Mit vielen Bekannten gesprochen — Frau v. Rheinbaben unter Anderen. — General Willisen erzählt mir von seiner Reise nach Constantinopel.

Vincke (Olbendorf) war ich einigermaßen überrascht hier zu treffen. — Sprechen von der Lage — er ist und bleibt aber verblendet; wenn er auch jetzt die Einsicht hat, daß die Lage eine sehr schwierige ist, sieht er doch die Schwierigkeiten da, wo sie gar nicht sind, und verfällt in die seltsamsten Widersprüche!

Da ich auch ihm sage: wenn man vor zwei Jahren den Verstand gehabt hätte, die Militärvorlagen anzunehmen, dann stünden wir jetzt ganz anders — gibt er das unbedingt zu — erinnert sich aber durchaus nicht, daß Niemand im Anfang so leidenschaftlich gegen die Militärvorlagen gewühlt, Niemand so entschieden Opposition gemacht hat, als gerade er.

Was die Annahme des Militärbudgets für dieses Jahr betrifft, so meint er ganz keck und herausfordernd: Ja! — man wird nun sehen! — *Das Ministerium hat ganz recht gethan, daß es die neue Kreisordnung zuerst in das Herrenhaus bringt.* — Da werden wir nun sehen! — Wenn die Regierung uns die Garantie geben kann, daß sie solche Gesetze im Herrenhause durchbringen kann, dann wird das Abgeordnetenhaus auch das Militärbudget annehmen; *wo nicht — nicht!*"

(NB. Die letzten Worte mit einem air of defiance! — Welche Verblendung! — Er sieht nicht ein, daß es sich jetzt nur noch darum handelt, den Schiffbruch zu meiden — sieht nicht, daß die liberale Partei ruinirt ist — und lebt immer noch in dem gar verwunderlichen Wahn, sie könne die Regierung beherrschen und Bedingungen stellen!

Er gesteht, daß es ein arger Fehler war, das Militärbudget nicht vor zwei Jahren ohne Umschweife anzunehmen — und verlangt in demselben Athem, daß derselbe Fehler auch noch jetzt wiederholt werden soll!)

Später sitze ich mit Moltke in einem sehr hübschen, ganz leeren Zimmer, in einer halbrunden Nische mit Divan. Roon setzt sich zu uns — dann auch Vincke — und der setzt hier umständlich auseinander, daß es ein reiner „Humbug" war, voriges Jahr die Mehrbewilligung für die Armee auf das Extraordinarium zu setzen; da das Budget alle Jahre bewilligt wird, sei es ganz einerlei, ob die Summen im Ordinarium oder im Extraordinarium stehen, 2c.

(NB. Lauter Dinge, von denen ich ihn voriges Jahr zu überzeugen suchte — aber vergeblich — er eiferte dagegen und meinte, das sei ganz etwas Anderes.)

Dann hält es Vincke für angemessen, auch Roon zu sagen: das Abgeordnetenhaus werde das Militärbudget annehmen, wenn die Kreisordnung im Herrenhause durchgeht, sonst nicht!

(NB. Das sagt er dem General Roon, der ein Interesse daran hat, das Ministerium zu sprengen und das gegenwärtige Parlament dazu! — Die Leute im Herrenhause brauchen nur zu erfahren, daß die Abgeordneten das Militärbudget verwerfen wollen, wenn sie die Kreisordnung verwerfen — dann thun sie das Letztere ganz unfehlbar und mit doppeltem Hochgefühl — denn sie erkennen alsdann darin das rechte Mittel, den sehnlichst gewünschten Bruch auf dem allergeradesten Wege herbeizuführen.)

In den späteren Stunden fordert Roon mich auf, mich mit ihm in sein Cabinet zurückzuziehen, um ernste Dinge zu besprechen — fügt aber selbst sogleich hinzu: „Nein! — das wäre grausam! — sie wollen zu Bett gehen!" Dringende Aufforderung, ihn nächstens zu besuchen. Um 12 Uhr nach Haus gefahren — aus dem Gespräch in der Divannische weg.

24. Januar.

Ball bei Schwerin. — Die Lieutenants, die in Schwärmen als Tänzer ankommen, werden direct in den Tanzsaal gewiesen — für uns Andere führt der Eingang in eine Reihe von Zimmern zu einem Saal, in welchem König und Königin ihre Cour halten — der ist aber so angefüllt mit Leuten, die bemerkt sein wollen, daß Unsereiner sich gern bescheiden im Hintergrund hält.

Berthold Auerbach, der da ist, erlebte die Freude, daß der König ihn anredet. Der König hat seine Vorlesung über den Weltschmerz neulich mit angehört und äußert, er habe bei der Gelegenheit erst erfahren, was das Wort bedeute; — er habe nicht gewußt, daß es so etwas gibt — in sich auch nie etwas davon erlebt.

B. Auerbach gibt, wie er mir später erzählt — die glückliche Antwort: „Ew. Majestät dürfen den Weltschmerz auch nicht empfinden, denn Sie sollen ihn heilen, und wer eine Krankheit heilen soll, muß selbst gesund sein!"

Das Local ist geräumig, aber nicht gerade glänzend zu nennen; besonders ist der ganz ansehnliche Tanzsaal ein wenig ärmlich ausgestattet mit seinen etwas unscheinbaren Tapeten; es fehlt darin an Marmor und Vergoldung und an Spiegeln, deren da kein einziger angebracht ist.

Die Gesellschaft ist zahlreich — von der feudalen Partei aber in auffallender Weise Niemand erschienen — kein Arnim-Boytzenburg ꝛc. — auch von den Ministern Niemand als Schleinitz und v. d. Heydt — von den Prinzen: Friedrich Carl, Alexander, Georg — und was mir als merkwürdig auffällt — auch der Prinz Carl — der ist doch sonst wahrlich kein Freund der liberalen Minister!

In der Zeitung heute früh hatte ich die Rede gelesen, mit der Roon die Novelle zu dem Militärpflichtigkeits-Gesetz in das Herrenhaus gebracht hat — sie ist sehr wunderbar, denn sie enthält verdächtigende Bemerkungen über das Abgeordnetenhaus, von denen schwer zu glauben ist, daß sie aus bloßer Ungeschicklichkeit vorgebracht worden sind. — Jedenfalls kann sie nur einen sehr üblen Eindruck machen, und davon waren die Zeichen zu gewahren.

Vincke sprach mir zuerst davon, höchst entrüstet; das heiße geradezu einen Bruch herbeiführen wollen ꝛc. — Ich erkläre, daß ich ihm selber Vorwürfe zu machen habe.

Weswegen? — Wegen seiner Aeußerungen neulich gegen Roon. Wenn die Leute im Herrenhause erfahren, daß sie nur die Kreisordnung zu verwerfen brauchen, damit das Abgeordnetenhaus das Militärbudget verwirft und der Bruch da ist, dann thun sie es gewiß. — „Sie wissen, daß die Leute auf einen Bruch hinarbeiten — und sie sagen ihnen, wie sie es anfangen müssen!" er solle das nicht wieder thun!

Es geht ihm wie ein Ruck durch den Geist; er sagt nach einer kleinen Pause: „Ja! das ist wahr! — das war unvorsichtig!"

Max Duncker, der mit seiner Frau da ist, spricht mir auch von Roon's neuester Rede und fragt, ob ich glaube, daß er ohne Absicht gesprochen und nicht daran gedacht habe, das Abgeordnetenhaus zu verletzen und einen Bruch herbeizuführen? — Schwerin hat ihm nämlich gleich darauf Vorwürfe gemacht seiner anzüglichen Worte wegen. — Roon zeigte sich überrascht, erklärte, es thue ihm sehr leid, wenn er etwas Unpassendes gesagt habe — er habe dabei durchaus keine böse Absicht gehabt.

25. Januar.

Ball bei Patow. — Der glänzendste der Bälle, die mir bis jetzt hier vorgekommen sind. Das Gebäude jetzt ausgezeichnet schön; der Tanzsaal sehr groß, geht durch zwei Stockwerke — weißer Marmor und Gold, mit großen Wandspiegeln. König und Königin sind da mit ihrem ganzen Hofstaat. — Die Minister vollständig mit Ausnahme von Bernstorf — von den Koryphäen der Junkerpartei aber Niemand — Arnim Boytzenburg namentlich nicht.

Merkwürdig, wie die schönen Räume günstig auf die Stimmung der Gesellschaft wirken; der Ball ist sehr animirt. — Eytelwein gesehen; der ist hier als vortragender Rath im Finanzministerium, ganz zu Hause; noch dazu hat er den Bau des schönen Saals geleitet.

Alles, was zum Hof gehört, ist hier.

Saucken ist — wie mir Max Duncker sagt — dem Kriegsminister sehr ernsthaft zu Leibe gegangen seiner Rede wegen; Roon betheuert aber gegen

ihn wie gegen Schwerin, er habe dabei durchaus keine böse Absicht gehabt — thue ihm unendlich leid ꝛc.

Roon spricht sehr viel mit mir, fragt mich, wie mir die Temperatur im Abgeordnetenhause gefällt ꝛc. — ich gebe mit großer Offenheit Antworten, die mich durchaus nicht compromittiren: Die Situation ist unberechenbar — wenn Thorheiten begangen werden, werden sie nicht von den Demokraten ausgehen, sondern von der Fraction Harkort—Bochum-Dolffs. Roon beklagt die Verblendung dieser an sich sehr achtungswerthen Leute, wobei er namentlich Harkort eine glänzende Lobrede hält.

27. Januar 1862.

Etwas spät in das Archiv — gearbeitet — dann zu dem russischen General v. Mickwitz oder Minkwitz — dem Gemahl der schönen, ci-devant Fräulein Ungern-Sternberg.

Der macht eine traurige Beschreibung von den Zuständen in Rußland; die jüngeren Leute lesen Alexander Herzen's Schriften, — bilden sich daran und sind durch und durch revolutionär gesinnt. — Sie haben Sympathieen der lebhaftesten Art, für Alles, was revolutionär ist — mit den Unternehmungen der Italiener und den Bestrebungen der Ungarn natürlich — sogar mit denen der Polen, obgleich sie unmittelbar gegen Rußland gerichtet sind.

Ich: Ein Theil der schlimmsten Uebel, mit denen Rußland behaftet ist, haben ihren letzten Grund in der griechischen Kirche.

Minkwitz fragt etwas verwundert: Wieso?

Ich: Die griechische Kirche ist im Formwesen erstarrt; sowie ein Russe zu einiger Bildung gelangt, sowie sich sein Gesichtskreis einigermaßen erweitert, sagt er sich von der Kirche los; ihn auf einen besseren Boden philosophischer Religiosität hinüberzuführen, dazu reicht seine Bildung gewöhnlich nicht aus; er bleibt bei der einfachen Negation stehen; — sein Glaube ist zerstört, und es tritt gar nichts Anderes an die Stelle. — Mir ist kaum ein höher gebildeter Russe vorgekommen, der nicht in der rohesten Weise Atheist wäre. — Daher die ruchlose Gewissenlosigkeit.

Minkwitz: Das ist wahr! — Jetzt ist es vollends guter Ton unter den jungen Leuten, sich frei von allem „Aberglauben" zu zeigen; man fürchtet, wenn man nicht allen Aberglauben abstreift, nicht für einen „Progressisten" zu gelten.

Welche traurige Aussichten eröffnet das Alles! — Daß die Bauernemancipation verfehlt ist, die jetzigen Bauerneinrichtungen die ländliche Bevölkerung in ein unübersehbares Proletariat auflösen müssen, sieht auch Minkwitz ein.

29. Januar 1862.

Abends zu Radziwill — finde da zu meiner Ueberraschung einen großen Ball — der ganze Hof ist da — das diplomatische Corps aber nicht. Dagegen manche Persönlichkeiten, die ich sonst hier nicht gesehen habe, namentlich mein Freund Vincke (Olbendorf).

Der ist nun einmal nicht zur Vorsicht zu bekehren; er erklärte auch heute wieder laut — und gegen Mitglieder der Regierung, gegen Reactionäre: nur wenn die neue Kreisordnung im Herrenhause durchgehe, werde das Haus der Abgeordneten das Militärbudget annehmen — und sagte dann, den Blick auf mich gerichtet: „Ja! Das erkläre ich laut!" Was er damit auszurichten hofft, mag der Himmel wissen.

Professor Tellkampff, Abgeordneter, bedauert, daß ich nicht im Abgeordnetenhause bin.

Ich: Was könnte ich nützen? wollen denn die Leute hören? predige ich denn nicht seit fast drei Jahren Vernunft und vergeblich? Ich rechne ihm vor, was die constitutionelle Partei gewinnen konnte, wenn sie vor zwei Jahren das Militärbudget annahm; wenn sie es noch voriges Jahr that — während jetzt, wenn sie es thut, weiter gar nichts mehr dabei herauskommt, als daß großes Unheil vermieden wird.

Tellkampff gibt mir in allen Dingen recht, bedauert die Unvernunft seiner Parteigenossen — und hat vollständig vergessen, daß er einer von denen ist, denen ich noch voriges Jahr vergeblich gepredigt hatte. Graf Arnim Boytzenburg spricht wieder viel und eifrig mit Roon, wie bei jeder Gelegenheit seit einiger Zeit. Auch ich spreche mit Roon — und er erklärt mir das Räthsel — es gäbe jetzt im Herrenhause drei Parteien; der einen sei die neue Kreisordnung zu liberal; der anderen sei sie nicht liberal genug — und eine dritte wolle transagiren; an deren Spitze stehe Graf Arnim Boytzenburg.

Es ist mir interessant, das zu wissen.

30. Januar 1862.

P. Rennenkampff (von der russischen Gesandtschaft) ist sehr ungehalten über Alles, was in Rußland geschieht. Sagt mir, die Adelsversammlung in Moskau sei aufgelöst worden, weil sie eine „Constitution" verlangt hat. Abend Ball bei Hof, im Schloß. Ich nehme Droysen in meinen Wagen mit, der in seiner Amtstracht, in einem wunderlichen schwarzen Talar und Barett — i. e. in Galla bei dieser Festlichkeit erscheint. Wir kommen sehr glücklich gerade zur rechten Zeit an, nicht zu spät und nicht zu früh.

Eingang für uns, nach Vorschrift auf der Einladungskarte, durch das Portal Nr. 4 und die „alte Capelle", die schon Schlüter in einen Saal verwandelt hat. Wir gehören zu dem Theil der Gesellschaft, der sich in der Bildergalerie versammelt.

Das diplomatische Corps — die Excellenzen — die Damen — und die tanzenden Herren im weißen Saal; — Generalmajors und Räthe erster Classe in „der Königin Gemach". Wie wunderlich, daß der „tanzende Herr" eine besondere Rangstufe bei Hof ist!

Ich sehe diese Räume zum ersten Mal; sie sind großartig und prachtvoll. Die Kammerherren, Pagen — die Wachen an den Thüren: Palast-Grenadiere und Garde du Corps zu Zweien an allen Thüren, machen mit der glänzenden Gesellschaft selbst ein so imposantes Bild. Besonders schön nimmt es sich

aus, wenn von halber Stunde zu halber Stunde die Ablösung vom Schweizersaal her durch die lange Reihe von Sälen marschirt, vierzehn Mann von einem Wachtmeister geführt — bildschöne Leute. Aus solchen besteht die Leibcompagnie — Heldengestalten — in der prachtvollen Uniform — mit den funkelnden Helmen, das blanke Schwert in der Hand. Auch wenden sich jedesmal alle Blicke auf sie.

Der Hof zieht von den inneren Gemächern an der Wendeltreppe her an uns vorüber, bis zum weißen Saal. Ein Ceremonienmeister voraus — überall mit dem Stab das Zeichen gebend — Kammerlakeien in goldbetreßten Röcken — Pagen — d. h. Cadetten in Pagenröcken — Kammerherren, Hofchargen, Hofdamen — die Königin strahlend von Juwelen, am Arm des Königs, der die rothe Uniform der Garde du Corps trägt und ungemein heiter aussieht.

Man muß, wenigstens streng genommen, in dem Saal bleiben, in den man gewiesen ist, bis der Hof seinen Umgang gemacht hat.

Viel Professoren in schwarzen Talaren: Röpell, Tellkampff begrüßt — Director Waagen — seltsam und komisch, wie die Leute, die eigentlich nicht gewöhnt sind, sich in diesen Kreisen zu bewegen — truppweise zusammenhalten; so bildeten die sechs schwarz gekleideten Bürgermeister in Kniehosen mit den goldenen Ketten eine fest geschlossene Gruppe, die sich nicht anders als in corpore aus einem Saal in den andern bewegte — und ebenso hielten die katholischen Geistlichen, die als Deputirte da waren, fest zusammen wie ein Volk Rebhühner; eine unheimliche Gesellschaft.

Viel Bekannte begrüßt — York, Dyhrn, Vincke, Saucken ꝛc. ꝛc. Max Duncker, dem ich sage, wie nach meiner Meinung die Entscheidung in den Händen der katholischen Fraction liegt; er ist frappirt und sagt: Ja! Das ist sehr richtig combinirt!

Sehr viel mit Richthofen-Brechtelshof gesprochen, der als Abgeordneter hier ist und, fremd in den hiesigen Kreisen, der Orientirung bedarf. Er gehört natürlich zur Fraction Grabow, ist aber nicht zufrieden mit deren Haltung; namentlich damit nicht, daß sie nicht entschieden gegen die Fortschrittspartei in die Schranken treten will; so wie man den Fractionssitzungen ein entschiedenes Wort sprechen will — wird den Leuten bange; es erwacht das Bedenken: „Das könnte die Fortschrittspartei verletzen!“

Er theilt mir auch mit zu meiner großen Ueberraschung — daß er vor einem halben Jahre seine junge Frau verloren hat; sie schien sich von ihrem Wochenbett ganz erholt zu haben — als sie ganz unerwartet und plötzlich starb. Er hat große Mühe, die Thränen zurückzuhalten, wie er mir das erzählt.

Der König trat in unseren Saal — dann die Königin, die mich anredet. Sie thut ein Paar gleichgültige Fragen, wie es meinen Kindern geht ꝛc. Der Kronprinz reicht mir die Hand und spricht längere Zeit mit mir — bedauert, daß er mich noch nicht hat sehen können — in Gesellschaft, das führt zu nichts, da sagt man sich guten Abend ꝛc. — er wünscht sich über Manches mit mir auszusprechen — hat mir aber noch keine Stunde bestimmen können —

wenn seine Frau nach England gereist ist, wird sich eher die Gelegenheit dazu finden.

Um 11 Uhr Souper; die große Masse der Gesellschaft strömt rückwärts durch die lange Reihe von Zimmern — den Rittersaal — immer weiter in den ältesten Theil des Schlosses — rechts durch die sogenannte braunschweigische Galerie — wo die Damen soupiren, von den „tanzenden Herren" bedient — bis in die entfernten Zimmer, die uns bestimmt sind.

So komme ich dann erst nach dem Souper dazu, die beiden Säle zu besuchen, in denen getanzt wird — den Rittersaal und den weißen Saal. Der Rittersaal mit den gemalten, von außen erleuchteten Fensterscheiben — dem Thron und dem reichen Buffet König Friedrich's I. — dem vergoldeten Silbergeschirr, das von vielen Armleuchtern erleuchtet bis zur hohen Decke hinan zur Schau gestellt ist, macht einen ungemein prächtigen Eindruck und ist eigentlich der schönere, weil er etwas Phantastisches hat. Der weiße Saal ist viel größer, hoch, luftig — ein weiter Festraum, in dem einzelne menschliche Gestalten klein aussehen. Hier sehe ich unter Anderen auch den General Minkwitz.

31. Januar 1862.

Verdruß pour commencer la journée — nämlich R. Haym (Redacteur der Preußischen Jahrbücher) meldet mir in einem Brief, daß er sich genöthigt gesehen, Einiges in meinem Aufsatze zu ändern; das könnte hingehen, aber am Schluß seines Briefes heißt es: „Eigentlich entschuldigen möchte ich mich nur wegen der zweischneidigen Spitze, die ich den allerletzten Zeilen Ihrer einschneidigen Schlußwendung gegeben habe. Das frivole — wo nicht perfide — Gebahren des Kriegsministers bei Einbringung der Militärnovelle im Herrenhause. Ich erbitte mir in dieser Beziehung Indemnität von Ihnen." Das ist verdrießlich!

Zu Auerswaldt — der hat gestern Abend einen Rückfall gehabt — wahrscheinlich in Folge eines Diätfehlers — sodaß es die Nacht wieder sehr bedenklich mit ihm stand, wie mir sein alter Kammerdiener mit Thränen in den Augen versichert. Jetzt ist, nach dem Bulletin des Arztes, die Gefahr wieder beseitigt, doch vollkommene Ruhe nothwendig.

Macht mir schweres Bedenken! Wer steht für wiederholte Rückfälle!

Abends Ball bei Schwerin; weniger zahlreich und glänzend als das erste Mal. Das dachte ich mir wohl, denn zur Vorfeier des Geburtstags der Prinzessin Alexandrine ist heute ein kleiner Ball bei dem Prinzen Albrecht, wo sich natürlich die königliche Familie im weitesten Sinne des Wortes versammelt.

So war denn Niemand vom Hofe hier und — wohl in Folge dessen — auch Niemand vom diplomatischen Corps, was ich nicht gerade höflich finde. Dagegen eine große Anzahl Abgeordneter; manche können nach Salonmaßstab für „Bassermann'sche Gestalten" gelten.

Viel mit Richthofen-Varzdorf verkehrt, den ich über hiesige Zustände und die parlamentarische Vergangenheit orientire; die Verkehrtheit, mit der Vincke-

Hagen die altliberale Partei ruinirt hat. Dennoch bedauert er, daß Vincke nicht da ist — denn auch er ist unzufrieden damit, daß die liberale Partei nicht entschieden gegen die Demokraten auftreten will; „Vincke hätte ihnen den Handschuh hingeworfen!"

1. Februar 1862.

Abends unangenehmer Gang zu Roon; bringe den Abend mit seiner Familie zu. Zum Schluß Gespräch mit Roon in seinem Cabinet. Ich theile ihm R. Haym's Brief mit — wobei ich jedoch die Wörter „frivol" und „perfide" unterdrücke — erzähle, wie es mir gegangen ist — verleugne den Aufsatz in seiner gegenwärtigen Form.

Er seinerseits sucht mir zu beweisen, daß er die gerügten Worte gar nicht so gesprochen, namentlich das Wort „Vorwand" gar nicht gebraucht hat. Will mir Wehrenpfennig's Zeitungsartikel geben, die nun als Brochüre erschienen sind — kann sie nicht finden — und so sind wir denn die besten Freunde geblieben.

2. Februar 1862.

Früh aus, zu Saucken, der im Hôtel de France in der Leipziger Straße wohnt. Bei ihm sein Neffe Saucken-Tarputschen, der zugleich sein Schwiegersohn ist; der hat sich der Fortschrittspartei angeschlossen, scheint aber dabei auf dem besten Fuß mit seinem Schwiegervater zu stehen.

Wie wir allein sind, erzählt mir Saucken wichtige Dinge. Er war auf der Durchreise hier, als der König von der Letzlinger Jagd sehr verstimmt zurückkehrte. Auerswaldt und Patow hielten sich damals für entlassen — Auerswaldt veranlaßt Saucken, sich bei Hof zu melden, er ist da in einer Abendgesellschaft — der König hat in einem besonderen Zimmer mit ihm allein ein langes Gespräch, das Saucken für eine Wiederholung der Letzlinger Rede hält; der König sprach seine Entrüstung über die Wahlen sehr scharf aus — von „Amnestie" und „Verbrechen" kam aber nichts vor.

Da Saucken ihn daran erinnerte, daß er von dem Volke, über das er sich so entrüstet äußerte, in hohem Grade geliebt sei — warf der König ein: ob die Wahlen etwa ein Beweis von Liebe seien? „nun werden sie sich noch den Löwe (aus Calbe) und den Jacobi (aus Königsberg) holen" — von der Liebe des Volkes habe er gar nichts zu erwarten.

Saucken: Und Sie sind dennoch geliebt wie kaum je ein König von Preußen war! er solle nur darauf achten, daß im ganzen Reich kein Demokrat anders zu den Wählern sprechen durfte, als indem er mit einer Loyalitätserklärung anhob.

Der König meinte, auf das Hochrufen gebe er nichts; das sei leere Comödie. Saucken: Es kann sein, daß mancher von den Demokraten damit nicht seine wahre Gesinnung ausgesprochen — daß er seine Rede als Rolle, wie ein Schauspieler hersagt — aber daß er das thun mußte; daß er den Wählern gegenüber so zum Schauspieler werden **mußte**, das hat seine Bedeutung.

Da der Gegenstand sich nicht auf der Stelle erschöpfen ließ — versprach ihm der König auf ein paar Tage später eine Audienz — die währte über zwei Stunden — Saucken fand den König schon viel ruhiger, wiederholte alles früher Gesagte und warnte vor einer übereilten Auflösung des Abgeordnetenhauses, mit der eine Entlassung des Ministeriums selbstverständlich verbunden sein müßte.

Damit käme der König auf eine abschüssige Bahn, auf der kein Anhalten mehr ist; er könnte dann dahin kommen, das thun zu müssen, was er selber früher als das Unheilvollste von Allem bezeichnet habe — er könne dahin kommen, selbst die Verfassung verletzen zu müssen.

König: Wie das?

Saucken malt absichtlich so schwarz wie möglich. Ein demokratisches Ministerium sei nicht möglich; ein Ministerium der Kreuzzeitung werde der König niemals wählen, das wisse er — Saucken —: es bleibe also für den gegebenen Fall nur ein reines Beamtenministerium, aus politisch unbedeutenden Männern zusammengesetzt. Ein solches aber werde die Bevölkerung mit großem Mißtrauen aufnehmen; sie werde immer glauben, daß die Kreuzzeitungspartei dahinterstehe, und die Regierung hinter den Coulissen leite — und in Folge dessen würden die nächsten Wahlen noch schlimmer ausfallen als die gegenwärtigen — und wie dann weiter?

(NB. Das Beamtenministerium könnte auch wohl wirklich von der reactionären Umgebung beherrscht werden; wenigstens ist ein solches Verhältniß das, was die Junkerpartei erstrebt.)

Der König schien dem zuzustimmen, sagte Manches über die Politik, die er zu befolgen gedenke — Manches über die deutsche Frage, was Saucken nicht wiedersagen darf.

Zum Schluß trug Saucken die Bitte vor: Der König möge das Parlament persönlich eröffnen. Dabei fuhr der König auf; der Vorschlag war ihm so peinlich, daß er die Hand auf das Herz gedrückt hielt, indem er erklärte, das sei zu viel verlangt; das könne er nicht; er könne nicht Leuten wie Waldeck persönlich gegenübertreten.

Saucken erwiderte, daß er wohl einsehe, wie schwer es dem König werden müsse, aber er halte das Opfer für nothwendig. Der König stehe zudem über den Parteien — zu hoch, um je die Dinge so aufzufassen, als ob er einem Mann wie Waldeck persönlich gegenüberstehe; er habe überhaupt nicht Individuen vor sich, sondern zwei Corporationen: das Herrenhaus und die Abgeordneten. Wenn der König aber das Parlament nicht persönlich eröffne, das werde verletzen und die ganze Situation sehr wesentlich verschlimmern.

Nachdenklich entließ der König Saucken mit den Worten: „Nun, fest beschlossen ist es noch nicht, daß ich den Landtag nicht persönlich eröffne!"

(Daß er es gethan hat, verdanken wir also vorzugsweise Saucken.)

Wir sprechen uns auch über v. d. Heydt aus, der Ministerpräsident werden will.

Saucken spricht die Ueberzeugung aus, daß das Herrenhaus die neue Kreisordnung annehmen wird. Ich hege sie auch. Arnim-Boytzenburg arbeitet sehr thätig dafür.

Saucken: Nicht allein das; unter den erblichen Mitgliedern des Herrenhauses ist eine entschiedene Wendung dafür eingetreten; der Herzog von Ujest (Hohenlohe) ist thätig dafür; die Herren überzeugen sich, daß es auf den bisherigen Wegen nicht weiter geht.

(NB. Die wirklich hochgestellten Mitglieder der Aristokratie sind immer am ersten bereit, der Vernunft Gehör zu geben — sehr natürlich! Sie sind unter allen Bedingungen ihrer Stellung gewiß, was bei den Zaunjunkern nicht in derselben Weise der Fall ist.)

Saucken: Selbst Waldow-Steinhöfel soll das Princip der Virilstimmen für alle Rittergutsbesitzer schon aufgegeben haben.

Ich: Das kann ich mir erklären; er sieht darin, daß die Rittergutsbesitzer unter sich Vertreter für den Kreistag wählen sollen, ein Mittel, die bürgerlichen Rittergutsbesitzer und namentlich die Juden von den Kreistagen auszuschließen. Doch ist es am Ende einerlei, welches Motiv ihn bestimmt.

4. Februar 1862.

Ball bei Roon, wohin ich nach 9 Uhr fahre. Großes Gedränge, weil der gesammte Hof da ist; bald nachdem ich angelangt bin, kommen Prinz und Prinzessin Carl — die Landgräfin — der junge Prinz Albrecht Nicolaus — der Prinz Waldemar — der Prinz Wilhelm von Baden — zuletzt treten König und Königin ein — der König heiter und wohlgemuth.

Ich will mich Budberg vorstellen lassen und der Gräfin Bernstorff, die mich zu ihrem Ball eingeladen hat, in der foule ist das aber gar nicht möglich; um so weniger, da sie fast immer um die Königin ist.

Nachher längeres Gespräch mit Roon in einer ruhigen Ecke — ich trage Richthofen's Bemerkung als Ergebniß der Beobachtung vor und erinnere an das mundus vult decipi — er hört aufmerksam zu und meint, das Kunststück ließe sich vielleicht machen. Sage ihm auch, was R. Haym in meinen Aufsatz hineingeschrieben hat — da meint Roon: „Nun! wenn ihm das Vergnügen macht —"

8. Februar 1862.

Starker Frost. Im Archiv gearbeitet. Zum Kronprinzen-Palais, um mich bei dem Herzog von Coburg einzuschreiben. Der ist aber, gestern früh eingetroffen, heute schon wieder abgereist, um seine Reise nach Afrika anzutreten. Ich glaube, Vollmann vertreibt ihn aus Europa.

Auf dem Wege in das Archiv Vincke besucht, der krank ist; langes Gespräch mit ihm. Er ist sehr empört über die Unvernunft unserer Abgeordneten und sehr besorgt der österreichisch-würzburgischen Pläne wegen.

Vorhin, als ich aus dem Archiv zurückkam, begegnete mir Droysen auf der Treppe und erzählte mir von einem Artikel Vollmann's gegen den Herzog von Coburg, den die Kreuzzeitung aufgenommen hat.

10. Februar 1862.

Im Archiv gearbeitet — Karten bei der jüngeren Gräfin Voß abgegeben. Abends zu Geffcken. Er hat mich gestern verfehlt — daraus, daß er mich aufgesucht hat, schließe ich, daß er mir etwas mitzutheilen hat — und so ist es auch. Er liest mir Briefe aus Kopenhagen vor. Man ist dort eben damit beschäftigt, Schleswig der dänischen Monarchie einzuverleiben; die neuesten Schritte der dänischen Regierung haben aber keineswegs den Beifall der europäischen Großmächte gefunden.

In Frankreich sind die Mittheilungen des dänischen Cabinets mit der entschiedensten Kälte aufgenommen worden. In Rußland ist man sogar sehr ungehalten darüber und hat seine Unzufriedenheit in der Antwort entschieden ausgesprochen — und selbst Lord Russel hat eine Note an das dänische Ministerium erlassen, „die vom deutschen Standpunkt aus beinahe correct zu nennen wäre".

Das Gebahren der dänischen Regierung ist himmelschreiend — Geffcken meint aber doch, daß unsere Regierung nicht zu Thaten kommen werde; „Sprechen Sie nur einmal mit Schwerin von einem Kriege mit Dänemark! Sie werden sehen! — Er will davon nichts hören; Auerswaldt auch nicht!"

In den Briefen aus Kopenhagen wird gesagt, daß eigentlich Schweden das jetzige Vorgehen der dänischen Regierung veranlaßt hat und das Ganze hinter den Coulissen leitet. Welche weitere Pläne Schwedens sich darunter verbergen, ist zur Zeit noch nicht klar.

Die Würzburg-österreichische Note; daß sie so ganz unerwartet kommen konnte, ist den preußischen Diplomaten nicht zu verzeihen. Ich erfahre, daß Savigny gar nicht einmal auf seinem Posten ist; er ist gegen seine Instruction seit Wochen hier in Berlin! Ich erfahre ferner, daß Savigny — wie sich das von den Nachkommen französischer réfugiés eigentlich von selbst versteht — in der reformirten Religion geboren und erzogen ist; er ist in Paris in legitimistischen Kreisen bewogen worden, zur katholischen Religion überzutreten.

Geffcken hat bei Bethman-Hollweg mit dem Minister und seinem Sohn Theodor zusammen gespeist — und Vater und Sohn stimmten darin überein, daß Bismarck-Schönhausen der einzige mögliche Retter sei.

12. Februar 1862.

Im Archiv gearbeitet. Bei dem alten Rostitz en tête à tête mit ihm gespeist und vielerlei mit ihm besprochen. Er meint auch, Bernstorf werde sich nicht halten können wegen seines Mangels an parlamentarischem Geschick.

Von da zu Max Duncker — und — grand Dieu! — was war da Alles zu besprechen!

Die note identique hat die ganze Lage ungemein verschlimmert schon durch ihre Rückwirkung auf die Stimmung unseres Parlaments. Es ist jetzt sehr zweifelhaft geworden, ob die Abgeordneten das Militärbudget annehmen werden. Wenigstens thun sie das nur, wenn in der äußeren Politik etwas Energisches geschieht, denn sie sagen, man

behält das liberale Ministerium nur noch bei, um das Militärbudget durchzubringen; hat man das erlangt, dann tritt ein reactionäres Ministerium, **das uns wieder nach Olmütz führt**, an seine Stelle! (NB. Dem vorzubeugen, wollen die Leute das Militärbudget ablehnen und damit das gegenwärtige Ministerium stürzen! — Ein eigenthümliches Mittel!)

Geschehen muß nun aber auch schon darum etwas, weil Preußen sich sonst verächtlich macht und der Abhängigkeit verfällt.

Max Duncker: Wir sind nach allen Seiten hin engagirt; wir sind in Schleswig-Holstein engagirt, wir sind in der Union engagirt, wir sind in Kurhessen engagirt. Alles zugleich können wir nicht durchführen — aber noch weniger darf man Alles zugleich fallen lassen. Man muß also sich entschließen, eine Wahl treffen; Eines fallen lassen und das Andere dann mit Energie verfolgen und durchführen.

Will man die holsteinische Sache durchführen, so muß man sich begnügen, auf die identische Note bloß durch einen Protest zu antworten und die kurhessische Sache ruhen zu lassen. Glauben Sie, daß die Würzburger und Oesterreich über den ersten, allgemeinen Vorschlag hinaus, den sie gemacht haben, einig bleiben würden?

Ich: Ganz gewiß nicht.

Max Duncker: Nimmt man die holsteinische Sache auf — die ist die am wenigsten gefährliche. Will man die kurhessische Sache verfolgen, so muß man es auf einen Bruch mit den Mittelstaaten und Oesterreich ankommen lassen; das ist einleuchtend. Man muß dann vor allen Dingen irgend einen Vorwand suchen, um Kurhessen militärisch zu besetzen. Das ist unerläßlich!

Wir müssen es thun, um vor allen Dingen Hannover von seinen süddeutschen Verbündeten abzuschneiden — und dann auch, um unserem einzigen Verbündeten in Süddeutschland, Baden, den wir nicht preisgeben dürfen, die Hand bieten zu können.

Aber nun weiter! Kommt es zum Bruch, dann bietet Napoleon seine Vermittelung an — und vermöge einer „Grenz-Regulirung" — der Abtretung von Landau und Saarlouis, auch sein Bündniß. Lehnen wir das ab, dann schließt er sich Oesterreich an, und wir haben den siebenjährigen Krieg minus Friedrich den Großen.

Ich: Für mich ist es nicht zweifelhaft, daß wir die holsteinische Sache wählen und ausfechten müssen. Dabei ist weit weniger Gefahr, als bei der kurhessischen. Aber ich bin nicht der Meinung, daß man sich begnügen müsse, auf die note identique mit einem einfachen Protest zu antworten.

Den verbündeten Regierungen ist es mit der Sache ganz gewiß nicht ernst. Es wäre ihnen gewiß nichts weniger als erwünscht, wenn man sie beim Wort nähme — aber sie verlassen sich darauf, daß das nicht geschehen kann und wird. Sie haben ihre Anträge gestellt in der festen Zuversicht, daß Preußen sie zurückweisen wird, und gerade damit Preußen sie zurückweise; damit sie dann sagen können: „wir haben die Hand geboten zur Einigung

Deutschlands, wir haben uns zu Opfern bereit erklärt — Preußen hat unsere Anträge zurückgewiesen und hindert allein die Einigung Deutschlands!"

In solchen Declamationen wollen sie sich ergehen; das muß man ihnen verderben. Darum müßte man zunächst noch einen Schritt weiter gehen und sie zwingen, Farbe anzugeben — ihre eigentliche Absicht bestimmter auszusprechen.

Man müßte also zunächst erklären: „Eine andere Grundlage" ohne nähere Bezeichnung ist ein so weitsichtiger und unbestimmter Begriff, daß man daraufhin auf Unterhandlungen nicht eingehen könnte. Sagt uns bestimmter, was das für eine Grundlage sein soll, legt uns ein wirkliches Programm vor; dann erst werden wir auch sagen können, ob wir auf Unterhandlungen darüber eingehen können oder nicht.

Max Duncker: Dann kommen sie mit ihren Dresdener Forderungen von 1850. Aufnahme des österreichischen Gesammtstaats in den deutschen Bund — Garantie des Besitzstandes — und eine Executive, in der Oesterreich und die Würzburger der Majorität nach gewisser wären, als auf dem Bundestag.

Ich: Das eben sollen sie aussprechen; dann sind wir im Vortheil und können sie vor ganz Deutschland bloßstellen.

Max Duncker meint, ich könne wohl recht haben; das sei sehr gut combinirt — doch bleibe die Hauptsache immer, daß etwas Energisches gethan werde.

Ich: Versteht sich, und auch ich bin der Meinung, daß die schleswig-holsteinische Sache energisch aufzunehmen, das wenigste Bedenken hat und die mindeste Gefahr herbeiführt. So lange wir einer deutschen Sache wegen mit Dänemark engagirt sind, können und dürfen es die Würzburger nicht bis zu einem Bruch mit uns treiben. Die hessische Sache führt zu einem Bruch mit dem südlichen Deutschland — und auf einen Bruch mit dem südlichen Deutschland dürfen wir es erst dann ankommen lassen, wenn wir Thaten aufzuweisen haben, die wir für das gesammte Deutschland gethan haben — vorher nicht!

Max Duncker gab mir schließlich recht; dennoch aber wird er, wenn man etwa die Action in der kurhessischen Sache vorziehen sollte — durchaus nicht widersprechen, sondern im Gegentheil. Dahin arbeiten aus allen Kräften, daß man den Entschluß auch mit Energie durchführe. Denn eine Sache zum Stillstand zu bringen, es dahin zu bringen, daß nichts geschieht, das sei nur zu leicht. Die Hauptsache aber sei doch immer, daß irgend etwas Namhaftes geschieht.

14. Februar 1862.

Heute wird über die kurhessische Sache discutirt; das Publicum nimmt großen Antheil; ich nicht.

Mir ist es sehr fraglich, ob diese Redeübungen sehr ersprießlich sind. Max Duncker meint, der König werde dadurch gereizt; er lege sich die Frage vor, ob man ihn denn zwingen wolle.

Diner bei Max Duncker; da sind Vincke, Saucken, der Abgeordnete Bürgers, — Herr v. Sänger und der Kammerpräsident Grabow. Es wird von der heutigen Discussion gesprochen, die herzlich unbedeutend gewesen zu sein scheint.

Die Stimmung im Hause hat sich merklich verschlechtert. Saucken äußert: wenn die Kreisordnung nicht angenommen wird, geht auch das Militärbudget bei den Abgeordneten nicht durch. Später fügt er hinzu: geht die Regierung in der kurhessischen Sache energisch vor — dann wird das Militärbudget fast einstimmig angenommen. (Wenn dabei nur nicht so viel Bedenken wäre; besser, wenn es die dänische Frage thäte.)

Vielerlei Erinnerungen von 1848 kommen zur Sprache; Herr General Prittwitz wird sehr scharf getadelt wegen des Rückzugs der Truppen in Berlin in den berufenen Märztagen.

Max Duncker sagte mir vorgestern noch: die zahlreichen Anträge in dem Hause über die kurhessische, die deutsche Frage u. s. w. könnten nur schaden; sie erweckten bei dem König den Gedanken, daß man ihn zwingen, seiner Politik die Bahnen vorschreiben wolle. Ich äußerte jetzt dieses Bedenken gegen Saucken; der antwortete aber: diese Anträge schienen doch im Gegentheil der Regierung erwünscht zu sein — nur die in Beziehung auf Italien nicht. (NB. Der Regierung vielleicht, ob auch dem König, ist eine andere Frage.)

Was den italienischen Antrag betrifft, so wünscht die Regierung, daß er nicht vorkomme oder doch verzögert werde, hat sich aber wieder sehr ungeschickt dabei benommen. Anstatt daß Bernstorf selbst mit der Hauptperson, mit dem Antragsteller Carlowitz darüber sprechen mußte, hat Patow ganz beiläufig ad vocem eines anderen Gesprächs, gegen eine Nebenperson in der Commission, die den Antrag bearbeitet, ausgesprochen: man möchte doch damit zögern; zu verstehen gegeben: man werde ohnehin die italienische Regierung demnächst anerkennen; man möge doch der Regierung den Vortheil und das Verdienst der ganz freiwilligen Initiative in dieser Beziehung lassen.

Patow dachte, das würde durch die dritte Hand an Carlowitz gelangen und den gewünschten Erfolg haben. Carlowitz hatte auch wirklich von der Sache reden hören — sah aber darin keinen genügenden Grund, inne zu halten, und die Sache geht vorwärts zur unangenehmen Verlegenheit des Ministeriums.

Langes Gespräch mit Lord Augustus Loftus, der zum ersten Mal wieder in der Welt erscheint, nach seiner langen Hof- und Familientrauer[1]). Er nähert sich mir — freut sich, mich nach langer Zeit wieder zu sehen u. s. w.

Fragt mit feinem Lächeln, ob es mir nicht aufgefallen ist, daß die Sprache der englischen Regierung in Beziehung auf die dänischen Angelegenheiten sich sehr geändert hat?

Ich (sehe, wo der dumme Kerl hinaus will): Effectivement j'ai remarqué que le langage de votre cour a sensiblement changé depuis quelque temps par rapport à la question danoise, et j'ai cru entrevoir que votre influence y était pour quelque chose.

[1]) Tod des Prinz-Gemahls Albert, December 1861.

Das nimmt er sehr wohl auf und gesteht mit großem Behagen: Allerdings! er sei diesen Sommer auf Urlaub in England gewesen und habe dahin zu wirken gesucht.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs ergibt sich dann: daß England einsieht, daß wir Recht haben, und dies offen ausspricht — das soll uns vollständig genügen; befriedigt dadurch sollen wir nun die Sache selbst aufgeben und nichts weiter verlangen!

L. Augustus weiß eine Menge vortrefflicher Gründe dafür.

Es sei das Klügste, was wir thun können, diese Händel fallen zu lassen; sie seien ein Dorn in unserem Fleisch; so lange wir in diese lästigen Händel verwickelt seien, hätten wir gar keine Freiheit der Action in Deutschland; u. s. w. u. s. w.

Tadelt vielfach und in wegwerfendem Ton unser gegenwärtiges Ministerium, das die Umstände gar nicht zu benützen wisse; nicht wisse, wie man sich benehmen müsse. Nebenher aber hat er selber gar keinen Begriff von unseren Zuständen und beurtheilt sie durchaus nach englischem Maßstab. So meint er: da sei kürzlich die Direction der Posten erledigt worden (durch Schmückert's Tod) — das hätte man benutzen müssen! — 30 Stimmen hätte sie mit dieser Stelle im Hause gewinnen können — und anstatt dessen gibt der Minister diese Stelle einem Bureaukraten, der mit dem Parlament gar nichts zu thun hat! — Wie thöricht!

Diese Art von praktischem Sinn, alias politischer Corruption, die Lord Augustus voraussetzt, existirt bei uns nicht in demselben Grade wie in England. Unsere Abgeordneten sind unbrauchbare Doctrinärs — aber käuflich sind sie nicht. Lord Augustus will zu mir kommen, um das Alles ausführlicher zu besprechen. Ich erwidere: Je n'ose vous proposer de passer chez moi — denn es sei sehr unsicher, ob er mich findet, da ich Vormittags meist im Archiv bin. Darauf meint er: Je sais que vous êtes toujours très occupé — und gibt mir die Tage und Stunden an, wo ich ihn am sichersten treffe.

Ich erbitte mir ein Gespräch mit Roon — er sagt mir im Vorbeigehen einiges Interessante — die Lage sei in der That bedenklich geworden — da das Königreich Italien sich etwas zu sehr von Frankreich protegirt fühle und sich gern aus dieser freundschaftlichen Umarmung loswinden möchte, fischt man von Wien aus nach einem Bündniß mit Frankreich, um sich gegen Italien besser zu stellen; und nicht ohne Aussicht auf Erfolg.

15. Februar 1862.

Zeitung. Bernstorf's Antwort auf die note identique. Sie ist gut; rügt auch, daß die Mittelstaaten sich ihrer Wortbrüchigkeit im Jahre 1851 rühmen. Ich vermisse auch das nicht darin, was mir besonders wichtig scheint: die Aufforderung, bestimmter zu sagen, was man denn eigentlich will.

Im Archiv gearbeitet. Abends gehe ich zu Roon; Max Duncker erkennt mich im Dunkeln in der Leipziger Straße und holt mich. Komisch, wie wir unter einer Laterne hohe Politik besprechen.

Ich sage, was mir Roon mitgetheilt hat über die Wiener Versuche, zu einem französischen Bündniß zu gelangen.

Max Duncker: Das ist wahr! aber dem läßt sich vorbeugen; der coup läßt sich pariren. Man braucht in Paris nur zu erklären, daß man das Königreich Italien anerkennt — daß man Napoleon in Italien will schalten lassen, wie er will — aber natürlich unter der doppelten Bedingung, daß er uns in Deutschland und im Norden freie Hand läßt und die Grenzen Deutschlands respectirt.

Wie mir Bernstorf's Antwort gefällt? — Sie sei gut! — es sei auch das darin, was ich verlangt habe. — Max Duncker hat einen Brief aus Baden; von Roggenbach, dem dortigen kaiseur, der verlangt auch, daß man in die Antwort setze, was ich nöthig glaube, und geht sogar noch weiter; er meint, man müsse auf Conferenzen eingehen, damit die Würzburger gezwungen werden, ihre Pläne bestimmt auszusprechen.

Unwillkürlich rufe ich aus: Das ist zu viel! Das ist zu viel! Das meint auch Max Duncker; er wird dazu nicht rathen.

Abends langes Gespräch mit Roon in seinem Cabinet.

Ich: Was ich zu sagen habe, ist nichts weniger als erfreulich. Die identische Note, die neuesten Würzburger Vorschläge haben im ganzen Lande unverkennbar eine große Irritation hervorgerufen, und die Lage der Dinge auch im Hause der Abgeordneten durchaus verändert. Die Ultramontanen, von denen man die günstige Entscheidung erwarten konnte — die stimmen jetzt gegen das Militärbudget wie ein Mann; denn sie sagen sich: die Politik der Regierung ist anti-österreichisch, folglich anti-päpstlich — so folgern die Herren — und einer solchen Politik muß man gesteigerte Mittel der Macht nicht gewähren. Die Fortschrittspartei sagt: man behält das liberale Ministerium nur noch bei, um das Militärbudget durchzubringen; dann kommt ein reactionäres Ministerium, das uns wieder nach Olmütz führt.

Roon: Herr v. Saucken ist bei mir gewesen, um mich zu befragen, ob nicht das Ganze doch wieder auf einen Zug nach Bronnzell hinauslaufen werde — ich weiß nicht, was das heißen soll. (NB. Er spricht in einem Ton der Nichtachtung von Saucken und von diesem Schritt, als ob er etwas Zweideutiges an sich habe.)

Ich: Saucken ist ein sehr achtungswerther Mann; ein verständiger, gemäßigter Mann, der zu vermitteln und zu versöhnen sucht, wo er kann und weiß und der Regierung schon manchen guten Dienst geleistet hat. Er hat ohne Zweifel E. E. diese Fragen vorgelegt, um im Innern der Fraction über die Absichten der Regierung beruhigen und sich dabei auf ein bestimmtes Wort von Ihnen berufen zu können. Dafür kenne ich ihn.

Roon: Das hat er mir auch gesagt — und persönlich achte ich ihn. Ich habe ihm geantwortet, daß ich jedenfalls nicht mit gehe nach Olmütz; das überlasse ich Anderen. So lange ich Minister bin, gehen wir nicht nach Olmütz. (Roon ging nun in das Allgemeine; wie es scheint, lag ihm daran, sein politisches Glaubensbekenntniß vor mir auszusprechen.)

Roon: Die seltsame Furcht vor der Reaction hat überhaupt gar keinen Grund. Ich kann versichern, in der ganzen Umgebung des

Königs denkt Niemand an Reaction. Die Umgebung des Königs theilt sich in zwei Parteien; die eine will auf dem gegenwärtigen Standpunkt stehen bleiben und nicht weitergehen; die andere will fortschreiten. Ich gehöre zu derjenigen, die fortschreiten will; ich habe im vorigen Jahre ein Ministerverantwortlichkeits-Gesetz unterschrieben, das viel liberaler war als das jetzige.

Aber ich bin der Meinung, daß man einem Hause, wie dem jetzigen, durchaus keine Concessionen machen muß, denn bei einem solchen Hause erweckt jede Concession nur den Appetit auf mehr — und dann muß man vor allen Dingen in den unteren Schichten vorwärts gehen, und da in Landgemeindeordnungen, Kreisordnung und Städteordnung die Leute an Selbstregierung und Selbstverwaltung gewöhnen und dazu erziehen. Solange das nicht geschehen ist, solange das Alles in bureaukratischer, centralisirender Weise gehandhabt wird, „in den höchsten Regionen dem König ein Recht nach dem anderen aus der Hand zu winden —" daraus kann nichts Gutes entstehen. (Er hat in Beidem Recht, besonders aber in dem letzteren Satz; ich gebe ihm daher auch mit entschiedener Zustimmung Recht — und füge hinzu: gerade dieser Mangel an Selbstregierung in den unteren Kreisen, verbunden mit den liberalsten Forderungen in den höchsten, sei das Unheil, an dem Frankreich seit der Revolution unheilbar leide.)

Roon mißbilligt solche Forderungen, namentlich den Antrag, den jetzt Carlowitz auf die Anerkennung des Königreichs Italien gestellt hat.

Ich: Das muß geschehen, aber man muß dergleichen nicht umsonst thun; man muß es verwerthen.

Roon: Thun muß man es allerdings — aber man muß es verwerthen — und man muß sich sicherstellen, daß man darüber nicht mit Oesterreich und mit Frankreich zugleich bricht.

Die Dinge in Italien sind gar nicht nach Napoleons Sinn gegangen — er beabsichtigt durchaus nicht die Einheit Italiens — er möchte dort Secundogenituren für Murats und Napoleoniden einrichten — die Anerkennung Italiens entzweit uns noch mehr mit Oesterreich — man muß sich vorsehen, daß sie uns nicht auch mit Frankreich entzweit. (NB. Das also ist das Bedenken, das die Anerkennung des Königreichs Italien noch aufhält. — Es ist gut, das zu wissen.)

Ich suche das Gespräch auf das eigentliche Gebiet zurückzuführen, um das es sich handelt, und bemerke: zunächst kommt es darauf an, das Militärbudget durchzubringen. Auf die Ultramontanen ist dafür nicht mehr zu rechnen — die einzige Möglichkeit, die Stimmenmehrheit dafür zu erhalten, liegt in einer activen auswärtigen Politik, die etwas Namhaftes unternimmt, wodurch es den Demokraten unmöglich gemacht wird, der Regierung die Mittel zu verweigern, deren sie bedarf.

Roon: Die auswärtige Politik kann uns nicht helfen; mit diesem Hause, mit dieser Gesellschaft ist ein für allemal nicht zu regieren: sie wird das Militärbudget ablehnen unter allen Bedingungen; man wird gezwungen sein, sie aufzulösen. (NB. Dahin also will man kommen; ich lasse das

gelten — theils, weil es wirklich unter Umständen dahin kommen kann — theils, weil ich alle Vorurtheile Roon's schonen muß, wenn ich mit ihm zum Ziele gelangen will.)

Ich: Ich glaube auch, daß wir der Nothwendigkeit, das Haus aufzulösen, nicht entgehen werden — dann handelt es sich darum, vom Lande bessere Wahlen zu erhalten als die gegenwärtigen — und die erhalten wir nur vermöge einer activen Politik nach außen — einer Politik, die große und populäre Zwecke mit Entschiedenheit verfolgt — der gegenüber die Demokraten schweigen müssen. Ohne eine solche Action nach außen fallen die nächsten Wahlen noch schlechter aus als die gegenwärtigen.

Roon: *Wir müssen bessere Wahlen zu erhalten suchen, aber eine active auswärtige Politik wird uns dazu nicht verhelfen.* Schwerin hat leider die Wahlen ganz sich selbst überlassen. Es war die Rede von einer königlichen Proclamation — *ich war nicht dafür*, denn der König soll nur selten und bei großen Veranlassungen zu seinem Volk unmittelbar selbst sprechen. Aber das Ministerium hätte mehr thun müssen; Graf Schwerin bestand aber darauf, die Wahlen müßten ganz sich selbst überlassen bleiben, damit sie der reine Ausdruck der öffentlichen Meinung würden. Er wollte gar nichts thun — und so kommen denn alle die Dinge, die bei Gelegenheit der projectirten königlichen Proclamation zur Sprache gekommen waren, nur sehr abgeblaßt in sein zweites Wahlcircular — das noch unglücklicher war als das erste. Er hielt sich darin ganz im Negativen; er sagte nur, was für Leute die Regierung nicht haben will — das könnte nichts helfen!

Ich bin überzeugt — noch steht das Königthum so in Preußen — noch stehen die Sachen so, daß, wenn die Regierung ausdrücklich sagt, was sie für Abgeordnete haben will — *wenn allen Regierungspräsidenten u. s. w. gesagt wird, was für Leute die Regierung haben will — und wenn sie angewiesen werden, in diesem Sinn auf die Wahlen zu wirken — dann bekommen wir sie auch!*

Ob der Graf Schwerin das thun kann nach seinen Antecedentien — nach Allem, was er gethan hat, das muß ich dahingestellt sein lassen! (NB. Also durch Maßregelungen will diese Fraction des Ministeriums conservative Wahlen erzwingen — und damit die eingeleitet werden können, soll Schwerin entfernt werden — mit dem natürlich Auerswaldt, Bernuth, B-Hollweg und Pückler austreten!)

Ich: Allerdings muß man auch direct auf die Wahlen einzuwirken suchen — aber die unmittelbare Einmischung der Behörden als solcher hat doch auch manche Bedenken.

Was mir in dieser Beziehung vor Allem nothwendig scheint, ist, daß man eine Regierungspartei fest organisirt — so wie die Demokraten für die letzten Wahlen organisirt waren — und dann vorzugsweise die Partei in eigenem Namen auf die Wahlen einwirken zu lassen. Aber ich halte daneben auf eine active Politik, die jede Möglichkeit der Opposition bestimmt, für nothwendig; die Lage ist von der Art, daß man alle Mittel zu Hülfe nehmen muß. Denn wenn man etwa nach der Auflösung ein noch schlechteres Haus

erhielte, das wäre um so bedenklicher, je entschiedener die Regierung sich in eigenem Namen bei den Wahlen betheiligt hätte. Kommt es alsdann zu einem offenen Bruch, dann wird die Partei um einen sehr hohen Einsatz weitergespielt — man könnte auf diesem Wege dahin kommen, daß man sich gezwungen sähe, die Verfassung nicht mehr zu achten.

Roon: Die Verfassung zu verletzen, daran denkt Niemand!

Ich: Das weiß ich wohl, daß Niemand das beabsichtigt — und daß man höchsten Orts durchaus von jedem solchen Gedanken entfernt ist — aber man kann durch die Umstände dazu gezwungen werden.

Roon: Das könnte nur geschehen, wenn die Verfassung von unten gebrochen würde.

Ich: Für eine Revolution, für einen Volksaufstand nach einem irgend erheblichen Maßstab gibt es in Preußen gar kein Material mehr, denn die Bauern sind sehr conservativ geworden, seitdem sie erlangt haben, was sie insbesondere wollten, nämlich die vollständige Separation.

Roon verweist auf den Pöbel der großen Städte, der immer und überall die Aufstände mache und auch bei uns wohl dahin zu bringen sei.

Ich: Ach! mit dem wird man sehr leicht fertig.

Roon: Gewiß! wenn nur Jemand an der Spitze steht, der ernstlich und entschlossen will! — Der sich nicht bewegen läßt, ohne Nothwendigkeit nachzugeben. Aber es fragt sich, in wiefern darauf zu rechnen sei.

In einem etwas unregelmäßigen Hin- und Herreden äußert Roon, an sich und im Allgemeinen sei eine active auswärtige Politik allerdings die allein angemessene für Preußen; Preußen sei ein parvenu unter den Großmächten und müsse sich eben darum thätig zeigen; er ging so weit, zu sagen, wo es Händel gebe, da müsse Preußen dabei sein. Ich nahm damit die Nothwendigkeit einer activen Politik nach außen auch in diesem Augenblick für eingeräumt und kam auf mein eigentliches Thema zurück, indem ich fortfuhr:

Die nächste Frage ist demnach, was nun zuerst geschehen muß. Zwei Wege stehen uns offen; nach zwei Seiten hin sind wir engagirt: in der kurhessischen Frage, die auf das Engste mit der Reform des deutschen Bundes verbunden ist — und in dem dänischen Streit. Beides zugleich können wir nicht durchführen; dazu reichen unsere Mittel nicht aus. Eine von beiden muß für jetzt in der Schwebe gelassen werden, damit wir die Andere mit Energie durchführen können. Es frägt sich nun also, welche soll fürs Erste in der Schwebe gelassen, welche soll aufgenommen werden?

Sie kennen die Lage der Dinge bei uns natürlich weit besser als ich; Sie wissen besser als ich, wie leicht es bei uns ist, durch Einwendungen, die man macht, durch Bedenken, die man erhebt, jede Action wieder zum Stillstand zu bringen und zu bewirken, daß man beschlossene Dinge wieder aufgibt — und daß gar nichts geschieht. Die Hauptsache ist aber, daß überhaupt Etwas geschieht; irgend Etwas. Wenn Etwas beschlossen würde, und wenn es auch nach meiner Ueberzeugung nicht gerade das Zweckmäßigste wäre, würde ich mich doch sehr hüten, wenn man mich um meine Meinung fragte, zu wider-

sprechen und abzurathen; ich würde fürchten, damit Alles wieder auf die völlige Unthätigkeit zurückzuführen.

Für mich ist also die eigentlich entscheidende Frage nicht: was ist an sich das Zweckmäßigste? — sondern: womit kommt man wirklich durch? — Wobei ist die größte Wahrscheinlichkeit, daß man die Sache auch wirklich durchführt — nicht mitten darin fallen läßt? — Wohin geht an maßgebender Stelle überwiegend die Neigung?

Roon: Wiederholt, was er zum Theil schon gestern angedeutet hatte: „Der König wälzt die kurhessische Sache vielfach hin und her im Gemüth;" sie beschäftigt ihn sehr!

Sollten die Würzburger sich zu irgend einer übereilten That, zu einem wirklichen Einschreiten verleiten lassen — oder sollte von unten her Etwas geschehen, ein Aufstand ausbrechen: „dann ist er entschlossen!" — „dann greift er zu" — besonders wenn Oesterreicher oder Bayern in Hessen einrücken wollten.

Dann würde die europäische Combination sich so stellen: auf der einen Seite England, Preußen und Italien — da Italien sich sehr danach sehnt, aus der freundschaftlichen Umarmung Frankreichs loszukommen — auf der anderen Seite: Oesterreich, Frankreich und die Würzburger.

Aber den Fehler, in Hessen einzurücken, werden Oesterreich und Bayern nicht begehen — und im Allgemeinen hat der König doch auch wieder eine gewisse Scheu vor der kurhessischen Sache; er bebt davor zurück, „wie vor etwas Gespenstischem" — sie ist ihm etwas Unberechenbares, wovon man gar nicht weiß, wohin es führen könnte.

„Im Allgemeinen geht die Neigung mehr nach dem Norden."

Ich: Nun gut also, dann ist es die dänische Sache, die aufgenommen und durchgeführt werden muß. Mir ist das um so erwünschter, da mir das auch an sich das Zweckmäßigere scheint, wobei die mindere Gefahr ist. — Ich führe nun alle Fahrlässigkeiten der kurhessischen Sache aus, wie ich sie neulich mit Max Duncker durchgesprochen habe.

Roon gibt zu, daß man sofort in Hessen einrücken müßte, um demnächst Hannover entwaffnen zu können — aber dazu bedürfte man eines Vorwands, und wo soll man den hernehmen, wenn die Würzburger nicht den Fehler begehen, ihrerseits in Hessen einrücken zu wollen?

Ich: Wenn sich kein Vorwand findet, ließe er sich ohne Mühe schaffen — wenn man höchsten Orts einwilligen wollte, Etwas in Macchiavelli's Weise zu erfahren — was freilich nicht geschehen wird. Wenn man etwa eines Aufstands in Hessen bedürfte, um unter diesem Vorwand einzurücken: der ließe sich leicht bewerkstelligen; dazu bedarf es nur eines Winkes!

Darauf fahre ich fort in der Berechnung, daß Frankreich, weil wir ihm doch nun einmal auf dem linken Rheinufer nichts einräumen können, sich höchst wahrscheinlich Oesterreich und den Würzburgern anschließen würde.

„Dann haben wir den siebenjährigen Krieg minus Friedrich den Großen!"

Roon: Und plus einer französischen Armee, die eine andere ist, als die damalige unter Soubise!

Ich: Gewiß! — Ich gehe nun die minder bedenklichen Chancen eines dänischen Krieges durch, und daß wir es später, wenn wir erst Thaten aufzuweisen haben, die wir für Deutschland gethan haben, weit eher auf einen Bruch im Innern Deutschlands können ankommen lassen.

Ist nun die Action an sich nothwendig — nach dieser Seite hin am wenigsten bedenklich — so ist es ferner, in Beziehung auf unsere inneren parlamentarischen Verhältnisse, dringend geboten, sie zu beschleunigen.

Roon: Für das Militärbudget hilft uns die dänische Sache gar nichts! — „Da muß noch manches Blatt Papier gewechselt werden," ehe es zur Action kommen kann — die Entscheidung über das Militärbudget muß aber unmittelbar erfolgen.

Ich: Für das Militärbudget kann uns die Sache allerdings nicht mehr helfen — wohl aber für die Wahlen. Wenn das jetzige Haus aufgelöst werden muß, dann muß bis zum 1. Juli das neue Haus beisammen sein — und bis dahin können die Dinge wohl so im Zuge sein — wenn man den Gang der Sache beschleunigen will — daß jede Opposition gegen die Militärvorlage offenbar absurd wird.

Roon: Ich habe mir Alles überlegt, was Sie sagen; Sie haben Recht! Wir bedürfen einer Action nach außen, um das Fieber im Innern zu lindern. Und Sie haben auch darin Recht, daß Dänemark das geeignete Feld für unsere Action ist. „Ich werde morgen am Tage mit Bernstorf darüber sprechen."

„Ich habe auch neulich schon mit Patow gesprochen über die Idee, die Sie neulich aussprachen, wegen des Steuernachlasses. — Patow schien darauf einzugehen — er fing gleich an zu rechnen. Ich berief mich dabei auf Sie und sagte ihm: sprechen Sie mit Bernhardi weiter über diese Sache!"

Ich: Da werde ich suchen, eine Gelegenheit wahrzunehmen, um weiter mit Patow über die Sache zu sprechen.

Roon: „Ach Gott! — rechnen Sie darauf nicht! — das ist ein wogendes Gewässer — das steigt und fällt! — das ist heute so und in acht Tagen anders!

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

Stempelpapier.

Von

Salvatore Farina.

IV.

Seit dem Tage der Pfändung gelang es Giusto nicht mehr, Christinen auf der Straße zu begegnen. Sant' Alessandro sah nicht länger seine andächtige Kleine, weder bei der Mittagsmesse noch bei einer anderen; und als der Maler sich davon überzeugt hatte, weil er einen ganzen Sonntagsmorgen wie ein Pfeiler (ein ruheloser allerdings) gestanden und allen Mädchen das Weihwasser gespendet hatte, blieb ihm kein Zweifel, daß der Papa den Befehl ertheilt habe, die Kirche zu wechseln und zur ersten Messe nach San Giorgio oder San Lorenzo zu gehen. Und an einem Festtag that Giusto nichts, als von Kirche zu Kirche wandern; einfacher wäre es gewesen, sich der Thüre des Hauses gegenüber aufzupflanzen, aber er fürchtete, vom Gerichtsvollzieher gesehen zu werden, der, um sein Kind vor dieser Heirath zu bewahren, fähig gewesen wäre, sie um die Messe und das Paradies zu bringen.

Aber auch in San Giorgio und San Lorenzo ließ Christine sich nicht sehen. Nun ergriff den verliebten Maler eine entsetzliche Angst: vielleicht war seine Christina krank geworden! . . .

Kaum war dieser Gedanke ihm gekommen, so machte Giusto sich schon auf, die theure Kranke zu besuchen.

Ihn erwarteten zugleich eine Freude und ein neuer Schrecken: die Hausthür war verschlossen, die Portiersfrau theilte ihm mit, das junge Mädchen sei mit der Magd auf einige Tage in die Brianza gereist, während der Vater zurückgeblieben, um seine Vorladungen und Pfändungen zu besorgen. Wenn jedoch Giusto den Signor Ippolito nach den Gerichtsstunden sehen wolle, so möge er Punkt sechs kommen; um diese Stunde werfe jener gewöhnlich einen Blick ins Haus, bevor er zum Essen in die Trattoria ginge.

Der Maler wußte nun ziemlich genug.

„Nach welchem Orte der Brianza?"

„Nach Barzanò."

Der große Künstler fragte nichts weiter; mit dem nächsten Zuge fuhr er nach Monza und von da mit der Pferdebahn nach Barzanò. Aber wie er auch nach dem Hause des Gerichtsvollziehers Ippolito fragen mochte, Niemand hatte von einem solchen jemals gehört; und als er von Christina zu sprechen begann, die er ausmalte, wie ein verliebter Maler es zu thun versteht, bekam er zu hören, daß es in diesem Sommer hier herum sehr viele hübsche Mädchen gebe; aus Mailand und Monza seien wenigstens an die zwanzig gekommen, fast alle in den Villen zerstreut, kaum zwei oder drei im Ort.

Guter Gott! zwei Schritte von Christina zu sein, und sie nicht sehen zu können!

Uebrigens fand Giusto noch vor Abend den richtigen Weg, indem man ihm ein Landhäuschen angab, anderthalb Kilometer von Barzanò entfernt, wohin eine Signorina, vor Kurzem mit der Dienerin angekommen, sich begeben habe, um dort, bei dem Notar Cipolla, zu wohnen.

Die Berühmtheit des Notars Cipolla war groß in Mailand, weil in seiner Schreibstube die verwickeltsten Sachen erledigt wurden; desgleichen, weil seine Gemahlin, Tochter auch sie eines berühmten Gerichtsvollziehers, sich den Ruf erworben hatte, eine Schwatzelster ersten Ranges zu sein. Ebenso zugeknöpft und schweigsam, wie Cipolla aus amtlicher Nothwendigkeit, war die Frau neugierig und klatschhaft; und man hatte den sprechenden Beweis, daß der Notar, wenn er nach Haus gekehrt war, sein gravitätisches Wesen ablegte, um sich von der Notarin aufknöpfen und umwenden zu lassen bis aufs Unterfutter. Deshalb brachte Cipolla die complicirtesten Handelsgesellschaften, auf Commanditantheil oder anonym, mit beschränkter oder unbeschränkter Haftpflicht, zu Stande; aber es geschah selten, daß unter seiner Assistenz ein Testament gemacht wurde.

Giusto hatte ihn einst in Oel gemalt, ohne während der ganzen Sitzungen etwas Anderes als einsilbige Worte aus ihm herausbekommen zu haben; wenn er ihm jetzt einen Gelegenheitsbesuch machte, so würde man ihn wenigstens zu Mittag einladen, ihn zwischen die Notarin und seine Christina setzen, und er könnte stets ihre Hand unter dem Tischtuch halten.

Unglücklicherweise war an jenem Tage der Notar Cipolla nicht in der Villa, und als Giusto das Dienstmädchen nach ihm gefragt, und das Dienstmädchen ihm geantwortet hatte, er müsse ihn in Mailand aufsuchen, konnte er nichts thun, als sich entfernen. Dennoch suchte er Nachrichten über Christina zu erhalten; aber ach! das gute Kind war erkrankt und der Doctor Cipolla eben nach Mailand geeilt, um es dem Papa mitzutheilen.

Giusto sah jede Hoffnung scheitern; er wußte nicht recht, ob er seine Eigenschaft als Onkel und Vetter herauskehren und darauf dringen solle, zu der Frau Notarin geführt zu werden . . . er hatte eine unbestimmte Furcht, jede Frucht seiner Reise zu verlieren, wenn der Gerichtsvollzieher davon erführe; er blickte eine Weile umher, vielleicht in der Hoffnung, daß die neugierige Dame ihm in den Wurf komme; schließlich ging er mit der einzigen Hoffnung, daß Niemand ihn gesehen habe. Und wenigstens darin hatte er Glück, denn weder der Notar noch der Gerichtsvollzieher sahen ihn, er aber

sah eine halbe Stunde später beide mit der Trambahn ankommen, während er wie ein geprügelter Hund umherirrte, seine unruhige Liebe hinter den Maulbeerbäumen der Gegend verbergend.

Er verlor die Villa nicht aus den Augen, bis hinter den Fenstern Licht angezündet wurde; an einem derselben blieb das Licht unbeweglich, und das war sicherlich das Krankenzimmer Christinens.

Giusto streifte einen großen Theil der Nacht um das Landhaus her, so daß er die Kettenhunde wach hielt, welche die Gegend mit ihrem Gebell erfüllten; immer suchte er das brennende Licht, mit einer unmöglichen Hoffnung, nämlich, daß seine Geliebte den Schritt Giusto's über die Schollen der Felder erkennen und ans Fenster eilen werde, um ihm einen Gruß zu senden, ihm leise zu sagen: „Es geht mir besser, und ich liebe Dich."

Statt dessen holte Giusto sich in jener Nacht nur ein rheumatisches Fieber, und als er zu später Stunde den Wirth in Barzanò weckte, klapperte er mit den Zähnen wie ein Verdammter.

Und dort, unter dem Schild der „Krone", legte er sich und ließ am Morgen den Kreisphysicus kommen, unter dessen Händen er gut vierzehn Tage zwischen Leben und Sterben in dem Orte blieb.

Als er aus diesem langen Schlafe erwachte, erfuhr er, daß der Notar Cipolla und Vetter Ippolito ihn besucht hatten, ohne daß er einen erkannt, und daß Christina, völlig wieder hergestellt und frischer, schöner als je, mit dem Papa nach Hause gereist sei.

Ach, wie weh that ihm der Kreisarzt mit diesen Nachrichten! Und dennoch gab die Natur, stärker als er, ihm ein eigenthümliches Wohlsein, eine Zufriedenheit, wie er sie noch nie zuvor empfunden; eine sanfte Wonne, vor der die Schwermuth wie in Nichts zerrann. Und zuweilen, in diesem Genesungsgefühl, erkannte er, daß das Leben schön ist, und daß man sich immer an Etwas erfreuen kann, wenn man sich mit Wenigem begnügt und auf Vieles verzichtet.

Aber sogleich folgte der wahnsinnige Schreck, alle Jahre seines Daseins getrennt von dem geliebten Mädchen leben zu müssen; und Ergebung schien ihm unmöglich, sobald ihm die entsetzliche Nachricht aufs Herz fallen werde, daß seine Christina mit einem Andern verlobt, daß Christina mit einem Andern vermählt sei. Ach! dieser Gedanke allein vernichtete die ganze Seligkeit der Genesung.

V.

Eines Tages war Giusto guter Laune. Immer noch bettlägerig im Wirthshaus zur „Krone", kamen ihm kühne Gedanken eines Gesunden; er sagte mit lauter Stimme sich selbst, und sagte es dem Wirthe, der sein Freund geworden: „Ich fühle mich wohl, der Doctor versteht nichts, er will mich noch im Bette halten, während man sehen wird, daß ich aufstehe, mich ankleide und nach Mailand gehe, ohne meine Rechnung zu bezahlen. Wollen Sie wetten?"

Der Wirth konnte auf eine solche Wette nicht eingehen; der Rechnung war er sicher; wenn die Stunde gekommen, möge Giusto abreisen, auch ohne bezahlt zu haben; aber jetzt solle er im Bett bleiben, um nicht Alles zu verderben.

An diesem Morgen kam der Notar Cipolla; er war zugeknöpft, wie gewöhnlich, und sein Besuch kurz, denn er hatte niemals viel zu sagen; aber während der Mühsal dieses Gesprächs kam dem Maler ein lustiger Einfall: sein Testament zu machen.

Und er that ihn mit ernstem Gesicht kund.

„Hören Sie, Herr Notar, ich will Ihnen meinen letzten Willen dictiren."

Der Notar Cipolla machte große Augen, die zu sagen schienen: welche Art von letztem Willen können Sie haben?

„Ich will mein Testament machen. Wollen Sie mir helfen?"

Der Notar Cipolla erwiderte, ja, er wolle es thun, denn am Ende war es sein Beruf; doch welchen Grund habe der Signor Giusto, sein Testament zu machen, jetzt, wo sich ihm, eine nach der anderen, die Quellen des Lebens wieder öffneten, eines langen Lebens, nach dem allgemeinen Eindruck zu urtheilen . . . wie alt konnte der Signor Giusto sein? . . . weniger als vierzig . . .

„Eben sechsunddreißig."

„Also?"

Aber nachdem er dieses letzte Wort gesprochen, hielt der Notar erschreckt inne, wie wenn er zu viel oder nicht das Richtige gesagt habe. War es etwa nicht seine professionelle Pflicht, das Gegentheil zu predigen, den jungen und gesunden Leuten zu sagen: „Testirt, dieweil Ihr wohlauf seid; der Tod kann kommen, wann Ihr es am wenigsten erwartet, und es wird Euch gereuen, in jene Welt hinüberzugehen, ohne die Angelegenheiten dieser nach Eurem Gefallen geordnet zu haben."

Statt dessen hatte sich der Notar den Gedanken, daß dieser Leuchtthurm der lombardischen Malerei keinen rothen Heller habe, so tief in den Kopf gesetzt, daß er seine erste Aeußerung durch eine andere verbesserte, die fast gleichbedeutend war.

„Welche Veranlassung haben Sie, ein Testament mit Hülfe eines Notars zu machen? Machen Sie ein eigenhändig geschriebenes. Sie verstehen sich nicht darauf? Ich will es Ihnen sogleich zeigen . . . Irgend ein Stück Papier . . ."

Nein, nein. Es war vergebens. Giusto wollte die Sache vor Notar und Zeugen und auf Stempelpapier machen.

Der Notar sagte kein Wort weiter.

„Ich möchte es sofort thun."

„Thun wir es denn sofort."

Alsbald ließ der Notar zwei Stempelbogen holen, und Giusto wollte sie bezahlen, ohne die Rechnung zu erwarten; man rief den Wirth, der den Koch, den Kellner und den Küchenjungen rief, sämmtlich unanfechtbare Zeugen männlichen Geschlechts und großjährigen Alters, und Giusto dictirte, ohne zu lachen, während er eine außerordentliche Neigung dazu hatte:

„Aus meinem kleinen Vermögen von zweimal Hunderttausend Lire in italienischen Staatsschuldscheinen, die sich in der Schatulle meines Schreibtisches vorfinden werden, mache ich vier gleiche Theile für meine theuren Ver-

wandten; denn ich habe keinen Grund, den Einen mehr als den Anderen zu begünstigen, da sie mir bewiesen haben, daß Einer so viel werth ist wie der Andere.

„Ich vermache also 50 000 Lire meinem guten Vetter, dem Priester Barnaba, mit der Verpflichtung, daß er selbst, wenn er bei meinem Tod am Leben ist, oder ein anderer Priester seiner Kirche, zehn Messen als Fürbitte meines Fegefeuers lese. Auch schenke ich dem genannten Vetter, Priester Barnaba, die Madonna der Sieben Schmerzen, welche ich mir vornehme zu malen, und die er in der Capelle aufhängen soll, in der er Messe liest.

„Ich vermache 50 000 Lire meinem Vetter Venanzio Bordini.

„Ich vermache 50 000 Lire meinem Onkel Bortolo Negri, Viehhändler.

„Ich vermache 50 000 Lire meinem Vetter Ippolito Portatore, Gerichtsvollzieher.

„Ich hinterlasse die Gemälde und Alles, was sich bei meinem Tode in meinem Atelier vorfinden wird, meiner Cousine Christina, Tochter meines Vetters Ippolito.

„Und indem ich meinen theuren Verwandten ein langes Leben wünsche, um mich von ihnen mit geringem Aufwand beerdigen zu lassen auf dem Gemeindekirchhof, in einem bescheidenen Wagen zweiter Klasse, dritter Ordnung — unterschreibe ich mich Giusto Giusti."

Während er die Stempelbogen mit seinen Tintenklecksen füllte, hatte der Notar Cipolla, hatten auch der Wirth, der Kellner, der Koch und der Küchenjunge ihre Gedanken, die, denselben Weg verfolgend, aus Verwunderung mit einem leisen Verdacht der Fopperei gemischt waren.

Aber der Testator war ernsthaft geblieben, da er wohl wußte, daß, wenn ihm ein Lächeln entwischt wäre, sein ganzes Vorhaben fehlgeschlagen sein würde.

Und was war seine Absicht? Nichts Anderes, als für wenige Lire Stempelpapier sich über seine reichen und filzigen Verwandten lustig zu machen.

Ihn hatte keineswegs zu der testamentarischen Komödie die thörichte Befriedigung verlockt, bei seinem Tode die Erben mit langer Nase abziehen zu lassen; ganz im Gegentheil; er fühlte sich neu belebt, es schien ihm klar, daß es ihm zufallen würde, Einen nach dem Andern, alle seine Vettern und seinen Onkel, den Schlächter, zu begraben, und seiner Zeit wollte er willig diese Liebespflicht erfüllen. Der Spaß erhielt seine Würze durch die Gewißheit, daß der Notar, sobald er nach Haus käme, der Notarin Alles sagen werde, die sicherlich, in strengstem Vertrauen, zuerst den Gerichtsvollzieher und dann alle mit einander davon unterrichtet hätte.

Giusto stellte sich im Voraus die bestürzten Gesichter Onkel Bortolo's, Priester Barnaba's und der andern Vetter vor, wenn sie erfuhren, daß der große Maler nicht nur ein „Leuchtthurm", sondern auch ein wohlgefüllter und tüchtiger Geldbeutel sei, der eine lustige Musik von Goldstücken erklingen lassen könne.

Da sie, außer Vetter Venanzio, alle reiferen Alters waren, hätten sie wenig Hoffnung, auch nur mit einem Finger die Erbschaft zu berühren, und

das würde ihre Strafe sein; denn Giusto fühlte sich wohler als je. Kurz, es werde eine fröhliche Zeit für ihn beginnen. Nur würde es ihm ein wenig schwer fallen, die Rechnung des Wirths zu bezahlen, und später den Notar ... aber wer weiß, ob er, während der Reconvalescenz, den Wirth nicht bestimmen könne, ihm zu sitzen; vielleicht auch bedürfte das Porträt des Notars Cipolla einer Retouche; nein, es war vielmehr gewiß; denn Cipolla, der früher einen Bart trug wie ein Kapuziner, hatte sich ganz glatt rasirt, seitdem er die Würde eines Notars bekleidete.

Und ... was weiter?

Ja, was weiter! Nur dies: daß der Vetter Gerichtsvollzieher, wenn er von den zweimal Hunderttausend Lire des Malers gehört, sich beeilen würde, ihm die theure, die schöne Cousine in die Arme zu legen.

Und warum fühlte Giusto, bei dem Gedanken, seine Liebe sich durch dieses Mittel zu verschaffen, ein Bedenken?

Weil der große Künstler auch ein ehrlicher Mensch war, durchaus fähig, seine Geliebte wie ein Bandit zu entführen, aber im Licht der Sonne, den Schwiegervater und die anderen Gegner, wenn es deren gab, mit einer gespannten calabresischen Donnerbüchse in Respect haltend; aber die Hand auf sein Glück zu legen durch eine List, sogar durch einen Betrug, das widerstrebte ihm.

Und er fühlte sich versucht, dem Notar Cipolla, der den feierlichen Act schweigend beendete, zu sagen, daß er es schon bereue, mit seinen Verwandten sich einen Scherz haben machen zu wollen. Er betrachtete verstohlen den Wirth und die Zeugen, und sie schienen ihm vier brave Leute, welche außerordentlich zufrieden waren, die Würde classischer Zeugen zu kosten; er hatte Mitleid mit ihnen; außerdem fürchtete er den stummen Zorn des gefoppten Notars, und vollendete darum die Posse, indem er den Stempelbogen unterzeichnete und Allen zusammen dankte, ihm bei diesem Unternehmen Hülfe geleistet zu haben.

Nun aber ward es ihm wirklich zu eng im Krankenzimmer und im Bett.

Im Umsehen war er auf den Beinen und erfüllte die Mitschuldigen seines Testaments mit Verwunderung, da sie wohl immer hatten sagen hören, daß sein Testament machen das Leben verlängere, aber noch nicht wußten, und jetzt mit Händen griffen, daß es die Genesung von einer schweren Krankheit beschleunige.

Vor der Abreise nach Mailand wollte Giusto noch den Doctor begrüßen, den er nicht zu Hause fand, dann den Notar Cipolla, oder um mehr bei der Wahrheit zu bleiben, die Signora Cipolla.

Und er rieth richtig, daß die Notarin von dem Testament wußte, daß sie es von Anfang bis zu Ende kannte, denn ihre Perle von Gemahl hatte keine Geheimnisse vor seiner Ehehälfte.

Wo war der werthe Herr Notar? ... In Geschäften nach Mailand. Aber Signor Giusto dürfe nicht stehen bleiben! Er müsse sich schwach fühlen nach einer solchen Krankheit; möchte er nicht einen Augenblick Platz nehmen, um ein bißchen zu plaudern ...

„Danke, danke."

Und Giusto rieb sich die Hände, indem er dachte: diese Elster wird sprechen, sie kann es nicht erwarten, das Geheimniß ihres Mannes allen Betheiligten auszuschwatzen.

„Sie kehren nach Mailand zurück?"

„Ja, Signora."

„Sie Glücklicher, ich muß noch eine Woche Buße thun auf dem Lande, bevor ich wieder nach unserm schönen Mailand komme . . . wo ich Sie mitunter zu sehen hoffe."

Giusto verneigte sich und sagte noch eine Lüge, indem er versicherte, daß er nichts Besseres wünsche . . .

Gegen Abend war er wieder daheim in der Stadt, in seinen öden Zimmern und öffnete beide Fenster weit, um mit der Septemberluft den Hauch neuer Jugend hereinzulassen.

VI.

Aber Giusto war nicht zufrieden, bevor er seine Christina gesehen, und als es Sonntag war, fing er wieder die Besuche der drei Kirchen an; er begann mit San Lorenzo, welche die entfernteste war, ging bei San Giorgio vorüber und dann, mit geringer Hoffnung, nach Sant' Alessandro, und hatte wirklich das Glück, Christina die Stufen herabkommen zu sehen, als er auf die Piazza einbog.

Das Mädchen seines Herzens war so gut wie allein, denn das Dienstmädchen war taub wie eine Glocke, und auf ein paar Wörtchen, wie sie der große Künstler bei Gelegenheit zu sagen verstand, würde sie auch blind und stumm werden.

Giusto beschleunigte den Schritt.

Als er dem Cousinchen zur Seite war, nahm er natürlich ihren Arm, und das Mädchen, sich umwendend, sagte:

„O welche Freude; Onkel Giusto!"

Ohne zu protestiren, nahm der Maler diesen Grad der Verwandtschaft hin, weil er meinte, in den Augen der Magd sei die Vertraulichkeit des Onkels vielleicht etwas Erlaubtes, während seit unvordenklicher Zeit die Vettern keines besonderen Rufes genießen.

Und die Hand des Nichtchens in der seinen haltend, ging er langsam mit ihr die Via Olmetto hinab. Das taube Dienstmädchen hatte sich, als ob das noch nothwendig sei, zurückgezogen, um die Unterhaltung der Herrschaften nicht zu hören, und also, ohne Zeit zu verlieren, theilte Giusto seiner Christina mit, daß er sie in Barzanò gesucht habe, daß er die halbe Nacht um das Haus herumgeirrt sei, in welchem er seine geliebte Patientin wußte, und daß er darauf selbst krank geworden . . .

„Krank! aber jetzt geht es Dir gut?"

Ausgezeichnet! besonders wenn Christina in einen Vorschlag willigte, den der Maler ihr machen würde.

„Sprich . . ."

Giusto hatte sehr viele Vorschläge auf der Zunge, jedoch einer, der reizvollste, erschien ihm, nun der Augenblick da war, von einer unbesonnenen Kühnheit, und er behielt ihn sich für ein anderes Mal vor.

„Sprich, sprich!"

Und der Maler sprach. Er sagte, wenn Christina ihn, den Aermsten, ein bißchen lieb haben wolle, so könne sie ihn zum Seligsten der Sterblichen machen.

Christina schlug einen Moment die Augen nieder, dann resolut wieder aufblickend und dem geliebten Onkel ins Gesicht schauend, fragte sie leise:

„Und was soll ich thun?"

Jeden zurückweisen, den ihr der Papa zum Gemahl vorschlüge, sei es ein Gerichtsvollzieher oder ein Amtsschreiber, oder der Richter selbst, ja wär' es auch der erste Präsident des Appellationsgerichts; ruhig erklären, keinen andren Mann heirathen zu wollen, als Giusto Giusti.

Christina senkte den Kopf auf die Brust, und es schien dem armen Liebhaber, daß sie schweigend sagen wolle, sie werde niemals den Muth dazu finden.

„Du hast nicht das Herz dazu?"

„Doch," antwortete Christina einfach; „was Du von mir forderst, hab' ich schon gethan."

„Großer Gott! Wär' es möglich?"

Das junge Mädchen setzte kein Wort hinzu.

„Wär' es möglich!" murmelte Giusto; „und Dein Vater?"

„Ich hatte Furcht vor ihm und sah ihn nicht an; er blieb eine Weile vor mir stehen, ohne etwas zu erwidern, dann ging er schweigend; ich schlug die Augen wieder auf und weinte nicht mehr."

„Und ist seitdem der Papa verändert?"

„Er ist derselbe geblieben; und das macht mich besorgt: hab' ich nicht Recht?"

Giusto dachte ein wenig nach und erkannte, daß das Kind nicht Unrecht habe.

Da kam ihm wieder, und dringlicher als je, der Gedanke, seiner Christina eine großartige Flucht vorzuschlagen, aber noch sträubte sich seine Zunge dagegen. Und doch, was sonst thun? Christina war eben siebzehn Jahre alt, und um der väterlichen Autorität Trotz zu bieten, müßte sie erst mündig geworden sein; und so verjüngt er sich auch fühlte, so sah Giusto Giusti doch klar, daß es, wenn man sechsunddreißig Jahre alt ist, nicht wohlgethan sei, mit der Hochzeit fünf Jahre zu warten, sozusagen fünf ewige Jahrhunderte.

„Ach! meine Christina, wie sind wir doch unglücklich!"

„Nicht doch, wir sind nicht unglücklich, wenn wir uns lieb haben! Wir werden zu warten wissen, nicht wahr?"

„Ich, nein, ich kann nicht warten, denn ich werde alt!" wollte Giusto ausrufen, als er Christinens Hand der seinigen entschlüpfen fühlte.

„Da ist der Papa!"

Und wirklich kam der Gerichtsvollzieher ihnen entgegen, mit der Feierlichkeit der großen Gelegenheiten, wenigstens schien es so den beiden Schuldigen;

statt dessen, so bald er in Schußweite war, öffnete der Diener der Gerechtigkeit die Lippen zu einem liebenswürdigen Lächeln.

„Wen seh' ich hier mit meiner Tochter? Du bist also völlig wieder hergestellt? Wir haben Alle solche Angst gehabt, solche Angst . . . Nicht wahr, Christina?"

Christina sah den Papa mit einer gewissen, ihr eignen unschuldigen Art an und erwiderte nichts.

„Es ist ein Glück, daß die Krankheit so gut verlief; sonst, mein lieber Giusto, wärest Du wohl zu den Vätern versammelt worden, das sagten wir immer, nicht wahr, Christina, das haben wir uns gesagt; dieser Arme, wenn es ihm wirklich schlimmer gehen sollte, wie würde das uns Alle betrüben . . . Nicht wahr, Christina?"

Aber nein, kein Wort davon stimmte, und wie froh das Mädchen auch war, ihren Vater so umgewandelt zu sehen, so wollte sie doch ihm zu Gefallen nicht lügen.

„Du irrst Dich, Papa; ich habe in Barzanò gar nichts von des Onkels Krankheit erfahren; erst in Mailand hörte ich davon, meinte aber nicht, daß es so ernst damit gewesen . . ."

„Ach ja, allerdings, man hatte Dir nichts gesagt, weil Du selbst krank warst. Also, lieber Vetter, jetzt wollen wir uns wieder ein wenig herausfüttern, nicht wahr? Denn Du bist ein bißchen mager geworden . . . aber wirklich nur ein bißchen . . . und . . . Ich wette, Du wareſt auf dem Wege zu uns?"

Aus dem Benehmen des Gerichtsvollziehers und seinen Reden schloß Giusto mit ziemlicher Sicherheit, daß der Notar, oder die Notarin, die Clauseln des Testaments bereits in Umlauf gesetzt habe, und er empfand zu gleicher Zeit die Befriedigung, daß der lustige Schwank ihm gelungen, Gewissensbisse, daß er ihm nur zu gut gelungen, und eine wahrhaft kindische Freude, als ob die Summe, über welche er testamentarisch verfügt, ihm in der Tasche herumtanze.

„Ja, ich ging allerdings Deinem Hause zu, aber ich hätte mich nur einen Augenblick vor der Thür aufgehalten, um Christina zu grüßen, und wäre nach meinem Atelier zurückgekehrt."

„O, Du Bösewicht! Du wärest die Treppen nicht gestiegen, um mich zu sehen?"

„Auf Ehre, nein; vielleicht würde ich Deiner Tochter gesagt haben, ihren Vater zu grüßen, aber ich bin dessen nicht sicher."

Der Gerichtsvollzieher gab sich mit dieser Antwort zufrieden.

„Gut denn," sagte er; „und nun wollen wir Christina nach Haus begleiten; dann bin ich zu Deiner Verfügung, denn . . . denn auch ich hatte die Absicht, Dich im Atelier aufzusuchen."

Die beiden Vettern, mit dem jungen Mädchen in der Mitte, machten sich schweigend auf den Weg.

Der Gerichtsvollzieher suchte nach einem Gegenstand der Unterhaltung, und als er die Subhastation eines im Bau begriffenen Hauses gefunden hatte, füllte er damit die Via Disciplini aus, so lang sie ist; Christina und ihr

Onkel schwiegen, und blickten sich zuweilen an; das unbefangene Mädchen ließ die linke Hand an der Seite hängen, der Maler machte es ebenso mit der Rechten, und dergestalt begegneten sich ihre Hände furchtlos dann und wann, denn die taube Magd beeilte sich, der Herrschaft voranzugehen und die Thüre zu öffnen.

Aber am Haus angelangt, wollte Giusto um keinen Preis mit hinaufkommen; er hatte viel im Atelier zu thun, denn wenn der Gerichtsvollzieher am Sonntag so ziemlich frei ist, kann der Künstler, der die Eingebung festhalten muß, wann sie kommt, die Feiertage nicht immer heiligen.

Das leuchtete dem Gerichtsvollzieher ein, der sich nun an Giusto's Schritte heftete.

Auf dem Rückweg ging es umgekehrt zu; Giusto war sehr gesprächig, er redete von Dingen, welche viele Gerichtsvollzieher gar nicht verstehen, ja schien geflissentlich solche zu wählen. Endlich hatte der Gerichtsvollzieher es bis über seinen Cylinderhut satt, all' dem Zeug beizustimmen, welches er nie begreifen würde, sollte er auch noch hundert Jahre leben, und sagte ruhig:

„Ich habe Dich sprechen lassen, weil ich an Andres dachte; aber die volle Wahrheit ist, daß mich die Antwort von neulich ein wenig reut . . ."

„Von wann denn?"

„Ach, Du weißt es wohl; die Bedenklichkeit eines Vaters wird Dich nicht beleidigt haben; ich habe nur eine einzige Tochter und mußte vorsichtig sein."

„Ich verstehe Dich nicht . . ."

„Du rächst Dich; Du willst, daß ich mich demüthige . . ."

„Ich will nichts von Dir; ich werde zu warten wissen . . ."

„Ach, geh'; so etwas thut man nicht, ja sagt es nicht einmal; ist es nicht besser, gleich zu heirathen, wenn man kann? sprich selbst."

„Gewiß ist es besser; wenn Du mir Christina gibst, so nehm' ich sie; weiter hab' ich Dir nichts zu sagen; wenn Du sie mir nicht gibst, so nehm' ich sie mir später."

Anstatt sich über diese kühnen Worte zu erzürnen, schien der Gerichtsbeamte sich darüber zu freuen.

„So sind sie alle, diese Künstler!" sagte er vor sich hin, als wenn er ein halbes Dutzend genau gekannt hätte. Dann ward er ernst:

„Ich will das Wohl meines Kindes; ich habe schon gesehen, daß sie Dir gut ist; aber man lebt nicht vom Brod allein, und noch weniger von der Liebe. Zu einer glücklichen Ehe gehört noch allerhand mehr, Kleidung für den Sommer, für den Winter und die Uebergangszeiten; Hausgeräth, nicht gemaltes bloß, sondern solches, das zur Noth auch gepfändet werden kann; es gehören dazu ein guter Miethscontract, fünf bis sechs Zimmer wenigstens, und eine Küche . . . und das ist nur der Anfang; später, ja, Du lieber Gott, wenn erst die Kinderchen kommen, wie viele Kleider mehr, und unzählige Laibe Brod, um sie zu Männern aufzuziehen, wie der Vater und Großvater . . . Gibst Du das zu . . .?"

Giusto gab es kopfnickend vollständig zu, erwiderte aber keine Silbe.

„Sage mir ein Wort, das mich zufriedenstellt, und Christina ist Dein; wenn Du's nicht meinetwegen sagen willst, so sage mir's ihretwegen; jetzt liegt das Glück in Deiner Hand . . . sprich."

Giusto hielt den Kopf gesenkt, ohne zu antworten.

So gingen sie eine ganze Strecke schweigend fort.

Der Gerichtsvollzieher dachte: er hat Christina nicht aufgegeben, wenn er nur auf ihre Mündigkeit wartet, um sie auch gegen meinen Willen zu heirathen; und warum hat er dann sein Testament gemacht? Künstlergrillen! und wenn er inzwischen stürbe, ohne eine Frau zu nehmen, so würde das Testament gültig sein, und ich würde mit den Andren theilen; aber er, um mich zu ärgern, könnte ein anderes Testament machen und mich meines Antheils berauben; und dann? Dann — Null! Sag' ich ihm aber: „heirathe sie," so heirathet er sie, und die Geprellten sind meine Vettern. Denn auch ohne daß er das Testament durch ein anderes ersetzt, werden diese Beiden, ich wette darauf, schon für erbberechtigte Descendenz sorgen . . . Warum aber hat er vor dem vierzigsten Jahre sein Testament gemacht? Weil man es einmal doch thun muß. — Und warum gerade, als seine Genesung begann? Weil man in einer Krankheit am ehesten begreift, daß man in die andere Welt spedirt werden kann, wenn man am wenigsten daran denkt. — Und warum hat er sich die Mobilien pfänden lassen? Weil sie nur gemalt waren und er den Executor nicht bezahlen wollte.

Damit fanden all' seine Fragen eine schnelle und klare Antwort, eine ausgenommen: wenn Giusto über ein so großes Capital verfügte, warum war er bei seiner ganzen Verwandtschaft umhergegangen, um das Unmögliche zu verlangen, ein Darlehn von tausend Lire?

Dies seltsame Räthsel gab ihm eine Weile zu denken, wenn er sich auch immer wieder sagte, daß diese Künstler viele Tollheiten im Kopfe haben. Aber wer weiß? Giusto hatte die Generosität der Verwandten auf die Probe stellen wollen, und als er sah, daß der Eine nicht besser sei, als der Andere, dachte er sie Alle zusammen dadurch zu strafen, daß er ein notarielles Testament machte, und durch ein eigenhändig geschriebenes von späterem Datum wieder annullirte.

Hierbei angelangt, warf der Gerichtsvollzieher einen Blick auf den stummen Begleiter. Ach, es war klar! Der hatte bereits eine Wohlthätigkeitsanstalt oder die Künstlergenossenschaft zur Universalerbin ernannt!

Giusto, das Haupt gesenkt, dachte seinerseits:

Kein Zweifel, der Notar hat sich der Notarin gegenüber aufgeknöpft, und sicherlich hat die Notarin die Kunde von dem Testament in Mailand herumgetragen. Nun ist dieser gefoppte Gerichtsvollzieher zu glauben geneigt, daß ich reich und geizig sei, indem er ein wenig an die Pfändung und die tausend Lire denkt; aber schließlich wird er Alles auf Rechnung meines schmutzigen Geizes setzen, und wenn ich aus dieser irrigen Meinung meines Vetters Nutzen ziehe, so wird er mir die Tochter geben. Aber ich kann ihn mit keinem Wort, mit keiner Silbe dazu ermuthigen, ich kann wirklich nicht; der Scherz gefällt mir, der Betrug ist mir zuwider.

Unter solchen Gedanken erreichten beide das Atelier.

Auf der Schiefertafel an der Thür, worauf Giusto mit Kreide geschrieben hatte: „ausgegangen um neun; werde um zehn zurück sein", las man: „Priester Barnaba, um zehn Uhr dagewesen, hat eine Viertelstunde gewartet, wird vor elf wiederkommen"; und weiter: „Priester Barnaba um elf wiedergekommen, wird gegen Mittag vorsprechen . . ."

„Unser Vetter Barnaba!" rief der Vetter Ippolito aus; „was, zum Henker, will er von Dir?"

„Ich weiß nicht."

Aber so ziemlich wußten es beide.

Giusto sah nach der Uhr; der Vetter Ippolito desgleichen; es fehlte wenig an zwölf, der Stunde, zu welcher der Gerichtsbeamte sein Mittagsmahl einnahm; aber er sagte es nicht, denn wenn der Priester Barnaba zur angesetzten Zeit käme, so würde er den Grund angeben, warum er in weniger als zwei Stunden den Weg viermal gemacht habe.

Ippolito ging im Atelier umher, um die angefangenen Bilder zu bewundern, wobei er mit lauter Stimme erklärte, daß sie ihm außerordentlich erschienen; ja, er zwang den Künstler, auf einer bestimmten Stelle stehen zu bleiben, damit auch er das eigne Werk bewundere.

„Aber weißt Du, daß Du ein großer Künstler bist! In Wahrheit, ich hätte das niemals vermuthet; wir Männer des Gesetzes stehen der Kunst so fern . . . ich gestehe, daß ich Dir nicht zutraute, ein großer Künstler zu sein . . . und weißt Du warum? . . . weil Du mein Vetter bist . . . Glaubst Du es mir?"

Und ob! Giusto glaubte Alles.

„Irgend Jemand hat mir einmal gesagt, daß Du Genie habest . . ."

„Und Du hast es nicht geglaubt?"

„Ich hab' es geglaubt, denn Genie haben wir alle in der Familie; aber als man mir sagte, daß Du eine neue Kunst schaffest, eine ganz lombardische, eine Kunst, die man von Weitem betrachten müsse, aus einem bestimmten Gesichtspunkt, daß die Genossen Dich durch Nachahmung anfeuern, obgleich sie neidisch auf Dich sind . . . da . . ."

„Da glaubtest Du es nicht?"

„Was glauben! Ich fragte immer: ist er mit seinem Pinsel reich geworden? und sie erwiderten mir: nein! — Nun gut, sagte ich, eine Kunst, die nichts einbringt, ist eine unnütze Kunst . . . Aber jetzt, von hier aus gesehen, von dieser Stelle . . . thu' mir den Gefallen, stelle Dich selbst her . . . und sieh . . . diese Frau, die sich eine Schlange an die Brust hält . . . es thut Einem leid . . . aber es ist schön . . . sage Du selbst."

„Das Bild ist nicht fertig, weil mir das Modell fehlt," sagte der große Maler gelassen.

„Dir fehlt das Modell? Ist es Dir gestorben?"

„Nein, mir fehlt das Geld, um es zu bezahlen . . . Ah, Priester Barnaba, verzeih, daß ich Dich so viele Male vergebens habe kommen lassen."

Priester Barnaba betrat das Atelier mit einer gewissen Furcht vor den Bildern und besonders vor einem Wandschirm, welcher vielleicht die Todsünde verbarg; er ging fast auf den Zehen, indem er umherblickte und sich an seiner Soutane hielt, um nicht zu straucheln. Sein farbloses Gesicht trug den schwarzen Bart von wenigstens einer Woche, und die kleine Tonsur bedurfte dringend des Scheermessers; das Bäffchen verlangte seit längerer Zeit nach der Wäsche: der Priesterrock war so ausgebessert, daß er wie eine einzige Franze aussah, und dazu war ein Schuh nahe daran, die Schnalle zu verlieren.

„O", sagte er, als er sicher war, daß der Schirm nicht die Versuchung des Teufels berge; „o, auch Du hier! ich hoffe, Du bist nicht gekommen, um bei unserm Giusto eine Pfändung vorzunehmen."

Ippolito lächelte und erwiderte, auf den Scherz eingehend:

„Und Du nicht, um seine Beichte zu hören oder ihm sein Seelenheil zu empfehlen."

Auch Priester Barnaba lächelte und begann, wie der andere Vetter gethan, die Gemälde zu bewundern; ein angefangenes Abendmahl gefiel ihm sofort; aber er blieb vor Cleopatra stehen und vor den Dämchen des großen Bildes mit der Orgie; diese halb entblößten Frauenzimmer hielten sein Urtheil eine ganze Weile in der Schwebe; endlich entschied er sich, sie alle zu bewundern.

Der Gerichtsvollzieher ging hinter ihm her, alle Augenblicke nach der Uhr sehend; er würde die Suppe gewärmt essen müssen; aber um jeden Preis wollte er das Geheimniß dieses Besuchs ergründen.

Endlich erbarmte sich der Hochwürdige und gestand, wegen der Madonna der Sieben Schmerzen gekommen zu sein.

„Ich habe viel darüber nachgedacht seit jenem Morgen und mit dem Pfarrer gesprochen; er scheint mir nicht abgeneigt, und wenn ich ihm sage, daß ich Alles geordnet, daß auch ich in den Grenzen meiner bescheidenen Kräfte beitrage, so wird mein Altar seine Madonna haben. Ich bringe Dir jetzt sechshundert Lire; in der nächsten Woche den Rest; bist Du zufrieden? Du wirst mir eine Madonna der Sieben Schmerzen malen, wie Du sagtest ... um die Steine weinen zu machen ... das wird ihr erstes Wunder sein, und ich bin sicher, daß sie noch andere thun wird, wenn der Erzbischof sie geweiht hat. Du mußt aber mit der Malerei nicht kargen ... Du hast mir gesagt, daß es Dir auf eine Handbreit mehr oder weniger nicht ankomme; für die frommen Leute jedoch erhöht eine Handbreit mehr den Werth" ...

„Der Madonna?"

„Das will ich nicht gerade sagen, aber ungefähr so."

Giusto hatte eine unwiderstehliche Lust, den beiden Vettern ins Gesicht ein homerisches Gelächter aufzuschlagen, aber er hielt an sich, weil ihm neben dieser heiteren Versuchung auch andere Gedanken von anderer Farbe kamen; ungewohnte Gedanken, die ihm allmälig die Verwandten, die Freunde und die ganze Menschheit zu verleiden im Stande waren. Er hatte nur ein schwaches Lächeln für sein Glück, steckte die sechshundert Lire ein, nachdem er quittirt; und da er darauf beharrte, nicht einmal die Quittungssteuer zu

zahlen, so trat der Gerichtsvollzieher mit seiner Autorität als Mann des Forums ein und lieferte dem Vetter die Stempelmarke von zehn Centesimi.

„Dadurch sparst Du die Strafe von vierzig Lire."

„Danke", erwiderte der Maler.

Und nun konnte der Gerichtsvollzieher zum Mittagsessen gehen; aber während er noch einmal nach der Uhr sah, bat eine Stimme um die Erlaubniß, einzutreten; und diese Stimme näselte dermaßen, daß kein Zweifel darüber walten konnte, sie sei keine andere, als die des Vetters Venanzio.

Der Gerichtsvollzieher und Priester Barnaba blickten sich flüchtig an: sie wollten beide fortgehen und blieben.

„Herein, liebster Vetter!"

VII.

Vetter Venanzio wunderte sich gar nicht, so viele Verwandtschaft vorzufinden; er begriff, daß die anderen Vettern zu demselben Zwecke gekommen seien, und nur ein wenig bedauernd, daß sie alle miteinander zur selben Stunde angelangt, faßte er rasch wie der Blitz den Entschluß, ohne Weiteres vorzugehen.

„Ich will nicht wissen," sagte er leise, „was meine lieben Vettern hier zu thun haben; Du wirst erstaunen, ihrer drei hier vereinigt zu sehen, und ich würde mich nicht wundern, wenn noch ein vierter ankäme . . . Reden wir also deutlich: Ist es wahr oder ist es nicht wahr, daß Du Millionär bist? . . . wirklicher Millionär, so heißt es in der Stadt . . . Aber ich frage: warum bist Du gekommen, tausend Lire von mir als Darlehn zu verlangen? Ich habe sie Dir nicht geben können, weil ich sie damals nicht disponibel hatte . . . Du weißt ja, nicht jeder Augenblick ist günstig . . . aber wenn Du mir versicherst, daß Du nicht Millionär bist, wie die Leute sagen, so fordere noch einmal die tausend Lire von mir, und ich gebe sie Dir, bei meiner Ehre, ohne Pfand noch Hypothek, gegen einfachen Schuldschein auf sechs Monate gegen sieben Procent. Das ist Alles, was ich für Dich thun kann. Wenn Du hingegen so reich bist, dann strecke Du mir vor, so viel Du kannst, fünftausend Lire oder hunderttausend . . . auch ich werde sie Dir mit sieben Procent in sechs Monaten zurückgeben . . . Du machst mein Glück, und riskirst keinen Heller."

Giusto lächelte, ohne zu antworten. Priester Barnaba und der Gerichtsvollzieher, die jedes Wort verstanden, zeigten die tölpelhafte Unbefangenheit von Leuten, die auf der That ertappt sind. Sie sprachen zu gleicher Zeit auf einander ein, faßten mit außerordentlicher Aufmerksamkeit die Cleopatra ins Auge, und der Hochwürdige ging in der Zerstreuung so weit, mit dem Finger die klebrige Schlange zu berühren, welche die entblößte Brust biß.

Plötzlich fand der Gerichtsvollzieher einen Ausweg aus seiner gemachten Ungezwungenheit, nämlich den Appetit, der ihn seit Kurzem plagte, und rief in aller Ehrlichkeit, auf die Uhr blickend: „Dacht' ich es doch! Es ist schon halb, und ich habe die Füße noch nicht unter dem Tische. Wer weiß, was meine Christina von ihrem Vater denkt. Ich überlasse Euch Euern Angelegenheiten; was mich betrifft, Giusto, so weißt Du, ich habe nur eine, und die hat mit meiner Börse nichts zu thun."

Diese letzten Worte wollten feierlich sein, aber Keiner erfaßte ihre rechte Bedeutung, nicht einmal Giusto, der seit einer Weile bitter lächelte und ebenso dachte.

Bevor einer seiner Vettern sich entferne, war der Maler entschlossen, die Wahrheit zu sagen, auf Kosten der Madonna der Sieben Schmerzen, der tausend Lire Venanzio's, und . . . alles Uebrigen, mit Ausnahme seiner Christina.

„Nun wohl, die Wahrheit von all' dem auf meine Rechnung in Umlauf gesetzten Geschwätz ist diese, ich schwöre es Euch: ich hatte einen schweigsamen Notar zur Hand, dem aber Alles, was man ihm sagt, entschlüpft, ohne daß er selbst es merkt; Ihr kennt ihn, es ist der Notar Cipolla, und wenn Ihr Geheimnisse im Winde auszustreuen habt, so vertraut sie ihm an. Ich habe es zum Spaß gethan. Ich habe in einem Augenblicke guter Laune testirt, habe über fabelhafte Summen verfügt, die ich nie besessen. Aber es ist mir nicht in den Sinn gekommen, aus diesem Scherz Vortheil zu ziehen, und wie Ihr seht, jetzt, wo der Moment dazu gekommen wäre, geb' ich ihn auf. Ich bin arm wie Hiob, und werde so bleiben; Cleopatra wird noch ein Weilchen warten, weil ich das Modell nicht bezahlen kann . . . Du, Priester Barnaba, überleg' es Dir noch heute Nacht; morgen wirst Du mir sagen, ob ich Dir die Madonna der Sieben Schmerzen malen soll; und wenn ich sie Dir male, so wird sie die schmerzensreichste aller Madonnen sein; hier sind Deine sechshundert Lire . . . je nachdem werd' ich sie morgen zurücknehmen."

Priester Barnaba folgte mit großen Augen jeder Bewegung des berühmten Malers, der die zwölf Fünfzigerscheine durchgezählt hatte.

Giusto sagte vor sich hin:

„In der kurzen Zeit, daß ihr in meiner Brieftasche stecktet, werdet ihr euch wohl nicht vermindert haben, hoff' ich: jedoch, ich habe so viel Glück . . . Nein, es sind wirklich noch zwölf . . . Zähle Du sie."

„Nein, ich nicht, und ich muß mich wundern!" rief Priester Barnaba mit dem gerechten Unwillen des heiligen Mannes, der in seinem menschlichen und göttlichen Gefühle gekränkt ist; „ich nehme nicht einen Centesimo zurück, morgen werd' ich Dir den Rest bringen, und thu' mir den Gefallen, mach' Dich gleich an die Arbeit für meinen Altar; wenn nicht, so gehen wir erst vors Gericht . . . und dann in die Hölle; aber da hinein wirst Du allein gehen . . ."

Die Vetter lachten im Chore über diesen lustigen Abgang des Priesters Barnaba, und indessen hatten Ippolito und Venanzio denselben Gedanken: „Priester Barnaba glaubt nicht eine Silbe . . ."

„Jetzt gehe ich aber wirklich," sagte Ippolito.

„Auch ich," verkündete Venanzio, und dem Ohre des Malers sich nähernd: „Die tausend Lire sind zu Deiner Verfügung."

„Auch ich," schloß der Hochwürdige.

Und er ging als Erster den beiden Vettern voraus.

(Schluß folgt.)

Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni 1894.

„Wie liegt die Stadt so wüste, die voll Volks war; sie ist wie eine Wittwe. Die groß war unter den Völkern, eine Fürstin unter den Landschaften, sie ist tributpflichtig geworden." — Das ist die Jeremiade, die gegenwärtig über die Börse der Reichshauptstadt in allen Tonarten erklingt. Die Börsenbesucher stimmen in dem Urtheil überein, daß die neue Börsensteuer, wie sie am 1. Mai in Kraft getreten ist, einen tödtlichen Streich für das Geschäftsleben bedeutet.

Nun erinnert man sich freilich daran, daß bei der ersten Einführung der Börsensteuer im Jahre 1881 dasselbe gesagt wurde, daß bei der darauf folgenden schärferen Fassung der Controlbestimmungen im Jahre 1885 wiederum ein Gleiches prophezeit wurde. Aber es besteht ein Unterschied zwischen den damaligen Prophezeiungen, die sich auf die Zukunft bezogen, und den diesmaligen Klagen, welche auf Thatsachen der Gegenwart Bezug haben. Nicht nur eine türkische, sondern auch eine schwedische und norwegische Anleihe haben sich nach Verkündung des neuen Börsenstempels von Berlin hinweg nach Paris gezogen. So weit sich Massenthatsachen ohne Statistik schätzen lassen, nimmt man allgemein an, daß der Stempelmarkenverkauf im Monat Mai einen Rückgang der steuerpflichtigen Geschäfte erweise; die Anzahl der Telegramme im Telegraphenbureau der Börse gilt als im Rückgang begriffen. Man erzählt, daß eine Berliner Firma, die für ihre Depeschengebühren eine Caution von 15 000 Mark hinterlegt hatte, davon 10 000 Mark zurückgezogen habe, weil sie bei dem verminderten Geschäftsumfang die Summe niemals zu übersteigen die Aussicht habe.

Wenn die Börse an dem Stempel gegenwärtig eine Steuerlast von etwa 15 Millionen trägt und in Zukunft ungefähr das Doppelte aufbringen soll, so scheint diese Forderung gegenüber einem Institut, in dessen Räumen an manchen Tagen Milliarden gehandelt werden, so minimal, daß überlegene Beurtheiler geneigt sind, über jammernden Widerspruch zu lächeln. Allein die Sicherheit, mit der die Lehre vorgetragen wird, daß die Verdoppelung einer so niedrigen Börsensteuer keinem Bedenken unterliege, verwechselt zwei gänzlich verschiedene Fragen mit einander. Die Frage, ob die Berliner Börse nicht weitere 15 Millionen aufzubringen vermöge, kann man bejahen, und die Frage, ob gerade dieser Stempel eine Verdoppelung vertrage, gleichwohl verneinen. Es zeigt sich hier eben wieder einmal, daß derartige finanztechnische Fragen nicht so obenhin zu entscheiden sind, sondern daß sich unsere Gebildeten nachgerade bequemen müssen, auch in diesen Dingen etwas tiefer in das Detail hinabzusteigen, wenn sie zu einem begründeten Urtheil gelangen wollen. Gerade die Schicksale des Börsenstempels liefern ein besonders geeignetes Beispiel, um die Einwirkung einer Steuer auf das wirthschaftliche Leben darzulegen.

Der sogenannte Börsenstempel umfaßt zwei verschiedene Abgaben: die einmalige Abgabe, welche bei der Emission von Werthpapieren zu zahlen ist, und die wiederkehrende Abgabe beim Kauf und Verkauf von Werthpapieren oder börsengängigen Waaren. Man kann die beiden Abgaben als Emissionsstempel und Kaufstempel unterscheiden. Der Emissionsstempel ist durch das neue Gesetz für inländische Papiere verdoppelt und für ausländische verdreifacht worden. Er beträgt daher jetzt für Actien 1 oder 1,5 Procent, für Obligationen 0,4 oder 0,6 Procent; Communal-, Grundcredit-, Eisenbahn- und Pferdebahnobligationen sind zur Erleichterung von Capitalsanlagen in diesen sicheren Papieren mit ermäßigten Sätzen bevorzugt, die Obligationen des Reiches und der deutschen Einzelstaaten von diesem Stempel ganz befreit. Findet eine Emission innerhalb des Reiches statt, so ist der Stempel für die ganze Emission zu entrichten. Handelt es sich um ein im Auslande emittirtes Papier, so kann selbstverständlich die Abstempelung nur von den Stücken gefordert werden, die in das Reich gelangen. Welches müssen nun die nächsten Wirkungen eines erhöhten Emissionsstempels sein? Für inländische Actien und Obligationen hat es nach hergebrachten Anschauungen gewisse Schwierigkeiten, ins Ausland zu gehen. Ausländische Unternehmungen aber haben freie Wahl, ob sie sich den erhöhten Emissionsstempel in Berlin gefallen lassen, oder ob sie einen französischen, englischen, holländischen Bankplatz sich zur Emission aussuchen wollen. Ein Emissionsstempel, der für ausländische Actien 1,5 Procent, für ausländische Obligationen 0,6 Procent beträgt, ist nicht so hoch, daß ihn etwa ein Unternehmen wie weiland Buenos-Ayres-Wasserleitung oder auch ein argentinisches oder chilenisches Staatspapier, das ohnedies eine ganze Anzahl Procente um des lieben Credits willen drein zu geben entschlossen ist, irgend wie zu scheuen hätte. Aber Staaten, die vor Aufnahme einer neuen Anleihe auf das Sorgsamste ihre Procente berechnen, Staaten, die ihre Entschlüsse davon abhängig machen, ob sie die Anleihe mit 99 oder 99,5 Procent auflegen können, für solche Staaten ist eine Erhöhung des Emissionsstempels für die Wahl eines anderen Bankplatzes ausschlaggebend. Während also diese Stempelerhöhung auf unsolide Anlagen kaum einen merkbaren Einfluß übt, wird sie sehr schnell die soliden Auslandspapiere vom Berliner Emissionsplatz wegschrecken. In hervorragendem Maße gilt dies von den oben angeführten scandinavischen Anleihen, welche sich des Rufes großer Solidität erfreuen. Und wenn in ihrer Gesellschaft unter den verscheuchten Emissionen eine türkische Anleihe erscheint, so gehört dies mit zu den Symptomen des augenblicklich gesteigerten Staatscredits der Türkei. Es ist noch nicht einmal richtig, daß die Erhöhung der Steuer unserem Staatscredit zu gute kommen werde, welcher nach Verjagung ausländischer Concurrenten zu desto billigerem Zinsfuß den Geldmarkt beherrschen werde. Im ersten Augenblick mag diese Politik der kräftigen Ellenbogen vielleicht unseren Reichs- und Staatsanleihen eine besonders freie Bewegung schaffen; und kurz denkende Leute mögen das zufällige Zusammentreffen des Steigens unserer Reichsanleihe hierauf zurückführen. Auf die Dauer aber wird die Folge gerade die gegentheilige sein. Bisher hat auch der öffentliche Credit seinen Vortheil davon gehabt, daß die Reichshauptstadt in gewisser Weise europäische Centralstelle zwischen Creditnehmern und Creditgebern war. Sinkt Berlin zu einem Emissionsplatz zweiten Ranges herab, so wird die Unterbringung auch von Staatspapieren nicht erleichtert, sondern erschwert. Nach jeder Seite hin muß die rein mechanische Verdoppelung und Verdreifachung des Emissionsstempels das ungesunde Geschäft gegenüber dem gesunden begünstigen. — Noch weniger will man im großen Publicum glauben, daß ein Kaufstempel, der bei Kaufgeschäften über Werthpapiere oder über börsengängige Waaren von jedem tausend Mark nur 20 oder 40 Pfennige nimmt, bei den notorisch colossalen Gewinnen der Börsenleute auch nur so weit drückend sein könnte, daß die Tragfähigkeit einer näheren Ueberlegung bedürfe. Bei diesem unwillkürlichen Gedankenzusammenhang zwischen dem kleinen Börsenstempel und dem riesigen Börsengewinn übersieht man aber, daß der Kaufstempel gar keine Steuer auf den Gewinn, sondern auf den Umsatz ist.

Wie viel von dieser Steuer auf die Gewinnenden fällt und wie viel auf Diejenigen, die ohne Gewinn oder gar mit Verlust gearbeitet haben, das entzieht sich jeder Berechnung. Und selbst wo große Gewinne gemacht werden, werden dieselben keineswegs immer dadurch erzielt, daß die Quote des Gewinnes besonders groß ist; im Gegentheil, es gibt eine ganze Reihe von Börsengeschäften, deren Wesen in kleinen und immer kleiner werdenden Gewinnquoten besteht, in denen nur der riesenmäßige Umsatz die Größe des Gewinnes herbeiführt. Das beste Beispiel dafür bietet die Arbitrage, die sich den Ausgleich der Curse von Werthpapieren an verschiedenen Plätzen der Erde zur Aufgabe macht. Wenn etwa beispielsweise der französische Chauvinismus italienische Papiere zur Strafe für den Anschluß an den Dreibund im Preise drückt, und russische in besonderem Freundschaftsgefühle hoch setzt, ohne daß das Eine wie das Andere auf einer realen Werthänderung beruht, so beauftragt der Berliner Arbitrageur einen Pariser Geschäftsfreund damit, den billigen Curs zum Kauf von Italienern zu benutzen und schickt ihm als Deckung Russen, die er an der Berliner Börse zum mäßig gebliebenen Preise eingekauft hat, um sie in Paris günstiger an den Mann zu bringen. Wenn auf diese Geschäfte, die für den internationalen Zahlungsausgleich von größter Bedeutung sind, eine Steuer gelegt wird, die sich mit der Anzahl der aneinandergereihten Geschäfte auf 20, 30, 40 Pfennige pro Mille erhöhen kann, so verringert sich um so viel der Spielraum, innerhalb dessen ein Arbitragegeschäft noch versucht werden kann. Bisher wurden viele Börsengeschäfte dadurch ermöglicht, daß der Makler, dem ein Angebot gemacht war, selbst als Acceptant eintrat, indem er im schlimmsten Falle einen Theil seiner Courtage drein zu geben entschlossen war. Wenn jetzt der Stempel fast die Höhe der ganzen Courtage erreicht, so wird diese Geschäftsform unmöglich. So begreift man es denn, daß um eine Steuer von 20 oder 40 Pfennigen pro tausend Mark zwischen den verschiedenen Interessentengruppen an der Börse ein erbitterter Kampf ausbrach, — ein Kampf, der schließlich durch die allgemeine Verzweiflung am Geschäft fast in Versumpfung gerieth. Nun beruht aber (unabhängig davon, ob fanatische Börsenfeinde dies glauben oder leugnen wollen) die Zuverlässigkeit der Preisbildung auf der Massenhaftigkeit der Geschäftsabschlüsse: denn diese Massenhaftigkeit ist das einzige sicher wirkende Schutzmittel gegen einseitige Preisfestsetzungen einer mächtigen Clique. Nimmt die Anzahl der Geschäfte auch nur kurze Zeit hindurch in schnellem Tempo ab, so kann dadurch allein ein Börsenplatz aus seiner Position verdrängt werden. Jedermann weiß, daß auch auf dem festesten Erdreich ein Häuschen einstürzt, wenn ihm ein Stockwerk aufgesetzt wird, auf welches der Bauplan nicht berechnet war. Nicht darauf kam es bei Berathung des neuen Steuergesetzes an, für welche Last die Börsenbesucher allenfalls tragfähig sind, sondern darauf, ob gerade die bestehende Steuer nach ihrer ganzen Construction eine Verdoppelung vertrug. Das zu übersehen, dazu gehörte die elementare Unkenntniß, mit welcher die ganze Reichssteuerreform in Scene gesetzt worden ist. Und die Wirkungen sind die gewesen, die wir vorausgesagt haben (s. Januarheft, S. 136 ff.). Im Vergleich zu der früheren Leitung in den Reichsfinanzen erscheint die jetzige sachkundig; ohne diesen Vergleich würde sie Niemandem so erscheinen. Gegenüber dem einstimmigen Urtheil aller Parteien halten wir unsere Ansicht aufrecht, daß die Reichssteuerreform nicht im preußischen Finanzministerium ausgearbeitet sein könne, daß vielmehr Reichsfinanzen und preußische Finanzen noch immer auf das Deutlichste dadurch unterschieden sind, daß hier correcte Sachkenntniß und dort Dilettantismus waltet. Daß man im Reiche noch immer nicht dazu durchgedrungen ist, für die Leitung der Finanzen hervorragende Fachkräfte zu suchen, ist doppelt bedauerlich gegenüber einem Reichstage, in welchem ebenfalls die hervorragenden Talente auf diesem Gebiete an Zahl erheblich abgenommen haben. Ist es doch vorgekommen, daß in der zweiten Lesung des Börsensteuergesetzes bemerkt wurde, wie der Stempel auf Waarengeschäfte eine höchst gefährliche Fassung erhalten hatte, durch welche wider Wissen und Willen ihrer Urheber eine ganze Menge Geschäfte,

die mit der Börse nichts zu thun haben, dem Stempel unterworfen worden wären. Die Industriebarone bekamen es mit der Angst, als sie hörten, sie könnten unter Umständen von ihren Kohlengeschäften Börsenstempel zu zahlen haben. Aber so unfähig war das Parlament, sich aus der Schlinge zu ziehen, daß man erklärte, vorerst die gefährliche Fassung beschließen zu wollen, um bis zur dritten Lesung noch einen Ausweg zu finden. Und in der dritten Lesung gab man sich zufrieden, die ganze Idee fallen zu lassen und einfach zur bisherigen Fassung zurückzukehren. So erhielt noch am 19. April das Gesetz in einem der wichtigsten Punkte eine andere Fassung, als man bisher angenommen hatte; aber eine Anfrage, ob es denn nun möglich sei, das Gesetz gleichwohl am 1. Mai in Kraft zu setzen, wurde von der Regierung getrost bejaht, weil bis dahin die Reglements noch fertig gestellt werden könnten. Für so selbstverständlich betrachtet es diese Finanzleitung, daß der Termin des Inkrafttretens von nichts abhänge, als davon, ob die Geheimräthe mit ihrer Arbeit noch fertig werden. Daß für ein so einschneidendes Gesetz auch ein gewisser Zwischenraum gegeben werden müsse, in dem die betheiligte Geschäftswelt sich auf das Gesetz vorbereiten könne, davon scheint man in diesen Kreisen kaum eine Vorstellung zu haben. Thatsächlich ist die Publication des Gesetzes erst am 27. April erfolgt. Von demselben Tage sind die Ausführungsbestimmungen datirt. Und das Gesetz ist am 1. Mai in Kraft getreten, ohne daß die Ausführungsbestimmungen, die für die Kaufleute bindend sein sollten, sich auch nur in ihren Händen, geschweige denn in ihren Köpfen befanden. Der Gesetzgeber hat ein gewisses menschliches Rühren gefühlt und der Arbitrage eine Vergütung von einem Viertel der Steuer zugesichert. Das Nähere darüber sollten die Ausführungsbestimmungen bringen. Als das Gesetz in Kraft trat, wußte an der Berliner Börse Niemand zu sagen, was darüber Rechtens sei. Wenn von Seiten der Berliner Bankiers kein Entrüstungssturm ausgebrochen ist, so ist es nur deswegen nicht geschehen, weil man die ganze mit Plackereien verbundene Arbitragevergütung für praktisch wenig bedeutungsvoll hielt. — In der Berathung des Gesetzes trat recht deutlich hervor, daß im ganzen Reichstag auch nicht ein einziger Börsenmann sitzt. Die Thatsache hat ihr Gutes, um das Geschrei über die Verbörsung der liberalen Parteien einmal in deutliches Licht zu stellen. Aber unter dem Gesichtspunkt, daß in einem Parlament alle Stände der Nation vertreten sein sollen, ist die Thatsache wenig erfreulich. Der Quittungs- und der Frachtstempel sind gefallen, weil die Industriellen davon mit betroffen wurden. Die Tabak- und Weinsteuer konnte nicht durchdringen, weil die Tabak- und Weininteressenten mit zu der Compagnie gehören, die die Zollgesetzgebung beherrscht. Aber die Börse stand allein da. Nicht mit Unrecht sagt heute die Börse, man habe sie behandelt nach dem Wahlspruch: Hit him, he has no friends!

Das ist das Wesentliche. Diese Steuer hat der Haß dictirt, und der Haß macht blind.

Blind freilich macht auch die Liebe. Dies zeigt gegenwärtig die Behandlung der Landwirthschaft. Im April wurde im Reichstag vom Grafen Kanitz der Antrag eingebracht, den Handel mit ausländischem Getreide zum Monopol des Reiches zu erklären und dem Reiche hohe Verkaufspreise vorzuschreiben, die dann auch das inländische Getreide auf dieselbe Preishöhe ziehen würden; während zur Zeit des Antrages Roggen und Weizen mit 122 und 140 Mark notirt wurden, stellte der Antrag Kanitz die Monopolpreise auf 165 und 215 Mark. Gleichzeitig lag dem preußischen Landtage ein Gesetzentwurf vor, nach welchem die Grundbesitzer Landwirthschaftskammern wählen, aber das Wahlrecht nicht nach Köpfen oder Gruppen, sondern nach der Höhe der Grundsteuer ausüben sollten. Und noch bevor der Landtag geschlossen wurde, trat im Landwirthschaftsministerium eine Enquête zusammen, welche über die Noth der Landwirthschaft berathen sollte. — Die drei parallelen Vorgänge unserer neuesten Agrargeschichte erhalten ihr gleichmäßiges Gepräge dadurch, daß sie nicht sowohl der Landwirthschaft, als einer kleinen Gruppe innerhalb derselben zu dienen bestimmt waren. Zu einer gleichmäßigen Beglückung aller Landwirthe ist kaum eine Maßregel so wenig geeignet, wie eine Erhöhung der Getreidepreise.

Von allen anderen Gewerben unterscheidet sich die Landwirthschaft dadurch, daß sie für den größten Theil ihrer Producte ihr eigener Abnehmer ist. Der Rest, der auf den Markt gelangt und der allein am Marktpreis interessirt ist, rührt weitaus überwiegend von den großen Wirthschaften her. Gelänge es wirklich, auf Kosten der Consumenten den Brodpreis in die Höhe zu treiben, so würden die Gutsbesitzer, die Ueberschüsse an den Markt bringen, einen großen Nutzen, die Bauern einen kleinen, die Stellenbesitzer gar keinen, alle diejenigen kleinen Wirthe aber, die nur einen Theil ihres Bedarfs produciren, geradezu Schaden haben. Da unter der Herrschaft eines solchen Systems der Betrieb sich desto vortheilhafter gestaltet, je größer er ist, so haben Preissteigerungen durch gesetzlichen Zwang zu allen Zeiten die Verdrängung des Kleinbesitzes durch den Groß- und Latifundienbesitz befördert. Dasselbe Element der großen Bodenherren, das sich hier als „die" Landwirthschaft einführen wollte, erschien auch in dem Wahlmodus für die Landwirthschaftskammern in der gleichen Rolle; denn eine Zählung der Stimmen im Regeldetriverhältniß der Grundsteuer könnte selbstverständlich nur den kampflosen Sieg der Großen über die Kleinen bedeuten. Und unter den Landwirthen der Enquête überwog wiederum der ostelbische Großgrundbesitz, während die Provinz mit intensivster landwirthschaftlicher Cultur, die Rheinprovinz, kaum vertreten war. Die zahlreiche Heranziehung von Universitätslehrern kann bei der gleichmäßig gewordenen Färbung der akademischen Wissenschaft als ein genügendes Gegengewicht nicht betrachtet werden. Allenfalls kam durch die Directoren der Creditgenossenschaften ein selbständiges Element hinein. Aber aus dem Bauernstande, zu dessen Gunsten sich die Berathungen fast ausschließlich um Anerbenrecht und Creditbeschränkungen drehten, waren Theilnehmer, wie es scheint, nicht geladen. Daß der größte Theil unserer landwirthschaftlichen Bevölkerung weder Groß- noch Kleinbesitzer, sondern besitzlose Arbeiter sind, daran dachte man bei Zusammensetzung der Enquête ebenso wenig wie bei der Berathung über die Landwirthschaftskammern oder über die Getreidevertheuerung. Will man warten, bis die ländlichen Arbeiter sich ihre Beachtung mit denselben Agitationsmitteln erzwingen, wie es die gewerblichen bereits gethan haben? Die Enquête ging nach kurzen Berathungen auseinander. Die Landwirthschaftskammern, deren Schicksal eine Zeit lang parlamentarisch gefährdet schien, wurden schließlich auf ein Wahlrecht der Kreistagsmitglieder begründet, was den Sieg des Grundsteuer-Reinertrages auf einem Umwege sichert. Nur beim Getreidemonopol versagte endlich ein Theil der sonst agrarisch zusammenhaltenden Gruppen im Reichstage die Gefolgschaft. Im politischen Körper üben die Extremsten die Function, aufklärend zu wirken.

Aus unseren auswärtigen Handelsbeziehungen ist wiederum ein Conflict zu melden. Am 16. Mai lief das Handelsprovisorium mit Spanien ab. Die spanische Regierung konnte zu dem bereits abgeschlossenen Handelsvertrage die Genehmigung der Cortez nicht erlangen, und die unsrige hat die nochmalige Verlängerung des Provisoriums verweigert. Darauf setzte Spanien gegen Deutschland seinen Maximaltarif in Kraft, was der deutsche Bundesrath mit einem fünfzigprocentigen Zollzuschlag auf alle Waaren aus Spanien und aus spanischen Colonien erwiderte. Andern Staaten gegenüber hat Spanien in der gleichen Lage nicht den Maximaltarif angewendet, und die deutsche Regierung war daher im Recht, von der äußersten ihr zustehenden Befugniß Gebrauch zu machen; ja, wir müssen auch bei dieser Gelegenheit unsern Zweifel wiederholen, ob das deutsche Zollrecht für solche Fälle der Regierung mit einem bloß fünfzigprocentigen Zuschlage genügende Machtbefugnisse ertheilt. Dies hindert uns nicht, den Vorfall an sich bedauerlich zu finden. Für Spanien war bisher Frankreich das zollpolitische Muster. Nach französischem Vorgange hatte Spanien einen Minimal- und einen Maximaltarif eingerichtet, um den ersteren als Vergünstigung an einzelne Staaten zu gewähren, den letzteren als Droh- und Zwangsmittel zu gebrauchen, beide zugleich aber als

ein Schutzmittel gegen jede vertragsmäßige Bindung an einen andern Tarif zu benutzen. An der Aufrechterhaltung dieser Zollpolitik hatte Frankreich ein lebhaftes Interesse. Da es für französische Weine bei dem Einfluß der spanischen Weinagrarier eine Zollermäßigung als aussichtslos betrachten mußte, so hatte es wenigstens daran ein Interesse, daß auch andere Länder keine Vortheile durchsetzten. Zwar war die starre Schutzzollpolitik schon durch Tarifverträge mit der Schweiz, mit den Niederlanden, mit Schweden-Norwegen durchbrochen; aber erst der Handelsvertrag mit einer Großmacht wie Deutschland wäre der entscheidende Wendepunkt in der ganzen spanischen Handelspolitik geworden. Aus Angst davor begann seit dem vorigen Jahre das Cajolieren der spanischen Rente in Paris, das mit der Rache am italienischen Credit zusammenhängt. Die 35 Millionen Franken, welche Spanien gegenwärtig zur Deckung der marokkanischen Feldzugskosten braucht, sowie die Kosten einer Staatsgarantie für die nothleidenden Eisenbahnen richten die Augen der Spanier wiederum nach Paris.

Inzwischen gibt die ruhige Sicherheit der deutschen Regierung uns eine Gewähr dafür, daß auf deutscher Seite der Zollkrieg mit Energie, aber nicht mit nutzloser Leidenschaftlichkeit geführt werden wird. Ist der russische Zollkrieg mit dem sicheren Bewußtsein geleitet worden, daß der Krieg um des Friedens willen geführt werde, so haben wir diese Politik nicht zu bereuen. Schon die Statistik über den Monat April zeigt uns in den maßgebenden Artikeln den Aufschwung des Geschäfts; Deutschland führte nach Rußland ein (in Tausend Doppelcentnern):

	Eck- und Winkeleisen	Stabeisen	Maschinen (Gußeisen)	Maschinen (Schmiedeeisen)
im April 1889	8,4	25,5	6,8	0,9
" " 1890	4,8	11,1	4,4	0,9
" " 1891	3,6	25,9	8,3	1,3
" " 1892	4,3	16,4	6,0	0,8
" " 1893	9,0	37,5	7,0	1,5
" " 1894	35,3	84,8	27,5	3,3

Danach ist der Absatz nach Rußland über die Ziffer, die er vor den russischen Zollerhöhungen des Jahres 1891 besaß, so weit hinausgewachsen, daß, soviel man auch auf Rechnung des ersten Anlaufs zu setzen habe, die Hoffnungen auf die weitere Entwicklung immerhin nicht unberechtigt erscheinen. Auch Rußland gedeiht bei seiner gegenwärtigen Handelspolitik. Es ist im Stande, eine Milliarde fünfprocentiger Schuld in eine vierprocentige umzuwandeln, ohne irgend welchen Druck zur Hülfe zu nehmen.

Wir machen nunmehr die gewohnte Runde der Krankenbesuche bei unseren Patienten in Südeuropa. In Italien bestärkt der günstige Verlauf der Ministerkrisis einstweilen unsere Hoffnungen, in Portugal der fruchtlose Fortgang der Proteste unsere Befürchtungen. — Griechenland lebt weiter von unterschlagenen Pfändern. Das Schutzcomité der griechischen Gläubiger in Deutschland, England und Frankreich hat bei dem Ministerpräsidenten Trikupis einen Protest gegen das eigenmächtige Vorgehen eingelegt und verlangt, daß die für den Anleihedienst bestimmten Fonds einer selbständigen von der Regierung unabhängigen Gesellschaft herausgegeben werden sollen. Trikupis drückte in seinem Antwortschreiben seine Befriedigung darüber aus, daß das Schutzcomité also die von der Regierung geschaffene Grundlage als annehmbar ansieht. Der harthörige Grieche hört eben von Allem nur das „Ja". Inzwischen ist nicht zu leugnen, daß die griechische Regierung zuweilen auch Anwandlungen von moralischer Strenge bekommt. Die englische Gesellschaft für die Eisenbahnstrecke Piraeus-Larissa hat die Gelder dafür genommen, aber die Strecke nicht gebaut. Die bankerutte Regierung ist mit aller Strenge gegen die bankerutte Gesellschaft eingeschritten und hat die gesammte von der Gesellschaft gestellte Caution von zwei Millionen Drachmen eingestrichen. Um die Comödie vollständig zu machen, besteht die hinterlegte Caution in griechischen Staatspapieren. All dies soll erwähnt sein, weil man gerade

gegenwärtig wieder einmal für griechische Bahnen deutsches Geld sucht. — Es soll uns nicht wundern, wenn Trikupis auf der Balkan-Halbinsel Schule macht. Serbien besaß seit einigen Jahren einen ziemlich geregelten Anleihedienst. Derselbe beruhte auf drei Specialkassen: auf die Consummsatzsteuer war die danach benannte „Obrt"-Anleihe von 1888; auf die Stempel- und Tabaksteuer eine gleichzeitige Anleihe von 1888; auf das Tabakmonopol die Tabakrente von 1885 begründet. Auch nachdem das Tabakmonopol aus den Händen einer selbständigen Gesellschaft in die des Staates übergegangen war, blieb der Specialkassen-Charakter bestehen. Zu den drei Specialkassen kam als vierte Garantie die Bestimmung, daß die Ueberschüsse aus den beiden ersteren zur Deckung der Eisenbahnschuld dienen sollten. Da nun thatsächlich die Kassen seit Jahren steigende Ueberschüsse ergaben, war der Dienst der meisten Anleihen gedeckt und nur für den Rest der Eisenbahnschuld zu sorgen. Statt auf diesen sein Augenmerk zu lenken, hat der serbische Finanzminister einfach $1^1/_2$ Millionen Franken aus jenen Sonderkassen „entnommen". Anfang April traten in Wien die Hauptinteressenten der serbischen Anleihen, die Länderbank, die Ottoman Bank und die Berliner Handelsgesellschaft zusammen. Sie verlangten, daß die Specialkassen von jetzt ab mit doppeltem Schlüssel verwaltet, daß die Vertreter der Gläubiger zu einer Beaufsichtigung der Buchführung zugelassen, daß die Zinsbeträge in kleinen Raten zweimal wöchentlich an eine neu zu begründende Bank eingesandt würden und anderes mehr. Die serbische Regierung erwiderte, die Annahme dieser Forderungen würde aus Serbien ein zweites Aegypten machen. Wäre es der Fall, so könnte Serbien sich beglückwünschen. Eben trifft aus Aegypten wieder einmal ein englischer Jahresbericht ein, welcher zeigt, daß unter europäischer Verwaltung die Staatseinnahmen den Voranschlag um 460 000 ägyptische Pfund überschritten haben, und daß dadurch der Ueberschuß auf 720 000 Pfund gestiegen ist. Dort kann bei Abschaffung der Accise, bei Herabsetzung der Landsteuer die Staatsschuld gleichwohl vermindert werden, während in dem stolzen Serbien die zur Tilgung der Staatsschuld daliegenden Beträge unterschlagen werden müssen, und dieser ganze Finanzscandal nur deswegen nicht gehört wird, weil der noch lautere Lärm des neuesten politischen Staatsstreiches ihn übertönt hat. — Auch die bulgarischen Finanzen, die in aller Welt und namentlich in Berlin als überaus günstig angesehen werden, sind durch den plötzlich eingetretenen Ministerwechsel in Sophia vor eine Feuerprobe gestellt; denn der mit bewundernswerther Sicherheit arbeitende Preßorganismus, welcher selbst ehrbare Blätter in seine Netze zog, war nicht sowohl von der bulgarischen Regierung, als von Stambulow persönlich abhängig. Daß Bulgarien ein aufblühender Staat, ist nicht zu leugnen. Aber wenn ihm etwas schaden kann, so ist es die bis zur Unleidlichkeit wiederholte einseitig schönfärberische Darstellung seines Emporblühens.

Aus dem übrigen Europa ist wenig zu berichten. Oesterreich-Ungarn arbeitet weiter an der Valutareform. Die österreichisch-ungarische Bank machte der Regierung Schwierigkeiten, und vorübergehend tauchte der Gedanke eines neuen beiden Reichshälften gemeinsamen Bankinstituts auf. — Frankreich stand nach dem Riesenerfolg der großen Renteneonvertirung vor der neuen großen Aufgabe der Finanzreform, die bei der Abneigung der romanischen Völker gegen eine kräftige Einkommensteuer die Regierung auf Wege drängte, die nach deutscher Anschauung Umwege wären. Aber selbst so zahme Mittel wie die Besteuerung nach der Größe der Wohnung oder nach der Anzahl der Dienstboten, erregen in romanischen Parlamenten schon Aergerniß. Die plötzlich eingetretene Comödie des Ministerwechsels hat nun auch in diese ernsten Verhandlungen einen komischen Zug gebracht. Der neue Finanzminister, der bisher die Pläne in der Commission bekämpft hatte, sieht keine Möglichkeit, die Vorlage zurückzuziehen. Und so wird jedenfalls der Abgang des Ministeriums, den übrigens alle Welt als einen freiwilligen auffaßt,

schließlich nur dazu dienen, die ursprünglichen Pläne zu befördern. — Der englische Geldmarkt spiegelt in seinen Berichten den beängstigenden Geldüberfluß wider, den die mehrjährige Geschäftsstille fast auf dem ganzen Erdkreise angesammelt hat. Noch niemals haben die Reserven der Bank von England so große Ziffern aufgewiesen wie gegenwärtig. Wechsel werden mit $^7/_8$ Procent und weniger discontirt. Für tägliche Gelder wird nicht mehr als $^3/_4$ Procent an Zinsen gezahlt; ja, es heißt, daß größere Beträge mit $^1/_2$ Procent vergebens Unterkunft gesucht hätten. Dabei steigen die Goldzufuhren aus Amerika, Afrika, Australien, ohne daß ihnen der übliche Goldabfluß gegenüberstände. Allgemein wird der Vorgang dahin gedeutet, daß England im Begriff stehe, seine Außenstände aus allen Welttheilen einzuziehen, und daß die gesunkene Unternehmungslust Capitalien lieber müßig liegen lassen will, als sie in neue Anlagen zu stecken, von denen man sich keinen Erfolg verspricht.

In Amerika entwickeln sich die Verhältnisse der nothleidenden Staaten in gerader Linie weiter. Was sich nicht mehr verbergen läßt, wird aus Anlaß einzelner Regierungsereignisse bekannt gegeben, und die öffentliche Beichte erweckt den Verdacht, daß Schlimmes eingestanden wird, um Schlimmeres zu verschweigen. Zu den Bekenntnissen aus Peru und Argentinien haben wir diesmal ein Seitenstück aus Uruguay anzuführen, wo der abtretende Präsident die letzte Session des Congresses mit einer Botschaft über die Lage des Landes eröffnet hat. Von den Zeiten des großen „Aufschwunges" in den Jahren 1887—1890 ist allgemein nur noch in Anführungszeichen die Rede; in dem damals dem Lande zuströmenden fremden Gelde erblickt man heute nur die Saat, aus welcher das Unheil der folgenden Jahre emporgekeimt ist. Aber wenn man sagt, daß jenen drei Jahren des „Aufschwunges" drei Jahre der Krisis 1890—1893 gefolgt seien, so ist daran namentlich der psychologisch feine Kunstgriff bemerkenswerth, gewissermaßen als selbstverständlich einfließen zu lassen, daß die Krisis bereits der Vergangenheit angehöre. Wenn gerühmt wird, daß in den letzten Jahren von Jahr zu Jahr das Deficit geringer geworden sei, so ist dieser Versicherung zu mißtrauen, aber ihr das Eingeständniß zu entnehmen, daß das Deficit besteht. Wenn es heißt, daß durch ein Uebereinkommen mit den Gläubigern die Zinsen auf $3^1/_2$ Procent herabgesetzt seien, so wäre es für eine zukünftige Anleihe (und darauf läuft schließlich doch einmal das Rapportiren hinaus) von Wichtigkeit zu wissen, von welcher Höhe des Zinsfußes die Gläubiger herabzusteigen für gut befanden. Vergebens befragt man selbst den allwissenden Gothaischen Hofkalender über die geheimnißvollen Einzelheiten der Staatsschuld von Uruguay. Aus einem Schuldcapital von rund 90 und einer Zinsenlast von rund 6 Millionen Pesetas (à 4 Mark) können wir auf einen durchschnittlichen Zins von etwa 7 Procent schließen. Die Gläubiger schätzten ihren Schuldner demnach so, daß sie einen freiwilligen Accord auf 50 Procent für vortheilhaft halten. — Es wird in Uruguay nicht anders gehen als in Argentinien, wo nach den voriges Mal berichteten Posaunenstößen über die Consolidirung der Verhältnisse das Agio auf die fast lächerliche Höhe von 300 Procent gestiegen ist. Die Gläubiger Brasiliens sind während der letzten Revolution vor einem Ausbleiben der Couponszahlung nur dadurch bewahrt geblieben, daß die Emissionshäuser gleich bei der Anleihe den Betrag einer Zinsrate zurückbehalten hatten. In Mexico ist bei dem bedeutenden Antheil der Silberproduction an der Gesammtproduction des Landes gar nicht mehr möglich zu sagen, was die Ziffern bedeuten, denen der sinkende Werth des Silbers täglich einen anderen Sinn geben kann. Und die Versuche, dem Silber einen Werth aufzuprägen, den es nicht hat, bringen selbst die Finanzen der Vereinigten Staaten in Mißcredit. Das Deficit, welches in den ehemals strotzenden Kassen der Union für das erste Quartal 1894 bereits 14 Millionen Dollars betrug, und dessen Gesammtjahresbetrag für das Rechnungsjahr pro 1. Juli 1893—94 auf 80 Millionen Dollars geschätzt wird, ist an und für sich nicht schreckenerregend, wenn nur die Union in die Bahnen einer von Nebenrücksichten freien Steuerverwaltung einlenkt.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni.

Die Loyalität, mit der die deutsche Reichsregierung bei der Abschließung der verschiedenen Handelsverträge vorgegangen, ist in den betheiligten Ländern zumeist in vollem Maße anerkannt worden. Nur der mit der Prüfung des am 8. August 1893 in Madrid unterzeichneten Vertrages betrauten spanischen Senatscommission blieb es vorbehalten, durch eine mit den internationalen Gepflogenheiten wenig im Einklange stehende Obstructionspolitik das Schicksal des mit Deutschland getroffenen Abkommens zu gefährden. Da die deutsche Reichsregierung officiell erklären ließ, daß sie sich nicht mehr für gebunden erachten würde, falls der Vertrag nicht von den Cortes in der gegenwärtigen Legislatur angenommen werden sollte, darf als wahrscheinlich gelten, daß der Zollkrieg zwischen den beiden Ländern fortdauern wird. Anerkannt werden muß, daß das liberale Ministerium Sagasta sich durchaus correct verhalten hat, während die conservative Opposition sich keineswegs bloß durch sachliche Erwägungen leiten ließ, sondern vor Allem den Sturz des gegenwärtigen Cabinets herbeiführen wollte. Wie in Spanien mußten auch in einer Reihe anderer Länder die Regierungen in jüngster Zeit heftige Stürme über sich ergehen lassen.

In Frankreich hat der parlamentarische Feldzug für die im Spätherbste bevorstehende Neuwahl des Präsidenten der Republik begonnen. Alle unbefangenen Kenner und Beurtheiler der französischen Verhältnisse kommen darin überein, daß der am 22. Mai durch eine Abstimmung der mit einem Theile der Rechten verbündeten Radicalen und Socialisten herbeigeführte Sturz des Cabinets Casimir-Perier von dem erwähnten Gesichtspunkte aus erst recht verständlich wird. Gerade diesem Ministerium schien um so mehr eine längere Dauer beschieden, als es bei wiederholten Gelegenheiten nicht bloß Energie und Umsicht, sondern auch staatsmännische Begabung in der Weise bethätigt hatte, daß selbst die Widersacher der republikanischen Einrichtungen darauf verzichteten, die alte Minirarbeit gegen jedes am Staatsruder befindliche Cabinet fortzusetzen. Mochte immerhin der von dem Unterrichtsminister Spuller angekündigte „esprit nouveau", der Geist der Versöhnung, im radicalen Feldlager Verstimmung, sogar Besorgnisse vor allzu weit gehenden Zugeständnissen an den Klerikalismus hervorrufen, so bewies doch andererseits das entschiedene Vorgehen gegen einige Kirchenfürsten, daß unter diesem esprit nouveau keineswegs das sacrifizio dell' intelletto verstanden werden dürfte. Allerdings konnten die Anhänger der vom Papste Leo XIII. für die französischen Katholiken ausgegebenen Losung, ihren Anschluß an die republikanischen Institutionen zu vollziehen, in der Kundgebung des früheren Intimus Gambetta's ein Zugeständniß erblicken.

Um so mehr mußte es daher überraschen, als am 22. Mai ein Theil der Rechten in einer an sich unbedeutenden, von socialistischer Seite angeregten Frage mit der äußersten Linken und den Ultraradicalen gemeinschaftliche Sache machte. Sicherlich war es zwischen diesen Parteien nicht im Voraus abgekartet, als an die Regierung eine Interpellation über ihre Stellung zu dem Congresse der vereinigten Eisenbahnarbeiter gerichtet wurde. Ebenso unzweifelhaft konnte die Ungeschicklichkeit des Bauenministers Jonnart nicht vorhergesehen werden, der, anstatt ausweichend zu antworten, ohne zwingenden Grund erklärte, die Regierung könne den Arbeitern der Staatseisenbahnen nicht erlauben, sich zu Syndicaten zu verbinden, während doch das geltende Gesetz über die Arbeitersyndicate von einem solchen Unterschiede zwischen den großen privaten Eisenbahngesellschaften und den Staatseisenbahnen nicht das Geringste enthält. Der Conseilpräsident Casimir-Perier wäre also in der Lage gewesen, ohne Weiteres den Zwischenfall auf seine wahre Bedeutung zurückzuführen, wenn nicht angenommen werden müßte, daß er sich keineswegs an eine

Regierungsgewalt klammern wollte, die er von Anfang an ohne Begeisterung übernommen und besessen hat. Mit Fug wurde er, seitdem der Panamascandal hervorragende politische Persönlichkeiten wie Freycinet, Floquet und Andere wesentlich in den Hintergrund gedrängt hat, als der ernsthafteste Mitbewerber Carnot's bei der nächsten Präsidentenwahl angesehen, eine Annahme, die von Casimir-Perier wohl selbst getheilt wurde, als er nach dem Rücktritte Dupuy's vom Conseilpräsidium sich zunächst beharrlich weigerte, dessen Nachfolger zu werden, bis der Chef der Executivgewalt an seinen Patriotismus appellirte. Damals wurde nun mehrfach angenommen, daß, wie einst Gambetta durch Jules Grévy zur Leitung der Regierungsgeschäfte berufen wurde, um abgenutzt zu werden, auch mit dem Eintritte Casimir-Perier's in das Ministerium Herr Carnot für die Zukunft von einem gefährlichen Rivalen befreit werden sollte. War aber in der That eine solche Intrigue beabsichtigt, so hat sie Casimir-Perier nunmehr mit entschlossener Hand durchkreuzt, und von diesem Gesichtspunkte aus darf betont werden, daß die Campagne für die Neuwahl des Präsidenten der Republik am 22. Mai mit dem Sturze des Ministeriums eröffnet worden ist.

Offenbar stimmte darum ein Theil der republikanischen Linken nicht so sehr, um seine Sympathien für die Arbeitersyndicate zu betonen, sondern weil er überzeugt war, daß der Leiter des Cabinets den „psychologischen Moment" des Rücktrittes für vorliegend erachtete, mit den Socialisten und der äußersten Rechten. Daß zwischen den beiden Präsidenten, demjenigen der Republik und dem des Ministeriums, seit geraumer Zeit ein latenter Gegensatz bestand, darf als gewiß gelten. Es braucht nur an die Vorgänge erinnert zu werden, die sich vor einiger Zeit am dänischen Königshofe abspielten. Die damals vollzogene Abberufung des Militärattachés, Capitaine de Beauchamp, erfolgte auf Veranlassung des Cabinets Casimir-Perier, dessen Leiter mit Recht die Einmischung des Elysée in Angelegenheiten zurückwies, die lediglich zum Ressort des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten gehören. Diese Zusammenhänge erscheinen nicht zufällig, vielmehr sind sie wohl geeignet, zur Erläuterung der jüngsten Ministerkrisis zu dienen.

Diese selbst erheischte um so mehr eine dringende Lösung, als durch den unlängst zwischen England und dem Könige der Belgier, als dem Souverän des unabhängigen Congostaates, abgeschlossenen Vertrag nach der einstimmigen Auffassung der französischen Presse wichtige Interessen Frankreichs in Afrika verletzt worden sein sollten, so daß eine unmittelbare diplomatische Action der Regierung geboten erschien. Allerdings waren gerade diesmal besondere Schwierigkeiten vorhanden, die sich einer raschen Lösung der Ministerkrisis entgegenstellten. Erfordert die von England her übernommene strenge constitutionelle Doctrin, daß die Regierungsgewalt den Siegern im parlamentarischen Kampfe zufällt, so entstand zunächst die Frage, ob die Radicalen und Socialisten der französischen Deputirtenkammer in der That als die Sieger angesehen werden durften, da sie ohne die Unterstützung eines Theils der Rechten ihr Ziel nicht erreicht hätten. Die Situation verwickelte sich auch dadurch, daß die Republikaner, welche der Regierung bisher beistanden, in ihrer Parteiversammlung ausdrücklich den vom Ministerium Casimir-Perier geleisteten Diensten Anerkennung zollten und betonten, sie würden nur eine Regierung unterstützen, die durch ihre Zusammensetzung und ihren Charakter dieselben Bürgschaften zu leisten vermöchte. Hiernach durfte ein neues Ministerium mit ausgesprochen radicaler oder gar socialistischer Tendenz von Anfang an nicht auf die Beihülfe der hauptsächlichen Parteigruppe der Linken zählen. Diese Schwierigkeiten verhehlten sich denn auch nicht diejenigen radicalen Führer, die vom Präsidenten der Republik zu Rathe gezogen wurden.

Hierzu kamen noch andere gewichtige Bedenken, die sich auf den nächsten Staatshaushalt beziehen. Da die von dem Ministerium Casimir-Perier vorgeschlagenen Steuerreformen, insbesondere diejenigen, die irgend welche Verwandtschaft mit einer Einkommensteuer aufweisen, bisher in der Budgetcommission keinen Anklang gefunden haben, muß die neue Regierung, um für die dringenden Staats-

bedürfnisse Abhülfe zu schaffen, auch für ein Finanzprogramm Sorge tragen. Gerade die äußerste Linke, die bei dem parlamentarischen Siege vom 22. Mai in hervorragender Weise mitgewirkt, hat nun dem neuen Ministerium gewissermaßen eine gebundene Marschroute ertheilen wollen, indem sie mit aller Entschiedenheit erklärte, daß sie nur ein Ministerium unterstützen werde, das Achtung für die Rechte und Interessen der Arbeiter hegt, jede Rückkehr zum „klerikalen Geiste" verschmäht und entschlossen mittelst einer Steuer auf das Capital und das Einkommen fiskalische Reformen zu verwirklichen bereit ist. Hier wird also nachdrücklich die Einkommensteuer verlangt, die andererseits im republikanischen Lager selbst geringer Sympathien genießt. Nicht minder fällt in die Augen, daß die äußerste Linke im Gegensatze zu Herrn Spuller, der den esprit nouveau der Versöhnung ankündigte, gerade dem esprit clérical den Krieg bis aufs Aeußerste erklärt. So mußte von Anfang an ausgeschlossen erscheinen, daß die innerhalb der Parteigruppen der Linken bestehenden schroffen Meinungsverschiedenheiten beseitigt werden könnten.

Allerdings glaubte der Präsident der Republik selbst, bei früheren Gelegenheiten bereits über ein Universalheilmittel für alle parlamentarischen Schäden zu verfügen, indem er zu einem ministère de concentration seine Zuflucht nahm. Die einzelnen Parteigruppen sollten ihre Kräfte concentriren, die dann regelmäßig die wenig gleichartigen Elemente der Regierung bildeten. Oft genug geschah es, daß die gemäßigten und die radicalen Mitglieder mit einander in heftiger Fehde lagen oder doch einander neutralisirten. Jedenfalls war dieser Hang des Chefs der Executivgewalt, die Parteien durch Zugeständnisse an eine jede von ihnen versöhnen zu wollen, der Fortentwicklung der republikanischen Institutionen bisher durchaus nicht förderlich. Wohl aber hat das Ministerium Casimir-Perier durch sein von politischem Verständnisse zeugendes Verhalten den Beweis erbracht, daß ein zielbewußtes Vorgehen dem Parlamente gegenüber sich weit besser bewährt als planlose Nachgiebigkeit, durch die jeder Conflict vermieden werden soll. Herr Carnot hat denn auch davon Abstand genommen, ein aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetztes Cabinet bilden zu lassen, indem er seinen Intimus, den Kammerpräsidenten Dupuy, den Vorgänger Casimir-Perier's, mit der Neubildung der Regierung betraute. Mit Einstimmigkeit ist von der französischen Presse darauf hingewiesen worden, daß ein Unterschied zwischen diesem Ministerium Dupuy und dem von Casimir-Perier geleiteten nicht vorhanden, so daß sich kaum ersehen ließe, weshalb überhaupt ein Wandel erfolgt sei. Nur liegt eben die Annahme nahe, daß der Präsident der Republik im Hinblick auf die im Spätherbste bevorstehende Neuwahl eines Chefs der Executivgewalt einen ihm treu ergebenen Conseilpräsidenten einem solchen vorzog, der ihm nach seiner Auffassung ein gefährlicher Rival werden könnte. Andererseits mußte für Casimir-Perier die Erwägung maßgebend sein, daß er durch den eigenen Rücktritt seine volle Actionsfreiheit wieder erlangte. Er ist inzwischen zum Präsidenten der Deputirtenkammer gewählt worden, folgt also auf diesem Posten ebenso Herrn Dupuy, wie dieser seine Erbschaft in der Leitung der Regierung angetreten hat.

Daher kann es auch nicht überraschen, daß das in der ministeriellen Erklärung des neuen Cabinets enthaltene Regierungsprogramm sich fast gar nicht von dem früheren unterscheidet. Ausdrücklich wird betont, daß die Kammern bereits mit der Berathung zahlreicher Gesetzentwürfe befaßt seien, es daher nicht so sehr darauf ankomme, diesen Projecten neue hinzuzufügen, wie die zur Erörterung stehenden ihrer Lösung näher zu führen. Da die Radicalen und Socialisten sicherlich nicht ermangeln werden, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit einen neuen Ansturm zu eröffnen, ist das Cabinet bemüht, gerade der Arbeiterbevölkerung Zusicherungen zu ertheilen, indem dieser in Aussicht gestellt wird, daß die Republik nicht ermangeln werde, sowohl den städtischen als auch den ländlichen Arbeitern zu zeigen, daß sie nicht revolutionär zu werden brauche, um deren Loos zu verbessern. Hinsichtlich der auswärtigen Politik wird in der ministeriellen Erklärung angekündigt, daß die neue Regierung sich angelegen sein lassen werde, diejenige Continuität der Ansichten

und der Beziehungen aufrecht zu erhalten, die trotz des Widerstreites der politischen Meinungen das Land in den Stand gesetzt habe, unter den Nationen einen seines Namens und seiner Geschichte würdigen Platz einzunehmen.

Die öffentliche Meinung in Frankreich erwartete von dem neuen Ministerium vor Allem eine entschiedene Action hinsichtlich des von der englischen Regierung mit dem Könige der Belgier abgeschlossenen Vertrages. Wenn England weite Gebiete, die in seine eigene Interessensphäre fallen, dem Congostaate zur „Pacht" überlassen will und als Aequivalent nur einen fünfundzwanzig Kilometer breiten Streifen Landes beansprucht, durch den die Verbindungen zwischen den Besitzungen in Südafrika und der Interessensphäre im Norden hergestellt werden sollen, so findet eine solche Liberalität auch darin ihre Erklärung, daß die englische Regierung den unabhängigen Congostaat gewissermaßen als „Puffer" zwischen ihrem Gebiete und demjenigen Frankreichs verwerthen will. Es entsteht nur die Frage, ob die dem Congostaate verbürgte Neutralität ohne Weiteres auf die von England in „Pacht" gegebenen Gebiete ausgedehnt werden kann. Ohne eine solche Ausdehnung der Neutralität würde sich aber die Absicht, einen Etat-Tampon, einen Pufferstaat, zu schaffen, nicht verwirklichen lassen. Hierzu kommt, daß die französische Regierung sich auf das ihr in Bezug auf den unabhängigen Congostaat zustehende Vorkaufsrecht beruft, indem sie dem Könige der Belgier das Recht bestreitet, irgend welche Gebiete an eine fremde Macht zu verpachten, zumal es sich in Wirklichkeit keineswegs um ein Pachtverhältniß, sondern um die Uebertragung viel weiter gehender Besitzrechte handeln würde. Ebenso wenig kann auch nur dem geringsten Zweifel unterliegen, daß der Vertrag, durch den England sich den freien Verkehr zwischen seinen afrikanischen Interessensphären sichern will, zumeist im Hinblick auf Aegypten abgeschlossen worden ist, wodurch aber gerade die berechtigten Empfindlichkeiten Frankreichs hervorgerufen werden müssen. „Man kann sich nicht verhehlen," bemerkte der der französischen Regierung nahe stehende „Temps" unter dem unmittelbaren Eindrucke des Bekanntwerdens der Einzelheiten des getroffenen Abkommens, „daß der Vertrag, den England und der Congostaat soeben in Brüssel unterzeichnet haben, den Charakter einer Schlappe für die französische Politik in Afrika trägt. Frankreich sieht über weite sudanesische Gebiete verfügen, die bis in die jüngste Zeit und von Rechtswegen auch jetzt noch einen integrirenden Theil Aegyptens bilden."

Wie die französischen Interessen werden aber auch diejenigen Deutschlands in Ostafrika betroffen, da dieses seine unmittelbaren Verbindungen mit dem unabhängigen Congostaate durch den an England abzutretenden Streifen unterbrochen sehen würde. So ereignet sich der immerhin bemerkenswerthe Fall, daß Deutschland und Frankreich ein gemeinsames Interesse haben, den ohne ihre Zustimmung abgeschlossenen Vertrag anzufechten. Die deutsche Regierung hat denn auch bei dem Congostaate gegen das von diesem mit England abgeschlossene Abkommen unter Hinweis darauf Einspruch erhoben, daß eine Veränderung in den zwischen Deutschland und dem Congostaate vereinbarten Grenzverhältnissen ohne Zustimmung des anderen Contrahenten nicht willkürlich getroffen werden dürfe. Sicherlich kann sich auch die englische Regierung nicht verhehlen, daß ihr Verhalten einer Correctur benöthige. Da nun Frankreich gleichfalls Einspruch erhoben hat, kann der in Brüssel unterzeichnete Vertrag zunächst nicht als rechtsverbindlich für Dritte betrachtet werden. Die französischen Staatsmänner werden aber leichter zum Ziele kommen, wenn sie ihre eigene diplomatische Action auf diejenige Deutschlands stützen, obgleich angenommen werden darf, daß der unabhängige Congostaat sich beeilen wird, die von deutscher Seite geltend gemachten Bedenken etwa in der Weise zu beseitigen, daß der an England „pachtweise" abzutretende Streifen Landes in eine bestimmte Entfernung von der Grenze Deutsch-Ostafrika's verlegt wird.

Mit Zuversicht angenommen werden kann, daß es auch zwischen England und Frankreich wegen der vom Congostaate abgeschlossenen Vereinbarung nicht zu einem ernsthaften Conflicte kommen wird. Immerhin ist bemerkenswerth, daß in dem

liberalen englischen Ministerium, obgleich es an die Traditionen Gladstone's anknüpft, sobald es sich um Colonialinteressen handelt, ein entschiedeneres Tempo unverzüglich sich geltend macht. Lord Rosebery wird auch sicherlich deshalb im eigenen Feldlager keinerlei Anfechtung erfahren, während ihm wohl aus der inneren Politik Schwierigkeiten erwachsen könnten. Allerdings zeigen zugleich die Vorgänge in anderen Staaten, großen und kleinen, wie energisch die Regierungen ihre Stellung gegenüber der Opposition vertheidigen müssen. Weht doch nicht minder als in Frankreich in Italien, Ungarn und Spanien ein scharfer Wind. Die friedliche Gestaltung der gesammten politischen Lage erhellt jedoch daraus, daß der Rücktritt Stambulow's zwar zu localen Ruhestörungen in Sofia Anlaß bot, daß jedoch nirgends Befürchtungen in dem Sinne laut wurden, die orientalische Frage könne sogleich von Neuem aufgerollt werden, weil der bisherige Rathgeber des Prinzen Ferdinand von Bulgarien verdrängt worden ist. Wie bedenklich das Vorgehen des Prinzen auch erscheinen mag, denjenigen Staatsmann zu opfern, der sich um die Entwicklung des jungen Staatswesens große Verdienste erworben hat, so braucht doch nur auf das Verhalten der russischen Presse hingewiesen zu werden, um zu zeigen, daß weitere Verwicklungen, die über die Grenzen Bulgariens hinausgehen, zunächst nicht zu befürchten stehen.

Wie in dem jüngsten Balkanstaate ist in Ungarn die Ministerkrisis und das Entlassungsgesuch des leitenden Staatsmannes überraschend gekommen. In dem heftigen Streite wegen der Einführung der obligatorischen Civilehe durfte von vornherein gehofft werden, daß Kaiser Franz Joseph den Weg des constitutionellen Fürsten nicht verlassen und, auch wenn es ihm schwer würde, dem allgemeinen Wohle die eigene Neigung unterordnen werde. Diese Hoffnung hat nicht getäuscht. Allerdings galt der ursprünglich designirte Nachfolger Wekerle's, der Banus von Kroatien, Graf Khuen-Hedervary, der im Oberhause für die obligatorische Civilehe gestimmt hatte, als ein entschiedener Anhänger derselben; es konnte jedoch nicht überraschen, daß innerhalb der liberalen Bevölkerung Ungarns Beunruhigung herrschte, da sich zunächst nicht absehen ließ, weshalb ein Wechsel in den leitenden Persönlichkeiten eintreten sollte, wenn an dem früheren System festgehalten wurde. Dank der maßvollen Haltung der liberalen Partei und dem hochherzigen Entschlusse des Monarchen sind in letzter Stunde noch die Schwierigkeiten beseitigt, und zur großen Freude nicht nur Ungarns, sondern aller Freunde des mit Deutschland und Italien verbündeten Reiches ist das Cabinet Wekerle wieder in die alte, neu gefestigte Stellung eingesetzt worden.

Erfolgte der Sturz Stambulow's und das Demissionsgesuch Wekerle's keineswegs in Folge einer Abstimmung der Volksvertretung, so mußte der italienische Conseilpräsident Crispi geraume Zeit hindurch der Opposition in der Deputirtenkammer die Spitze bieten. Auch galt es nicht bloß der Entscheidung einer einzelnen Frage, sondern eine ganze Reihe allerdings unter einander im organischen Zusammenhange stehender Streitpunkte mußte durchgefochten werden, wobei Crispi wiederum Gelegenheit fand, seine staatsmännische Ueberlegenheit in vollem Maße zu bekunden. Unermüdlich auf der Bresche, nahm der leitende italienische Minister während des ganzen Verlaufes der Verhandlungen niemals zu kleinlichen Sophismen und Auskunftsmitteln seine Zuflucht; vielmehr ließ er sich ohne jede persönliche Empfindlichkeit ausschließlich von der Fürsorge für das Staatswohl bestimmen. Wie er bei den Debatten über das Kriegsbudget jede wesentliche Herabsetzung desselben im Hinblick auf die unter allen Umständen zu wahrende Großmachtstellung Italiens bekämpfte, faßte er auch nur diese bei den Erörterungen über die finanziellen Reformen ins Auge. Als dann bei einer entscheidenden Abstimmung die Mehrheit für die Regierung allzu gering erschien, reichte das gesammte Cabinet seine Entlassung ein. Wie in Ungarn der bisherige Ministerpräsident Wekerle, mußte aber auch in Italien Crispi wohl als derjenige Staatsmann erscheinen, dessen Verbleiben an der Spitze der Regierung durch die politische Situation geboten war.

Literarische Rundschau.

Zur Entwicklungslehre und Ethnographie.

Die Schöpfung der Thierwelt. Von Dr. Wilhelm Haacke. Mit 1 Karte und 469 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1893.

Seitdem der Verlag des Bibliographischen Instituts sich entschlossen hat, sein schönstes naturwissenschaftliches Werk, Brehm's Thierleben, „fortzusetzen" im Sinne einer umfassenden Weltbeschreibung, ist, bei glücklichster Wahl der meisten Mitarbeiter, eine Kette von Bänden entstanden, wie sie thatsächlich jetzt keine Nation außer der deutschen besitzt. Schon Brehm selbst war weit über sein eigenes Programm eines Buches, das „nicht für den Fachmann" sein sollte, hinausgegangen und hatte in Wahrheit eine Arbeit geschaffen, die auf viele Jahrzehnte hinaus kein Fachmann mehr entbehren konnte. Unter den „Fortsetzern" hat Melchior Neumayr in seiner „Erdgeschichte" uns geradezu das Testament eines Denkers und Forschers ersten Ranges hinterlassen, statt einer Improvisation zum guten Zweck sein Genialstes, was er überhaupt geschrieben hat. Ratzel, in der „Völkerkunde', hat das mustergültige Compendium des Augenblicks geliefert, das eine Unzahl anderer Bücher ganz überflüssig macht und schon, was Umfang und Illustration anbelangt, das meiste Frühere zu übertreffen berufen war in einer Wissenschaft, die als solche in ihrer modernen Fassung relativ noch sehr jung ist und über keine allzu große Auswahl verfügt. Je mehr aber so das Wörtchen „populär" bei dem Gesammtunternehmen eine aristokratische Fassung bekam, die schließlich das Höchste und Gediegenste nach jeder Richtung einschloß, desto fühlbarer mußte in den Einzelwerken der individuelle Zug werden. Weil man große und selbstdenkende Meister gewonnen hatte, entstanden durchaus subjectiv durchgeistigte, scharf in ihrer Eigenart ausgeprägte Bücher, die sich zwar dem Stoffe nach unter einander ergänzen, aber in der allgemeinen Auffassung Alles eher sind als gleichartig. Der Gewinn dabei ist so groß, daß gewisse Nachtheile nicht sehr dagegen aufkommen können. Aber daß die Verlagsbuchhandlung selbst ein Gefühl für die Existenz der letzteren besitzt und nach Abhülfe strebt, beweist die vorliegende neueste Publication. Das Buch behandelt mit großer Ausführlichkeit eine Anzahl Capitel aus dem Darwinismus, und es stammt aus der Feder eines Zoologen, von dem man weiß, daß er einer der lebhaftesten Verfechter der Entwicklungslehre unter dem jungen Nachwuchs der Haeckel'schen Schule ist. Es war nachgerade ein merkwürdiges Schauspiel geworden, wie die einzelnen Mitarbeiter des Gesammtwerkes sich zum Darwinismus stellten. Brehm selbst war stets lebhaft für eine natürliche Auffassung der Verwandtschaftsverhältnisse von Thier und Mensch und der Thiere unter einander eingetreten, hatte aber gerade im „Thierleben" in den von ihm bearbeiteten Theilen

auch zuletzt noch immer eine gewisse Reserve bewahrt, besonders was die neue, auf Descendenzhypothesen begründete Systematik anbetraf. Von seinen Mitarbeitern machte Taschenberg im Insectenbande gelegentlich direct Opposition gegen Darwin, Oskar Schmidt bei den übrigen „Wirbellosen" dagegen legte umgekehrt den ganzen Schwerpunkt auf Darwinistisches. Neumayr in der Erdgeschichte vertritt mit voller Energie die Entwicklungslehre und bereichert sie selbst durch eine Menge genialer Speculationen. Ranke, in seinen prachtvoll illustrirten und stoffreichen beiden Bänden über den „Menschen", die soeben in zweiter Auflage zu erscheinen beginnen, ignorirt die ganze darwinistische Bewegung vollkommen. Kerner, im zweiten Theile seines „Pflanzenlebens", übt eine, nach seiner Meinung endgültig vernichtende Kritik an der Entwicklungstheorie aus. Unter diesen Umständen war es entschieden sehr angemessen, wenigstens in einem Bande des Ganzen nunmehr diese Entwicklungslehre selbst zur Debatte zu stellen und sie so weit, pro oder contra, vortragen zu lassen, daß der Leser ein freieres Urtheil gewann und die positiven wie negativen Einzelerwähnungen in den anderen Theilen sich ins richtige Maß setzen konnte. Haacke hat sich der nicht leichten Aufgabe mit viel Geschick unterzogen. Ohne in Wiederholungen zu verfallen, hat er eine Art entwicklungsgeschichtlichen (phylogenetischen) Leitfadens durch Brehm's Thierleben geschaffen, — zu zehn Bänden einen elften mit darwinistischer Nutzanwendung, den der überzeugte Anhänger ohne Weiteres sich als allgemeine Vorrede zu den anderen zehn einbinden lassen könnte. Der erste Theil des Buches, „die Mittel und Formen der Thierschöpfung", gibt die nöthigen theoretischen Darlegungen über das „Wie" der Umbildung, im zweiten, „die Geschichte der Thierstämme", wird im Sinne der Haeckel'schen Versuche und ihrer Ergänzungen der Stammbaum der Thiere im Umriß aufgestellt. Der Mensch wird dabei nicht erwähnt. Das Recht, „individuell" zu sein, das sich die anderen Mitarbeiter so reichlich zuerkannt, hat auch Haacke in genügendem Maße ausgenützt. Sobald das engere „Wie" der Artumwandlung in Frage kommt, gibt es keine absolute darwinistische Doctrin, sondern der Einzelne hat auch auf dem Allgemeinboden der Entwicklungslehre noch einen ziemlich weiten Spielraum. Es ist da bezeichnend, daß Haacke schon im Vorwort als maßgebend für seine Anschauungen nicht Darwin nennt, sondern „die Lehren des alten Lamarck" und neben Haeckel Moritz Wagner; dem Kenner der Dinge sind damit gewisse feine Nuancen in der Färbung des Bildes angedeutet. Gewisse interessante, aber vorerst noch durchaus der Discussion unterliegende Ansichten über die Entstehung der thierischen Grundformen (Gemmarien-Theorie), die der Verfasser unlängst in seinem Werke „Gestaltung und Vererbung" eingehend dargelegt hat, sind von ihm auch hier ausgiebig verwerthet, vielleicht doch noch etwas ausgiebiger, als der Zweck des Buches wünschen läßt; aber schließlich ist auf diesem noch so vielfach schwankenden Boden eben ein Leser vorauszusetzen, der Freude an der geistvollen Verknüpfung hat, ohne sich deshalb gleich der Autorität gefangen zu geben. Die Ausstattung des Werkes ist die gewohnte glänzende. Die Zeichner haben im Gegensatz zu den Brehm'schen Einzelbildern eine größere Anzahl Gruppenbilder von Thieren verwandter Lebensweise oder Abstammung gegeben, die in dieser Art ganz neu und überaus instructiv sind. Das gleiche uneingeschränkte Lob verdienen die Farbentafeln, von denen einige die sehr gut gewählten Beispiele von Anpassungen an die Umgebung in einer Anschaulichkeit illustriren, die eben nur durch Farben erreicht werden kann.

Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens. Reiseschilderungen und Ergebnisse der zweiten Schingu-Expedition 1887—1888. Von Prof. Dr. Karl von den Steinen. Mit 30 Tafeln und 160 Textabbildungen. Berlin, Dietrich Reimer. 1894.

Der Begriff des „Rettens" ist in der Anthropologie von heute in den Vordergrund getreten. Der Culturpflug ist auch ein zweischneidiges Schwert, das unerbittlich Volksstämme dahinmäht, die, wenn sie wohl auch sonst keine Existenz-

berechtigung im wirthschaftlichen Kampfe der Menschheit auf der Erde besitzen, doch wenigstens eine vergeistigte Fortexistenz verdienten in den Annalen der Gelehrtenrepublik als unschätzbare Zeugen gerade des dunklen Werdeganges dieser Cultur. Dem Verfasser des vorliegenden Buches ist es vor nunmehr schon zehn Jahren vergönnt gewesen, Reste überaus primitiver Völkerschaften in Central-Brasilien, am Schingu-Flusse, zum ersten Male studiren zu können. Alsbald war es für alle Sachkundigen kein Zweifel, daß dort gerade vor Thorschluß noch eine Fundstätte ersten Ranges für den Ethnographen erschlossen sei, die bei intensiver Behandlung mehr über die Anfänge menschlicher Geistesbildung enthüllen könne, als alle jene wohlgemeinten, aber durchweg vom Thatsachenmaterial traurig berathenen „Urgeschichten der Menschheit", die wir im Laufe einiger Jahrzehnte haben wie Pilze aus dem Boden sprießen sehen. Steinen hat selbst jetzt in glänzender Weise den Preis gewonnen, den wohl jeder einsichtige Leser des ersten Reiseberichtes im Herzen für den aussetzte, der als Zweiter das fern aufleuchtende Gold wirklich ausmünzte für die Wissenschaft. Von trefflichen Genossen, die in allen Sätteln der Forschung gerecht waren, unterstützt, ist er — nicht als Culturpionier im gewöhnlichen Sinne, denn es galt, diese Naturmenschen möglichst aus sich heraus wirken zu sehen, aber doch als echter Pionier der höheren Cultur, die sich auf Wissen und Wahrheit baut, — zum zweiten Mal in das Stromgebiet seines Schingu (auch rein geographisch hatte die erste Reise Reiches geliefert!) eingedrungen. Der schöne Band gibt die Resultate, überreiche Resultate! Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß zur Entwicklungsgeschichte der Moral, vor Allem der Begriffe des Schamgefühls, sowie zur Urgeschichte der Kunst (hier besonders, was Entstehung der Ornamente anbetrifft), dieses Werk geradezu als ein grundlegendes für die ganze Folge bezeichnet werden kann. Die paar Tafeln mit Zeichnungen dieser einfachen Urwaldkinder sind für den Aufbau einer wissenschaftlichen Aesthetik nicht nur relativ, sondern innerhalb des eigentlichen Stoffgebietes selbst von wesentlich höherem Werth als neun Zehntel alles dessen, was der moderne Streit über Realismus und Idealismus, Naturnachahmung und Naturstilisirung zu Tage gefördert hat. Der erzählende Theil des Reiseberichtes ist munter und glatt improvisirt, wie es die Geschichte einer solchen Fahrt sein soll, die bei mancherlei Fährlichkeiten doch den modern ausgerüsteten und lediglich von humanen Zwecken geleiteten Reisenden nicht gerade an den Kragen ging. Das Große und Werthvolle des Buches aber steckt wesentlich in den ethnographischen Capiteln. Es versteht sich, daß streng wissenschaftliche Erörterungen wie diese — z. B. über die Entstehung des Schamgefühls — auch mit wissenschaftlicher Unbefangenheit angesehen sein wollen, — ein Punkt, der besonders auch die Illustrationen des Buches betrifft. In ihrer technischen Ausführung sind sie sämmtlich ersten Ranges. Man begreift bei ihnen, welches zufällige Glück es für uns bedeutet, daß die Erfindung der Photographie gemacht wurde, ehe diese eigenartigen Urweltreste der Menschheit verschwunden waren. Was wir dem Buche vor Allem wünschen, ist, daß es eine möglichst weite Verbreitung finde in alle Kreise hinein, die sich mit ästhetischer Speculation befassen. Dort wird es Wunderdinge wirken, — sei es auch, daß manches lustige Kartenhaus dabei zu Grunde geht.

Die Allmacht der Naturzüchtung. Eine Erwiderung an Herbert Spencer von August Weismann, Professor in Freiburg i. Br. Jena, Gustav Fischer. 1893.

Die kleine Schrift ist eine polemische, die aber dabei doch allerlei positive und auf alle Fälle schätzenswerthe Angaben enthält, so daß sie auch für den von Interesse ist, der Spencer's voraufgehende Angriffe gegen Weismann nicht gelesen hat. Weismann hat sich in neuerer Zeit etwas zum enfant terrible des Darwinismus, der ihm doch so viel verdankt, entwickelt. Er hat einen energischen Feldzug gegen

die Behauptung begonnen, daß erworbene Eigenschaften erblich seien und damit, wenigstens nach der Ansicht vieler Beurtheiler, Etwas auf den Schild erhoben, was, wirklich nachgewiesen, bei gewissen Sätzen des Darwinismus eine sehr gründliche Reorganisation nöthig machte. Man ist aber im Allgemeinen, wie er selbst in der vorliegenden Schrift einräumt, weit entfernt, ihm in seiner grundlegenden Behauptung Recht zu geben, und der Kampf wogt herüber und hinüber. Im Ganzen ist so viel sicher, daß der Conflict, wie ihn Weismann geschaffen, ein heilsamer ist, da er dazu zwingt, einige Punkte sehr genau nachzuprüfen, die auf alle Fälle von hoher biologischer Wichtigkeit sind, — zumal Weismann persönlich ein überaus feinsinniger und selbst in schärfster Polemik loyaler Kämpfer ist. In England hat man den hingeworfenen Fehdehandschuh mit besonderem Eifer aufgegriffen. Während der alte Mitbegründer der Zuchtwahllehre, Wallace, die Weismann'schen Argumente anerkennt, wendet sich Herbert Spencer mit ebenso schroffer Abweisung dagegen, wie sie bei uns von Seiten Haeckel's und seiner Schüler erfolgt ist. Es ist sehr zu wünschen, daß insbesondere gebildete Thierzüchter diese Streitschriften durchlesen, da sich ihnen in der Praxis das entscheidendste Material darbieten muß. Die Frage ist in keiner Weise bloß eine theoretische, sondern eventuell sogar eine sehr praktische, über die letzten Endes weder der Mediciner noch der Landwirthschaftler gleichgültig hinweggehen darf.

Wilhelm Bölsche.

Victor Hehn's Reisebilder.

Reisebilder aus Italien und Frankreich. Von Victor Hehn. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Stuttgart 1894. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Hehn war sechsundzwanzig Jahre alt, als er 1839 und 1840 dies Tagebuch schrieb. Er hatte sein langes, wechselvolles Leben noch vor sich, und die Länder und Völker, die er beschreibt, waren auch noch unbelastet von dem, was sie in den letzten fünfundfünfzig Jahren seitdem erlebten, die französische Revolution und die napoleonischen Kriege lagen in weiter Ferne schon, Europa war auf den Frieden zugeschnitten, man fuhr noch in Diligencen durch die belle France und mit Vetturinen durch die bella Italia. Schildert Goethe's italienische Reise die Welt Italiens vor der französischen Revolution, so liefert Hehn in diesen Jugendbriefen den Anblick der letzten ruhigen europäischen Zeiten, bevor die Umwandlung der ganzen Erdoberfläche in das gemeinsame, fast schon zu enge Vaterland der gleichartigen unruhvollen Rasse, die wir die Menschheit nennen, sich vollzog. In Hehn's Jugendzeiten gab es wie in denen Goethe's noch unendliche Weiten, ferne Erdtheile jenseits weiter, weiter Meere und die ungeheure Erwartung weiterer friedlicher Entwicklung. Es klingt wie Märchen heute.

Gewiß hat Hehn das Italien seiner Zeit, aus dem er über das Paris Louis Philipp's wieder nach Hause reiste, schön und farbig und sonnig beschrieben, und uns heute, die wir es nicht mehr so sehen, bietet er ein historisches Bilderbuch, das anmuthiger nicht colorirt werden konnte. Das Buch schließt mit einer idealen Anrede an einen der liebenswürdigsten unter den Malern jenes Italiens, Leopold Robert, dessen Gemälde heute noch in Kupferstichen weit verbreitet sind. Das war noch das Hesperien der Sonnenuntergänge, der Mondnächte, der Mandolinen, der Tarantellen und der großen Vergangenheit. Jedes Lorbeerblatt schien unsichtbare Worte der großen Dichter zu tragen, die da einst litten oder glücklich waren. In einem Edelsteinkasten kostbarer Erinnerungen schwelgten wir, die uns glänzend durch die Finger rollten. Das Buch verlockt fortzulesen. Ich hatte es schon in einzelnen

Blättern vor Augen gehabt, und es fesselte mich von Neuem. Hehn's Sprache ist das Product edlen Studiums. Die Alten und Goethe hat er gelesen. Auf jeder Seite klingt uns die Erinnerung an diese beiden Quellen entgegen, die sich zu lebendigem Flusse in seinen Sätzen vereinigen. Beim Vorlesen wird das besonders sich zeigen, denn dazu können diese Seiten zumal empfohlen werden.

Die ursprüngliche erste Form haben Hehn's Reisebilder, wie der Herausgeber im Vorworte uns belehrt, nicht ganz behalten: im Jahre 1841 und 1842 wurde die Umarbeitung einiger Theile vorgenommen. Hehn's vierundzwanzig Jahre später erschienenes „Italien" läßt Land und Leute und den Verfasser selbst uns anders entgegentreten, und lebte er heute noch, so würden seine Anschauungen wahrscheinlich eine dritte Umbildung aufweisen. Italien hat sich, seitdem es in die Reihe der activen Nationen wieder eingetreten ist, zugleich mit dem übrigen Europa von Grund aus geändert, ja es will Manchem scheinen, als sei das Klima des Landes ein rauheres, wenigstens unbeständigeres geworden. Aber zugleich mit diesem Wechsel beobachten wir, wie die aller Literatur höheren Ranges eigene conservative Kraft uns in altgewohnten Gefühlen festhält, so daß Mancher, der mit Goethe's italienischer Reise oder mit Hehn's Reisebriefen in der Hand, denen wir Gregorovius' Werke noch anreihen, Italien zum ersten Male sieht, längst Vergangenes und Verrauschtes neu zu erleben, zu genießen und zu erblicken vermeinen wird. Denn es scheint über dem Boden eines Landes in unsichtbaren Bildern der Nachglanz einer großen Vergangenheit zu liegen, die wie etwas Erleuchtendes in uns eindringt und uns bei wachenden Augen zu träumen zwingt. Etwas Zwingendes, das Trauer und Freude in uns hervorlockt, als ob wir selbst in spät nachfolgender Theilnahme an den Schicksalen eines Volkes noch betheiligt seien.

Herman Grimm.

Koser's Friedrich der Große.

König Friedrich der Große. Von Reinhold Koser, Professor an der Universität Bonn. Band I. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1890—1893.

Von Koser's trefflichem Werke ist jetzt der zweite Halbband ausgegeben worden und damit der erste Band der auf zwei Bände berechneten Darstellung vollendet. Schon früher ist in dieser Zeitschrift (1890, Bd. LXV, S. 474) auf die literarische Bedeutung dieser ersten umfassenden wissenschaftlichen Biographie des großen Königs aufmerksam gemacht worden, die in mustergültiger Weise Tiefe und Gründlichkeit der Forschung mit einer knappen, für jeden Gebildeten anziehenden Darstellung verbindet. Das Werk im Ganzen nach Verdienst zu würdigen, wird sich nach Abschluß des zweiten Bandes Gelegenheit finden; hier sei nur auf den neu erschienenen Theil kurz hingewiesen. Hatte beim ersten Halbband, bei den Jahren 1740—1745 die dankbare Aufgabe vorgelegen, die ersten glänzenden Siegeszüge des jungen Helden vorzuführen, so galt es diesmal einen spröderen Stoff zu meistern: die verwickelten diplomatischen Beziehungen der Friedenszeit von 1746—1756 aufzuklären und die stille Thätigkeit des Verwalters zu schildern. Mit Recht hat Koser die wechselvollen diplomatischen Verhandlungen, bei denen des Königs Hauptbestreben auf Erhaltung des Friedens gerichtet ist, kurz zusammengedrängt und nur der am Schluß behandelten Entstehung des siebenjährigen Krieges breiteren Raum gewährt: klar und überzeugend für einen Jeden, der nicht in hartnäckigem Vorurtheil befangen ist, wird hier von Neuem auf Grund preußischer, österreichischer und russischer Actenveröffentlichungen der Beweis erbracht, daß Friedrich's hochgemuthe Schild-

erhebung von 1756 eine Handlung der Nothwehr, ein durch die Anschläge und Offensivpläne der Gegner durchaus gerechtfertigtes Unternehmen gewesen ist. Der umfangreichste und zugleich bedeutendste Theil des neuen Bandes, ein Abschnitt, für den Vorstudien in geringerer Anzahl vorhanden waren, und der des Neuen am meisten bringt, ist der inneren Verwaltung gewidmet, der Justizreform, der Handels- und Gewerbepolitik, der Organisation der neu erworbenen Provinzen Schlesien und Ostfriesland, der militärischen Friedensthätigkeit und dem literarisch-künstlerischen Privatleben König Friedrich's. Es sind die Jahre 1746—1756 die reichsten, gesegnetsten und für ihn persönlich glücklichsten Arbeitsjahre des Königs; noch umstrahlt die Frische der Jugend den jetzt ausgereiften, vollkräftigen, unermüdlich thätigen Mann: aus dem furchtbaren Kriege kehrte er sieben Jahre später heim als ein früh Gealterter, an geistiger Kraft zwar nicht geschwächt, aber hart, streng, verschlossen. Das friedliche Jahrzehnt von 1746—1756 zeigt uns den König in seiner wunderbaren geistigen Regsamkeit, in seiner staunenswerthen Vielseitigkeit; es sind zum Theil Seiten König Friedrich's, die hier geschildert werden, so seine wirthschaftliche und Verwaltungsthätigkeit, die gemeinhin weniger bekannt, die oft vom heutigen Standpunkt schief beurtheilt worden sind; Koser's Ausführungen, die auch den Laien niemals ermüden, die stets durch persönliche Züge, durch eingestreute, geistvolle und witzige Aussprüche des Königs oder durch Charakterzeichnungen der handelnden Beamten belebt sind, seien hier besonders empfohlen. Auch die treffende Darlegung der Militärverfassung Preußens ist hervorzuheben, dann die besonnene Schilderung der Strategie des Königs — ein bekanntlich neuerdings heiß umstrittenes Gebiet, bei dessen Erörterung beide Parteien es an Uebertreibungen nicht haben fehlen lassen — und endlich das überaus ansprechende, „Sanssouci" überschriebene Capitel, das die poetischen und historischen Arbeiten des Königs, seine Beziehungen zur „Familie", zu Frau, Brüdern und Schwestern, sowie zu den Freunden, sein Zusammenleben und seine schnelle Entzweiung mit Voltaire, in einer fein durchdachten Darstellung vorführt.

A. Nandé.

βλ. **Aus dem Leben König Karl's von Rumänien.** Aufzeichnungen eines Augenzeugen. Bd. I. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung. 1894.

Zwei deutsche Fürstengeschlechter, die Hohenzollern und die Coburger Sachsen, sind dazu ausersehen, fremden Nationen die Segnungen deutscher Geistesarbeit und Cultur zu vermitteln. Dem Lebenswerk des Prinzen Albert und des Königs Leopold von Belgien leuchteten gute Sterne. Die Geschichte des Jahrhunderts gedenkt ihrer als musterwürdiger Beispiele dessen, was hohe politische Weisheit und persönliche Hingebung auf Thronen vermag. An der Spitze hoch entwickelter Civilisationen haben sie vor Allem durch die Macht ihrer Persönlichkeit gewirkt. Unter ganz verschiedenen äußeren Bedingungen hat der junge Hohenzoller ein Gleiches gethan, der nach raschem Entschluß im siebenundzwanzigsten Lebensjahre darein willigte, eine gesicherte und ehrenvolle militärische Laufbahn und glänzende Privatexistenz gegen die gewagte Aufgabe zu tauschen, das aufstrebende rumänische Volk aus Anarchie und Verderben zu retten. Denn nichts Geringeres war es, was dem Erwählten der nationalen Vertretung in Bukarest 1866 bevorstand, als er, gegen den Rath des preußischen Königs, die Nachfolge Kusa's antrat. Die Biographie, deren erster Band die Geschichte seiner Jugend und der ersten drei Jahre seiner Regierung erzählt, gibt Aufschluß darüber, durch welchen Einsatz moralischer Kraft das Problem seiner Lösung entgegengeführt wurde. Der Fürst selbst mag, unerachtet seines entschlossenen Muthes, mehr als einmal am Gelingen des Werkes gezweifelt haben. Er vermochte, in den ersten Zeiten seines Aufenthalts, in dem bescheidenen Haus, das ihm zur Residenz diente, nicht einmal seine Gäste pünktlich zur Tafel zu versammeln, geschweige denn genaue und gewissenhafte Pflichterfüllung bei Civil und Militär zu erreichen: „Wenn Du ein Zündnadelbataillon formirt haben wirst, aus wirklich zuverlässigen Leuten, so werde ich beruhigter für Deine Person sein," schrieb König Wilhelm 1868 dem jungen Vetter. Noch zehn Jahre und dieser führte eine siegreiche Armee von den Schlachtfeldern heim und herrscht heute über ein aufblühendes, einer besseren, ernsten Cultur gewonnenes Königreich.

κγ. **Peter Abälard.** Ein Lebensbild von Adolf Hausrath. Breitkopf & Härtel. 1893.

Der namhafte Theologe der Universität Heidelberg gibt ein anziehendes Bild jener oft erwähnten Gestalt der mittelalterlichen Kirche, das im Unterschiede von so vielen älteren Darstellungen der französischen und zumal der deutschen Literatur für weitere Kreise ansprechend ausgeführt ist. Die eigenen Aufzeichnungen Abälard's und dessen Briefwechsel mit Heloise sind die ergiebige Quelle, aus welcher der Stoff für dieses Lebensbild fließt. Ein Stück Gelehrtengeschichte und Klosterleben aus der Wende des elften zum zwölften Jahrhundert. Wie fesselnd ist die Erscheinung dieses kirchlichen Philosophen, wie merkwürdig der Gegensatz seines kühnen Geistes zu der mystischen Richtung seines Zeitgenossen, des heiligen Bernhard, und des Zeitalters der Kreuzzüge. Wie modern muthen uns die Conflicte an, die Abälard in sich selber, die er zwischen sich und der Umgebung entfacht; wie alt erscheint auf diesem Hintergrunde so vieles Neue der letzten Menschenalter! Er wollte, sagt Hausrath, die Waffen der Wissenschaft einer Kirche leihen, die diese nicht brauchte und nicht liebte, weil sie besser als er durchschaute, daß diese Wissenschaft nicht eine Stütze, sondern der Ruin ihres Glaubens sein würde. Darum hat er für saure und harte Arbeit nur Verfolgung und Mißhandlung geerntet. Ein großes Talent, das sich an falscher Stelle entwickelt, ein Prototyp jener Märtyrer der Vernunft, die sich ihr Leben lang abquälen, zwischen den Forderungen ihrer rationellen Natur und den Interessen der Hierarchie eine Vermittelung zu finden. Das Büchlein Hausrath's wird, wir zweifeln nicht, viele dankbare Leser finden und genußreiche Theilnahme erwecken.

βλ. **Shakespeare.** Von Alois Brandl. „Führende Geister". Herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim. Dresden, Ehlermann. 1894.

In der biographischen Sammlung „Führende Geister", nach moderner Classificationsart, zwischen Schönbach's „Walther von der Vogelweide" und Bettelheim's „Ludwig Anzengruber" steht A. Brandl's Doppelband „Shakespeare". Er bezeichnet es als selbstgewählte Aufgabe, „die Persönlichkeit Shakespeare's in ihren wechselnden Phasen zu zeichnen. Der Apparat der literarhistorischen Forschung, die Altersbestimmung der Dramen, die Quellenvergleichung, die Entwicklung gewisser Figuren und Gedanken sollte nur aufgeboten werden, um jenem Hauptzwecke zu dienen." Diesem Programm ist der gelehrte Verfasser im Großen und Ganzen durchaus gerecht geworden. Sein Lebensbild des größten und geheimnißvollsten Dichters der christlichen Aera liest sich bei aller Tiefe und Gründlichkeit der Behandlung leicht und fließend, und gelehrter Ballast hat es nicht beschwert. Kaum daß ein paarmal, so in Bezug auf das Testament und das harmlose Vermächtniß „des zweitbesten Bettes" an des Dichters Frau, den Schrullen gewisser Kritiker die unverdiente Ehre der Widerlegung zu Theil wird. Daß im Uebrigen die besten Leistungen der englischen Literarhistoriker, besonders Dowden's geistreiche Studie „Shakespeare a critical study of his mind and art", von Brandl berücksichtigt wurden, ist als großer Gewinn zu erachten. Nach der Anlage dieser Biographie, die auf ein paar hundert Seiten beschränkt ist, konnte Vieles nur ganz vorübergehend berührt werden. In Bezug auf „Hamlet" sagt der Verfasser mit Recht: „Von abschließender Erklärung kann bei einem Kunstwerk von so tausendseitiger Symbolik, daß es jedem Volke, jedem Jahrzehnt, jedem selbständigen Interpreten etwas Neues sagt, keine Rede sein." Ein Gleiches gilt vom Dichter selbst, dessen Genius in dem Maße räthselhafter erscheint, als alle Forschung unter seiner Größe bleibt.

rp. **Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart.** Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn von Berthold Litzmann. Hamburg, Leopold Voß. 1894.

Es verdient Aufmerksamkeit, wenn der um unsere Theatergeschichte so verdiente Forscher sein Urtheil über die Bühne der Gegenwart abgibt. Litzmann ist eine versöhnliche Natur. Er hat den Gegensatz zwischen Altem und Neuem zwar nicht völlig überwinden können: aber er sucht und findet in jeder bedeutenden Erscheinung Seiten, die ihm ein sympathisches Mitfühlen ermöglichen. Man mag nicht mit jeder Schätzung einverstanden sein; der freudige Optimismus aber, der aus dem Werke spricht, trägt über einzelne Bedenken hinweg. Wir empfinden, daß jedes Wort aus dem einen Gefühl herausgewachsen ist, das der Verfasser auch in dem großen Publicum, an das er sich wendet, wecken möchte: dem Gefühl „der Verantwortlichkeit, die wir als Mitlebende für die Literatur unserer Zeit mittragen".

p. **Die Entstehung des modernen Frankreich.** Von H. Taine. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Dritter Band: Das nachrevolutionäre Frankreich. Zweite Abtheilung. Abel & Müller (o. J.)

Das große Werk, an welchem Taine zwanzig Jahre lang gearbeitet, ist dennoch ein Torso geblieben: dem Abschluß nahe, raffte der Tod den unermüdlichen Forscher vor der Zeit hin; und es ist nicht unwahrscheinlich — in der einleitenden Notiz seiner Hinterbliebenen wird es direct ausgesprochen — daß er das Opfer dieser geistigen Ueberanstrengung geworden. Der letzte Band sollte die aus dem Napoleonischen System hervorgegangene Kirche, Schule, Familie des gegenwärtigen Frankreich behandeln, um alsdann aus diesen drei Coefficienten ihres „Milieu" die Daseinsbedingungen der bestehenden französischen Gesellschaft nachzuweisen. Nur die beiden ersten Stücke sind vollendet worden und werden uns in vorliegendem Band in „deutscher Bearbeitung" geboten. Was mit letzterem Ausdruck gemeint sein kann, ist uns nicht recht klar geworden: eine einfach gute Uebersetzung wäre uns lieber gewesen, obwohl wir die Schwierigkeit einer solchen nicht verkennen. Immerhin werden Diejenigen, welche nicht vorziehen, Taine im Original zu lesen, hier einen annähernden Begriff von dem erstaunlichen Reichthum, wenn auch nicht von dem feinen Stil seiner Arbeit erhalten.

p. **Goethe's und Schiller's sämmtliche Werke.** Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Wir haben neuerdings fünf weitere Bände von Schiller (die Uebersetzungen, historischen und kleineren prosaischen Schriften) und acht von Goethe (die epischen und dramatischen Dichtungen, einschließlich beider Theile des Faust) in dieser schönen großen Octavausgabe erhalten, die sich durch klaren Druck, festes, weißes Papier, soliden Einband und ungemein billigen Preis der weitesten Verbreitung empfiehlt. Auch wer seine Classiker schon besitzt, wird sich den Luxus eines so handlichen und geschmackvollen Exemplars zum Nachschlagen oder Nachlesen wohl gestatten dürfen, und junge Leute vollends, die sich eine Bibliothek erst begründen wollen, könnten hiermit den besten Anfang machen.

rp. **Deutscher Literaturkalender auf das Jahr 1894.** Herausgegeben von Joseph Kürschner. Stuttgart, J. G. Göschen'sche Verlagshandlung.

Unaufhörlich scheint die Menge der schreibenden Menschheit anzuwachsen. Berlin zählt 1822 Schriftsteller in seinen Mauern: eine Anzahl, die für sich allein ein Städtchen zu bevölkern vermöchte. Und nur wenig Mittelstädte gibt es noch, die nicht in der Mindestzahl von zehn Berühmtheiten ihre literarische Bedeutsamkeit durch die Aufnahme in den „Literaturkalender" erweisen könnten. Es ist nicht die Aufgabe des Herausgebers, den Weizen von der Spreu zu sondern; so mag denn manche kleine Eitelkeit sich groß in der Nachbarschaft großer Namen dünken. Um so mehr aber ist der ungeheure Fleiß und die immer rege Sorgsamkeit zu bewundern, die auch über Eintagsexistenzen kurzen und sicheren Nachweis gibt. Dem Fachmann ist das Buch zu einem unentbehrlichen Hülfsmittel geworden.

p. **Meyer's Conversations-Lexikon.** Fünfte Auflage. Dritter und vierter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1893—94.

Jeder neue Band dieses großen encyklopädischen Werkes thut dar, wie sehr die Leiter desselben unermüdlich darin sind, es auf der Höhe der Zeit zu halten, und mit welchem Aufgebot geistiger Arbeit und technischer Mittel sie dieses Ziel erreichen. Eine Reihe von Artikeln, wie diejenige des vierten Bandes über Deutsch, in allen seinen Zusammensetzungen, und Deutschland, ist geradezu erstaunlich durch die Fülle des Materials und dessen zwar gedrängte, doch fast erschöpfende Behandlung: sie bildet mit ihren zahlreichen, leicht übersichtlichen Unterabtheilungen eine Monographie, die kein Gebiet deutschen Lebens von der fernen Vergangenheit bis zur jüngsten Gegenwart unberührt läßt und auf 160 Seiten zwanzig Farbendrucktafeln und Karten enthält, deren einige durch Neuheit der Gesichtspunkte wirklich überraschen. Dies eine Beispiel für viele: denn das gleiche Lob gilt durchweg ebenso vom Text wie von den Illustrationen, welche, wiewohl in beträchtlicher Anzahl und oft bewundernswerther Ausführung, doch immer nur dem ersten Zwecke der Illustration, d. h. der Sacherläuterung, dienen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adler. — Ueber die Aufgaben des Staates angesichts der Arbeitslosigkeit. Akademische Antrittsrede von Dr. Georg Adler. Tübingen, H. Laupp. 1894.

Allgemeine Volksbibliothek. Wilhelm Hauff: Lichtenstein. Eine romantische Sage. — H. v. Kleist: Michael Kohlhaas. Eine Erzählung. — Theodor Körner: Der Nachtwächter. — Joseph Heydrich oder: Deutsche Treue. — H. Zschokke: Das Abenteuer der Neujahrsnacht. — Das blaue Wunder. Neusalza i. S. Hermann Oeser.

Ayuso. — Discursos leidos ante la Real Academia Española del señor D. Francisco García Ayuso. Madrid, Sucesores de Rivadeneyra. 1894.

Badala. — Note pariniane. Di Ottavio Grassi Badala. Acireale, Rosario Donzuso. 1894.

Bahr. — Studien zur Kritik der Moderne. Von Hermann Bahr. Frankfurt a. M., Rüiten & Loening. 1894.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Dritter Band. — Lebensfragen. Tagebuch eines alten Arztes. Von Nicolai Iwanowitsch Pirogo. Aus dem Russischen übertragen von August Fischer. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1894.

Boenigk. — Grundzüge zur Judenfrage. Sociologisch-ökonomische Studie von Otto Freiherrn von Boenigk. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1894.

Bojanowski. — Carl August als Chef des 6. preußischen Kürassierregiments 1787—1794. Von P. von Bojanowski. Weimar, Hermann Böhlau. 1894.

Bolin. — Spinoza. Von Wilhelm Bolin. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Bonafous. — Henri de Kleist. Sa vie et ses œuvres. Par Raymond Bonafous. Paris, Hachette & Cie. 1894.

Bruck. — Fort mit den Zuchthäusern. Von Dr. jur. Felix Friedrich Bruck. Breslau, Wilhelm Koebner. 1894.

Corleis. — Gustav Adolf. Ein kirchliches Festspiel von Friedrich Corleis. Altona, Schlüter'sche Buchhandlung. 1894.

Cremer. — Duell und Ehre. Von D. H. Cremer. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1894.

Dannemann. — Herbord. Ein Friesenfang von A. Dannemann. Bremen, G. A. v. Halem. 1894.

Das neue Jahrhundert. Philosophische Studien von einem Ungekannten. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1894.

De la Brète. — Badinage. Par Jean de la Brète. Deuxième édition. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie.

Die preußischen Strafgesetze. Erläutert von A. Groschuff, G. Eichhorn und Dr. H. Delius. Erste Lieferung. Berlin, Otto Liebmann. 1894.

Die strafrechtlichen Nebengesetze des Deutschen Reiches. Erläutert von Dr. M. Stenglein, Dr. H. Appelius und Dr. G. Kleinfeller. I. Supplement. Berlin, Otto Liebmann. 1894.

Dieter. — Von meinem Lebensweg. Lieder und Uebersetzungen von Heinrich Dieter. Salzburg, Heinrich Dieter. 1894.

Donalitius. — Littauische Dichtungen von Christian Donalitius. Uebersetzt und erläutert von L. Passarge. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1894.

Drews. — Kant's Naturphilosophie als Grundlage seines Systems. Von Arthur Drews. Berlin, Mitscher & Röstell. 1894.

Eckstein. — Lyra Germano-Latina von Ernst Eckstein. Dresden und Leipzig, Carl Reissner. 1894.

Ehrmann. — Wie war's? und was wird werden? Ein Glaubensbekenntniß nebst einigen socialpolitischen und staatsrechtlichen Forderungen von Dr. K. M. Ehrmann. Regensburg, W. Wunderling. 1894.

Elster. — Soldatengeschichten. Kriegserinnerungen aus den Jahren 1870—71. Von O. Elster. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung.

Flat. — Seconds essais sur Balzac. Par Paul Flat. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1894.

Gedenkschrift an den fünfzigsten Geburtstag des Dichters Peter Rosegger. Graz, Druck und Verlag „Leykam". 1894.

Göeler von Ravensburg. — Kunstgeschichte. Ein Hülfsbuch für Studierende. Auf Veranlassung der königlich preussischen Unterrichtsverwaltung verfasst von Dr. Friedrich Freiherr Göeler von Ravensburg. Berlin, Carl Duncker. 1894.

Gött. — Verbotene Früchte. Lustspiel in drei Aufzügen nach einem Zwischenspiel des Cervantes. Von Emil Gött. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Grelling. — Quousque tandem! Ein Friedensmahnruf von Richard Grelling. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1894.

Grelling. — Streifzüge. Von Richard Grelling. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894.

Grieben's Reisebücher. Sommerfrischen und Höhenkurorte. Praktischer Führer. Berlin, Albert Goldschmidt.

Grupp. — Culturgeschichte des Mittelalters von Dr. G. Grupp. Erster Band. Stuttgart, Joseph Roth. 1894.

Gundlach. — Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit. Aus dem Lateinischen übersetzt und an zeitgenössischen Berichten erläutert von Wilhelm Gundlach. Erster Band: Hrotsvitha's Otto-Lied. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 1894.

Guy-Valvor. — La Géhenne. Par Guy-Valvor. Paris, Chamuel. 1894.

Hafner. — Spiritismus oder Philosophie? (Philosophische Kritik des Spiritismus). An Kuno Fischer und Eduard v. Hartmann. Von Josef Hafner. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1894.

Hamsun. — Neue Erde. Roman von Knut Hamsun. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. von Borch. Köln und Paris, Albert Langen. 1894.

Heyn. — Reisebilder aus Italien und Frankreich. Von Victor Heyn. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Hess und **Mehler.** — Anleitung zur ersten Hülfeleistung bei plötzlichen Unfällen von J. Hess und Dr. med. Mehler. Frankfurt a. M., H. Bechhold.

Heyse. — In der Geisterstunde und andere Spukgeschichten. Von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1894.

Jordan. — Vom Stillen Ocean. Gedichte von Richard Jordan. Halle a. S., Otto Hendel.

Katô. — Der Kampf ums Recht des Stärkeren und seine Entwicklung. Von Hiroyuki Katô. Berlin, Friedländer & Sohn. 1894.

Kautzsch. — Die Heilige Schrift des Alten Testaments. Uebersetzt und herausgegeben von E. Kautzsch. Zehnte Lieferung. Freiburg i. B. und Leipzig, Akademische Verlagsbuchhandlung J. C. B. Mohr. 1894.

Keller. — Gottfried Keller's Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Baechtold. Zweiter Band: 1850—1861 Mit einem Bildniß. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1894.

Keller. — Das Leben des Meeres. Von Dr. Conrad Keller. Zweite Lieferung. Leipzig, T. O. Weigel Nachfolger. 1894.

Kiepert. — Zum siebzigsten Geburtstage Rudolf von Bennigsens. Rückblick auf das Leben eines Parlamentariers von Adolf Kiepert. Hannover, Carl Meyer. 1894.

Kieser. — Der Hirt vom Kyffhäuser. Eine Volkssage von Thilo Kieser. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1894.

Klemperer. — Voltaire und die Juden. Ein Vortrag von Dr. Wilhelm Klemperer. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894.

Kohut. — Fürst Bismarck und die Frauen. Von Dr. Adolf Kohut. Berlin, Friedrich Stahn. 1894.

Knnad. — Neue Gedichte. Von Paul Knnad. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1894.

Lange. — Engelke und andere Erzählungen. Von Sven Lange. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von M. von Borch. Köln und Paris, Albert Langen. 1894.

Lothar. — Rausch. Ein Drama in drei Aufzügen. Von Rudolf Lothar. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1894.

Marriot. — Die Starken und die Schwachen und andere Novellen. Von Emil Marriot. Berlin, Freund & Jeckel. 1894.

Maurel. — Marsyas Roman par André Maurel. Paris, Lemerre. 1894.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Julius Petri** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Der Herr Pathe.

Erzählung

von

Ernst Wichert.

Es ist das eine recht altmodische Geschichte, die ich erzählen will. Man könnte glauben, daß sie noch im vorigen Jahrhundert passirt sei, so altväterisch muthet uns „der Herr Pathe“ an. Und doch darf ich versichern, daß es sich um eine jüngste Begebenheit handelt, und der liebenswürdige Mann, dessen Porträt ich zu zeichnen beabsichtige, auch heute noch kein Greis ist, der mit dem Kopf wackelt.

Es ist wahr, der Begriff „Pathe“ hat sich im Laufe der Zeiten nicht unwesentlich verändert. Man zieht zur Taufe seiner Kinder noch immer einige Freunde und Freundinnen des Hauses zu, damit sie als Zeugen des feierlichen Actes in das Kirchenbuch eingetragen werden. Sie bejahen für den Täufling die Frage, ob er in die christliche Gemeinschaft aufgenommen werden wolle, betheiligen sich an einem zu Ehren des Tages gegebenen Schmause und schenken entweder sogleich oder bei Gelegenheit des ersten Geburtstages einen silbernen Becher oder Papplöffel, eine Klapper, ein Serviettenband oder sonst eine Kleinigkeit zum Andenken. In besonders günstigen Fällen erkundigen sie sich wohl auch später noch gelegentlich einmal nach ihrem „Pathchen“. Aber eine ernstliche Bedeutung hat das Alles für die Meisten kaum noch. Es ist eben so hergebracht, daß man guten Freunden eine Gefälligkeit erweist, die ja gewöhnlich auch auf dieselbe Weise „abgegeben“ werden kann. Ernstlich eine Verpflichtung zu übernehmen, fällt Keinem ein, und die Wenigsten wissen auch nur noch, worin sie zu bestehen hat.

Das war früher sicherlich anders, als das kirchliche Leben überall vorherrschte und die bürgerlichen Beziehungen Generationen hindurch örtlich dieselben blieben. Da konnte das Kindlein nicht früh genug Christ werden, und der Pathe war sich seiner Pflicht bewußt, für sein geistiges und leibliches Leben sorgen zu müssen. Die Taufe brachte beide in eine Art von Verwandtschaftsverhältniß. Nicht nur ein stets bereiter Helfer in allerhand

Gewissensnöthen sollte der Pathe sein, sondern seinem Pathenkinde auch mit Rath und That beistehen, daß aus ihm ein gesundes Glied der bürgerlichen Gesellschaft würde. Er trat für Vater und Mutter ein, wenn das Unglück sie schwer heimgesucht oder gar der Tod sie allzu früh hingerafft hatte. Darum galt's auch als ein besonderer Vorzug, einen wohl angesehenen und reich begüterten Pathen zu haben. Der „Herr Pathe" und die „Frau Pathin" waren Respectpersonen und erfreuten sich ehrerbietigster Begegnung. Man denkt sich gern einen alten Herrn in Kniehosen und Strümpfen, den Dreimaster unter dem Arm und den langen Stock mit silbernem Knopf in der Hand, oder eine alte Dame mit großer Faltenhaube und weitem Reifrock, die Finger mit Ringen besteckt und die Füße in Stelzschuhen. Vergangene Zeiten!

Der Herr Pathe, von welchem ich spreche, ist denn auch durchaus nicht ein Mann von so zopfiger Art, eher ein recht jovialer alter Junggeselle mit stets glatt rasirtem Kinn und munteren Augen, rasch in allen seinen Bewegungen und immer nach der besten Mode gekleidet, wenn auch „in gemessenen Grenzen", wie sie sich ungefähr für sein Alter schicken. Er hat noch sein volles Haupthaar, freilich bereits stark ergraut, und behauptet, daß er es seinem „soliden Leben" verdanke. Das kleine Bärtchen unter der runden Nase ist an den Spitzen ein wenig aufgedreht und gibt seinem sonst gutmüthigen Gesicht ein keckes Ansehen. Man möchte ihn für einen pensionirten Officier halten, und er hat es wirklich einmal bis zum Premierlieutenant gebracht gehabt, wenn auch nur in der Reserve und Landwehr. Mit der Pension ist's ungefähr ebenso richtig: er bezieht sie nicht für geleistete Militärdienste, sondern als Entschädigung für eine Stelle in der Eisenbahnverwaltung, die er aufgeben mußte, als die Anlage verstaatlicht wurde. Von Hause aus war er Jurist, aber schon als junger Assessor „zur Verwaltung abgeschwommen". Er besaß einiges Capitalvermögen, das er in Actien der Bahn anlegte, und zwei Häuser in einer damals, als er sie erbte, weltentlegenen Gegend Berlins, von denen er das eine später vortheilhaft verkaufte. Nun lebt Herr Breckenberger als Rentier, mit der Verwaltung seines nicht ganz unbeträchtlichen Vermögens beschäftigt und in mancherlei städtischen und sonstigen Ehrenämtern thätig. Er hat irgend eine Kasse „unter sich" und wird deshalb mitunter auch „Herr Rendant" genannt. Das hört er aber nicht gern.

Daß Herr Breckenberger unverheirathet geblieben, kann für um so verwunderlicher gelten, als er eigentlich alle Anlagen zu einem guten Hausvater mitbrachte. Er besaß ökonomische Tugenden, hatte seine Wohnung stets so eingerichtet, daß er sich „zu Hause" behaglich fühlen konnte, gab gern kleine Gesellschaften, bei denen die Frauen seiner zahlreichen Freunde nicht fehlen durften, hatte am liebsten Umgang in Familien und war ein großer Kinderfreund. Es hatte denn auch nicht an Versuchen gefehlt, ihn unter den Pantoffel zu bringen, aber es schien ihm doch nichts „nahe genug ans Herz" gegangen zu sein. Als er die Vierzig überschritten hatte, erklärte er nach einem längeren Reiseaufenthalt so ernstlich, mit diesen Wünschen abgeschlossen zu haben, daß man sich wohl daran gewöhnen mußte, ihn als Familienonkel

seine Bestimmung erfüllen zu sehen, und nur noch in scherzhaften Geburtstagstoasten der Hoffnung seiner Bekehrung Ausdruck gab.

Es hatte sich ganz von selbst verstanden, daß Herr Breckenberger, wenn einer seiner jung verheiratheten Freunde ein glückliches Familienereigniß zu melden hatte, unter den Taufpathen nicht fehlte. Er selbst würde es als eine Kränkung angesehen haben, wenn man ihn übergangen hätte. Durfte man sich nun auch in jeder Familie anständigerweise nur einmal „die Ehre geben", so war doch der Umgangskreis groß und erweiterte sich noch immer mehr. Und nachdem der liebenswürdige Herr einmal in den Ruf gekommen war, schon „gute Uebung zu haben" und „seine Sache vortrefflich zu machen", wurden ihm nun auch schon die Enkel seiner alten Freundinnen „zum Halten" bei der Taufe anvertraut. Er meinte die Versäumniß, selbst keine Kinder zu haben, nicht besser entschädigen und ausgleichen zu können, als durch die Bethätigung väterlicher oder mindestens onkelhafter Gesinnung für fremde. So führte er denn über seine Pathen ordnungsmäßig Buch und vergaß nicht nur ihren ersten, sondern auch ihre weiteren Geburtstage nicht. Seine Weihnachtsbescherung erforderte immer viel Kopfzerbrechen, und im Monat December sah man ihn kaum anders auf der Straße oder im Pferdebahnwagen als mit einem geheimnißvollen Päckchen im Arm. Auch zu anderer Zeit machte er sich gern das Vergnügen, mit seinen Kleinen zum Conditor oder in den zoologischen Garten zu gehen, den größeren Knaben das Eintrittsgeld für den Circus, den heranwachsenden Fräulein ein Theaterbillet zu schenken. Kam er zum Besuch, so brachte er immer etwas mit, wär's auch nur eine Düte mit Süßigkeiten oder eine für die Jahreszeit seltene Blume. Und bei so kleinen Ausgaben blieb es nicht. Einige seiner Freunde waren in mißliche Vermögenslage gekommen. Da trat er nun ganz im Stillen für seine Pathenkinder ein, übernahm die Sorge für Schulgeld, Bücher und Kleider, die an das Cadettenhaus zu zahlende Pension oder den nicht erschwinglichen Theil des Wechsels für den Herrn Studiosus. Auf den Herrn Pathen konnte man sich in der Noth immer verlassen.

Es blieb nicht bei eigentlichen Freundschaftsdiensten. In seiner unverwüstlichen Gutmüthigkeit ließ Herr Breckenberger Anforderungen an sich herantreten, die mitunter schon unverschämt genannt werden konnten. Da erhielt er von dem Portier des Hauses, in dem er wohnte, die Einladung zur Taufe seines Jüngsten, da war bei dem Kassenboten das siebente Kind eingetroffen, dessen sich „der Herr Rendant" doch wohl gütigst annehmen werde. Inserate der Art: Edle Herrschaften werden gebeten, bei einer unglücklichen Waise Pathenstelle zu übernehmen, versetzten ihn stets in mitleidige Erregung, und mitunter widerstand er wirklich der Versuchung seines guten Herzens nicht, zur bestimmten Zeit in der angezeigten Kirche anzusprechen und wenigstens eine milde Gabe ins Taufbecken gleiten zu lassen. Es kam vor, daß ihn ein Freund auf der Suche nach einem Handwerker traf, der einen Jungen in die Lehre zu nehmen gewillt wäre, oder daß er bei den Bekannten herumfragte, ob ein Kindermädchen gebraucht würde. Immer waren es Pathen, für die er zu sorgen hatte.

Enthob ihn auch öfters der Tod jeder weiteren Sorge, so standen zur Zeit doch noch nicht weniger als vierzehn Namen auf seiner Pathenliste. Er durfte scherzhaft behaupten, das Pathenstehen sei nun einmal seine Specialität. Kein Wunder, daß er überall „der Herr Pathe" hieß.

Er war stolz darauf, in der Welt, so weit er mit ihr Fühlung hatte, als ein Unicum etwas zu bedeuten, und so viel er auch seiner merkwürdigen Passion wegen gehänselt wurde, er hatte doch das sichere und sehr wohlthuende Gefühl, daß er Freude bereitete und sich nützlich machte. Das Leben war ihm selbst so vergnüglich, daß er sich gewissermaßen moralisch verpflichtet fühlte, etwas zu thun, was ihm als ein Verdienst angerechnet werden könnte.

Er hatte Verwandte, sogar ziemlich nahe Verwandte, wenn auch nicht Geschwister, aber sie wohnten auswärts, und er sprach nicht gern von ihnen, bekümmerte sich wohl auch recht wenig um sie. Das hatte seinen guten Grund. Ein jüngerer Bruder seines Vaters hatte als Kaufmann durch leichtsinnige Speculationen und liederliches Leben sein Vermögen durchgebracht, eine Kellnerin geheirathet, darauf die Frau mit mehreren Kindern in bedrängtester Lage verlassen und in Amerika seinem Leben gewaltsam ein Ende gemacht. Die Frau taugte auch nichts. Ein ältere Schwester seiner Mutter war gegen den Wunsch der Familie Schauspielerin geworden, beim Mangel an Talent und festen Grundsätzen auf eine abschüssige Bahn gerathen, dann mit einem Decorationsmaler verheirathet gewesen, von ihm wieder geschieden und mit ihren Kindern in Noth gerathen. Aus den Cousins und Cousinen war dann auch nicht viel geworden. Breckenberger erhielt von da her stets nur Bettelbriefe unerfreulichsten Inhalts. Seine Mildherzigkeit wurde selten vergeblich angerufen, aber er war doch froh, wenn es ihm gelang, die lieben Verwandten wenigstens von seiner Person fern zu halten.

Es war ihm lange Zeit gelungen. Eines Tages aber, als er gerade hinter seinen Rechnungsbüchern saß und zu Hause bleiben mußte, weil aus einer von ihm verwalteten milden Stiftung Pensionen an alte Fräulein zu zahlen waren, wurde ihm von der Aufwärterin eine Dame gemeldet, deren undeutlich gesprochenen Namen er nicht verstand. Er glaubte sie von einer der Stipendiaten abgeschickt. Wie verwundert war er aber, als er „Lieber Onkel" angeredet wurde.

„Ich hatte bisher nicht das Vergnügen . . ." stotterte er, zugleich mechanisch den an langem Bande hängenden Klemmer nach der Nase bewegend.

„Das glaube ich," fiel die unvermuthete Nichte lächelnd ein. „Ich bin zum ersten Male in dieser Stadt, und meine erste Droschkenfahrt vom Bahnhof aus war zu Ihnen, lieber Onkel. Ach Gott! wie weit sind wir die Kreuz und Quer gefahren. Es muß sehr schwer sein, sich hier zurechtzufinden, wenn man ganz fremd ist."

Herr Breckenberger nöthigte sie in wenig rosiger Laune durch eine Bewegung der Hand zum Niedersitzen auf einen der Fauteuils am Sophatisch und drehte sich von seinem Platz aus ihr zu wie Jemand, der auf dem Sprunge ist und nur eine Minute Zeit hat. Die Dame trug einen breiten Hut mit Blumen, den hellblauen Schleier unter dem Kinn zusammengezogen.

Das Gesicht dahinter schien ihm jugendlich, die Augen leuchteten in lebhaftem Glanz. Er genirte sich seiner bunten Pantoffeln wegen und zog die Füße unter den Stuhl. „Darf ich um Ihren Namen . . .“ sagte er. „Ich verstand ihn vorhin nicht recht.“

„Adele Schmidt . . .“ antwortete sie, indem sie sich verbeugte.

„Adele Schmidt . . .“ wiederholte er langsam und wie in seinem Gedächtniß nach einer Erinnerung suchend. „Schmidt — Schmidt . . . Es gibt so viele Schmidt —“

„Ganz recht,“ bemerkte sie, „und es kann wohl sein, lieber Onkel, daß Sie mich im Augenblick nicht recht unterzubringen wissen.“

„Nein, nein, ich weiß wohl . . .“ versicherte er und brach ab, da er in Wirklichkeit trotz aller Bemühungen die rechte Spur nicht treffen konnte.

Sie kam ihm zu Hülfe. „Es erklärt sich leicht. Ihre selige Tante, die zur Bühne ging —“

„Ah! Tante Marianne.“

„Ja. Um es mit einem Wort zu sagen: sie war meine Großmutter.“

„So, so! Ihre . . . Hm! ja wohl. Sie war fast zehn Jahre älter als meine Mutter und der Familie etwas — entfremdet. Sie hat einen Maler Schneefeld geheirathet, und die Kinder aus dieser Ehe . . . Hm, hm! ich wußte nicht, daß eine Schneefeld mit einem Schmidt . . .“

„Es ist auch nicht so.“ Sie senkte die Augen und drehte den Sonnenschirm. „Es mag Ihnen entfallen sein, daß Ihre Tante in die Ehe mit Schneefeld eine Tochter einbrachte, die sich damals auf Kosten des Vaters, eines reichen Mannes, der später wieder bankerot gemacht hat, in einer Pension befand. Mein Gott, es ist ja nicht wunderbar, wenn von diesem Kinde möglichst wenig gesprochen wurde.“

„In der That, es klingt mir ganz neu. Wenigstens erinnere ich mich nicht —“

„Die Papiere können vorgelegt werden. Diese Tochter nun — sie war Ines getauft worden — fühlte sich, als die Unterstützungen aufhörten, im Hause ihres Stiefvaters so unglücklich, daß sie noch sehr jung die Bewerbung eines Eisenbahnbeamten Schmidt annahm, der eine Anstellung bei den rumänischen Bahnen erhalten hatte. Ich spreche von meinem Vater. Außer mir sind noch fünf Geschwister —“

Er sah sie erschreckt an. „Noch fünf . . .“

„Von denen zwei jung starben. Da meine Mutter ihren Kindern eine bessere Erziehung zu geben wünschte, bestimmte sie ihren Mann, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Er mußte sich hier mit dem Posten eines Schaffners begnügen. So fleißig meine Mutter — eine sehr brave Frau, lieber Onkel — für Fremde arbeitete, hatte er doch mit schweren Sorgen zu kämpfen, die ihm ein Nervenleiden zuzogen. Er verrichtete doch seinen Dienst. In einer stürmischen Nacht, als er am Trittbrett entlang kletterte, um die Billets abzunehmen —“

„Es ist so strenge verboten,“ rief Breckenberger ärgerlich hinein. Sie zuckte kaum merklich mit den Schultern.

„Kurz, mein armer Vater glitt aus, zog sich durch den Fall eine schwere Verletzung zu und starb daran. Das geschah bereits vor siebzehn Jahren. Ich war damals fünfzehn alt."

Er rechnete schnell die Zahlen zusammen. Zweiunddreißig also! „Hm — hm — hm," brummte er in mitleidigem Ton.

„Meine Mutter blieb mit vier unversorgten Kindern zurück," fuhr sie fort. „Sie hat sie von ihrer Hände Arbeit kümmerlich, aber ehrlich ernährt, bis sie selbst ihr Brot suchen konnten. Ich habe ihr treu zur Seite gestanden, so lange sie lebte —"

„Sie ist todt?"

„Vor drei Jahren allzu früh verstorben. Sie war einmal sehr schön gewesen. Ihre zweite Tochter sah ihr ähnlich. Sie ist, wie die Großmutter, zur Bühne gegangen, aber Tänzerin geworden."

„Tänzerin —"

„O, Sie dürfen darüber nicht erschrecken, lieber Onkel; Selma ist eine sehr achtbare Künstlerin, deren Ruf —"

„Ich zweifle nicht, liebes Kind, ich zweifle nicht."

„Meine Mutter hatte sie in die Balletschule gegeben, um einen kleinen Nebenverdienst zu haben. Von meinen Brüdern dient der eine beim Militär als Unterofficier, der andere ist Seemann geworden und fährt auf einem Bremer Schiff. Ich selbst habe mich in verschiedenen Stellungen versucht." Sie schlug die Augen nieder. „Ich hätte heirathen können — o, es fehlte mir nicht an Anträgen, aber die Bewerber waren kleine Leute, denen ich nicht helfen mochte, leichtsinnig einen Hausstand zu begründen. Das Beispiel meiner armen Mutter schreckte ab."

Sie zog aus einem Ledertäschchen ein Paket zusammengebundener Papiere und legte es in seine Hand.

Herr Breckenberger hatte während dieser Mittheilungen Zeit gehabt, sich die Nichte näher anzusehen. Sie war schlank gewachsen, blond und trug das Haar glatt. Der Hut hatte zwar eine moderne Façon, schien aber schon oft aufgeputzt zu sein. Vielleicht war der große Schleier mit dazu bestimmt, allerhand kleine Schäden zu verdecken. Das Jäckchen, das sie über die helle Blouse gezogen hatte, war etwas zu kurz und enge gerathen. Eine vorgesteckte Brosche mit unechten Steinen war jedenfalls sehr billig erstanden; an einem dünnen, silbernen Armreif bummelten und rasselten einige kleine Anhängsel, ein Kreuzchen, ein Herzchen, eine Münze. Die gelben Glacéhandschuhe hatten an den Fingerspitzen und über den Knöcheln die Farbe gewechselt. Ueber den etwas ausgeschossenen Sonnenschirm war eine Spitze gelegt, und als sich einmal der Fuß etwas zu dreist unter dem dunkeln Rock vorstreckte, zeigte sich ein kleiner Riß unweit der Spitze genäht. Das ganze Dämchen sah so aus, als ob es Mühe gehabt hätte, die einzelnen Stücke der Visitentoilette zusammenzubringen. Vielleicht handelte es sich zugleich um den ganzen Besitz.

Es war dem alten Herrn ganz lieb, daß er die Papiere durchsehen konnte und so das Gespräch zunächst nicht fortzusetzen brauchte. Adele mißfiel ihm nicht, aber die Frage: was wird sie von dir wollen? beschäftigte ihn doch viel

zu sehr, um eine ganz unbefangene Prüfung des Eindrucks zuzulassen. Was wird sie von dir wollen? Es war doch sonderbar, daß ihm da etwas ins Haus lief, von dessen Dasein er keine Ahnung gehabt hatte. Auf der anderen Seite sprach vielleicht gerade dieser Umstand zu Gunsten des ungebetenen Gastes. Wenn Frau Ines Schmidt, in so großer Noth sie viele Jahre lang war, ihn nie um eine Unterstützung angegangen war, keins von ihren Kindern je an ihn geschrieben hatte, mußte dieser abseits gewachsene Zweig der Familie sich doch kräftig genug gefühlt haben, seine Wohlthaten entbehren zu können. Es lagen auch Zeugnisse bei, die auf Adele Bezug hatten und sich über ihre Tüchtigkeit und Führung sehr lobend äußerten.

Sie hielt sich nun in ihrem Sessel ganz still und wartete ab, bis er das letzte Blatt umgewandt hatte. „Na ja —" sagte er endlich, „das ist schon richtig, liebes Kind — wie ich auch gar nicht zweifelte. Und jetzt sind Sie also nach Berlin gekommen —"

„Um da ein wenig mein Glück zu versuchen," fiel sie ein, da er stockte. „Ich habe Schneidern und Putzmachen gelernt, aber damit ist an kleinen Orten nicht viel zu verdienen, und es fehlt mir auch noch, wie man zu sagen pflegt, der höhere Schliff, den ich mir nur hier verschaffen kann, da ich an Paris doch nicht denken darf. Ich habe auch schon eine Stelle als Jungfer bei einer vornehmen Dame angenommen gehabt und eine Weile im Hause eines Wittwers mit acht Kindern die Wirthschaft geführt. Aber man ist da so abhängig, und ich habe die größte Lust, mit der Zeit selbständig zu werden."

„Und was soll ich . . .?" fragte er schüchtern.

„Ach, glauben Sie doch nur nicht, lieber Onkel, daß ich Sie um Geld anbetteln komme. Nein, Sie brauchen deshalb gar keine Angst vor mir zu haben. Gott sei Dank bringe ich einige Ersparnisse mit, von denen ich schon eine Weile zehren kann, wenn es mir ganz schlecht geht. Ich wollte Sie nur bitten, mir meinen kleinen Schatz aufzubewahren, da man doch an dem fremden Ort nicht wissen kann, wem man vertrauen darf. Und dann . . ." Sie zirkelte mit dem Sonnenschirm um ihren Fuß herum.

„Nun? Und dann —?"

„Ich habe mir's so gedacht, daß ich an Ihnen einen guten Halt haben könnte, wenn Sie sich so weit meiner annehmen wollten. Ich bin gar nicht unbescheiden. Nur daß ich sagen darf, der Herr Breckenberger ist mein Onkel . . . Dann merken die Leute schon auf."

„Sie überschätzen meinen Einfluß, liebes Kind —"

„Nein, nein! Ich weiß, mit wem ich's zu thun habe. Sie können sich wohl vorstellen, daß in unserer Familie immer viel von Ihnen gesprochen ist. Es war uns eine Ehre, so einen Verwandten zu haben. Wir haben auch gelegentlich nach Ihnen gefragt, und erfahren, daß Sie allgemein der Herr Pathe heißen, und wie das zusammenhängt. Da meinte ich denn — aber nehmen Sie mir's nicht übel — da meinte ich, wenn Sie ein so gutes Herz für fremde Kinder hätten, möchten Sie sich vielleicht auch einer armen Verwandten freundlich annehmen, deren Sie sich doch gerade nicht zu schämen brauchen. Und so ließ ich mich gleich zu Ihnen fahren."

Das klang Alles recht gut; er hatte gar nichts einzuwenden. Nun ging es ihm schon im Kopf herum, was er mit dem vertrauſamen Dämchen anfangen ſolle, und ſo war's denn nicht mehr weit bis zu dem Entſchluß, Adele vorläufig bei ſich zu behalten. Zu ſeiner Wohnung gehörte ein abgeſondert, hinter der Küche gelegenes Zimmer für die Wirthſchafterin. Er hatte vor Kurzem die alte Perſon, die ihm mit ihren Sonderbarkeiten unleidlich wurde, Knall und Fall entlaſſen müſſen. Nun ſtand das Zimmer leer. Er bot es Adele an, bis ſie ein anderes Unterkommen gefunden hätte, und ſie nahm ohne Bedenken an. Auf ſo viel verwandtſchaftliches Entgegenkommen hatte ſie gar nicht gerechnet.

Seitdem waren einige Monate vergangen, ohne daß ſich eine recht paſſende Stelle für Adele, wenigſtens den Wünſchen Breckenberger's ganz entſprechend, gefunden hätte. Er hielt es für ſeine Pflicht, ſie auf ihren Gängen durch die ihr unbekannte Stadt zu begleiten, ſie Mittags in ein Reſtaurant, Abends in irgend ein Vergnügungslocal zu führen und ihre Garderobe ſo zu vervollſtändigen, daß er ſie gelegentlich einem Freunde als ſeine Verwandte vorſtellen konnte. Sie war ſo dankbar für den geringſten Beweis von Wohlwollen geweſen, ſo beſcheiden in ihrem Auftreten, ſo verſtändig in ihrer ganzen Denkweiſe und dabei recht kurzweilig. Sie beobachtete gut und fand überall ſo viel ihr Neues, daß der Unterhaltungsſtoff nie ausging. Tauſend Dinge, die dem alten Herrn gleichgültig geworden waren, erregten nun wieder ſein Intereſſe, und es ſchmeichelte ihm ſogar ein wenig, fortwährend um Auskunft gebeten zu werden und ſich als den kundigen Mann beweiſen zu können.

Adele betrachtete ſich aber auch nicht nur als Vergnügungsgaſt, ſondern ſuchte ſich in der kleinen Junggeſellenwirthſchaft nützlich zu machen, ſo viel Gelegenheit ihr dazu geboten war. Die Aufwärterin ſchlief nun — dies hatte Herr Breckenberger gleich ausgemacht — in der Küche; Adele war aber meiſt noch vor ihr auf, beim Reinigen der Zimmer und Ausſtäuben der Möbel behülflich, und beſonders dem Onkel einen ſchmackhaften Kaffee zu bereiten, wie er ihn ſeit langer Zeit nicht vorgeſetzt erhalten zu haben ſich erinnerte. Sie revidirte die Wochenrechnungen und ermittelte leicht, daß ſich die frühere Wirthſchafterin bei jedem Einkauf einen Vortheil zugerechnet hätte. „Wir wollen das aber geſchehen ſein laſſen," ſagte ſie, „und nur künftig beſſer aufpaſſen," das war ſo ganz nach ſeinem Sinn.

Sie gab dann zu bedenken, ob es ihm nicht lieb ſein möchte, hin und wieder einmal Abends zu Hauſe zu eſſen, da das Frühſtück, das ſie ihm aufſtellte, ihm doch immer ſo gut mundete. Er fand, daß dieſe Veränderung zu ſeiner Behaglichkeit weſentlich beitragen konnte. Nun war der Tiſch immer zierlich gedeckt, die Lampe regelmäßig gefüllt und beſchnitten, der Lehnſtuhl vor ſeinen Platz geſtellt, und er konnte da im bequemen Hausrock bei der Zeitung ſitzen, ſo lange es ihm gefiel. Adele war über die Aeußerungen ſeines Wohlbefindens ſo glücklich, that einen Schritt weiter und bat um die Erlaubniß, auch einmal einen häuslichen Mittag einrichten zu dürfen. Eine kräftige Suppe, ein gutes Stück Fleiſch und eine ſchmackhafte Mehlſpeiſe dürfe ſie verſprechen. Das ſei mehr werth, als ſechs Gerichte mit franzöſiſchen

Namen und ohne Saft und Kraft, meinte er, die Unbequemlichkeit für sie aber . . . Sie nahm gleich den nächsten Sonntag in Aussicht. Vielleicht wolle er ein paar Herren einladen. Nun widerstand er nicht.

Es hatte ihm lange nicht so gut geschmeckt, und nun plauderte er in einer schwachen Stunde aus, daß es ihm schon längst als ein Ideal vorgeschwebt habe, einen eigenen Tisch mit guter Hausmannskost zu führen. Ganz allein essen zu müssen, sei freilich eine zu verdrießliche Sache. Da er sie ja doch auch im Restaurant neben sich leide, meinte Adele, könnte er wenigstens so lange, als sie bei ihm sei, den Tisch im Hause für Zwei decken lassen. „Aber wie gern!" fuhr er heraus; und als das nun einmal unvorsichtig gesagt war, nützten auch alle einschränkenden Erklärungen nicht mehr. Schon am anderen Tage speiste er zu Hause und trank dazu den Wein aus seinem Keller, den er so gut kaum für theures Geld im Gasthause hätte haben können.

Schon bei der dritten Mahlzeit unter vier Augen — Adele hatte ihm ein delicates Hühnchen gebraten und dazu eine Schale mit ganz jungem Salat gestellt — sprach er die Ansicht aus, es sei eigentlich gar nicht in der Ordnung, daß so nahe Verwandte einander mit Sie anredeten. Wenn es sie also nicht genire . . . Sie stand sogleich auf, stieß mit ihm an und besiegelte die neue Duzbrüderschaft, auf die sie längst sehnlichst gehofft hätte, mit einem herzhaften Kuß. So war's recht!

Er fing an zu überlegen, ob nicht am Ende ein ungeheuer glücklicher Zufall ihn in die Lage versetzt habe, sich sein Dasein auf die Dauer viel gemüthlicher als bisher einzurichten. „Es wäre doch eigentlich das Geschenteste, liebe Adele," begann er eines Tages, „Du bliebest ganz bei mir."

„Wie das, Onkelchen?" fragte sie anscheinend doch überrascht.

„Na —" schmunzelte er, „Du bist zwar nicht hergekommen, Deine wirthschaftlichen Talente nutzbar zu machen, aber da Du Dir nun schon aus verwandtschaftlicher Liebenswürdigkeit so viel erfolgreiche Mühe gegeben hast, mir gleichsam probeweise ein menschenwürdiges Heim zu schaffen, so ist es von meiner Seite jedenfalls ein sehr erklärlicher Wunsch, diesen angenehmen Zustand verlängert zu sehen. Solltest Du mir daher auch ferner die Wirthschaft führen wollen — hm, hm! über die Bedingungen würden wir uns gewiß rasch einigen. Es versteht sich von selbst, daß dabei verwandtschaftliche Rücksichten ein Wort mitzusprechen hätten."

„Ich könnte ja nirgends besser aufgehoben sein," bemerkte Adele ein wenig zögernd und auf ihre Handarbeit hinabblinzelnd, „wenn wir . . ."

„Was — was?" fiel er gleich aufgeregt ein.

„Wenn es Dir dabei nur nicht unbequem wird, daß ich Deine Nichte bin!"

Er merkte verwundert auf. „Wie so denn? Das ist mir ja gerade besonders lieb."

Adele antwortete nicht gleich. Sie hatte die Augen gesenkt und stach mit der Nadel ins Zeug, ohne zu nähen. „Du bist der Herr Pathe, lieber Onkel," sagte sie dann in ihrer bedachten Weise, „hast viele Freunde und Freundinnen, und es kommen Deiner Aemter wegen allerhand Personen in Dein Haus.

Nun weiß ich freilich nicht, ob die sich darum kümmern, was Du für eine Wirthschafterin da hinten in der Küche hast; aber wenn Deine Nichte Dir die Wirthschaft führt, so ist das doch etwas Anderes. Und darauf, siehst Du — darauf möchte ich doch nicht gern verzichten, Deine Nichte zu sein."

„Aber wie kannst Du nur denken —" rief er. „Also weiter hast Du kein Bedenken. Gut! Abgemacht denn." Er reichte ihr die Hand. „Es bleibt, wie es ist."

Adele nickte. „So lange es Dir gefallen wird. Sage nur ganz ehrlich, wenn Du mich wieder los sein willst. Ich mag auch nicht gebunden sein. Es gilt beiderseits tägliche Kündigung."

„Gut, gut!"

„Und wenn es bleibt, wie es ist, führt Dir also Deine Nichte die Wirthschaft."

„Wer denn anders, Kind?"

„Ich sag's nur, damit in unserm Verhältniß keine Unklarheit bleibt."

Er schien einen Augenblick zu überlegen, ob damit noch etwas Besonderes gemeint sein solle. Dann aber antwortete er nur kurz: „Einverstanden" und reichte ihr nochmals die Hand.

So war denn die beste Ordnung hergestellt, wie er täglich von Neuem zu rühmen Gelegenheit hatte. Einen glücklicheren Zufall als den, der ihm Adele ins Haus gebracht, konnte es gar nicht geben, und einen gescheiteren Einfall, als sie an dasselbe zu fesseln, hätte er gar nicht haben können. Daß er stets ein weibliches Wesen um sich hatte, mit dem ein freundschaftlicher Verkehr sich aus dem verwandtschaftlichen Verhältniß heraus gewissermaßen ganz von selbst verstand, gab ihm die heiterste Stimmung. Er blieb Junggeselle, hatte aber doch eine Art von Häuslichkeit, wie ein verheiratheter Mann. Es blieb überhaupt Alles beim Alten, war aber dennoch ganz anders geworden. Er meinte, jetzt erst sein Leben recht genießen zu können. Und er that doch auch ein gutes Werk! Ja, ja, es war nicht Recht gewesen, daß er seine Verwandten so lange vernachlässigt hatte. Nun konnte er an dieser Nichte alles Versäumte wett machen.

Mit solcher Begründung brachte er denn auch meist die Sache an die befreundeten Familien. Es mußte ihm auffallen, daß man sich da nicht ganz so entgegenkommend äußerte, als er's erwartet hatte. Man lächelte so sonderbar und schien etwas im Rückhalt zu haben. Er erhielt wohl die Erlaubniß, Adele einzuführen; als er dann aber wirklich mit ihr Besuche abstattete, mußte er bemerken, daß die Damen sich wie auf Verabredung in einem sehr förmlichen Wesen gefielen, das ihnen sonst fremd war.

Einladungen ließen unvermuthet lange auf sich warten und blieben an manchen Stellen ganz aus, und als Breckenberger dann ungeduldig selbst die guten Freunde zu sich zu bitten beschloß, erfolgten so viele Absagen unter den nichtigsten Vorwänden, daß er sich erschreckt fragen mußte, was denn geschehen sei, diese unartige Behandlung erklärlich zu machen.

Es schien ihm durch die Umstände geradezu geboten, sich hierüber Gewißheit zu verschaffen. Nun gehörte zu seinem vertrautesten Umgang die Wittwe

eines Rittmeisters von Torsten, dessen jetzt neunzehnjährige Tochter, übrigens das einzige hinterbliebene Kind, seine Pathe war. Seine liebste Pathe, konnte dreist behauptet werden. Tausendmal hatte er scherzend, aber doch anscheinend ganz ernst gemeint, versichert, Wanda werde einst seine Erbin werden. Man wußte, daß Torsten sein bester Freund schon von der Schule her gewesen war, und daß er nach dessen frühem Tode — Torsten hatte sich kaum ein Jahr nach der Geburt des Kindes wegen gänzlich zerrütteter Vermögensverhältnisse erschossen — Wanda ganz auf seine Kosten hatte erziehen lassen, auch jetzt noch so ausreichend für ihre Bedürfnisse sorgte, daß Frau von Torsten ihren Haushalt standesgemäß einrichten konnte, ohne doch für sich selbst eine Unterstützung annehmen zu müssen. Der Herr Pathe behauptete, nur seine Schuldigkeit zu thun. Daß sie hier so außerordentlich weit bemessen war, mußte wohl seinen guten Grund haben, aber er versteckte sich auch seinen nächsten Bekannten. Die Freundschaft konnte da nicht allein das Wort geführt haben. Es war sogar nach Torsten's Verheirathung mit der schönen, aber ganz armen Martha Elbeck irgend etwas geschehen, das ihr einen starken Stoß gab. Breckenberger mied eine Weile das Haus. Erst die Taufe Wanda's, bei der er das unvermeidliche Pathenamt übernommen hatte, mußte wohl eine vollständige Versöhnung veranlaßt haben. Längere Zeit erwartete man ziemlich allgemein, er werde der jungen, schönen und liebenswürdigen Wittwe ein Bündniß fürs Leben anbieten. Darin schien man aber geirrt zu haben. Denn Frau von Torsten hätte sich in ihrer bedrängten Lage schwerlich bedacht, die Hand eines Mannes anzunehmen, dessen Wohlthaten sie sich des Kindes wegen gefallen ließ. Es blieb da Vieles dunkel. Da die Betheiligten aber keine nähere Aufklärung gaben und ihr Verhältniß untadelig blieb, gewöhnte man sich daran, dem „Herrn Pathen" auf Rechnung zu stellen, was er selbst darauf geschrieben wissen wollte, und nun erst recht seiner Menschenfreundlichkeit und Uneigennützigkeit Lob zu singen. Wanda hatte nicht einmal so viel von der Vergangenheit erfahren und ihren Kopf nie mit Fragen beschwert, weshalb Onkel Breckenberger ihr ein so väterlich gesinnter Vormund sei. Sie wußte es gar nicht anders, als daß sie sich ganz wie seine Tochter fühlen sollte, und fand es daher auch durchaus nicht wunderbar, daß er ihr eine reiche Erbschaft in Aussicht stellte.

Sein Verkehr im Hause der Freundin hatte ein wenig unter der Veränderung gelitten, die in seinem eigenen durch Adelen's Zutritt vor sich gegangen war. Je mehr ihn die Nichte fesselte, um so seltener und kürzer wurden seine Besuche dort. Er hatte sie natürlich Frau von Torsten sogleich zugeführt und warm empfohlen, bald aber herausfühlen müssen, daß die gnädige Frau sie mit einer ihr sonst gar nicht eigenen kühlen Förmlichkeit in gemessener Entfernung zu halten bemüht war. Es konnte ihm auch auffallen, daß Wanda, die ihn bisher öfters durch einen Besuch „im Vorübergehen" erfreut hatte, jetzt plötzlich Bedenken zu haben schien, die Schwelle des Junggesellen zu überschreiten. Als er sich darüber scherzhaft beschwerte, ließ sich die Mama ihm ziemlich schleierhaft über das aus, was sich für ein junges Mädchen, das doch kein Kind mehr sei, schicke und nicht schicke. Er wurde nicht fertig damit.

Frau Martha war unter den geladenen Gästen gewesen, die ihm abgesagt hatten; das war von ihm als ein schwerer Verdruß empfunden worden. Er hatte Adele sonst immer nicht genug Rühmenswerthes von dieser verehrten Freundin mittheilen können. Nun zum ersten Male hörte sie ihn über Undank klagen. Sie hatte schon die meisten seiner „Pathen" kennen gelernt und oft genug Gelegenheit gehabt, sich über die „geradezu unvernünftigen" Besteuerungen seiner Gutmüthigkeit zu entrüsten. Es war ihr aber auch nicht entgangen, daß Wanda von Torsten und ihre Mutter in seinem Herzen eine ganz bevorzugte Stelle hätten. Deshalb hütete sie sich wohl, seinen Unmuth zu reizen. Es war vielleicht schon unvorsichtig, daß sie das Wort fallen ließ: „Glaube mir nur, es geschieht meinetwegen."

Breckenberger hatte, wennschon er ihren Verdacht ablehnte, doch ein unbestimmtes Gefühl, daß etwas Wahres daran sei. Es drängte ihn, Gewißheit zu erhalten. Deshalb beschloß er, eine Aussprache herbeizuführen.

Es war Winter und die frühe Dämmerstunde des Nachmittags, als er sich zu Frau von Torsten begab. In die Straße nahe dem Thiergarten einbiegend, in welcher sie wohnte, sah er Wanda mit einem ihm unbekannten jungen Officier langsam an dem Hause vorübergehen, in einiger Entfernung umkehren und dann eintreten. Sie trug auf dem dunkelbraunen Haar, das in üppigen Löckchen ihre Stirn beschattete, eine Kappe von kostbarem grauen Pelzwerk, die er ihr nebst dem kleinen Muff, in das sie die Hände einschob, zu Weihnachten geschenkt hatte. An ihrem linken Arm hingen Schlittschuhe. Der rechte wurde mitunter von dem weiten Aermel des Officiers gestreift, der sich dicht an ihrer Seite hielt. Er schien lebhaft auf sie einzusprechen, während sie den Kopf gesenkt hielt. Das war denn auch der Grund, weshalb sie Breckenberger nicht bemerkte.

Dieser überlegte, als die Beiden in der Thür verschwunden waren, ob er folgen solle. Durch die Glasfenster sah er sie im Vorbeigehen auf dem Treppenabsatz stehen und anscheinend das Gespräch fortsetzen. Als er zurückkehrte, waren sie schon hinaufgegangen. Er schritt noch ein paarmal auf und ab in der Meinung, der Begleiter würde sich vielleicht bald entfernen. Da dies nach gut zehn Minuten noch nicht geschehen war, nahm er für gewiß an, daß dieser Wanda auch in die Wohnung gefolgt sei, und zog die Glocke des Portiers, da er seinetwegen den Weg nicht umsonst gemacht haben wollte.

Er täuschte sich nicht. Das Mädchen sagte ihm, die gnädige Frau habe Besuch. Er hörte auch im Salon sprechen und lachen. Das Fräulein habe ihr zwar einen Wink gegeben, daß Niemand vorgelassen werden solle; „aber der Herr Pathe . . ." Sie öffnete die Thür und meldete. Sogleich erschien Frau von Torsten auf der Schwelle, ihn zu bewillkommnen. „Sie sind's, lieber Herr Breckenberger", rief sie ihm zu; „treten Sie gütigst ein."

„Wenn ich stören sollte —" murmelte er, ihr die ausgestreckte Hand schüttelnd.

„O, gewiß nicht," antwortete sie in rascher Abwehr. „Ich bitte." Sie schien ihm doch unruhig, als ob er überrascht hätte.

„Herr Lieutenant von Stresow —“ stellte sie die Herren einander vor, „unser alter Hausfreund Herr Breckenberger, der freilich jetzt ein seltener Gast ist.“ Das Letzte fügte sie im Ton schalkhaften Vorwurfs hinzu, indem sie ihm mit dem Finger drohte. Der großgewachsene brünette und schwarzäugige Officier verbeugte sich vornehm. „Ah — habe schon so viel von Ihnen gehört . . .“

„Herr von Stresow hat die Güte,“ fuhr die Dame sogleich fort, „Wanda von der Eisbahn nach Hause zu begleiten, da sein Weg ihn hier vorüberführt Es dunkelt jetzt schon so früh, und wenn auf der belebten Straße durch den Thiergarten auch keine Gefahr ist, muß ich doch für den Schutz dankbar sein. Uebrigens der Sohn des Obersten von Stresow, der ein lieber Kamerad meines Mannes war. Sie erinnern sich gewiß seiner.“

„Ja wohl, ja wohl,“ versicherte Breckenberger, der merkte, daß ihm der Besuch gleichsam erklärt werden solle, etwas verlegen. Jener Stresow war ihm nicht sympathisch gewesen. Er wußte, daß er das Vermögen seiner Frau durchgebracht und Torsten zu unsinnigem Spiel verleitet hatte. Martha selbst nannte ihn damals ihres Mannes bösen Engel. Und nun . . .

Wanda stand am Fenster einige Schritte entfernt und streichelte einen Seidenspitz, der sich's auf dem Plüschsessel bequem gemacht und bei Breckenberger's Eintritt kaum den Kopf erhoben hatte. Es war eine allerliebste kleine, rosige Hand, die über das weiche Seidenhaar hinglitt. Wangen und Kinn mochten noch von der frischen Winterluft geröthet sein. Sie stand ein wenig gebückt und blinzelte unter den langen Augenwimpern vor, wie neugierig, was der Herr Pathe zu dieser jüngsten Bekanntschaft sagen werde.

„Nun, guten Tag, Wanda,“ sprach er sie an.

„Guten Tag, Onkelchen,“ antwortete sie mit freundlichem Kopfnicken. „Ist die Vorstellung glücklich beendet? Ich wollte das nur abwarten, ehe ich Dich begrüßte.“

Sie eilte nun auf ihn zu und bot ihm den Mund zum Kusse. Er nahm den gewohnten Tribut ohne Zögern in Empfang und klopfte dann väterlich ihre Wange. „Du läßt Dich ja aber nicht mehr blicken,“ schalt er gutmüthig. „Die Eisbahn nimmt wohl zu viel Zeit in Anspruch.“

„Ach —!“ sagte sie und wendete dabei den Kopf zur Seite. Ihr Blick streifte den Lieutenant und blieb wie fragend an den unruhigen Zügen der Mama hängen, die ihr doch keinen Wink geben wollten.

Der Lieutenant empfahl sich bald unter irgend einem Vorwande, der unangefochten blieb. „Lebt denn der Alte noch?“ fragte Breckenberger.

„Als Pensionär in Görlitz,“ antwortete Frau von Torsten. „Er hat schon vor einigen Jahren seinen Abschied erhalten.“

„Weshalb?“

„O, in allen Ehren. Das Reiten ist ihm bei seinem gichtischen Leiden schwer geworden. Sie wissen ja, beim Militär . . .“

„Ja, ja,“ bestätigte Breckenberger mit einer Miene, als ob seine Gedanken abschweiften. „Mich wundert's, daß er sich noch so lange gehalten hat. Hm — hm . . . Was ist denn der Sohn für ein Mensch?“

„Ich kenne ihn zu wenig —"

„Und öffnen ihm doch Ihr Haus."

„Er lernte Wanda auf dem Eise kennen und machte uns seine Visite. Da er Adjutant ist, muß er wohl das besondere Vertrauen seiner Vorgesetzten genießen."

„Er ist auch sehr klug, Onkelchen," versicherte Wanda, der die Wangen glühten, „und hat viel gelesen, was gar nicht in sein Fach schlägt — sogar philosophische Bücher. Wir unterhalten uns meist über sehr ernste Dinge."

„Das kann ich mir denken," sagte Breckenberger gefällig, „vertieft euch nur nicht gar zu sehr. Die Stresows . . ."

Er brach ab, und Frau von Torsten brachte das Gespräch mit einer geschickten Wendung auf ein anderes Gebiet. Wanda erinnerte sich, daß sie noch einer Freundin zum Geburtstag schriftlich zu gratuliren habe, und zog sich bald in ihr Stübchen zurück.

Breckenberger versuchte nicht, sie zu halten. „Es ist mir ganz recht, liebe Frau Martha," sagte er, seinen Stuhl näher an das Sopha heranrückend, „daß wir ein Weilchen mit einander allein bleiben. Wissen Sie, was mich eigentlich zu Ihnen führt?"

„Sie haben also einen besonderen Grund?"

„Ja — das will ich nicht in Abrede stellen. Nämlich . . . Aber Sie müssen mir ganz offen die Wahrheit sagen."

„Lieber Freund —".

„Sehen Sie, das ist's. Ich denke, wir sind gute Freunde."

Sie lächelte. „Wir dürfen einander wohl dafür halten."

„Und haben auch Beweise. Ich glaubte, ein Mißverständniß könnte unter uns gar nicht mehr möglich sein."

Die schöne Frau senkte die Augen. „Und jetzt sind Sie anderer Meinung?"

Er zog eine Hand durch die andere. „Ich will nicht sagen . . . Aber es muß mich doch stutzig machen, daß Sie — seit einiger Zeit — gewissermaßen eine veränderte Haltung gegen mich einnehmen, und offenbar auch Wanda —"

„Sie täuschen sich gewiß, lieber Breckenberger."

Er schüttelte den Kopf und bewegte den Zeigefinger hin und her. „Nein, nein! Ich bat Sie, mir ganz offen die Wahrheit zu sagen: Sie sind nicht die Einzige, die ich so verändert finde. Ich habe wohl bemerkt . . . Aber lassen wir das. Nur von Ihnen soll die Rede sein, denn da thut mir's wirklich weh. Sagen Sie mir, was haben Sie gegen mich?"

Er legte seine Hand auf die ihre und sah sie treuherzig an. Frau Martha schwieg eine kleine Weile, dann sagte sie verlegen lächelnd: „Es läßt sich schwer darüber sprechen, lieber Freund."

„Warum aber?" wendete er ein. „Habe ich Ihnen schon je etwas übel genommen?" Kann ich Ihnen je etwas übel nehmen? Sie sind mit mir aus irgend einem Anlaß unzufrieden. Sollte ich den nicht wissen können?"

„Unzufrieden!" rief sie. „Wie dürfte ich das? Habe ich auch nur freundschaftlichen Anspruch darauf, Ihre Handlungen zu kritisiren? Zu dem, was

Sie thun, haben Sie gewiß stets besten Grund. Ich kann für meine Person nur zu dem Fertigen Stellung nehmen. Da freilich müssen Sie mir gestatten —"

„Nun?"

Sie blickte entschlossen auf. „Sie finden unser Verhalten gegen Sie verändert, lieber Breckenberger; aber sind es nicht die veränderten Umstände, die ganz von selbst ihren Zwang üben?"

Er horchte auf. „Die veränderten Umstände — hm? Sie meinen, weil ich — meine Nichte Adele ins Haus genommen habe? Denn sonst wüßte ich wirklich nicht . . ."

„Das ist's in der That," erwiderte sie wie erleichtert, „und ich denke, es reicht aus, uns zu entschuldigen, wenn wir dieses Ereigniß nicht unbeachtet lassen."

„Aber —"

„Nein, nein, bester Freund," redete sie sich nun schnell in Eifer, „Sie werden es Niemand, der bisher bei Ihnen ein- und ausgegangen ist, verargen, wenn er sich die Frage vorlegt, was Fräulein Adele in Ihrem Hause zu bedeuten hat. Daß sie Ihnen die Wirthschaft führt, sagt doch nicht alles, und daß sie Ihre Nichte ist, ebensowenig. Beide Umstände zusammen genommen aber geben der Vermuthung Raum —"

„Welcher Vermuthung," fuhr er auf, da sie ein wenig zögerte.

„Ich weiß natürlich nicht, was Sie beabsichtigen," fuhr Frau von Torsten vorsichtiger fort. „An der Ehrenhaftigkeit des Fräuleins zu zweifeln, habe ich nicht den mindesten Grund, und Sie kenne ich doch am Ende gut genug, um darüber beruhigt sein zu können, daß der Schein trügt —"

„Also —!" Er fing an zu begreifen.

„Den Schein hat man aber doch zu vermeiden, wenn man sich achtet. Er ist in unseren abstrusen gesellschaftlichen Beziehungen geradezu Alles. Es handelt sich ja hier nicht um die persönliche Werthschätzung, die man Ihnen und Fräulein Adele schuldet, sondern allein um die Frage, wie man sich rein äußerlich zu dem Abkommen, daß Sie beide mit einander getroffen haben, zu stellen hat. Verzeihen Sie mir, wenn ich da den Standpunkt aller Damen aus unserem Bekanntenkreise theile. Sie haben sich's, glauben wir, in Ihrer harmlosen Menschenfreundlichkeit nicht gut überlegt, daß doch nur ein einfaches Entweder — Oder möglich war. Kam es Ihnen auf eine tüchtige und vertrauensame Wirthschafterin an, so mochten Sie dazu immerhin auch eine noch ziemlich jugendliche und recht hübsche Nichte wählen — wer da draußen die Schlüsselgewalt hatte, ging Niemand etwas an. Wollten Sie aber eine liebe Nichte, die Sie großmüthig unterstützten, in die Gesellschaft einführen — ja, bester Freund, dann mußten Sie auf häusliche Vortheile verzichten und die liebenswürdige Dame irgendwo in Pension geben. Man würde sich dann sicher überall beeilt haben, durch den Empfang, den man ihr bereitete, freundschaftlichste Gesinnung gegen Sie selbst zum Ausdruck zu bringen."

Frau von Torsten schöpfte nach dieser langen und mit einiger Hast vorgetragenen Rede ein wenig Athem, und Breckenberger benutzte die Gelegenheit,

durch ein paar nicht zu Worten ausgewachsene Laute sein Erstaunen über diese Auffassung der Dinge kenntlich zu machen. Es blieb ihm aber keine Zeit, sich zu einer Entgegnung zu sammeln, denn sie fuhr sogleich fort: „Lassen Sie mich völlig aussprechen, da ich mich einmal dazu ermuthigt habe, Ihnen auf die Gefahr einer augenblicklichen Verstimmung hin meine Ansichten mitzutheilen. Das Alles, was ich Ihnen gesagt habe, hat die Voraussetzung, daß Sie sich wirklich nur in den Bedingungen irrten und noch irren, unter denen Sie eine Wohlthat üben konnten, ohne Ihrem Freundeskreise eine unliebsame Verpflichtung aufzulegen. Fühlen Sie sich in Ihrer jetzigen Häuslichkeit so wohl, daß Sie von jeder Aenderung absehen, so werde ich die Letzte sein, die Ihnen das verdenkt. Sie müssen sich nur auch entschließen, die gesellschaftlichen Consequenzen mit philosophischem Gleichmuth hinzunehmen. Wenn Sie aber, wofür ja mancherlei Anzeichen sprechen mögen, in der trefflichen Pflege der Ihnen anscheinend wirklich sehr treu ergebenen Nichte Ihr Herz entdeckt haben sollten und sie zu heirathen beabsichtigen —"

„Heirathen!" rief Breckenberger aufspringend und mit der Hand nach seinem Kopf greifend. „Heirathen —! Aber das ist ja ein Gedanke . . . Oh, oh, oh!"

Sein Gegenüber schien durch die ganz unerwartete Heftigkeit dieser Einsprache erschreckt. „Aber der Gedanke liegt doch am Ende nicht so fern. Warum sollten Sie nicht heirathen, wenn eine passende Partie —"

„Das trauen Sie mir zu — Sie?"

„Es kann kein Mensch Ihnen lieber Gutes wünschen," begütete Frau von Torsten. „Und es kann ja sein, daß Adele wirklich eine Frau für Sie ist. Für das arme Mädchen würde es ein großes Glück bedeuten, wenn es so versorgt würde. Sie könnten sich zeitlebens des wärmsten Danks versichert halten. Und wer hätte Ihnen dreinzureden? Offen gesagt, ich würde mich wundern, wenn ich Sie da wirklich auf eine ganz neue Fährte brächte."

„Ich versichere Sie hoch und theuer, verehrteste Frau —"

„Nun gut, ich fordere keine Geständnisse. Mag dem sein, wie ihm wolle, ich halte mich freundschaftlich für verpflichtet, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie, wenn Sie dergleichen Absichten hätten, wirklich nichts Thörichteres thun könnten, als Adele in Ihrem Hause als Wirthschafterin zu beschäftigen —"

„Aber —"

„— und daß Sie, wenn auch nur ein Schatten von Möglichkeit vorhanden sein sollte, der ketzerische Gedanke könnte am Ende doch künftig in Ihnen auftauchen, am klügsten schleunigst eine häusliche Gemeinschaft aufgeben, von der man doch nicht sagen soll, daß sie später nur den Namen geändert habe. Wer Sie lieb hat, muß so rathen."

Sie hatte sich feuerroth gesprochen. Breckenberger meinte aus ihren Worten, so wohlwollend ihr Inhalt schien, einen verärgerten Ton herauszuhören. Offenbar hatte sie längst jeden Satz überlegt und nur auf die Gelegenheit gewartet, ihn von Grund aus abzukanzeln. Er setzte sich nicht wieder, legte die Hände über einander und wiegte unaufhörlich den Kopf. „Ei, ei, ei —

ja, ja, ja.“ Wenn er Adele zu heirathen beabsichtigte, oder auch nur künftig ein solche Absicht . . . „Hm, hm, hm.“ Das also war der eigentliche Grund . . ., die Befürchtung vielleicht . . ., das Wort kam ihm so in den Sinn. Nicht einmal das Wort, nur die unbestimmte Vorstellung, es handele sich da um etwas Unerwünschtes. Erst nach einigen Minuten hatte er sich so weit innerlich beruhigt, daß er mit einem „schönen Dank für die gütigen Fingerzeige“ Abschied nehmen konnte. Er wollte sich's überlegen. Es widerstand ihm, jetzt noch zu betheuern, daß man ihn ganz unschuldig in Verdacht habe, Thorheiten zu begehen. „Grüßen Sie Wanda,“ sagte er schon im Flur. Daß er bei ihr anklopfen könnte, schien ihm nicht einzufallen.

Was die verehrte Frau ihn so eifrig als ihre freundschaftliche Meinung hatte wissen lassen, beschäftigte ihn ungewöhnlich auf dem Heimwege und dann in seinem Junggesellenstübchen. Sie hatte ihm so oft auf seine Bitte und auch ungebeten „ihre offene Meinung gesagt,“ aber dann war „der gutgemeinte Rath“ stets leicht humoristisch gefärbt gewesen, und er hatte sich lächelnd mit einem Handkuß dafür und manchmal auch „für gütige Straf'“ bedanken können. Diesmal sprach sie erregt, fast als hätte sie eine Kränkung abzuwehren. Wenn sie wirklich Recht hatte, die Empfindlichkeit war deshalb doch sehr überflüssig. Was er auch für Adele that, ihr geschah dadurch kein Abbruch. Und unzweifelhaft verkannte sie ihn. Er wußte das ja am besten. Sie hielt es für denkbar, daß er in seinem Hause Heimlichkeiten berge und seinen Freunden zumuthe, darüber hinwegzusehen oder gar den deckenden Schild zu breiten! Das war eine Kränkung für ihn. Es mußte sich doch von selbst verstehen, daß die Sache genau so lag, wie er sie darstellte!

Und was Frau von Torsten denn schließlich von der Heirath gesprochen hatte — das ging ihm nun ganz besonders beunruhigend im Kopfe herum. Ja, daß Adele ihm gewissermaßen eine Frau ersetzte, das mochte er wohl gelegentlich einmal ausgesprochen haben. Aber daß er sie heirathen könnte, darauf war er noch nicht gefallen. Er wunderte sich jetzt, daß er darauf noch nicht gefallen war. Der Gedanke lag eigentlich so nahe. Er würde ihn wahrscheinlich längst selbst schon gehabt haben, wenn es ihm überhaupt als eine greifbare Möglichkeit erschienen wäre, daß er heirathen könnte. Und nun überlegte Frau Martha, seine beste Freundin, für ihn in allem Ernst . . . Hm, vielleicht auch nur in der Meinung, ihn rechtzeitig vor einem gefährlichen Schritt warnen zu müssen. Aber war ein solcher Schritt wirklich so gefährlich? Hatte er nicht ausreichend Gelegenheit gehabt, seine Nichte kennen und schätzen zu lernen? Und wäre es nicht in seiner Lage Thorheit gewesen, von einer Frau etwas Anderes zu verlangen, als was Adele ihm bieten konnte?

Beim Abendessen sah er sie sich nun darauf an, ob sie ihm unter Umständen wohl etwas mehr werden könnte, als eine entfernte Verwandte und treue Wirthin. Er meinte, sie überhaupt bisher noch gar nicht recht angesehen zu haben. Sie war wirklich hübsch und hatte merkwürdig kluge Augen, mit denen sie schien in ihn hineinblicken zu können, um auch seine unausgesprochenen Wünsche abzulesen. Und das geschah gar nicht zudringlich, sondern aus der natürlichen Freundlichkeit ihres Wesens heraus. Es machte

ihr offenbar Vergnügen, ihn in Allem zufrieden zu stellen, und es war ihr gewiß noch nie in den Sinn gekommen, daß sie dafür auf besonderen Dank zu rechnen hätte. Sie hatte ihm heut eine Gänseleber mit Apfelstücken gebraten, wofür er schwärmte. Er ruhte nicht, bis sie sich auch einen Theil auflegen ließ, um zu kosten, wie delicat ihr das Gericht gerathen sei. Er nannte sie wiederholt „Delchen" und warf ihr so vergnügte Blicke zu, daß sie meinte, es müsse ihm etwas besonders Erfreuliches begegnet sein. „Im Gegentheil," versicherte er, „im Gegentheil! Oder wie man's nehmen will . . . Hm! Jedes Ding hat zwei Seiten, und wenn man's nur auf die rechte Seite kehrt . . . Na! es läßt sich darüber noch nicht reden."

Er redete auch darüber nicht weiter, sondern beschloß, durchaus nichts zu übereilen, vielmehr sich und Adele zu beobachten, ob sie beide wirklich die erforderlichen Eigenschaften für eine engere Verknüpfung ihrer Schicksale hätten. Es kamen ihm Zweifel, ob Adele ihn nicht auslachen würde, wenn er sich in den Liebhaber umwandelte. Mit seiner Person konnte er ihr doch wenig Eindruck machen, und so reich war er doch lange nicht, daß Gut und Geld sie verblenden mußte. Das wußte sie auch. Er hatte öfters mit ihr ganz offen über seine Verhältnisse gesprochen und ihr geklagt, daß seine Gutmüthigkeit ihm fast schon zu schwere Verbindlichkeiten aufgeladen hätte. Warum sich an den alten Mann mit den vierzehn Pathenkindern binden? Sich hier einen Korb zu holen, wäre ihm sehr ärgerlich gewesen.

So mußte er nun noch mehr als bis jetzt seine vielen freien Stunden in Adelens Gesellschaft verbringen. Nach einiger Zeit glaubte er sich das Geständniß schuldig zu sein, daß seine Liebe sich kaum noch steigern könne, und auf seiner Seite jedes Bedenken für erledigt gelten dürfe. Adele war die richtige und einzig mögliche Frau für ihn! Stand dies einmal bei ihm fest, so kam es nun nur noch darauf an, auch bei ihr die Ueberzeugung zu wecken, daß sie in der Ehe mit ihm glücklich werden könne. Das ging nicht so flink.

Daß er auf kein eiliges Entgegenkommen zu hoffen habe, hatte er schon eingesehen. Sie war immer gleichmäßig freundlich geblieben, hatte aber kein Verständniß für seine Zeichensprache bewiesen und ihn jedenfalls nicht aufgemuntert sich deutlicher zu erklären.

Unter solchen Umständen lag ihm nichts ferner, als den Rath der Frau von Torsten zu befolgen und sich vorläufig von Adele zu trennen. Wenn er ganz unnütz den behaglichen Zustand störte, in dem er sich so wohl fühlte — das hätte er sich nie verzeihen können. Er fing an, ganz leichtsinnig zu denken. Was gehe es am Ende irgend einen Menschen an, wenn er heirathe? Wolle man ihn und Adele durchaus verdächtigen, so möge man doch thun, was man nicht lassen könne. Jeder sei seines Glückes Schmied, und wolle man ihm's nicht gönnen, wie er sich's schmiede, so dränge er ja auch seine Freundschaft Niemandem auf. Wozu Comödie spielen? Gerade seine Wirthschafterin werde er heirathen, damit Alles nur so beim Alten bleibe, gerade sie!

Da er nun so weit in seinen trotzigen Entschlüssen gekommen war, meinte er auch auf sein Ziel gerade lossteuern zu können. Fast den ganzen Tag über war er nun zu Hause. Adele mußte mit ihrer Arbeit in seinem Zimmer sitzen.

Er las ihr die Zeitungen vor, besprach mit ihr seine Angelegenheiten und spielte mit ihr Karten oder Domino. Er streichelte gelegentlich ihre Hand und ihre Wange, oder bat sich ganz dreist für einen Veilchenstrauß, den er ihr mitbrachte, einen schönen Kuß aus. Ein ganz toller Eifer überkam ihn, Geschenke zu machen; Adele sollte sich immer durchaus etwas wünschen und mußte sich wegen ihrer Bescheidenheit ausschelten lassen. Er faßte sie bei den runden Schultern, oder legte, wenn er mit ihr durchs Zimmer ging, seinen Arm in den ihrigen oder zog sie bei zufälligem Vorbeigehen an sich heran. Die Courage freilich, mit dem Heirathsantrag herauszurücken, fand sich noch immer nicht.

Eines Tages, als er ihr gar ein seidenes Kleid mitgebracht und sie dann beim Kopf gekriegt hatte, schien ihr doch bange zu werden. „Ja, was ist das denn mit Dir, Onkel," sagte sie, ihn abwehrend, „ich werde seit einiger Zeit aus Dir nicht mehr recht klug. Solche Geschenke macht man doch nicht einer armen Verwandten, auch wenn sie sich alle redliche Mühe gibt, eine Wohlthat zu verdienen. Es freut mich ja auch, daß ich Dir gefalle, und so spröde bin ich nicht, jede kleine Liebkosung streng abzuwehren. Aber wenn Du's so treibst . . . ja, was soll ich am Ende davon denken? So unmündig will ich mich nicht stellen, als merkte ich bei Dir keine Veränderung. Ich möchte nicht gern in die Lage kommen, Dir garstig zu erscheinen oder mir selbst garstig zu werden, und deshalb wird es nun doch wohl das Beste sein, wenn ich Dich um meine Entlassung bitte."

„Wa — wa — was?" stotterte er mit ganz entsetztem Gesicht. „Du könntest — mich — verlassen wollen, Delchen?"

Sie mußte lachen. „In aller Freundschaft natürlich, Onkelchen. Gerade weil sie nach meinem Wunsch nicht gestört werden soll, und damit ich Dich immer in gutem Andenken behalten kann, möchte ich Dir jetzt aus den Augen kommen. Nicht wahr, Du wirst Deine Hand nicht von mir abziehen?"

Sie streichelte ihm das Kinn und sah ihn bittend an.

Das brachte ihn nun um alle Fassung. „A — a — aber, Kind, das ist ja rein unmöglich," sagte er in kläglichem Ton. „Ich Dich — von mir lassen? Meine ganze Freude — meine Stütze und meinen Stab im Alter? Das hast Du Dir doch nicht gut überlegt, Delchen. Nachdem wir uns so gut mit einander eingelebt haben . . . Nein, nein — unmöglich!"

„Es wird mir ja auch sehr schwer werden," versicherte sie. „Denn ich kann es ja nirgends auf der Welt so gut haben, wie hier. Und gleichgültig ist mir's auch gar nicht, daß ich Dich nun gegen mich so schwach sehe. Aber wer weiß, wozu die Eitelkeit mich noch verleiten könnte. Und das möchte ich Dir nicht zu verantworten geben, weil ich Dich wirklich lieb habe und hochachte. Laß mich also fort, und sei mir nicht böse, daß ich Dich darum bitte."

Sie reichte ihm die Hand zu. Er aber nahm sie nicht, sondern schüttelte nur immer den grauen Kopf. „Nein — Du sollst nicht, Du darfst nicht," sagte er, wie vor sich hinsprechend. „Was soll ich denn ohne Dich anfangen? Ich habe mich so an Dich gewöhnt — und wirklich, es geht nicht. Es ist ja richtig, daß wir an so etwas damals nicht gedacht haben. Aber mit der

Zeit . . . Und warum es durchaus nicht sein soll, dafür weiß ich eigentlich keinen vernünftigen Grund. Auf meiner Seite wenigstens —"

„Aber, lieber Onkel," fiel Adele streng ein, „Du mußt doch einsehen, daß ich Recht habe. Wie kann ich bei Dir bleiben, wenn solche Wünsche . . . Und mit einem Wort: Dafür bin ich nicht zu haben."

„Wofür, wofür?" rief er, den Kopf aufrichtend, als ob ihm jetzt auf einmal das Verständniß der Lage gekommen wäre. „Wofür Delchen? Herr Gott, Du wirst doch nicht glauben . . . a — a — ah! so etwas! Aber wenn ich Dir doch von Herzen gut bin, und Du . . . Ja, das weiß ich eben nicht, darüber wollt' ich mir erst Gewißheit schaffen. Du mußt nur denken, bei meinem Alter — und — und . . ."

Er fing wieder merklich zu stottern an und blickte hülflos zu Adele hinüber, ob sie ihm nicht gefällig beispringen wolle. Sie verrieth aber eine solche Absicht gar nicht, sondern sah ihn eher verwundert an und äußerte zögernd: „Ja, nun verstehe ich Dich erst recht nicht, Onkelchen. Darüber hat Dir doch gar kein Zweifel sein können, daß ich Dich sehr lieb habe; und wie Du Dir auf diese Weise Gewißheit —"

„Ach, Onkelchen, immer Onkelchen!" unterbrach er eifernd. „Das ist's ja eben. Mit dem Onkelchen soll's nicht abgethan sein. Hier nicht. Und ob Du . . . Das ist's ja eben. Man springt doch nicht gern ins Blaue. Ich hoffe, nun wirst Du begreifen."

Es ist möglich, daß er recht vermuthete; aber außer einem blitzartigen Aufleuchten ihrer klugen Augen gab sich in ihrer ganzen Haltung nichts zu erkennen. Sie schüttelte lächelnd den Kopf und sagte leise: „Noch immer nicht."

„Ja dann —" rief er ganz verzweifelt, „dann weiß ich eigentlich schon, woran ich bin, dann lohnt's kaum noch zu fragen. Ach! es ist ja auch Unsinn!" Er kehrte sich ab, ging rasch die paar Schritte bis zum Fenster und trommelte mit den Fingern auf der Scheibe.

Nun schien ein klein wenig Entgegenkommen doch wohl rathsam. „Ja, was wolltest Du mich denn fragen?" ließ sie sich wispernd vernehmen.

„Natürlich ob Du meine Frau werden wolltest," fuhr's ihm heraus. „Da ist's nun gesagt."

„Deine Frau? Ach Onkelchen . . ." Sie lief auf ihn zu, umarmte ihn von hinten her, zog seinen Kopf herum und gab ihm einen schallenden Kuß. „Ist das denn Dein Ernst?"

„Natürlich," versicherte er, sie an den Händen herumziehend.

„Aber das will ich ja so gern, Onkelchen," sagte sie und lehnte sich an seine Brust.

„Das willst Du — so gern?" wiederholte er wie betäubt. „Ja — dann ist ja Alles gut, bis auf das Onkelchen. Wenn Du wirklich meine Frau werden willst —"

„Ich sag's kein einziges Mal mehr," versicherte sie. „Ach — Deine Frau soll ich werden! Das hab' ich mir ja gar nicht träumen lassen." Sie fing vor Freude zu weinen an.

Dieser Tag verging in eitel Glück und Wonne. Breckenberger meinte, sich mit dreißig Jahren nicht so jung gefühlt zu haben. Nun sollte aber auch weiter keine Zeit verloren gehen. Der Heirath stand nichts im Wege, nur einige gesetzliche Formalitäten waren zu erfüllen; dafür konnte die kürzeste Frist bemessen werden. —

Am nächsten Morgen brachte ihm Adele mit dem Frühstück auch einen Brief. „Von Fräulein Wanda," sagte sie, auf die ihr bekannte Handschrift der Adresse deutend.

Er hätte sich davon bereits unterrichtet haben können, zögerte aber, als ob irgend etwas Bedenkliches erwartet werden müsse. „So lies doch," sagte Adele.

Er brachte etwas ungeschickt den kleinen Finger in den Umschlag und riß Stücke davon ab. „Ja — gleich . .; die kleine Person . . . na! so ganz in Ordnung war das nicht. Ich wünschte nur . . ."

„Was war nicht in Ordnung?"

Er hatte schon das zierliche Blättchen mit dem Vergißmeinnicht oben in der Ecke aufgeschlagen und antwortete nicht, rasch in die Lectüre vertieft. Er las:

„Lieber Herr Pathe! Ich sollte eigentlich schreiben: Lieber Herr Vormund, denn den geht's wohl an. Aber ich habe doch, aufrichtig gesagt, zu dem lieben Herrn Pathen mehr Vertrauen und wende mich deshalb an ihn mit der Bitte, bei dem Herrn Vormund ein gutes Wort einzulegen. Ich habe nämlich etwas zu beichten. Nicht eine Sünde, aber von Deinem Standpunkt aus gewiß einen großen Leichtsinn. Daß ich's nur mit einem Wort sage: ich habe mein Herz verschenkt —"

„Dacht' ich's doch!" rief er dazwischen.

„— ohne jeden Rückhalt und unwiderruflich, was gewiß sehr unbedacht war, da ich ja noch nicht einmal mündig bin. Auch ohne die Mama erst um Erlaubniß zu bitten, und zwar ganz absichtlich, da sie gewiß allerhand Bedenken gehabt und mich vielleicht gar erst an Dich gewiesen hätte."

„Natürlich," brummte er.

„Ich war aber meines Gefühls ganz sicher, bestes Onkelchen, und konnte da wirklich von Niemandem einen Rath annehmen. Denn mit der Liebe ist es so eine eigene Sache. Du magst mir das nicht nachempfinden können —"

„Oho!" fügte er ein und warf einen Blick hinüber nach Adele, die ihn verwundert beobachtete.

„— aber Du bist ja auch kein junges Mädchen und hast gewiß niemals geliebt, was man so ernstlich lieben nennen kann —"

„Das weiß sie!" rief er.

„— und es ist ja auch nicht bei Jedem gleich. Was ich thue, das thue ich ganz. Als er mich gefragt hat, ob ich ihm gut sei, habe ich daher auch nicht geantwortet: lieber Herr Lieutenant —"

„Aha! Da haben wir's."

„— sprechen Sie mit meiner Mutter oder mit meinem Herrn Vormund, sondern ich habe ihm gleich die ganze Wahrheit gesagt, was ihn natürlich sehr glücklich gemacht hat."

„Natürlich!“

„Jetzt freilich . . . Ja, nun ist mein Herz fort, und wiederbekommen kann ich's nur mit dem seinigen, und wenn mir das auch ganz sicher ist, so weiß ich's doch nicht, ob ich's vor aller Welt annehmen darf. Und darauf kommt es jetzt an. Denn daß man sich im Stillen verlobt, ist zwar so weit wunderschön. Aber bei der süßen Heimlichkeit kann's doch nicht bleiben. Darum habe ich Berndt auch gleich gesagt, daß ich plaudere und Alles in Ordnung zu bringen suche. Darauf ist er dann zur Mutter gegangen. Die scheint aber gar nicht sehr erfreut zu sein und meint, gegen Herrn von Stresow hätte sie ja eigentlich nichts, aber . . . Und das Aber, siehst Du, kommt gar nicht recht heraus, das würdest Du mir wahrscheinlich auseinandersetzen. Deshalb schreibe ich nun an Dich. Das heißt, ich hätte auch ohnedies geschrieben, denn neulich hast Du doch wohl schon etwas gemerkt. Und ich weiß ja auch, daß Du mich sehr lieb hast, wie mich ein Vater nur lieb haben könnte. Bedenke also gütigst, ob wirklich so ein schreckhaftes Aber dahinter steht. Vor einem kleinen — zum Beispiel, daß wir noch eine Weile warten müßten — habe ich keine Angst. Unglücklich wirst Du mich ja nicht machen wollen, und das glaube nur zuversichtlich, daß ich für mein ganzes Leben unglücklich werden müßte, wenn ich ihn nicht bekäme. So fest sitzt es schon! Schreibe nicht, sondern komm zu uns. Es erwartet Dich sehnsüchtigst, wie Du Dir wohl denken kannst, Deine treue und dankbare Pathe Wanda.“

Den Schluß des Briefes hatte Breckenberger nicht mehr glossirt. Es dauerte lange, bis er damit fertig war; wahrscheinlich las er ihn mehrmals. Und dann klappte er das Blatt wieder zusammen, zog es wiederholt zwischen Daumen und Zeigefinger durch und reichte es endlich Adele mit einem etwas verdrießlichen „Na — lies selbst!“ hinüber.

„Ich weiß nicht, weshalb das Fräulein so viele Worte verliert,“ antwortete sie, nachdem sie den Inhalt überflogen hatte. „Wenn ein Officier um ihre Hand anhält, dem sie gut ist —“

„Ja, eben ein Officier.“

„Ist Dir das für Wanda nicht genug? Er ist auch von Adel.“

„Ja wohl, von Adel.“

„Du scheinst trotzdem bedenklich zu sein.“

„Herr Gott!“ platzte Breckenberger ungewöhnlich derb heraus. „Er hat nichts und sie hat nichts. Das ist doch schlimm genug!“

Er rückte seinen Stuhl näher zu ihr heran. „Bedenke doch, Delchen,“ fuhr er etwas ruhiger fort, „ein Officier! und einer von altem Adel dazu! Was will der mit einer Frau ohne Geld? Viel Geld muß sie haben, sonst ist's ein Elend. Ueberhaupt unmöglich, ganz unmöglich!“

Adele entgegnete darauf nichts, überlas aber noch einmal den Brief. „Ach so —“ sagte sie, den Kopf aufrichtend. „Und sie erwartet nun von dem Herrn Pathen . . .“

„Ich weiß nicht, was sie erwartet,“ bemerkte Breckenberger ärgerlich. „Sie ist so ein Kindskopf . . . Na, ich werde mit ihr sprechen —“ Er zauste sein Schnurrbärtchen. „Ach! das kommt mir sehr in die Quere — sehr.“

Weiter ließ er sich darüber nicht aus. Aber wenn er sich im Laufe des Vormittags alle Mühe gab, seine Gedanken von diesem Gegenstand abzubringen, und Adele ihm dabei in liebenswürdigster Weise behülflich war, es schien nicht zu gelingen. Endlich sagte sie: „Geh doch nur gleich zu Frau von Torsten und sprich Dich aus. Dir wird dann gewiß freier zu Muth sein. Du denkst ja doch nur an Wanda."

„Das arme Ding thut mir so leid," antwortete er. „Nach dem ganzen Inhalt des Briefes kann man doch nicht zweifeln, daß sie ihn liebt. Und es geht doch nicht — es geht wahrhaftig nicht." Adele half ihm den Rock anziehen und bürstete ihm den Hut; als sie ihm an der Hausthür den Stock reichte, bat sie ihn, recht aufzupassen, da es sehr glatt sei. „Was ich noch sagen wollte —" fügte sie an; „wenn Du überzeugt bist, lieber Fritz, daß es nicht geht, sprich sofort das entscheidende Wort aus. Das ist auch für Fräulein Wanda so das Beste."

Breckenberger nickte, sah aber dabei nicht so aus, als ob er auf besonders energische Entschlüsse gestempelt sei. Auch auf dem ganzen Wege ging er mit gesenktem Kopf und in sich gekehrt — gar nicht wie ein glücklicher Bräutigam. Sein Lieblingspathchen kam ihm keinen Augenblick aus dem Sinn. Das arme Ding!

„Ja, was sagen Sie nun dazu, bester Freund," sagte Frau von Torsten sogleich, nachdem sie ihn in den kleinen Salon geführt hatte. „Ich war so erschreckt! Sie können mir das gar nicht nachempfinden."

„O doch — doch," versicherte er, ihre Hand küssend, „doch! Sie sind die Mutter — und eine verständige Frau. Ich begreife nur nicht, daß Sie's so weit haben kommen lassen."

„Mein Gott! wer konnte solche Unvernunft für möglich halten? Wanda hat schon so viele Verehrer gehabt, und es ist immer bei unschädlicher Galanterie verblieben. Ich glaubte ihr durchaus das Vertrauen schenken zu können, sie werde ihr Herz zu hüten wissen. Nun komme ich erst dahinter, was für eine leidenschaftliche Natur sie ist. Sie hat mir schon eine Scene gemacht —! Als ob ich mich ihrem Glück widersetze."

„Aber was soll daraus werden, verehrteste Frau?" gab Breckenberger kleinlaut zu bedenken.

„Ja, was soll daraus werden?" wiederholte sie und wischte eine Thräne von der Wange fort. „Das habe ich Wanda auch schon vorgestellt. Aber sie hat dafür gar kein Verständniß. Wie können zwei Menschen, die einander lieben, auch nach irgend etwas in der Welt sonst fragen? Ihr lieber Herr Pathe werde schon Rath schaffen, meint sie leichtsinnig —"

„Ich — ich? Ja, wie denkt sie sich das?"

„Sie denkt sich's eben gar nicht. Die alte Gewohnheit, Ihre Güte unbegrenzt zu sehen . . . Sie haben ja selbst nicht gewünscht, daß sie erfahre, wie viel sie Ihnen verdankt."

„Aber —"

„Es versteht sich ja von selbst, daß der Herr Pathe diesmal nicht helfen kann. Sagen Sie ihr's nur gerade heraus — mir glaubt sie's doch nicht."

„Ja — hm — ja," murmelte er, „das wird nöthig sein — das wird unumgänglich nöthig sein. Wenn es sich darum handelte, ihr eine Hochzeit auszurichten . . ."

„Aber sprechen Sie doch davon gar nicht weiter," bat Frau von Torsten. „Sagen Sie nur Wanda ganz ernst . . . Da ist sie schon."

Eben öffnete das Fräulein die Seitenthür, eilte auf den alten Herrn zu und schüttelte ihm die Hände. „Hast Du meinen Brief bekommen?" fragte sie.

„Freilich," hüstelte er.

„Nun —? Und wann dürfen wir unsere Verlobung bekannt machen?"

„Wann? Ich denke, es ist noch nicht einmal so gewiß —"

„Ganz gewiß, Onkel!" Sie legte die Hand aufs Herz und sah ihn mit großen Augen an.

„Da hören Sie's nun," bemerkte Frau von Torsten.

„Aber, liebstes Kind —"

„Nein, nein, Onkelchen! Das schrieb ich Dir auch schon: in meine Herzensangelegenheiten lasse ich mir nicht dreinreden. Wenn Du als Vormund Deine Genehmigung nicht giebst — so lange dauert's ja nicht mehr, bis ich großjährig bin, und dann thue ich doch, was ich muß. Ach — sei doch so gut und laß es nicht auf so eine garstige Widersetzlichkeit ankommen! Du kannst doch auch gegen Berndt nichts haben, wenn ich Dich versichere, daß er ein ganz prächtiger, lieber, durchaus zuverlässiger Mensch ist."

Dabei klopfte sie ihm mit den kleinen weichen Händchen die Backen.

„Aber einen Lieutenant kannst Du doch nicht heirathen!" platzte er heraus.

„Warum nicht"? fragte sie herausfordernd. „Auch mein Vater war Officier. Uebrigens glaube nur nicht, daß ich mich in seine Uniform verliebt habe."

„Herr von Stresow hat, so viel ich weiß, kein Vermögen."

„Das behauptet er auch gar nicht. Ach, er ist so ehrlich!"

„Von seiner Lieutenantsgage könnt ihr aber doch nicht leben."

„Mama zieht gewiß zu uns. Dann ist im Haushalt doch eigentlich nur einer mehr . . . Nicht wahr, Mama?"

Frau von Torsten entgegnete nichts darauf, warf aber Breckenberger einen hülflosen Blick zu.

„Und es braucht ja auch nicht sogleich zu sein", fuhr Wanda eifrig fort. „Ein paar Jahre —"

„Das reicht lange nicht", fiel er polternd ein. „Auch noch nicht nach zehn —"

„Ach —"

„Ja wohl. Das ist alles Unsinn."

Wanda fing an zu weinen. „Mein armes Kind," sagte die Mutter, ihr das lockige Haar streichelnd.

Nun schluchzte sie heftig. „Ich weiß nicht, Onkel — wie Du heute bist. Noch nie im Leben — hast Du mir etwas — abgeschlagen — und jetzt, wo es einen Herzenswunsch gilt — bist Du so grausam — und nennst alles Unsinn . . ."

„Aber Mädchen," begütete er aus einer milderen Tonart, „überleg's doch nur ein bißchen vernünftig. Ein Lieutenant ist nun einmal darauf angewiesen, eine wohlhabende Frau zu heirathen, wenn er durchaus heirathen muß. Zu einem standesgemäßen Leben gehört —"

Wanda zog das Taschentuch von den verweinten Augen fort. „Nun sprichst Du so! Und sonst hast Du immer gesagt, ich sollte einmal Deine Erbin sein —"

„Wanda!" berief Frau von Torsten.

„Ich habe doch recht. Hast Du das nicht gesagt, Onkel? Weil ich doch Dein liebstes Pathenkind bin! Und in allem Ernst, nicht wahr?"

Der alte Herr schob verlegen die Füße abwechselnd unter den Stuhl. „Ja — allerdings — ja wohl. So etwas mag ich wohl . . . Aber ich lebe doch noch."

Wanda sprang auf und fiel ihm um den Hals. „Ach, mein liebes, gutes Onkelchen — denke doch nur nicht, daß ich so schlecht bin, Dir auch nur einen einzigen Tag kürzen zu wollen. Aber was hilft mir's, wenn ich künftig einmal eine reiche Erbin bin und habe längst all mein Lebensglück verloren? Und Du könntest so viel Freude davon haben, wenn Du mich mit viel weniger schon bei Deinen Lebzeiten furchtbar glücklich machtest! Ach, mein lieber, goldener Herr Pathe —"

Sie kauerte neben ihm nieder und küßte seine Hand, litt auch nicht, daß er sie ihr entzog. „Na — na — na," winkte er ab, „laß nur, laß —! Du bist wirklich ein rechtes Närrchen. So reich bin ich gar nicht . . ."

Frau von Torsten trat hinzu, hob Wanda auf und sagte: „Du weißt gar nicht, was Du sprichst. Belästige Herrn Breckenberger nicht weiter."

„Nu, nu, belästigen . . ." wendete derselbe ein, ohne Wanda jedoch zurückzuhalten. „Ich finde es ja ganz begreiflich, daß mein liebes Pathchen auf mich gewisse Hoffnungen . . . Ja wohl! begreiflich finde ich das schon. Und es thut mir auch aufrichtig leid, daß ich diesmal . . . Aber Vernunft muß doch bei Allem sein, nicht wahr? Und es sind auch noch besondere Umstände, — Hm, hm — von denen ich im Augenblick nicht gut sprechen kann . . ."

Wanda schluchzte heftig. Ihre Mutter führte sie ins Nebenzimmer und schloß die Thür, aber das laute Weinen blieb doch vernehmlich. „Man muß ihr Zeit lassen, sich zu beruhigen," sagte sie. „Wenn Sie gütigst bedenken wollen, lieber Freund, daß es eine erste, echte Leidenschaft ist — da geht's ohne Sturm nicht ab, und er will austoben. Es werden nun recht schlimme Tage für mich kommen. Stehen Sie mir bei, sie zu überwinden."

„Das will ich," versicherte er, ihre kalte Hand drückend. „Gott, Sie wissen ja nicht, wie gern ich Wanda . . . Nein wirklich! ich thäte ihr gern den Gefallen. Ich kann mich aber doch nicht ganz derangiren. Das werden Sie einsehen. Und ich hoffe auch, es ist so ein Frühlingssturm, der bald vorüberbraust —"

„Nachdem er die Blüthen abgerissen hat," setzte Frau Martha seufzend hinzu. „Aber das ist nun nicht zu ändern."

„Das ist — nun nicht — zu ändern," wiederholte er sehr kleinlaut und dabei zur Erde blickend. „Dieser Herr von Stresow — ich habe kein Vertrauen zu ihm. Will mich aber doch noch erkundigen, vielleicht erfahre ich Etwas, das Wanda schnell ernüchtert. Ich rechne darauf. Inzwischen sorgen Sie nur dafür, daß die jungen Leute einander nicht sehen. Bei so verliebtem Volk . . . Es läßt sich gar nicht absehen, was für Dummheiten das geben kann. Verliert man doch selbst in gesetztem Alter einigermaßen das Gleichgewicht, wenn so eine Leidenschaft . . . Na, ich will nichts weiter sagen. Vorsichtig, verehrteste Frau, vorsichtig!"

Er war mit sich wenig zufrieden, als er auf die Straße kam. Gar nicht energisch genug meinte er die Unmöglichkeit, helfen zu können, betont zu haben. Viel zu mitleidig hatte ihn Wanda gestimmt. Und warum benutzte er denn nicht diese sehr passende Gelegenheit, Frau von Torsten zu eröffnen, daß er selbst in den Stand der heiligen Ehe zu treten entschlossen sei? Dann wäre ja doch mit diesem einen Worte eigentlich Alles gesagt gewesen. In jeder Minute wurde er mißgelaunter. Was sollte er Adele berichten? So oft er sich auch einwarf: es geht so beim besten Willen nicht — es ist ja Unsinn — Strich darunter! im nächsten Augenblick schon ertappte er seine Gedanken bei allerhand thörichten Kreuz- und Querſprüngen.

Er hatte versprochen, über den Lieutenant von Stresow nähere Erkundigungen einzuziehen. Wenn er sich's recht überlegte, war er gar nicht darum gebeten worden. Es hatte eigentlich gar keinen rechten Sinn, das er's that, wenn er doch unter allen Umständen von dieser Partie nichts wissen wollte. Aber es zwang ihn, zu seiner moralischen Beruhigung irgend etwas zu thun. Für Wanda zu thun, wie er meinte. Und so hielt er sich selbst Wort.

Zu seiner unangenehmsten Ueberraschung erfuhr er dann aber nur das Allergünstigste. Stresow war einer der tüchtigsten von den jüngeren Officieren des Regiments, berechtigte zu den besten Hoffnungen, erfreute sich bei den Kameraden großer Beliebtheit, galt für solide und hatte keine lockeren Liebschaften gehabt. Breckenberger machte sich den stillen Vorwurf, dem jungen Manne Unrecht gethan zu haben. Auch Wanda! Sie hatte eine gute Wahl getroffen — bis auf den einen Punkt. Und dieses Versehen war ihr doch kaum übel zu nehmen. Was versteht so ein junges Ding, dem nie Sorgen nahe getreten sind, von den dummen Geldangelegenheiten!

Breckenberger wurde immer nachdenklicher und zerstreuter. Statt das Band, mit dem er sich an Adele geheftet hatte, fester anzuziehen, schien er sich eher Mühe zu geben, das Geschehene in Vergessenheit zu bringen. Von Fräulein von Torsten sprach er mit ihr gar nicht.

Es ging ihm im Kopf herum, ob es nicht seine Pflicht sei, als Wanda's Vormund und Freund der Familie mit Herrn von Stresow zu sprechen. Der brave Officier hatte doch wohl Anspruch darauf, freundschaftlich von der Unmöglichkeit einer Verbindung mit Wanda überzeugt zu werden. Damit war sicher auch bei dieser selbst viel gewonnen. Er beschloß, ihm ein paar Zeilen zu schreiben und einen „geschäftlichen" Besuch anheimzustellen.

(Schluß folgt.)

Der deutsche Volkscharakter im Spiegel der Religion.

Von
Otto Pfleiderer.

Zwar kann man bezweifeln, ob das bekannte Wort: „Wie der Mensch, so sein Gott“ sich als richtig erweisen lasse bei den einzelnen Individuen, die ihren Gottesglauben als geschichtliches Erbe von ihrer Volks- und Religionsgemeinschaft überkommen haben, und diesem gemeinsamen Besitz nur in den seltensten Fällen ein besonderes Gepräge, ihrer persönlichen Eigenart entsprechend, zu geben vermögen. Unzweifelhaft richtig aber ist jenes Wort hinsichtlich ganzer Völker. Die Seele eines Volkes, seine gemeinsame und beharrliche Weise zu fühlen und zu wollen, seine Stimmungen und seine Ideale spiegeln sich wider in seinen Vorstellungen vom Wesen der Gottheit und in seiner Weise des Gottesdienstes. Indessen ist hierbei der Unterschied nicht zu übersehen zwischen solchen Völkern, welche ihre Religion aus sich selbst erzeugt, und solchen, welche sie von anderen überkommen haben. Nur in jenem Falle läßt sich erwarten, daß zwischen Religion und Volkscharakter eine unmittelbare und genaue Uebereinstimmung bestehe; in diesem Falle fragt sich immer erst, wie viel an der überkommenen Religion dem fremden Ursprunge zuzuschreiben sei und wieviel auf Rechnung der umbildenden Eigenart des betreffenden Volkes komme? Nie kann sich diese ganz verleugnen, um so weniger, je kräftiger und jugendfrischer ein Volk ist zu der Zeit, wo es eine fremde Religion annimmt. Die ganze Geschichte des Christenthums gibt dafür den fortlaufenden Beweis. Ausgegangen vom Judenthum, hat es gleich zu Anfang bei seinem Uebergange zu der griechisch-römischen Welt eine tiefgehende Umwandlung erfahren, und als dann die germanischen Völker in das Erbe der alten Welt eintraten und mit deren allgemeiner Bildung auch die christliche Religion übernahmen, gaben sie derselben je nach ihrer nationalen Eigenthümlichkeit auch ein besonderes Gepräge. Am meisten gilt dieses vom *deutschen* Volke; weil dieses am wenigsten sich mit anderen vermischt, seine kräftige Volksthümlichkeit in Sprache und Sitte am treuesten gewahrt hat, darum vermochte es auch das Christenthum sich so eigenartig zu assimiliren, daß aus dieser Mischung eine ganz

specifische, bei keinem anderen Volke ebenso sich findende Entwicklung der christlichen Religion hervorging. Es wird daher beim deutschen Volke mehr noch als bei anderen Völkern möglich sein, seinen nationalen Charakter im Spiegel seiner Religion zu erkennen. Wir haben zu diesem Zweck auszugehen von der heidnischen Religion unserer deutschen Ahnen, in deren freilich kümmerlichen Ueberlieferungen sich doch immerhin gewisse charakteristische Züge schon wahrnehmen lassen, die später im Verhältniß der Deutschen zum Christenthum noch bestimmter sich entwickelt zeigen. Wir haben dann dieses Verhältniß während des Mittelalters zu überschauen, wo die deutsche Natur zwar unter dem erziehenden Einfluß der christlichen Kirche steht, aber doch mehr nur äußerlich von kirchlicher Zucht und Sitte gebändigt, als innerlich vom christlichen Geist durchdrungen wird. Wir haben dann endlich zu sehen, wie in der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts und ihren Folgen der deutsche Geist seine Eigenart auch innerhalb des Christenthums so kräftig geltend macht, daß daraus eine neue Entwicklung desselben im Protestantismus hervorging. Bei alledem kann es sich uns natürlich nicht um die Details der Geschichte handeln, sondern wir müssen uns darauf beschränken, auf die charakteristischen Züge der jeweiligen religiösen Entwicklung hinzuweisen, in welchen sich der deutsche Nationalcharakter erkennen läßt.

I.

Die Religion der alten Deutschen, wie Julius Cäsar und Tacitus sie beschrieben haben und wie Grimm sie aus den combinirten Spuren der Sprache, Sitte und Sage reconstruirt hat, war ein wenig entwickelter Naturdienst, ganz von gleicher Art, wie er bei den anderen indogermanischen Völkern im graueſten Alterthum bestanden haben mag. Ein inniges Naturgefühl und eine kindlich-poetische Phantasie belebten Berg und Thal, Wald und Flur mit jenen halbpersönlichen Geistern der schaffenden Naturkräfte, die als Riesen oder Zwerge, als schwarze oder weiße Elfen allenthalben ihr geheimnißvolles Wesen trieben, dem Menschen bald wohlwollend, bald übelwollend, immer aber durch Kraft oder Zauberkunst ihm überlegen, Gegenstände seiner scheuen Furcht. Ueber diese niederen Geister erhoben sich aber auch bei den Deutschen, wie bei Indern und Griechen, die hohen Götter, die waltenden Mächte des Himmels und der Erde, die „Asen", d. h. die Lebendigen, in welchen die Personification der Naturmächte so weit vorgeschritten war, daß sie neben ihrer Naturbedeutung zugleich die von Vorbildern und Repräsentanten der socialen Thätigkeiten und Verhältnisse der Menschen hatten; obenan unter ihnen Odhin oder Wotan, der Gott des Sturmwindes und der Schlachten, der Lenker der Völker- und Menschengeschicke, der bei den kriegerischen Germanen ganz ähnlich, wie bei den Indern des Industhales Indra, dem alten gemeinsam-indogermanischen Himmelsgott Dyaus-Tyr den Rang abgelaufen hatte; neben Wotan stand Thor oder Donnar, der Gewittergott, und Freyr und seine Gattin oder Schwester Freia oder Frouwa, die Götter der Fruchtbarkeit der Erde und der menschlichen Liebe und Ehe. Sittliche Ideale waren nun zwar diese Götter

keineswegs; Wotan ließ sich den Riesen gegenüber Betrug und Treubruch zu Schulden kommen, und Freia war kein Vorbild der Keuschheit, der Tugend deutscher Frauen. Wohl aber sah der Germane in seinen hohen Göttern die Vorbilder der lebensfrohen, thätigen Kraft und des tapferen Kampfes, welche den Inhalt und die Lust seines Lebens bildeten. Der Kampf der lebenspendenden und erhaltenden wider die verderblichen und zerstörenden Naturmächte war der ursprünglich gemeinsame Grundzug der indogermanischen Mythologie; aber während bei den Indern und den Griechen dieser Kampf der Götter um den Bestand der Weltordnung in die Vergangenheit verlegt war, dauerte er bei den Germanen (wie auch bei den Iraniern) noch immer fort und bildete den Inhalt des Lebens der göttlichen wie menschlichen Welt. Die Eindrücke der nordischen Natur mit ihren schroffen Gegensätzen des sommerlichen Lebens und der winterlichen Todeserstarrung, der blühenden Saaten und der öden Berge und Sümpfe, sie wirkten zusammen mit den noch wenig geordneten geselligen Zuständen mit ihren endlosen Fehden, Kriegs- und Raubzügen: beide, die natürlichen und die geselligen Zustände spiegelten sich in den religiösen Vorstellungen der Deutschen von dem Leben ihrer Götter, das in stetem Kampfe mit den drohenden Mächten des Verderbens (den Riesen) sich bewegt. In diesem Kampfe um den Bestand der Weltordnung die Götter zu unterstützen und ihnen in Kraftentfaltung und todesverachtender Tapferkeit nachzueifern, das erschien den alten Deutschen als fromme Pflicht, als Zweck und Bestimmung des Mannes und als das Mittel der Theilnahme am seligen Leben der Götter. Und dieses Glück wird nicht etwa bloß den siegreichen Kämpfern zu Theil, sondern auch den Gefallenen, ja sie vor allen sind die erkorenen Lieblinge der Götter; von den Wunschmädchen des Göttervaters, den schönen Walküren, werden die durch Wodan's Rathschluß dem Tode Geweihten in der Schlacht ausgewählt und gezeichnet, und in ihren Armen werden sie emporgetragen zum Göttersitz Walhalla, um in Gemeinschaft der himmlischen Götter an Kampf und Spiel und Gelage sich ewig zu erfreuen.

Es läßt sich kaum verkennen, welche Keime eines hohen ethischen Idealismus in diesem Glauben, bei aller seiner naiven Naturwüchsigkeit, verborgen lagen: auf der einen Seite frische Lebensfreude und mächtiger Thatendrang, der dem Leben werthvollen Inhalt gibt, auf der anderen Seite die Freudigkeit der Lebensaufopferung, die den Tod des Helden nicht beklagt, sondern als die höchste Weihe des Lebens und als den Eingang in das selige Leben der Götter feiert und verklärt! Insofern kann man allerdings mit E. v. Hartmann von einer „tragisch-ethischen Vertiefung" der Naturreligion bei den Germanen reden, auch wenn man Bedenken trägt, den ganzen Mythus von der Götterdämmerung, wie er sich in dem Gedicht Völuspa in der Sämund'schen Edda findet, dem allgemeinen deutschen Volksglauben zuzuschreiben. In diesem Mythus erhält der fortwährende Kampf der Götter mit den Mächten des Verderbens seinen tragischen Abschluß in einer künftigen Endkatastrophe, welche schon im Tode des reinen Gottes Balder durch die Tücke Loki's vorbereitet ist. Am Ende der Dinge werden alle feindlichen Mächte wider die Götterwelt sich erheben, und diese wird im hoffnungslosen Kampfe mit der feindlichen Ueber-

macht erliegen und damit alte Schuld, in welche die Götter wie die Menschen verfallen waren, sühnend büßen. Dann wird sich aus dem allgemeinen Weltbrand eine neue Welt erheben, in welcher der einzig schuldlose Gott, Balder, zum Leben zurückkehren und mit neuem Menschengeschlecht in ewigem Frühling und Frieden herrschen wird. Man kann es für wahrscheinlich halten, daß dieses Zukunftsgesicht der Völuspa ein spätes Product der nordischen Barden sei, welche Angesichts des siegreichen Vordringens des Christenthums den nahen Untergang der alten germanischen Götter als trauriges Verhängniß erkannten, dieses durch die ethische Motivirung mit der Schuld der Götter zur großen Welttragödie erhoben und ihm durch den Ausblick auf die einstige Wiederkehr Balder's einen versöhnenden Abschluß gaben; die Analogie mit der Auferstehung und Wiederkehr Christi ist zu auffallend, als daß man nicht an christliche Einwirkungen denken sollte [1]). Gleichwohl wird die Frage erlaubt sein, ob der altdeutsche Glaube vor seinem Erlöschen einen solchen Schwanengesang voll tiefer ethischer Tragik hätte hervorbringen können, wenn ihm nicht von Anfang unter der Hülle der Naturſymbolik die ethische Idee halb unbewußt vorgeschwebt hätte: daß nur das Gute es sei, was unter den entscheidenden Kämpfen der Weltgeschichte zu bestehen vermöge, indem es durch die reinigende Flamme des Kampfes und Leidens von den Schlacken irdischer Schuld geläutert wird.

Von den gottesdienstlichen Formen und Bräuchen der alten Deutschen ist uns nur wenig berichtet. Nach Tacitus verehrten sie ihre Götter nicht in Tempeln noch durch Bilder, sondern „sie nennen mit der Götter Namen jenes Geheimniß, das sie nur im Gefühl heiliger Scheu wahrnehmen" (quod sola reverentia vident). Im Dämmerlicht heiliger Haine, unter dem Rauschen alter Eichen, beim murmelnden Quell ahnten, schauten sie in der Ergriffenheit des bebenden Herzens die geheimnißvolle Gegenwart der unsichtbaren Gottheit. Verräth sich nicht schon hierin der echt deutsche Zug mystischer Innerlichkeit, die es verschmäht, das Göttliche, das seine Gegenwart in der Tiefe der fühlenden Seele kundgibt, in ein Bild für die sinnliche Anschauung zu fassen und dadurch das hehre Geheimniß des Unfaßbaren in die gemeine Deutlichkeit der irdischen Dinge herabzuziehen? Damit stimmt es auch ganz überein, daß das kultische Ceremoniell für die alten Deutschen keine große Bedeutung hatte. „Die Germanen," sagt Cäsar, „haben weder Druiden, die den religiösen Dingen vorstehen, noch halten sie viel auf Opfer." Die Priester hatten bei den Deutschen nicht, wie die gallischen Druiden, irgendwelche hierarchische Vorrechte oder göttliche Vollmachten; sie waren einfach die Aeltesten der Volksgemeinde; ihre Function bestand, außer im Darbringen der einfachen Opfer, auch in der Handhabung der Ordnung bei den Volksversammlungen (daher ihr Name bei den Sachsen: Ehwart = Gesetzeswart) und in der Vollziehung der von diesen gefällten Richtersprüche. Sie waren also nichts weiter als die religiösen Organe

[1]) Dies ist die Annahme der meisten heutigen Historiker. Auch Hase, Kirchengeschichte, § 73, spricht von dem Verdacht, „als wenn der aus Hela's Reiche erlöste Baldur und der rückkehrende Christus einander noch die Hände gereicht hätten."

der Volksgemeinde und dieser durchaus untergeordnet. Auch die Wahrsagung, eine so wichtige Rolle sie auch bei den Deutschen gespielt hat, war durchaus nicht bloß Sache der Priester. Die Orakel durch äußere Wahrzeichen mochte jeder nach Vermögen deuten, das innere Schauen aber, die eigentliche intuitive Prophetie galt als besondere Gabe einzelner, mit der Gottheit auf näherem Fuße stehender Personen, insbesondere der „weisen Frauen". Tacitus erzählt nicht bloß von einzelnen Prophetinnen, wie der bructischen Veleda, welche unter Vespasian die Vernichtung der römischen Legionen durch die Bataver voraussagte und eine ähnliche Stellung in der Politik ihres Volkes gewann, wie sie etwa der delphischen Pythia zeitweise zukam, sondern er sagt auch, daß dem weiblichen Geschlecht überhaupt nach dem Glauben der Deutschen eine prophetische Gabe einwohne. Und die weisen Frauen, die mehr sahen und wußten als andere Menschen, konnten auch mehr als andere; sie besaßen mit der Ahnungsgabe zugleich die Kunst der Zauberei, die auf der Kenntniß der geheimen Kräfte in Worten und Dingen beruht. So nahe sich hierin der deutsche mit dem allgemein heidnischen Aberglauben berührt, so gewiß dürfen wir doch darin eine bedeutsame und für das sittliche Volksleben hochwichtige Eigenthümlichkeit der alten Deutschen sehen, daß sie die Kraft des geheimnißvollen übernatürlichen Schauens und Könnens vorzugsweise der weiblichen Natur zuschrieben; sie anerkannten instinctiv, daß in der Seele des Weibes geistige Kräfte liegen, die der Leibeskraft der Männer überlegen seien; daß ihr Ahnen tiefer mit dem geheimnißvollen Grund der Dinge zusammenhänge, als des Mannes Wissen und Thun. Und diese religiöse Ehrfurcht vor dem „sanctum et providum" (Tacitus) des weiblichen Wesens war die Grundlage der schönsten Seite der altdeutschen Sitte: der Achtung vor den Frauen, der jugendlichen Keuschheit und der Reinheit des Familienlebens.

II.

Die germanischen Völker, welche im Laufe des vierten und fünften Jahrhunderts in das römische Reich einbrachen, haben das Christenthum zuerst nicht in der katholisch-kirchlichen, sondern in der häretischen Form des Arianismus angenommen. Der Grund lag doch wohl nicht bloß in dem zufälligen Umstand, daß sie zuerst durch arianische Missionare mit demselben näher bekannt gemacht worden waren, sondern darin, daß ihnen die arianische Auffassung von Christus als einem nur halbgöttlichen, dem Vater streng untergeordneten Gesandten und Vasallen Gottes viel verständlicher und ansprechender erschien, als die complicirte kirchliche Trinitätslehre. Noch viel später, als längst schon durch die Macht des fränkischen Königthums alle im Frankenreich verbundenen deutschen Stämme zum katholischen Glauben bekehrt worden waren, wird in der niedersächsischen Evangelienharmonie „Heliand" Christus ganz nach der Analogie eines deutschen Volkskönigs beschrieben, der im Auftrag des obersten himmlischen Königs, seines Vaters und Herrn, durch das Land zieht, um zu rathen und zu mahnen, die Feinde zu bekämpfen und für die Rettung der Seinen zu sterben; die Apostel begleiten ihn als seine Gefolgsleute, und alle Christen gehören zu seinem Heerbann und sind zur

Treue in seinem Dienst verpflichtet. Wie naiv das religiöse Verhältniß im Sinn einer nationalen Gefolgschaft gefaßt wurde, zeigt z. B. die Vorrede zum Gesetzbuch der salischen Franken aus der Merovinger-Zeit, wo es heißt: „Hoch lebe Christus, der die Franken liebt; er schirme ihr Reich und erfülle dessen Lenker mit dem Licht seiner Gnade, schütze das Heer, stütze den Glauben; des Friedens Freude und Glück gebe der Herr der Herren, Christus Jesus! Denn dies ist das Volk, das noch klein an Zahl, aber tapferen Arms und kraftvoll das harte Joch der Römer von seinem Nacken im Kampf abschüttelte und nach der Annahme der Taufe die Körper der heiligen Märtyrer, welche die Römer mit Feuer verbrannten oder mit dem Schwert zerfleischten, mit Gold und köstlichem Edelgestein schmückte." Man ersieht aus diesen Worten, daß das stolze kriegerische Selbstgefühl der alten Deutschen auch durch die christliche Taufe nicht gedämpft wurde; von augustinischem Gefühl menschlicher Nichtigkeit, Heillosigkeit und Erlösungsbedürftigkeit waren diese christianisirten Deutschen noch ebenso weit entfernt, wie von der urchristlichen asketischen Weltverneinung und Himmelssehnsucht.

Dennoch hat es in der Gefühls- und Anschauungsweise der alten Deutschen von Anfang nicht an Anknüpfungspunkten für den neuen Glauben gefehlt. Mit ihrem kräftigen persönlichen Selbstgefühl war von jeher verbunden jene willige Anerkennung der Autorität überlegener oder übergeordneter Personen, auf welcher die Treue der Gefolgsleute gegen ihre Fürsten beruhte. Dieses ihm natürliche Pietätsgefühl auf sein Verhältniß zu Christus anzuwenden, fiel dem Deutschen um so leichter, als er auch in Christus, bei aller seiner übermenschlichen Hoheit, doch zugleich und zunächst den menschlich kämpfenden und leidenden Helden sah, der sich selbst zum Heil der Seinen aufopferte. War gleich Christus nicht beim Kampf der Krieger auf dem Schlachtfeld gestorben, so ließ sich sein Tod doch leicht als Opfertod des kämpfenden Helden auffassen, da ja längst die Kirche in der symbolischen Sprachweise ihrer Erlösungslehre das dämonische Reich des Weltfürsten, d. h. Satans, als die eigentliche Gegnerschaft Christi bezeichnet und die menschlichen Feinde, welchen er erlag, nur als Werkzeuge Satans betrachtet hatte. Daß ein übermenschlicher Held auch mit übermenschlichen Feinden, mit den zauberkräftigen Höllenmächten zu kämpfen hatte, und daß er in diesem Kampf zuerst unterlag, dadurch aber von dem verderblichen Zauberbann die Seinigen erlöste, die er nun als zum Himmel erhöhter Siegesfürst fernerhin zum Kampfe anführt und beschützt: diese ganze Vorstellungsreihe lag so genau in der Richtung des altdeutschen Glaubens, daß der Uebergang von diesem zum christlichen Erlösungsglauben keiner großen Schwierigkeit unterlag. Heldenverehrung und Hochschätzung des Heldentodes als eines dem Rathschluß der Gottheit dargebrachten und durch Aufnahme in ihre selige Gemeinschaft belohnten freiwilligen und heilsamen Opfers: das war der gemeinsame Grundgedanke, der sich als verbindender Faden durch alle Phasen des deutschen Glaubens, des heidnischen wie christlichen, hindurchzog. Mochte immerhin dieser Gedanke zunächst noch unter der Hülle des Mythus sich verstecken, mochte der Kampf zwischen Christus und Satan, um welchen sich das christliche Erlösungsdrama drehte, zunächst

nur als höhere Potenz der mythischen Götter- und Heroenkämpfe (Thor und die Riesen, Balder und Loki, Siegfried und Hagen ꝛc.) erscheinen: immer barg sich doch unter dieser mythischen Form ein Keim von hoher ethischer Idealität, ja, wir dürfen wohl sagen, es barg sich darunter die cardinale ethische Wahrheit, welche von Anfang bis heute den bleibenden Kern des evangelischen Glaubens bildet: daß das allgemeine Heil erkauft wird durch die Thaten und Opfer heldenmüthiger Liebe und treuer Hingebung. Das Christenthum nach dieser seiner ethischen, das Gemüth unmittelbar in Mitleidenschaft ziehenden, beugenden und erhebenden Bedeutung zu erfassen, dazu war das deutsche Volk von Haus aus vor allen andern beanlagt. Die griechische Kirche hatte das Christenthum zur transscendenten Metaphysik gemacht, in deren Geheimnisse der contemplative Geist sich bis zur mystischen Ekstase vertiefen konnte, ohne daß das Gemüth erwärmt und belebt wurde. Die römische Kirche hatte das Christenthum zum hierarchischen Gottesstaat gemacht, der, auf die sacramentale Wunderkraft des Priesterthums gestützt, durch sein Ritual und seine Disciplin sich zwar als höchst wirksame Erziehungsanstalt für die rohen Völker des Mittelalters erwies, aber doch nur die Unterwerfung unter äußere Zucht und Sitte bewirken konnte, während das Gemüth von diesem starren und herrischen Formalismus nicht innerlich ergriffen und erfüllt wurde. Die Deutschen aber brachten dem Christenthum das unverdorbene, jugendlich kräftige und reine Herz entgegen, das kräftige persönliche Selbstgefühl und das tiefe ethische Mitgefühl, kurz die Innerlichkeit des gesunden Gemüths, auf dessen Boden die christliche Heilsbotschaft ihre unendliche Kraft segensreicher Keime entfalten und die ewige Wahrheit ihres ethischen Idealismus der Menschheit einpflanzen konnte. So weit sie auch von Anfang davon entfernt waren, irgendwelche Kritik zu üben an den kirchlichen Formen des Dogmas und der Hierarchie, die sie als das Erbe der überlegenen antiken Cultur einfach übernahmen, so haben sie doch schon frühe in diese überkommenen Formen einen tieferen Gehalt ahnungsvollen Gefühls hineingelegt, der, mit der Zeit erstarkend, zuletzt die alten Formen zersprengen und eine neue reinere Verwirklichung der christlichen Idee ins Leben rufen sollte. Nicht in den Höhen metaphysischer Spekulationen, wie die Griechen, nicht in der Aeußerlichkeit kirchlich-politischer Organisation, wie die Römer, haben sie die christliche Idee gesucht, sondern sie haben sie unmittelbar in ihrem das Gemüth ansprechenden Herzpunkt erfaßt: als den siegreichen Kampf des göttlich-guten Princips wider die gottwidrige Macht des Bösen, in welchem Kampf der göttliche Held Christus durch seinen Opfertod der Herzog und Bürge des Sieges für die kämpfende Menschheit geworden ist, die ihm in Treue nachzufolgen und für sein Reich den guten Kampf bis zum endgiltigen Sieg fortzukämpfen verpflichtet ist. Der tapfere Kampfessinn, der opferwillige Todesmuth und die ausdauernde Treue im Dienste des führenden Hauptes — das sind die charakteristischen Eigenschaften, welche die Deutschen dem Christenthum entgegenbrachten, vermöge deren sie das ethische Wesen des Christenthums tiefer als die anderen Völker zu erfassen und sich anzueignen vermochten, vermöge deren sie zuletzt befähigt und berufen waren, das Christenthum aus der dogmatischen und kirchlichen Verhüllung seiner ersten anderthalb

Jahrtausende heraus und in das wirkliche sittliche Leben der menschlichen Gesellschaft einzuführen.

Neben dieser tiefgehenden Verwandtschaft zwischen dem Christenthum und dem deutschen Volkscharakter dürfen wir nun freilich auch nicht den großen Gegensatz übersehen, der zwischen der ursprünglichen kirchlichen Form des Christenthums und dem alten Germanenthum bestand. Dem Christenthum, das in die Geschichte eintrat, als die alte Welt im Absterben begriffen war, ist von Anfang an eine asketische, weltverneinende Richtung eigen gewesen, deren Spuren sich schon im Neuen Testament finden lassen, wenn auch hier noch in milderer Form als in der späteren kirchlichen Entwicklung. Daß die jetzige Weltform im Verschwinden und eine neue himmlische Welt im Anbruch begriffen sei, die sich zur jetzigen verhalte wie das Wesen zum Schattenbild, wie Geist zum Fleisch, wie Leben zum Tod, wie Heiligkeit und Seligkeit zu Sünde und Verderben: das war die Grundanschauung in der Verkündigung Jesu und der Apostel. Weil zu diesem vom Himmel her erwarteten zukünftigen Reich des ewigen, heiligen und seligen Lebens das jetzige irdische Leben im durchgängigen Widerspruch zu stehen schien, so ergab sich aus dieser Anschauung folgerichtig die Forderung, allem dem abzusagen, was an das irdische Leben den Menschen bindet: das Fleisch mit seinen Gelüsten zu kreuzigen, die Glieder, die auf Erden sind, zu ertödten, alle seine Habe zu verkaufen und den Armen zu geben, Vater und Mutter, Weib und Kind zu verlassen und zu hassen, ja auch die eigene Seele zu hassen und hinzugeben um des künftigen Gutes des Reiches willen, nicht Schätze auf Erden, sondern im Himmel zu sammeln, sein Vaterland und Heimwesen nicht hienieden, sondern im Himmel zu suchen, um Mein und Dein nicht zu rechten, dem Unrecht nicht zu widerstehen, sondern Schmähung und Mißhandlung geduldig zu ertragen. Diese asketische Moral der Selbstverleugnung und Weltverneinung bildet den extremen Gegensatz und Rückschlag gegen die antike Moral der kräftigen Selbstbehauptung und des möglichst ausgedehnten Weltgenusses. Sollte das Christenthum die Welt heilen, so mußte es sich zu ihr, so wie es sie in Wirklichkeit vorfand, zunächst in schroffen Gegensatz stellen, und dieser Gegensatz konnte natürlich nicht gemildert werden durch die langen und leidensvollen Kämpfe, in welchen es den zähen Widerstand der heidnischen Welt zu überwinden hatte und in welchen ihm die Hoffnung des Sieges nur durch die passiven Tugenden der Geduld und Entsagung und Leidensfreudigkeit seiner Bekenner während dreier Jahrhunderte ermöglicht war. So befestigte sich in der christlichen Theorie und Praxis das asketische Ideal der Selbst- und Weltverneinung, das im Mönchthum seinen consequentesten Ausdruck und seine organisirte Verwirklichung erhielt: im freiwilligen Verzicht auf Familie, Besitz und persönliche Freiheit sollte der vollkommene Christ, schon hienieden der Welt abgestorben, nur dem Himmel leben. Dieses Ideal blieb auch dann bestehen, als die Kirche ihren Sieg über die heidnische Welt errungen hatte; als sie mit der staatlichen Anerkennung und Bevorzugung von der Rolle des Duldens und Entsagens zu der des Herrschens und Besitzens übergegangen war. Nur trat damit zu der ursprünglich weltverneinenden Tendenz die der Weltbeherrschung durch die

Kirche als der ergänzende Gegenpol hinzu. Als nämlich die Kirche seit der staatlichen Anerkennung festen Fuß auf der Erde gefaßt und gleichzeitig in der Ausbildung des Episkopats sich eine staatsähnliche gesellschaftliche Organisation geschaffen hatte, begann sie sich selbst für die irdische Verwirklichung oder doch Vorstufe und Repräsentation des himmlischen Gottesreiches auszugeben; der Gegensatz von irdischer Welt und himmlischem Reich Gottes wurde jetzt zu dem von Welt und Kirche. Damit kommt die Verneinung der Welt der Bejahung der Kirche, ihrer Macht und Herrschaft über die Welt zu gute. Ueber der natürlichen Welt, die als das nichtige, ungöttliche, wesen- und werthlose Dasein gilt, erhebt sich die zweite, übernatürliche Welt der Kirche mit dem Anspruch, das allein gottgemäße und heilige Dasein, höchste Autorität und höchstes Gut der Menschen zu sein, dem alle natürlichen Güter und Kräfte zu opfern und in Dienst zu stellen seien. Als der Gottesstaat will sie die weltlichen, nationalen Staaten beherrschen und nach ihren Zwecken leiten und das natürliche Leben in Ehe und Familie, in Arbeit und Erwerb, in Kunst und Wissenschaft, soweit sie es nicht einfach zu verneinen vermag, wenigstens durch und durch nach ihren übernatürlichen Idealen reguliren. So verbinden sich die beiden scheinbar widersprechenden Tendenzen: asketische Weltverneinung und hierarchische Weltbeherrschung als die beiden untrennbar zusammengehörigen Pole des mittelalterlichen Christenthums.

Zu diesen beiden Tendenzen stand nun der germanische Geist von Anfang im schroffsten Gegensatz. Seiner jugendfrischen Lebenslust konnte die asketische Weltverneinung, seinem stolzen Selbstgefühl die mönchische Demuth und Unfreiheit, seinem energischen Individualismus der hierarchische Zwang nur äußerst abstoßend sein. Seit Bonifacius, der „Apostel der Deutschen", die Cleriker seiner Diöcesen der römischen Disciplin zu unterwerfen suchte, hat die römische Kirche durch die Jahrhunderte des Mittelalters hindurch unermüdlich an der Unterwerfung der Deutschen unter ihr asketisch-hierarchisches Ideal gearbeitet. So vieles ihr hierbei auch gelungen ist, von einer Verwirklichung des Ideals ist sie doch immer sehr weit entfernt geblieben. Der römische Kirchengeist und der deutsche Volksgeist waren doch immer viel zu weit von einander verschieden, ja einander widerstrebend, als daß es zu mehr als äußeren Compromissen hätte kommen können. Wohl fügte sich der Zögling bis zu gewissem Grade der Autorität und Disciplin seines römischen Zuchtmeisters, aber er behielt sich daneben auch in weitgehendem Maße die Freiheit vor, seinem natürlichen Genius zu willfahren, ja er entschädigte sich für den aufgedrungenen Zwang zeitweise durch um so kühnere Reaction.

Seinen politischen Ausdruck fand der tiefe Antagonismus zwischen Deutschthum und Römerthum in den langen Kämpfen zwischen Kaisern und Päpsten. Der Niedergang der kaiserlichen Macht war aber nicht ein Sieg Roms, sondern ein Sieg des Egoismus und Particularismus der deutschen Fürsten über das nationale Königthum, dessen auswärtige Verwicklungen sie dazu benützten, um ihre Landeshoheit an die Stelle der Reichseinheit zu setzen. Im Uebrigen führten gerade die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst und die Wirren, die sie für Deutschland zur Folge hatten, dazu, daß das nationale Bewußtsein und

der angeborene Freiheitsdrang in den Deutschen geweckt und gegen die römische Herrschsucht in die Schranken gerufen wurde. Der große staufische Kaiser Friedrich II. hatte in seinem Kampfe gegen Papst Gregor IX. das ganze deutsche Volk hinter sich, ja als der kühne Wortführer der europäischen Völker und Fürsten überhaupt schrieb er 1239 in seinem Fehdebrief gegen Rom: „Von Babylons Aeltesten geht alle Nichtswürdigkeit aus, welche, indem sie das Volk zu regieren scheinen, die Herrschaft in Bitterkeit und die Gerechtigkeit in Wermuth verwandeln. Ihr aber, Könige und Fürsten des Erdkreises, bedauert nicht bloß uns, sondern auch die Kirche, denn ihr Haupt ist schwach und ihr Fürst gleichsam ein brüllender Löwe, in ihrer Mitte sitzt ein ungetreuer Mann, ein besudelter Priester, ein wahnwitziger Prophet. Uns geht freilich solch Unheil am nächsten an, und wir fühlen am härtesten die Folgen päpstlicher Unthaten; aber unsere Schmach ist zuletzt auch die eurige und euere Unterjochung scheint leicht, sobald der römische Kaiser bezwungen ist." Derselbe Kaiser schrieb an Heinrich III. von England: „Die Geistlichen, besonders die mächtigsten, zu dem zurückzuführen, was sie in der ersten Kirche waren, zu einem apostolischen Wandel und zur Demuth ihres Meisters, ihnen die Reichthümer zu nehmen, die ihnen schädlich sind, das wäre ein Werk der Liebe." Solche Worte des geistesgewaltigen Kaisers, in welchem der deutsche Genius im dreizehnten Jahrhundert sich verkörpert hatte, hallten durch die nächsten Jahrhunderte nach. Kaiser Ludwig der Bayer, dem der französische Papst Benedict XI. die Anerkennung versagte, erklärte in einem Manifest an die Christenheit, daß die kaiserliche Würde unmittelbar von Gott komme, und daß der von den Kurfürsten Erwählte keiner päpstlichen Anerkennung bedürfe; eine Erklärung, welche die deutschen Fürsten in dem Kurverein von Rense sanctionirten. So hat die Anmaßung des Papstes dazu gedient, in den Deutschen das Nationalgefühl der politischen Selbständigkeit zu beleben. Wie sehr das Erstarken dieses Gefühls, zu welchem Politiker, Gelehrte und Dichter mannigfach mitwirkten, die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts vorbereitet und ihren Sieg begünstigt hat, ist bekannt.

Auch gegen die asketische Moral der Kirche, deren Ideal das Mönchsthum ist, hat der germanische Charakter zu allen Zeiten entschieden protestirt. Im Ritterthum, welches ein echtes Product des auch in den romanischen Völkern pulsirenden germanischen Blutes ist, trat dem geistlichen Ideal des Mönches sein Gegentheil in schärfster Ausprägung gegenüber. Forderte das asketische Ideal den Verzicht auf persönliche Freiheit und Ehre und auf Frauenliebe, so ist des Ritters Ideal gerade umgekehrt die persönliche Ehre, Wehrhaftigkeit und Frauenliebe. Der Held der spanischen Romanzen, der edle Cid, der tapfere Vorkämpfer der spanischen Christen gegen die Mauren, bekennt sich zu dem Grundsatz: „Der tapfere Edelmann ist gewohnt, für Sachen der Ehre zu sterben, denn das Blut wäscht ab den Flecken, der an der Ehre haftet." Die christlichen Ritter stimmten hierin mit ihren saracenischen Gegnern während der Kreuzzüge völlig überein; es ist ein geschichtlich wohlbegründeter Zug in Lessing's Drama „Nathan", daß der christliche Tempelherr dem Muselmann Saladin viel näher steht als dem Patriarchen und dem

Klosterbruder. Uebrigens kann man es als eine eigenthümliche Ironie der Geschichte betrachten, daß gerade die Kreuzzüge, in welchen der asketisch-hierarchische Geist des mittelalterlichen Christenthums zum großartigsten Ausdruck kam, am meisten dazu beigetragen haben, daß der ritterliche, also weltliche und germanische Geist der europäischen Völker so sehr erstarkte, daß ihre Emancipation von der kirchlichen Vormundschaft von da an unaufhaltsam fortschritt. Daran wurde auch nichts geändert durch die Gründung der geistlichen Ritterorden, in welchen die entgegengesetzten Ideale des Mönches und des Ritters zur Einheit verbunden werden sollten. Wie sehr in dieser Verbindung der Ritter über den Mönch überwog und diesen zuletzt verschlang, davon gibt die Geschichte der geistlichen Ritterorden sattsame Belege.

Auch der Frauendienst, der im Leben der Ritter, wie in den Liedern der Sänger des Mittelalters eine so hervorragende Rolle spielte, steht im entschiedensten Gegensatz zur kirchlichen Moral, welche die Geschlechtsliebe als eine sündliche, weil sinnliche Regung beurtheilte. Gerade durch diese schroff asketische Beurtheilung der Geschlechtsliebe war der Kirche eine directe Einwirkung auf Veredlung und Idealisirung derselben unmöglich gemacht. Mochte sie immerhin die Ehe zum Sacramente erheben, so konnte sie doch nicht verhindern, daß der Naturtrieb, den sie im Princip verurtheilte, sich dafür rächte durch um so freiere Hinwegsetzung über die Schranken der Sitte. Die leichtfertige Behandlung der Ehe bei den Rittern und Minnesängern besonders der romanischen Länder war der natürliche Rückschlag gegen den Asketismus der kirchlichen Moral. Wenn es nun bei den Deutschen verhältnißmäßig besser stand, wenn wir in den Liedern mancher deutschen Sänger des Mittelalters, z. B. Walther's von der Vogelweide, eine Innigkeit, Zartheit und Reinheit der seelischen Frauenliebe finden, wie sie so weder die antike noch die romanische Literatur kannte, so werden wir das gewiß nicht der kirchlichen Moral zum Verdienst anrechnen dürfen, gegen deren asketische Unnatur Walther selbst ausdrücklich Protest erhoben hat durch den Spruch: „Wer sagt, daß Minne Sünde sei, der soll sich erst bedenken wohl." Auch der gleichzeitige Dichter Reinmar von Zweter sprach schon den echt reformatorischen Satz aus, daß die Ehe ein göttlicher Orden sei, mehr als alle Mönchs- und Nonnenorden; der Dichter Barthel Regenbogen hoffte, daß der einst wiederkehrende Kaiser Friedrich, der Vorkämpfer deutscher Befreiung von römischem Priesterjoch, die Klöster zerstören und die Nonnen in die Ehe führen werde. Wenn hiernach der Idealismus der mittelalterlichen deutschen Liebeslyrik nicht aus der Kirche stammt, sondern zu ihr im Gegensatz steht, so werden wir seine Wurzeln vielmehr in der altgermanischen Ehrfurcht vor dem „Heiligen und Ahnungsvollen" in der weiblichen Seele zu suchen haben. Das schließt jedoch nicht aus, daß diese den Deutschen von Haus aus eigenthümliche Stimmung durch das Christenthum — trotz der asketischen kirchlichen Moral — eine bedeutsame Förderung und Entwicklung indirect erfahren hat, theils durch die allgemeine Vertiefung des Gefühlslebens überhaupt, theils insbesondere durch den Mariendienst, in welchem der mittelalterliche Katholicismus seine herben Formen mit den duftigsten Blüthen

zarter poetischer Empfindung umsponnen hat. In dem Bilde der jungfräulichen Mutter, wie die Kirche es auf Grund der evangelischen Sage ausgemalt hat, vereinigten sich die Ideale der jungfräulichen Reinheit und der mütterlichen Liebe, diese beiden gleich sehr verehrungswürdigen Seiten des weiblichen Wesens, deren innere Vereinbarkeit auch auf dem Boden der wirklichen Welt und der natürlichen Lebensbedingungen die Symbolik der übernatürlichen Sage veranschaulicht. Während nun die Kirche in ihrem Mariendienst eigentlich nur das Ideal der ewigen Jungfräulichkeit, also die asketische Verneinung der natürlichen Liebe verherrlichen wollte, konnte sie doch nicht verhindern, daß ein Abglanz des heiligen Nimbus, mit dem sie das Haupt der himmlischen Jungfrau und Mutter umgab, auch im Angesicht der irdischen Jungfrauen und Mütter widerstrahlte und deren natürliche Anziehungskraft für die Männer nicht verneinte, sondern steigerte und veredelte. So wirkte der Mariendienst im Gegensatz zu seiner kirchlichen Absicht gerade jene Vertiefung und Verfeinerung der Geschlechtsliebe, vermöge deren sie im modernen, aus germanischen und christlichen Wurzeln erwachsenen Leben eine so viel bedeutendere Rolle als jemals im Alterthum spielt. Andererseits konnte aber die Kirche ebensowenig verhindern, daß auch in den Frauendienst der himmlischen Frau die verpönten irdischen Neigungen sich einmischten und jene sinnlich-übersinnliche Inbrunst des Mariencultus erzeugten, von der die katholisch-kirchliche Dichtung so viele Zeugnisse enthält. Die unterdrückte bräutliche Liebe verwandelte sich in den Mönchsklöstern zur mystischen Schwärmerei für die Jungfrau Maria und in den Nonnenklöstern zum ekstatischen Liebesgetändel mit dem Seelenbräutigam Jesus. Die Natur, statt sich durch das Uebernatürliche verdrängen zu lassen, drängte sich in dieses selbst ein und ward zur Unnatur. Es zeugt aber für die Gesundheit des deutschen Volks, daß es durch die Unnatur der kirchlichen Askese das heilige Recht der Natur im Verhältniß der Geschlechter sich nicht hat verkümmern oder entweihen lassen; es hat auf diesem sittlichen Gebiet den katholischen Dualismus schon lange vorher instinctiv überwunden, dessen bewußte und principielle Ueberwindung aus der Vertiefung des religiösen Bewußtseins in der deutschen Mystik hervorging.

Die mittelalterliche Kirche hatte die christliche Religion zu einem System von Formen gemacht, aus welchem die Seele entschwunden war; an dem System subtiler Lehrsätze mochte der dialektische Scharfsinn der Schulen sich üben, an dem System kirchlicher Ceremonien und asketischer Uebungen mochte das Volk passiv und activ sich betheiligen: Das religiöse Gemüth fand seine Befriedigung weder dort noch hier. Es war die Mystik, dieses Erzeugniß des deutschen Herzens und Geistes, welche den Gott, den sie in den Formen der Kirche nicht mehr zu finden vermochte, im Heiligthum des eigenen Herzens suchte und fand. Hatte die Kirche Gott und Welt durch eine so unendliche Kluft geschieden, daß über den Abgrund hinweg kein Weg zu ihm mehr zu führen schien, so lehrte dagegen der Dominikaner Meister Eckart aus Straßburg († 1329), daß Gott allen Creaturen von seinem Wesen so viel mittheilte, als sie fassen können, daß sie alle in ihm enthalten seien und etwas

von ihm haben, daß aber insbesondere in des Menschen Seele ein göttlicher Funke sei, der sie der rechten Einigung mit Gott fähig mache. Was uns von Gott scheidet, ist nur die Selbstliebe; dieser muß der Mensch entsagen und in selbstloser Liebe Gott allein in sich wirken lassen, dann wird er so eins mit ihm, wie Christus es war, denn dieselbe Menschwerdung Gottes, die in Christus geschehen, geschieht noch immerfort in jeder frommen Seele. Gerecht wird der Mensch nicht durch Werke, die er um irgend eines Lohnes willen, und wäre es die himmlische Seligkeit, wirken mag, denn dabei bleibt er immer in der Selbstsucht befangen, welche seine Verdammniß zugleich ist. Wahrhaft gut ist nur der reine Wille, der nicht sich selbst will, sondern Gott und was Gottes ist; wer auf den Eigenwillen verzichtet und sich rein an Gott hingibt, der braucht nicht erst um Gerechtigkeit zu sorgen, sondern ist in seiner Gottesliebe schon seiner Seligkeit gewiß. So lehrte auch Tauler: „Unsere Seligkeit liegt nicht an unseren Werken, sondern an der Größe der Liebe." Insbesondere gehört hierher die tiefsinnige Schrift aus Eckart's Schule, welcher Luther den trefflichen Namen: „Deutsche Theologie" gab. Hier erhält die christliche Heilslehre eine tiefsinnige ethische Wendung, welche vom Dogma und Ritus der Kirche ganz absieht und darüber hinausführt. „Wäre kein eigener Wille, so wäre keine Hölle und kein Teufel. Es ist nichts ohne und wider Gott, denn allein der Wille, der anders will als der ewige Wille will. Alter Adam, Natur, Teufel ist nichts Anderes als Selbstheit, Eigenwilligkeit, Sichabkehren von Gott. Von diesem Unheil kann der Mensch nicht erlöst werden durch irgend Etwas, was außer ihm, vor Zeiten einmal geschehen ist. Denn nichts, was außer der Seele ist, kann den Menschen gut und selig machen. Würde Gott auch alle Menschen annehmen und sich in ihnen vermenschen, es geschähe dies aber nicht in mir, so würde mein Fall und Abkehren nimmermehr gebessert. Besser daher ist's, im eigenen Herzen daheim zu sein und sich selbst erkennen zu lernen, als bloß auf anderer Leute Exempel zu sehen. Wenn der Mensch aus seiner Selbstheit ausgehet, sich vom göttlichen Licht erleuchten und von göttlicher Liebe entzünden läßt, da gehet Gott ein mit seinem Eigenen, da ist allein Christus wahrhaftig und wird der Mensch vergottet. Das bloße Wissen und Erkennen thut's noch nicht, sondern nur die wahre Liebe, die allem Gottwidrigen gram ist und zu allem Guten antreibt. Für einen solchen Menschen bedarf es keines gebietenden Gesetzes mehr, ebensowenig der verdienstlichen Werke, sei es eigener oder fremder; diese können nichts helfen, da die Sünde, so lange der Mensch im Ungehorsam ist, nicht gebüßt noch gebessert werden kann, kommt er aber in den Gehorsam, so ist damit schon Alles gebüßt, gebessert und vergeben."

Indem so die deutsche Mystik alles Schwergewicht auf die Innerlichkeit der persönlichen Gesinnung, auf die Reinheit des Willens von Selbstsucht legte, machte sie den Menschen frei von der kirchlichen Gebundenheit, von priesterlicher Mittlerschaft und ceremoniellen Heilsmitteln; indem sie ihn im Gefühl des eigenen Herzens Gott finden und genießen ließ, hob sie die Entzweiung zwischen Gott und Welt auf und damit die Grundlage des katholischen Gegensatzes von übernatürlichem Gottesstaat und natürlichem Menschen-

leben oder von Kirche und Welt. So hat die Mystik die Axt an das System der mittelalterlichen asketisch-hierarchischen Weltanschauung gelegt und der Freiheit der religiösen und sittlichen Persönlichkeit den Boden geebnet. Aber verwirklicht hat sie dieselbe noch nicht, weil sie sich beschränkte auf das fromme Fühlen des individuellen Herzens und aus diesem inneren Heiligthum den Weg in das thätige Leben der menschlichen Gesellschaft nicht zu finden wußte. Um seines Gottes gewiß zu werden, flüchtet der Mystiker in das Kämmerlein der einsamen Andacht und vernimmt hier fühlend, ahnend und schauend des göttlichen Geistes sanfte Stimme und leises Wehen. Aber er verschließt die Augen vor den unendlich viel reicheren und klareren Lebensströmen der Offenbarung des Göttlichen in der Fülle der Welt, im Leben der Geschichte, in der Gemeinschaft der Kirche. So wird seine isolirte Herzensandacht sowohl unklar, verworren, träumerisch, weil ihr die Deutung der eigenen Erfahrung aus der der Gesammtheit fehlt, als auch unthätig, kraftlos und träge, eine müßige Beschaulichkeit, welche für das wirkliche Leben unfruchtbar bleibt. — In ihrer starken wie in ihrer schwachen Seite spiegelt die Mystik einen charakteristischen Zug des deutschen Wesens: einerseits die Kraft der Persönlichkeit, sich von der äußeren Welt unabhängig auf sich selbst allein zu stellen, sich auf die innere Welt des Gefühls und der Phantasie zu concentriren und in der Tiefe des eigenen Wesens den Zusammenhang mit dem göttlichen Lebensgrund, die in Gott gegründete Selbstgewißheit zu finden; andererseits den Hang des Individuums, sich von der Gemeinschaft zu isoliren, auf sein Eigenleben zu beschränken, seinen besonderen Neigungen und Meinungen unbekümmert um gemeinsame Regeln und Ordnungen nachzuhängen, und darüber zum unverständigen und unpraktischen Träumer zu werden. Der einseitige energische Individualismus ist die Stärke wie die Schwäche der Deutschen immer gewesen, die Wurzel ihrer Kraft und ihrer Leistungen wie das Verhängniß ihrer Ohnmacht und Leiden. Beweis hierfür ist die ganze Geschichte des deutschen Protestantismus.

III.

In den Wendepunkten der Geschichte, wenn die allgemeine Noth der Zeit nach rettenden Thaten schreit, stehen die Heldengestalten auf, in welchen der Geist ihres Volks zum Bewußtsein seiner selbst kommt und seine gebundenen Kräfte entfesselt und zusammenfaßt, um der Gegenwart Meister und der Zukunft Seher und Wegweiser zu werden. Eine solche Heldengestalt erblicken wir in Martin Luther. In ihm hatten sich der deutsche Volksgeist und der religiöse Geist des Christenthums so innig durchdrungen und vereinigt, wie früher noch nie und nirgends; darum vermochte Luther seinen Deutschen ein Ideal ihres eigenen wahren Wesens und Strebens und dem Christenthum ein Bahnbrecher einer neuen Entwicklungsstufe zu werden. Sein Werk ist die urdeutsche That der Reformation, die Begründung des Protestantismus, welcher nicht etwa bloß eine Reinigung des Katholicismus von etlichen falschen Lehren und Bräuchen ist, sondern eine ganz neue Entwicklungsstufe der christlichen Religion, eine Ueberwindung des mittelalterlichen Dualismus

von Gott und Welt, von übernatürlichem Gottesstaat und natürlichem Erdenleben, eine Verwirklichung des christlichen Princips der Versöhnung Gottes und der Welt, der Fleischwerdung des göttlichen Worts und des Kommens des göttlichen Reichs im Ganzen des menschlichen Gesellschaftslebens. Luther war beeinflußt von Paulus, Augustinus und der deutschen Mystik, aber er war der germanische Paulus, wie Augustinus der romanische Paulus gewesen ist. Auch für Luther, wie für Augustin und Paulus, war die Quelle des Heiles die göttliche Gnade, die in Christus persönlich erschienen ist und den Kampf wider Sünde und Gesetz, Tod und Hölle zum Sieg und Leben hindurchgeführt hat. Aber für den deutschen Glaubenshelden ist sein Glaube an die Allmacht der Gnade nicht, wie für den römischen Kirchenvater, die an kirchliche Tradition und Hierarchie bindende Fessel gewesen, sondern ist zum Hammer geworden, der alle solche Fesseln zerschlug und dem an Gott allein gebundenen Gewissen „die Freiheit eines Christenmenschen" erkämpfte. Auch konnte Luther nicht mit Paulus sagen, daß ihm in Christo die Welt gekreuzigt sei, und daß er nur selig sei in Hoffnung, im Blick auf das nahe Wiedererscheinen und das Wunderreich Christi vom Himmel; sondern in seinem rechtfertigenden Glauben besaß er schon in der Gegenwart Leben und Seligkeit und sah darum auch die Welt schon als in Christo neu geworden an, als erlöst von den gottwidrigen Mächten und verklärt zum Schauplatz des sittlichen Gottesreiches. Darum verstand Luther auch die liebende Hingebung an Gott nicht, wie die Mystiker, als Abwendung von der thätigen Welt zu müßigem, beschaulichem Gottesgenuß, sondern der wahre Glaube war ihm ein „Leben in Gott", und die wahre Gottesliebe war ihm Quell und Motiv der Nächstenliebe, die ihre Kraft im Wirken für die Welt bethätigt. Mit alledem traten ihm das natürliche Leben, seine Mühen und Aufgaben, seine Freuden und Leiden, in eine ganz neue Beleuchtung. Nun erschien die Ehe als der wahrhaft geistliche Stand, viel heiliger und gottgefälliger als das klösterliche Leben; die Zellen der Mönche und Nonnen thaten sich auf, und das einsame Pfarrhaus ward zur Heimath eines edlen Familienlebens, unter dessen Sorgen und Mühsalen die geistliche Ritterschaft nicht erlahmte, sondern die Kraft zum Kampfe mit den Uebeln der Welt stählte; sind doch aus den idyllischen Pfarrhäusern des Protestantismus gar manche tapfere Helden des Wortes und der That hervorgegangen! Nun ward auch die Obrigkeit wieder eingesetzt in ihre Würde als heilige Gottesordnung, ebenbürtig dem geistlichen Amt und unabhängig von ihm; der nationale Staat entwand sich den Umarmungen der römischen Welttheokratie und stellte sich auf eigene Füße, stolz auf seine Eigenart und entschlossen, sein freies Selbstbestimmungsrecht zu wahren und auszubilden. Nun ward auch die Arbeit im irdischen Beruf, Handwerk und Erwerb, Kunst und Wissenschaft, von dem mittelalterlichen Makel eines profanen, selbstischer Lust fröhnenden und von der Seligkeit abziehenden Treibens befreit und zur Würde eines gottesdienstlichen Thuns erhoben; sie ward sittlich geweiht durch ihre Beziehung auf das Gottesreich als die sittliche Ordnung des Ganzen, in welchem jedes Glied durch seine geordnete Arbeit den Brüdern dient und Gottes Ehre mehrt. Ja auch die Natur er-

schien in Luther's Auge nicht mehr so ganz, wie für die mittelalterliche Kirche, in der düsteren Beleuchtung eines hölliſchen Teufelsſpuks, ſondern ward ihm zum Wunderwerk göttlicher Weisheit, zum Spiegel und Werkzeug göttlichen Geiſtes; ſo ward der Bann gebrochen, welchen finſtere Askeſe und knechtiſche Furcht auf alle natürliche und geſellige Freude, auf alles Schöne und Holde gelegt hatten, da Luther vielmehr in edler Freude, in Muſik und froher Geſelligkeit eine vorzügliche Waffe gegen die finſteren Geiſter des Unmuths und Zweifels erkannte. So iſt im Chriſtenthum Luther's der tiefe Zwieſpalt und harte Kampf zwiſchen Geiſt und Natur, der das Mittelalter erfüllt hatte, endlich zur Ruhe und Verſöhnung gekommen: der Geiſt iſt in der vollen Hingabe an Gott im Glauben ſeiner eigenen göttlichen Kraft und Herrſchaft über die Natur gewiß geworden und reicht nun der überwundenen die Hand der Verſöhnung zum freien ſchönen Bunde harmoniſcher Menſchlichkeit.

Luther's Kampf gegen Rom's Weltmacht war eine That ebenſowohl ſeines deutſchen Heldenmuthes wie ſeiner chriſtlichen Gewiſſenhaftigkeit und Glaubenstreue. Ohne die Energie der religiöſen Gewiſſensempfindung und ohne die unbeugſam trotzige Charakterſtärke dieſes deutſchen Mannes wäre der Rieſenkampf mit dem Syſtem der mittelalterlichen Kirche nie durchgeführt worden. Nicht minder dürfen wir aber auch einen echtdeutſchen Zug erblicken in der klaren Beſonnenheit, welche ſich Luther unter allen Stürmen des Kampfes zu wahren wußte, und in der conſervativen Pietät, mit welcher er an der alten Kirche feſthielt, ſo lange es möglich war, und von ihr feſthielt, ſo viel möglich war. Nicht brechen wollte er mit dem geſchichtlichen Chriſtenthum, ſondern nur ſeiner kirchlichen Entartung gegenüber die urſprüngliche Wahrheit, wie ſie in der heiligen Schrift bezeugt iſt, wiederherſtellen. In dieſem geſchichtlichen Gotteswort fand er den archimediſchen Punkt, von dem aus er die Welt der Kirche zu bewegen, von dem aus er aber auch dem radicalen bilderſtürmenden Treiben der Schwarmgeiſter Einhalt zu thun vermochte. Nur durch dieſe maßhaltende Beſonnenheit wurde es möglich, daß das kirchliche Leben des deutſchen Volks nach dem unvermeidlich gewordenen Bruch mit der alten Ordnung ohne fatale Kriſen und Stockungen in die neue Ordnung übergeleitet werden und ein lebensfähiges proteſtantiſches Gemeindeleben in Gang gebracht und im Beſtand erhalten werden konnte. Freilich wurde dabei manches Alte beibehalten, was zu der neuen Grundlage ſchlecht genug paßte; aber dieſer Uebelſtand, dieſe Unvollkommenheit des neuen Kirchenbaues war die Bedingung, ohne welche eine lebensfähige proteſtantiſche Kirche im deutſchen Volke nicht hätte ins Daſein treten können. Luther hat in der Begründung der neuen Kirche nicht weniger, als in der Befreiung von der alten, ſeines Volkes Art gekannt und ihm das geboten, was es brauchte und zur Zeit vertragen konnte. Andererſeits läßt ſich freilich nicht leugnen, daß Luther auch die Kehrſeite der deutſchen Tugend, den ſtarren und ſpröden Individualismus, in reichlichem Maße getheilt hat, daß er durch den trotzigen Eigenſinn, der auch in Nebenſachen rückſichtslos auf der eigenen Meinung beharrte und jede Nachgiebigkeit und Duldſamkeit gegen fremde (z. B. Zwingli'ſche) Ueberzeugungen verſagte, den Grund gelegt hat zu der Zerriſſenheit des

Protestantismus in Confessionen und Secten und Parteien und damit zu seiner politischen Ohnmacht und dogmatischen Händelsucht. Diese Erbübel des Protestantismus, an welchen Luther's Persönlichkeit nicht ohne Mitschuld war, sind dann von seinen Schülern und Nachfolgern, welche, wie gewöhnlich, des Meisters Tugenden weniger als seine Schwächen erbten, so maßlos gesteigert worden, daß das so schön und hoffnungsvoll begonnene Werk der Reformation der deutschen Christenheit bald gründlich verpfuscht war.

So ist es gekommen, daß dem deutschen Volk seine größte That, die Reformation, so bittere Früchte getragen hat. Es hat seine religiöse Befreiung von Rom erkaufen müssen mit dem Verlust seiner politischen Machtstellung und Unabhängigkeit, mit bleibender confessioneller Zerrissenheit und Unmöglichkeit einer nationalen Einigung, mit gänzlicher Zerrüttung seines wirthschaftlichen Wohlstandes und mit dem Rückgang seiner nationalen Cultur in Kunst und Wissenschaft für zwei Jahrhunderte hinaus. Aber auch das religiöse Leben des deutschen Protestantismus bietet in diesem Zeitraum keinen erfreulichen Anblick. Der dogmatische Hader um die „reine Lehre" und die endlose Polemik gegen unzählige alte und neue Häretiker beherrschten die Kanzeln wie die Katheder. Während das Volk unter dem Elend der Religionskriege und ihrer Folgen darniederlag, kannten die Theologen kein höheres Interesse als den dogmatischen Lehrbegriff in das minutiöseste Detail einer neuen Scholastik auszubilden, welche an logischer Begriffsspalterei und Schematisirungssucht der mittelalterlichen nichts nachgab, an Weite des Horizonts und freier Gedankenproduction hinter ihr entschieden zurückstand. Diesem, zum orthodoxen Formelcultus erstarrten Glauben fehlte jede, das Gemüth erwärmende, das Leben veredelnde, das Volk erziehende sittliche Kraft. Die Greuel der Hexenverfolgung, an welcher geistliche und weltliche Oberen im Wetteifer sich betheiligten, steigerten sich zu furchtbarer Höhe und wirkten eine Verrohung des Gefühls, eine Erstickung der Menschlichkeit, eine Entfesselung der wildesten thierischen Triebe, welche weit unter das Niveau der heidnischen Cultur herabsank. In der That läßt sich die Blüthezeit der protestantischen Orthodoxie im siebzehnten Jahrhundert nur als ein religiös-sittlicher Krankheitszustand betrachten, der theils aus den traurigen äußeren Zuständen während und nach dem dreißigjährigen Kriege, theils aber auch aus einer Entartung der in der Reformation wirksam gewesenen Eigenschaften des deutschen Charakters zu erklären sein dürfte. Die Empfindsamkeit des religiösen Gewissens und der ernste Sinn für religiöse Wahrheit neigen immer etwas zur skrupulosen Grübelei und zur doctrinären Pedanterie; wo nun vollends einem lebhaft erregten Wahrheitseifer durch vorzeitige Fixirung der kirchlich gültigen Wahrheit in den Bekenntnissen die Möglichkeit der Bethätigung an einem großen Inhalt abgeschnitten ist, wie es zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts der Fall war, da bleibt ihm nur übrig, auf das kleine Detail und die kleinen Verschiedenheiten der dogmatischen Ausdrucksformen sich zu werfen: so wird der an sich höchst achtungswerthe Wahrheitseifer zum theologischen Fanatismus für doctrinäre Formeln, der sich je nach Umständen bald tragisch als herzlose Verfolgungssucht, bald komisch als geistlose Kleinlichkeitskrämerei darstellt. Die Religions-

geschichte zeigt auch sonst Beispiele dieses Krankheitsprocesses; aber das läßt sich nicht leugnen, daß derselbe dem deutschen Wesen besonders naheliegt, denn er ist eben die dunkle Kehrseite der werthvollen Eigenschaften, welche die Reformation hervorgebracht haben.

Aber der Geist der Reformation war auch während dieser traurigen Zeit unter den Deutschen nicht ganz erstorben, sondern nur in tiefem Schlaf befangen, einem feindlichen Zauber erliegend, wie das Dornröschen im Märchen, oder Brunhilde im Mythus. Und der Siegfried, der die Schlafende weckte und die Gefangene befreite, war wieder, wie bei Luther, der Gewissensernst, die Gemüthsinnigkeit des deutschen Charakters. Als zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts der edle Philipp Spener, ein geborener Elsässer, vom Jammer über die Noth der Zeit getrieben, ein neuer Reformator, die „gottgefällige Besserung der wahren evangelischen Kirche" zu bewirken suchte, als er an die Stelle des todten scholastischen Wissens und Disputirens die lebendige Frömmigkeit des Herzens und die ernste Zucht des Lebens setzen wollte, und statt des endlosen Geschwätzes über die rechtfertigende Wirkung des Glaubens vielmehr den Thatbeweis von der Heilskraft des Glaubens in der Heiligung der Gesinnung und des Lebens forderte, da war es, als wehe ein warmer belebender Frühlingshauch über die öden und unfruchtbaren Gefilde der orthodoxen Lehrkirche und wecke neues Leben aus der langen winterlichen Erstarrung. Nun bildeten sich unter den Studirenden der Theologie an verschiedenen Hochschulen die „collegia pietatis", in welchen man den scholastischen Unsinn der dogmatischen Hörsäle bei Seite setzte und sich in die heilige Schrift vertiefte, um aus ihr wieder zu lernen, was eigentlich christliche Frömmigkeit und Sittlichkeit sei und wie eine christliche Gemeinde nach dem Vorbild der ältesten apostolischen Gemeinden beschaffen sein solle. Diese Kreise der Bibelfreunde traten dem rohen Treiben, wie es auf den damaligen Hochschulen im Schwange ging, energisch entgegen oder zogen sich doch aus ihm zurück und stellten in ihrer Mitte ein Muster ernster christlicher Gesittung und Selbstzucht auf. Zuzugeben ist, daß sie dabei in einen asketischen Rigorismus verfielen, der durch seine ängstliche Scheu vor den verunreinigenden Einflüssen des Weltlebens mit dem katholischen Asketismus wieder einige Aehnlichkeit hatte. Aber darum den Pietismus einfach als Rückfall aus der protestantischen in die katholische Mönchsmoral zu beurtheilen, ist doch ein starker Irrthum. Der mönchischen Askese lag die Verwerfung des Natürlichen als solchen zu Grunde, darum gipfelte sie immer in der Verwerfung der Geschlechtsliebe, in welcher der Brennpunkt des sinnlichen Lebens liegt; die Stellung zu diesem Punkt ist daher maßgebend für die Beurtheilung jeder asketischen Richtung. Nun hat der Pietismus zwar allerdings dem Libertinismus, wie er auch auf sexuellem Gebiet im siebzehnten Jahrhundert herrschte, den Ernst christlicher Zucht und Sitte entgegengestellt, aber er hat nie Liebe und Ehe als solche für unheilig oder verunreinigend erklärt. Daß er seinen Rigorismus auch gegen an sich unschuldige Vergnügungen übertrieb und, um nicht in die Laxheit der Andern zu verfallen, lieber zu scrupulös war, entsprang also nicht sowohl unevangelischen Principien, als vielmehr seiner durch die Zustände der umgebenden Gesell-

schaft bedingten Oppositionsstellung; gegenüber dem praktischen Heidenthum, das rings umher unter den sogenannten Christen herrschte, konnte eine aufrichtige und lebendige christliche Gesinnung nicht wohl eine andere Stellung einnehmen, damals so wenig wie einst bei den ersten Christengemeinden, die der durchaus corrumpirten heidnischen Welt gegenüberstanden.

Ein Seitenstück zu dem Spener'schen Pietismus war die von Graf Zinzendorf gegründete Herrnhuter Gemeinde, in welcher sich die Ueberlieferungen der Mährischen Brüder mit dem neuerwachten evangelischen Geist des Pietismus verbanden, um eine „ecclesiola in ecclesia" zu bilden, in welcher das Christenthum von seinem dogmatischen Beiwerk entledigt und auf das Centrum der herzlichen Liebe zum Heiland und zu den Brüdern zurückgeführt, auch in den Einrichtungen und Sitten der Gemeinde das Vorbild der apostolischen Zeit nachgeahmt wurde. Die Erkenntnißseite der Religion trat bei den Herrnhutern ebenso wie bei den Pietisten ganz zurück hinter der praktischen; aber während der Spener'sche Pietismus das Schwergewicht auf den Willen legte, auf Gewissensernst und Heiligung des Lebens, so legten die Herrnhuter alles Gewicht auf das fühlende Herz, auf die beseligende Empfindung der Liebe des Heilands und auf die dankbare Gegenliebe zu ihm und zu den Brüdern; man könnte vielleicht sagen, sie repräsentiren das Christenthum der Reformation in seiner specifisch weiblichen Ausprägung. Daher haben sie auch bei den Frauen besonders viel Anklang und Anhang gefunden. Allgemein volksthümlich konnte freilich eine solche Richtung nicht werden, welche die Religion so ganz auf die Innerlichkeit der frommen Gefühle beschränkt und die Gemeindebildung auf die Wahlverwandtschaft und Anziehungskraft der subjectiven Empfindungsweise gründet. Aber als religiös erweckliches und das Gemüthsleben verfeinerndes Element hat das Herrnhuterthum großen Einfluß geübt, im guten wie üblen Sinne. Es hat die weichliche Empfindsamkeit und Rührseligkeit, die ungesunde Selbstbespiegelung und Selbstgefälligkeit, den eitlen Cultus der „schönen Seelen", diese Eigenthümlichkeit der Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts, wesentlich befördert; aber es hat auch jene Verfeinerung des Gefühls, jene tiefere Herzensbildung, jene Werthschätzung des individuellen Lebens und jene Gewöhnung der Selbstbeobachtung und Vertiefung in die inneren Vorgänge des Seelenlebens begünstigt, woraus die edelsten Blüthen deutscher Poesie und Philosophie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts entsprangen. Bekannt sind Goethe's Beziehungen zu den Herrnhuter'schen Kreisen, welchen er in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" ein Denkmal gesetzt hat; und bekannt ist, daß Kant, Novalis und Schleiermacher aus pietistischen und herrnhutischen Kreisen hervorgegangen sind. Erinnern wir uns, welche Bedeutung schon bei den alten Germanen die Ehrfurcht vor dem „Heiligen und Ahnungsvollen" des Weibes hatte, so werden wir zu dem Urtheil berechtigt sein, daß auch die weiblich geartete pietistisch-herrnhutische Frömmigkeit zu den Erscheinungen gehört, in welchen sich der deutsche Volkscharakter einen ebenso eigenthümlichen, wie freilich auch einseitigen Ausdruck gegeben hat.

Die Ergänzung und das Gegenstück dazu war der seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland aufgekommene Rationalismus. Trotz

aller seiner Opposition gegen die kirchliche Orthodoxie haben wir doch auch in ihm ein Erzeugniß desselben deutschen protestantischen Geistes zu sehen, aus welchem die Reformation hervorgegangen war. Wie im Pietismus der Gewissensernst der Reformation wieder erwachte, so in der Aufklärung das ernste Streben des denkenden Geistes nach Wahrheitserkenntniß, das Recht des eigenen Forschens und Prüfens, wie es im ersten Anfang der Reformation entschieden geltend gemacht worden war, um dann freilich bald wieder unterdrückt zu werden. Wie in der Persönlichkeit das sittliche Gewissen und die denkende Vernunft nicht von einander getrennt werden können und nur beide zusammen auch die Gesundheit des religiösen Gefühls verbürgen, so gehören diese drei auch zusammen zum Wesen des deutschen Protestantismus. Darum war es ganz in der Ordnung, daß in der geschichtlichen Entwicklung desselben neben die praktische Gewissens- und Gefühlsreligion des Pietismus die Verstandesreligion der Aufklärung trat, eine Einseitigkeit die andere ergänzend. Das Princip der Wolff'schen Philosophie, sich über Alles vernünftige Gedanken zu machen, Alles aus zureichenden Gründen zu erklären und methodisch zu beweisen, selbst die Offenbarung nur so weit gelten zu lassen, als ihre Möglichkeit und Nothwendigkeit sich vernünftig begreifen lasse, weckte auch auf religiösem Gebiet den kritischen Sinn, den Muth des Prüfens und Suchens, der den Zweifel stets zum Begleiter hat, auch wo er inhaltlich noch nicht mit dem gegebenen Dogma in Collision kommt. Dieses wurde von der populären Aufklärung nicht sowohl bekämpft, als einfach bei Seite gelassen, als etwas Gleichgültiges, das zur Glückseligkeit nichts beitrage. Daß Glückseligkeit des Menschen höchster Zweck und der Maßstab alles seines Urtheilens sei, das stand der Aufklärung als Ergebniß der optimistischen Leibniz-Wolff'schen Philosophie so selbstverständlich fest, daß sie sich nicht gedrungen fühlte, weder über den Inhalt dieses Begriffs noch über Recht und Maß seiner Anwendung in Moral und Religion sich tiefere Gedanken zu machen. So verflachte sich ihr das Christenthum zu einer Nützlichkeitsmoral und einer sentimentalen Bewunderung der nützlichen Einrichtung der Natur und der natürlichen Vortrefflichkeit des Menschen — eine „natürliche Religion" des unbeschränkten Optimismus, die von der geschichtlichen Religion des Christenthums, nicht bloß des mittelalterlichen, sondern auch des biblischen und reformatorischen, weit genug ablag. Ueber diesen Gegensatz sah der ungeschichtliche Sinn der deutschen Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert mit einer gewissen kindlichen Harmlosigkeit hinweg. Das unterscheidet sie wesentlich von der leidenschaftlichen Bitterkeit und radicalen Zerstörungslust der gleichzeitigen französischen Naturalisten. Wie dieser Radicalismus mit der gemüthlosen, mathematischen Verständigkeit der Franzosen zusammenhängt, so verräth sich in dem friedfertigen Optimismus der deutschen Aufklärung das dem deutschen Gemüth natürliche Bedürfniß, die Heiligthümer der Väter, auch wenn wir über sie hinausgewachsen sind, mit schonender Pietät zu behandeln und das Neue möglichst enge an das Alte anzuknüpfen. Dieser mit dem Muth freier Kritik zusammenbestehende conservative Zug des deutschen Volkscharakters verbürgt die Möglichkeit einer stetigen Entwicklung der Gesammtheit und läßt einseitige Richtungen nicht dazu kommen, sich in ihrer Besonderheit abzu-

schließen und zu verhärten; sie finden im Fortschritt der allgemeinen Entwicklung immer wieder ihre Correctur, ihren Gegensatz, ihre Vertiefung und Aufhebung.

So hat die deutsche Aufklärung ihre Vollendung und zugleich Ueberwindung in Lessing und Kant erfahren. Jener hat mit einer Schärfe, wie Keiner vorher, die Kritik auf die Bibel selbst angewandt und die Unhaltbarkeit der traditionellen Theorie von ihrer wörtlichen Inspiration und Unfehlbarkeit mit seiner unübertrefflichen Dialektik allen harmonistischen Vertheidigungsversuchen gegenüber rückhaltslos gezeigt. Aber was ihm zu dieser consequent durchgreifenden Kritik den Muth gab, war nicht die Absicht, das Christenthum zu zerstören, sondern im Gegentheil die Ueberzeugung von seiner Unzerstörbarkeit, von der Unabhängigkeit der in ihm geoffenbarten ewigen Wahrheiten von den zufälligen Geschichtsthatsachen, mit welchen die Ueberlieferung dieselben in Beziehung setzte. Diese „ewigen Wahrheiten", welche nach Lessing den Kern der christlichen Religion bilden, aus dem Wesen der menschlichen Vernunft abzuleiten und darauf zu begründen, war die Absicht von Kant's kritischer Philosophie. Nachdem sich ihm aus der kritischen Analyse des menschlichen Erkenntnißvermögens die Unmöglichkeit ergeben hatte, von der übersinnlichen Welt ein gegenständliches Wissen zu erlangen, hat er im Pflichtbewußtsein des Gewissens den festen Punkt gefunden, wo die übersinnliche sittliche Weltordnung sich uns in der unbedingten Forderung des Sittengesetzes offenbare. Nicht auf äußerer Wahrnehmung ruht unsere Gewißheit von der Wahrheit, sondern auf der inneren Stimme unseres Gewissens; nicht in äußeren Zwecken liegt das höchste Gut unsers Willens, sondern in der innern Einheit desselben mit dem Gesetz des Guten, im guten Willen selbst. Aber der Wille ist nach Kant nicht, wie die Aufklärung meinte, von Haus aus schon gut, sondern er widerstrebt dem Sittengesetz und ordnet der Pflicht die selbstische Neigung über. Diese radicale Verkehrtheit kann nur durch eine principielle Umkehr, eine Wiedergeburt der Gesinnung überwunden werden. Sie vollzieht sich durch eine nicht weiter erklärbare That der Freiheit, welche die Idee des Guten zum obersten Bestimmungsgrund des Willens macht; daß wir das können, folgt nach Kant daraus, daß wir es sollen. Weil aber dieses Sollen eine unendliche Aufgabe in sich schließt, zu welcher das Erdenleben nicht ausreicht und deren ganze Erfüllung unsere menschliche Macht übersteigt, so leitet Kant ebendaraus auch den moralischen Vernunftglauben an Gott und Unsterblichkeit ab. Endlich weiß er zu dieser „Religion innerhalb der bloßen Vernunft" auch die christliche Erlösungslehre in eine gewisse Beziehung zu setzen. Er findet nämlich in derselben die symbolische Veranschaulichung der sittlichen Ideen und Vorgänge, die ihren eigentlichen Ort im Innern jedes Vernunftwesens selbst haben. Christus ist nach Kant das anschauliche Exempel oder Ideal der Gott wohlgefälligen Menschheit; an ihn glauben, heißt soviel als dieses Ideal in den eigenen Willen aufnehmen; in der Lehre von der Versöhnung und Genugthuung durch Christus ist symbolisch ausgedrückt, daß der neue Mensch in uns, der gute Wille, gleichsam stellvertretend für die Schuld des alten, bösen Menschen leide und damit diese Schuld

gutmache. Diese moralisch-allegorisirende Umdeutung der kirchlichen Lehren erklärte Kant für das pflichtmäßige Mittel, um den statutarischen Kirchenglauben, diese Mischung von Wahrheit und Aberglauben, zum reinen Vernunftglauben überzuleiten und damit über allen Kirchen ein allgemeines ethisches Gemeinwesen, das wahre Reich Gottes, anzubahnen.

Diese Lehre des Königsberger Philosophen hat einen tiefen Eindruck auf die sittlich-religiösen Ueberzeugungen des deutschen Volks gemacht und wirkt noch bis heute in weiten Kreisen fort; wir sind daher berechtigt, in ihr einen typischen Ausdruck für gewisse Seiten des deutschen Volkscharakters zu finden. Zwei Punkte springen sofort in die Augen: der eine ist der gewaltige sittliche Ernst, das Pathos des Pflichtgefühls, die Begeisterung für die erhabene Majestät des sittlichen Gesetzes als die alleinberechtigte Herrschermacht über die Welt. Vor diesem Ideal schwinden alle niederen Nützlichkeitsmaximen, schwinden auch alle schmeichlerischen Illusionen von der Güte und Reinheit der menschlichen Natur; das heilige Gesetz beugt den Stolz wie die Selbstliebe des Menschen, indem es ihn seines endlosen Abstands vom Ideal innewerden läßt; aber es erhebt auch wieder den Gebeugten zum Bewußtsein seiner hohen Würde, indem es ihn zum Bürger der übersinnlichen Welt macht und ihn zum freien tapferen Kampf für die Sache der Vernunft, der Freiheit und Wahrheit wider die Mächte der Sinnlichkeit, der Knechtschaft und des Wahnes aufruft. Kampf, freudiger tapferer Kampf war nach den alten Germanen der Lebensinhalt und Lebenszweck von Göttern und Menschen; als Kampf Christi mit Satan und Mitkampf seiner Gefolgschaft hatten sie das Christenthum verstanden; auch nach Luther bestand Christi Erlösungswerk im siegreichen Kampf mit Satan, Tod und Hölle und besteht des Christen fortwährende Aufgabe im Kampf mit Satans Anfechtungen; ebenso ist nun auch nach Kant der Kampf des guten und bösen Princips, der Vernunft und der Sinnlichkeit, der Pflicht und der Neigung, der moralischen Vernunftreligion und des statutarischen Afterdienstes — Inhalt und Aufgabe des Lebens der Einzelnen und der Menschheit. Insoweit also ist Kant's Lebensanschauung sowohl gut christlich als echt deutsch. Aber nach anderer Seite weicht sie von der christlichen Heilsidee entschieden ab und vertritt in scharfer Ausprägung den Zug des deutschen Wesens, in welchem wir die Schattenseite des kräftigen persönlichen Selbstgefühls erkennen: den ungeselligen und ungeschichtlichen Individualismus. Kant glaubte die sittliche Freiheit der Persönlichkeit nur dadurch sicherstellen zu können, daß er sie ganz nur auf sich selbst stellte, unabhängig von jedem bedingenden Einfluß übersubjectiver Mächte, abgelöst von der Natur, der Gesellschaft, der Geschichte und der Gottheit. Nach der christlichen Heilslehre hat weder das Unheil noch das Heil des Einzelnen in ihm selbst seinen letzten Grund und Ursprung, sondern jenes in der Gesammtnatur der Gattung, dieses in der Erziehung der Menschheit durch die göttlichen Mächte des Guten, welche durch die Geschichte herab den siegreichen Kampf mit dem Bösen führen und die natürliche Gattung zu einer neuen gottgefälligen Gemeinschaft umwandeln. Dagegen nach Kant soll jeder Einzelne das Böse in seiner Natur durch eine unerklärliche Freiheitsthat selbst verschuldet haben und sein Gutwerden eben-

falls nur aus eigener Freiheit vollbringen; keiner soll für die sittlichen Zustände der Andern mitverantwortlich sein, noch auch seine eigenen Zustände im Bösen oder Guten der Mitwirkung fremder Einflüsse verdanken; ein Hinüberwirken sittlicher Kräfte von Person auf Person und ein Fortwirken sittlicher Thaten vom Gestern aufs Heute gibt's in dieser Welt von isolirten sittlichen Monaden nicht. Das ist eben der zum Grundsatz erhobene und systematisirte Individualismus, welcher die Erbsünde des deutschen Volkscharakters von jeher bildete, und dessen Ueberwindung auch der erziehenden Macht des Christenthums nur schwer und langsam gelingen zu können scheint. Nach dieser Seite also ist die Kant'sche Religion des moralischen Vernunftglaubens zwar nur zu gut deutsch, aber um so weniger christlich.

Aber wie immer einseitige und krankhafte Neigungen dadurch am sichersten überwunden werden, daß sie, bis in ihre schroffen Consequenzen durchgeführt, sich selbst ad absurdum führen müssen, so erging es auch dem selbstgenügsamen und selbstherrlichen Subjectivismus zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Er scheiterte sowohl an den Thatsachen der Erfahrung als am tieferen Denken. Als die in der Riesenhand Napoleon's zusammengefaßten Kräfte des romanischen Socialismus über Deutschland hereinbrachen und die politische Existenz der Deutschen zerstörten, ihre vielgerühmte Freiheit in Fesseln schlugen und ihre Cultur sogar zu entnationalisiren, d. h. zu vernichten drohten, da begriffen die Deutschen, zu welchem Ende es führe, wenn im Denken und Leben, in Sitte und Politik, in Religion und Philosophie eines Volkes durch Jahrhunderte hindurch stets nur die centrifugalen Kräfte und antisocialen Tendenzen am Werke sind. Man erinnerte sich wieder, daß es eine deutsche Nation gebe, die eine ruhmvolle Geschichte habe, in deren Vergangenheit eigenartige deutsche Sitte, Kunst und Religion geblüht hatten. Je peinlicher die traurige Gegenwart von der einstigen Blüthe und Herrlichkeit des deutschen Volkes abstach, desto mehr vertiefte sich Wissenschaft und Dichtung in die Schätze dieser besseren Vergangenheit und lernte wieder achten und lieben, was der Verstandeshochmuth der Aufklärung als alten Plunder bei Seite geworfen hatte. Gleichzeitig kam die fortschreitende Philosophie zu der Einsicht, welche ungeheure Einseitigkeit, welche natur- und vernunftwidrige Abstraction es sei, wenn das einzelne Ich auf sich selbst gestellt und aus seiner leeren Vernunft die reiche Welt des Wirklichen herausgezogen werden sollte, da doch das Ich keinen Augenblick ohne das Nichtich, das Subject ohne Object, der Geist ohne Natur, das Individuum ohne Gemeinschaft gedacht werden kann. Und somit erkannte man, daß es auch keine Sittlichkeit und Frömmigkeit der Individuen geben kann, die nicht in der geschichtlich gewordenen Sitte und Religion der nationalen und kirchlichen Gemeinschaft ihren reellen Boden, Wurzel, Stützpunkt und Rückhalt hätte. So kam man von der bloßen Moral und Religion innerhalb der individuellen Vernunft wieder zur Anerkennung der objectiven Sitte, die in der Ordnung des nationalen Staates fixirt ist, und der objectiven Religion, deren Pflanz- und Pflegestätte die christliche Kirche, diese geschichtliche Gemeinschaft des von Christus ausgegangenen Glaubens ist. Daß diese Wendung vom geschichts-

losen Subjectivismus zur geschichtlichen Gemeinschaft, in welcher sich der Unterschied des neunzehnten vom achtzehnten Jahrhundert markirt, bei Manchen zu der Uebertreibung führte, daß Vernunft und Gewissen der einzelnen Personen gegenüber der objectiven Ordnung und Ueberlieferung in Staat und Kirche gar nichts mehr gelten sollten, war eine begreifliche, wenn auch für die gesunde Weiterentwicklung mißliche Einseitigkeit, der natürliche Rückschlag gegen das andere Extrem der Aufklärung. Die genialen Männer aber, welche das äußere und innere Leben des deutschen Volkes zu Anfang dieses Jahrhunderts in neue Bahnen leiteten, waren in jenem Irrthum nicht befangen, sondern setzten sich mit klarem Bewußtsein die Aufgabe, das Recht der Persönlichkeit mit dem Recht der geschichtlichen Gemeinschaft auszugleichen.

Auf religiösem Gebiet hat vor Allen Schleiermacher diese Aufgabe klar erfaßt und die Wege zu ihrer Lösung musterhaft gezeigt. In ihm verband sich das zarte religiöse Gefühl des herrnhutischen Pietismus mit der männlichen Verstandesklarheit der Aufklärung und der kritischen Philosophie; aus der Erfahrung seiner herrnhutischen Jugendeindrücke wußte er, daß die Religion mehr ist als nur ein moralisches Postulat, eine Ansicht unserer Pflichten als göttlicher Gebote, daß sie ein Gefühl ist vom Zusammenhang unseres Einzeldaseins mit dem ewigen Weltgrund, ein Gefühl, das aber nicht in der isolirten Einzelpersönlichkeit gedeihen kann, sondern einer Gemeinschaft von Gläubigen bedarf, aus deren Gemeinbewußtsein das fromme Selbstbewußtsein des Einzelnen erwächst und sich nährt. Zugleich aber war es seinem scharfen und philosophisch gebildeten Verstand ein unabweisbares Bedürfniß, alles in der inneren oder äußeren Erfahrung Gegebene denkend zu zergliedern und in das klare Licht des Selbstbewußtseins zu erheben. Dadurch wurde er der Reformator der protestantischen Theologie und Begründer einer religiösen Denkweise, in welcher weite Kreise des deutschen Volkes ihre Befriedigung fanden und bis heutigen Tages finden, weil sie den Kern des Christenthums in einer von den spröden Schalen alter Dogmen losgelösten und mit dem Denken der Gegenwart in Einklang gesetzten Form enthält. Sünde und Erlösung bilden auch die Angelpunkte dieser Glaubensweise; aber die Erlösung ist nicht ein supranaturaler Act in einer vergangenen Wundergeschichte, sondern sie ist die in der frommen Erfahrung der Gemeinde sich fortwährend wiederholende Befreiung des Gottesbewußtseins oder der Sieg des Geistes über das Fleisch. Auch hier also erhält das Dogma eine ähnliche ethisch-allegorische Deutung, wie in Kant's Lehre vom Sieg des guten über das böse Princip. Aber was bei Kant nur als ein Vorgang innerhalb der Einzelperson und vermöge der eigenen Freiheit eines Jeden gemeint war, das ist bei Schleiermacher die gemeinsame Gesammterfahrung der christlichen Gemeinde, die ihren Grund nicht in der selbstgenügsamen Freiheit der isolirten Individuen hat, sondern in dem geschichtlich von Jesus ausgegangenen und in seiner Person in genialer Ursprünglichkeit geoffenbarten Gottesbewußtsein, das als ein „Sein Gottes in Christus" und im „Gemeingeist" der Gemeinde zu betrachten ist. So bleibt hier das fromme Bewußtsein der

Einzelnen an die kirchliche Gemeinschaft und deren geschichtliches Haupt Christus gebunden, ohne doch genöthigt zu sein, in Christus ein absolutes Wunder zu sehen oder die von ihm überlieferten Wunder der Evangelien als Geschichtsthatsachen anzuerkennen; der Glaube an Christus ist hiernach nichts Anderes als der auf der gemeinsamen Erfahrung der christlichen Gemeinde beruhende Glaube an die göttliche Wahrheit und weltüberwindende Kraft des von Jesus geoffenbarten Gottesbewußtseins; dieser ist der „Erlöser" insofern, als er das schöpferische Urbild der Erlösungsreligion ist, die uns zwar durch die christliche Kirche vermittelt wird, deren Wahrheit uns aber nicht auf der äußeren Autorität der Kirche oder Bibel beruht, sondern auf der eigenen inneren Erfahrung, in welcher sie sich für jeden frommen Christen täglich neu erprobt.

Hier haben wir also eine Auffassung der christlichen Religion, welche die Einseitigkeiten früherer Standpunkte principiell aufhebt und den Bedürfnissen befriedigend entgegenkommen will, die, wenn vielleicht nicht ebenso in der menschlichen Natur überhaupt, jedenfalls in der deutschen Volksnatur tief begründet sind: die Persönlichkeit und die Gemeinschaft sollen zu ihrem gleichmäßigen Recht kommen, und hinwiederum soll weder der denkende Geist noch das fühlende Herz zu kurz kommen. Wir haben gesehen, daß die kräftige Geltendmachung der Persönlichkeit ein Grundzug des deutschen Wesens ist, der in allen Phasen auch der religiösen Geschichte der Deutschen sich wahrnehmen läßt und insbesondere die Wurzel der großen weltgeschichtlichen That der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts war. Zugleich zeigte sich aber auch durchweg und besonders am Verlauf der reformatorischen Bewegung die Kehrseite jener Tugend, der einseitige Individualismus, die Abneigung gegen Unterordnung der Einzelnen unter ein gemeinsames Ganze, worauf die politische Schwäche der Deutschen gegenüber dem romanischen Socialismus und die kirchliche Schwäche der in Confessionen und Secten zersplitterten germanischen Protestanten gegenüber der geschlossenen Einheit der römischen Theokratie beruht. Ein günstiges Gegengewicht gegen die Gefahren dieses individualistischen Hangs liegt jedoch in der dem germanischen Charakter ebenfalls eigenthümlichen conservativen Pietät gegen das Bestehende und von den Vätern Ererbte, eine Pietät, welche die Deutschen auch dann, wenn sie von unerträglich gewordenen Fesseln sich losmachten, von radicaler Zerstörung zurückhielt und sie zum Einlenken in eine neue Ordnung und Anknüpfen derselben an das überkommene Alte geneigt machte. Die deutsche Geschichte zeigt zwar mehr als *eine* Epoche der Reform und Emancipation, aber sie hat keine Revolution; sie bewegt sich nicht in Sprüngen, in gewaltsamen Actionen und Reactionen, sondern in einer, im Ganzen betrachtet, ziemlich stetigen Entwicklung. Hierzu wirkt aber auch eine weitere Eigenschaft des deutschen Charakters mit. Der Deutsche ist eine sinnige Natur, zum Denken über die Dinge, zum Ordnen seiner Vorstellungen in einem zusammenhängenden Weltbild und seiner Handlungen nach zusammenhängenden Grundsätzen angelegt. Aber sein Denken ist weniger die Sache des abstracten formalen Verstandes, als vielmehr des ganzen Menschen, in welchem Gefühle, sittliche Triebe und

ästhetische Anschauungen beim Denken mitsprechen, Fragen stellend, Richtung gebend und Schranken setzend. Insbesondere macht sich sein Denken in religiösen Dingen nicht leicht ganz los vom Einfluß der Gemüthsbedürfnisse und sittlichen Gewissensurtheile. Daher pflegen hier auch die Philosophen in der Kritik der Religion viel bedächtiger und maßvoller zu verfahren als die romanischen Freigeister. Diese folgen nur der Richtschnur des abstracten formalen Verstandes, der mit der Verneinung religiöser Vorstellungen und Institutionen um so rascher fertig ist, je weniger er sich Mühe gibt, die Sache von verschiedenen Seiten und nach den tiefer liegenden Motiven zu durchdenken. Dem Deutschen sagt seine Gewissensstimme und sein ahnendes Gemüth, auch wo der Verstand es noch nicht erkennt, daß in dem, was den Vätern einmal heilig gewesen, irgend eine werthvolle Wahrheit drinstecken müsse, die er nicht kurzer Hand wegwerfen, sondern die er aus den veralteten Hüllen erst sorgsam herausfinden müsse; erst dann wagt er es, die überkommenen Formen zu beseitigen, und bleibt aber dann auch um so unerschrockener bei seiner verneinenden Haltung, nachdem er für das zu Verneinende den positiven Ersatz gefunden hat; er kann den Buchstaben getrost missen, nachdem er des Geistes sich vergewissert hat. Alle unseren großen Denker und Kritiker, ein Lessing und Herder, Kant und Fichte, Schleiermacher und Hegel sind dessen Zeugen. Freilich hat auch diese Tugend ihre Schwäche zur Kehrseite. Wo Gefühl und Phantasie so übermächtig sind, daß der logische Verstand gar nicht aufkommen kann, da entartet die Religion zum Köhlerglauben, der sich auf sein Nichtdenken, auf das „credo quia absurdum“ wohl noch gar etwas einbildet; oder das religiöse Gefühl sucht sich seinen aparten Glauben mit den Mitteln einer poetisch beflügelten Einbildungskraft zu schaffen und gelangt zu phantastischem Mysticismus, in welchem der Tiefsinn schlafwandelt am gähnenden Abgrund des Wahnsinnes. Es fehlt nicht an Beispielen hierfür in der deutschen Religionsgeschichte, die aber doch nur als Ausnahmen, nicht als typisch für deutsche Art gelten können. Um so häufiger ist hingegen bei den Deutschen der verschiedenen Confessionen und Zeiten die Erscheinung, daß zwischen dem nicht ganz zu unterdrückenden Bedürfniß des Verstandes, auch in Dingen der Religion noch irgend etwas zu denken, und dem Bedürfniß des Gemüths, im Besitz seiner überkommenen Vorstellungen und Gefühlsgewohnheiten nicht durchs Denken gestört zu werden, ein Compromiß oder Grenzvertrag geschlossen wird, kraft dessen dem Denken gewisse mehr oder weniger bedeutungslose Grenzdistricte preisgegeben werden, dafür aber seine blinde Unterwerfung in allem Uebrigen sowie seine unbedingte Dienstwilligkeit zur Vertheidigung der angefochtenen Positionen des überlieferten Glaubensstoffes ausbedungen wird. So kommt es zu jenen Leistungen eines sophistisch corrumpirten Verstandes, der auch das Unglaublichste als glaubwürdig, das Undenkbarste als vernünftige Wahrheit zu erweisen sich bemüht, Leistungen, wie sie sich zwar in der Geschichte aller Theologie, aber doch wohl in keiner so häufig finden, wie in der deutschen, wo die Scholastik, nachdem sie sonst überall sich ausgelebt hatte, aufs Neue in Schwung gekommen und noch heute — trotz der Lessing, Kant und Schleier-

macher — nicht ausgestorben ist. Ueberhaupt darf nicht verschwiegen werden, daß ein Hang zu Dunkelheit und Confusion, zu Grübelei und Künstelei, zu Pedanterie und Formelkram, besonders zu barbarischem, unverständlichem Stil eine leider nicht seltene Schattenseite der deutschen Tugend der Gründlichkeit und Ernsthaftigkeit ist.

Ich habe im Vorstehenden versucht, die Eigenschaften des deutschen Volkscharakters, welche sich in der geschichtlichen Entwicklung der Religion der Deutschen erkennen lassen, zu bezeichnen. Es könnte hier noch die Frage aufgeworfen werden, was sich aus der geschichtlich erkennbaren Eigenthümlichkeit des religiösen Volkscharakters für die künftige religiöse Entwicklung der Deutschen prognosticiren lasse. Aber die Beantwortung einer solchen Zukunftsfrage, überall an sich schon mißlich, wird doppelt schwer beim deutschen Volk, wo das in Kirche und Theologie organisirte religiöse Glauben und Leben noch immer mit den politischen Dingen in so engem Zusammenhang steht, daß alle Wechselfälle und Wandlungen der inneren oder äußeren Politik ihre Wirkungen auch auf das religiöse Leben der Kirchengesellschaften erstrecken. Auf einen Punkt möchte ich aber doch hinweisen. Wir haben gesehen, daß das Germanenthum zum Christenthum anfangs ganz im Verhältniß des passiven Zöglings stand, der nur in Einzelheiten dem sonst ertragenen Zwang der Erziehung den passiven Widerstand der eigenen Natur entgegensetzte; daß aber schon gegen Ende des Mittelalters die deutsche Eigenart in der Mystik auf die Erfassung und Gestaltung des Christenthums positiv eingewirkt hat; daß endlich in der Reformation der germanische Geist sich so machtvoll entfaltete, daß ihm eine neue Gestaltung des Christenthums im Protestantismus hervorzubringen gelang. Hier ist also das anfangs einseitige Verhältniß zu einem solchen Wechselverhältniß geworden, daß schwer zu sagen sein möchte, welcher von beiden Theilen, Christenthum oder Germanenthum, hierbei mehr der gebende oder der empfangende war. Da nun eben diese Eigenthümlichkeit des protestantischen Christenthums, in welcher wir die Wirkung des germanischen Geistes im Unterschied vom romanischen, hellenischen und semitischen erblicken, während der drei Jahrhunderte protestantischer Geschichte sich immer entschiedener aus der anfänglich noch starken Mischung mit dem katholisch-mittelalterlichen Christenthum herausgebildet hat, so scheint der Gedanke nahe zu liegen, die fernere Entwicklung werde darauf hinzielen, daß das germanische Element im Protestantismus vollends den Sieg über jene ihm fremdartigen Mischungsbestandtheile, Romanismus, Hellenismus und Semitismus, davontragen werde. Wird der reinmenschliche und allgemeinmenschliche Kern des Christenthums, die ideale Menschheitsreligion Jesu (der „himmlische Mensch" nach Paulus, der göttliche „Logos" nach Johannes) von den anfänglichen Formen seiner successiven nationalen Fleischwerdung losgelöst, so wird er um so inniger mit der germanischen Natur sich verbinden, und in ihrer vollen wechselseitigen Durchdringung wird ebensowohl der ideale sittlich-religiöse Geist des Christenthums seine kraftvollste Verkörperung, wie die edle germanische Natur ihre höchste sittliche Vergeistigung erreichen.

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's.

(1847—1887.)

Die letzten Zeiten der „neuen Aera".

(Januar bis März 1862.)

II.

16. Februar.

Karte bei Schubert. Bei Simson treffe ich einen Vetter Oppenheim. Simson ist krank, verstimmt, gereizt und sehr böse auf die Fraction Grabow und ihre unentschiedene Haltung. Ergeht sich mit großer Bitterkeit über die Thorheiten, die sie seit der Sitzung von 1860 in Beziehung auf die Militärvorlagen begangen hat — und prophezeit mit großer Bestimmtheit, daß das Militärbudget nicht durchgeht. Es sei gar nicht daran zu denken. Selbst von der Fraction Grabow stimmt die Hälfte dagegen — aus Furcht, sonst ihre Popularität zu verlieren.

Auch eine active auswärtige Politik hilft uns, meint er, in dieser Beziehung nicht weiter; die Demokraten legen ja schon Verwahrung ein: daß nur ja die kurhessische Sache nicht als Vehicle gebraucht werde, um das Militärbudget durchzubringen!

Die Demokraten sagen: wenn Preußen in Kurhessen einrückt und sich an die Spitze der deutschen Bewegung stellt, dann brauchen wir gar keine Armee! — dann kommt Preußen an die Spitze Deutschlands ganz ohne Armee; „die Strömung" thut dann Alles!

Uebrigens ist Simson überzeugt von der Nothwendigkeit, in der kurhessischen Frage entschlossen vorwärtszugehen, und es auf einen Bruch mit den Würzburgern ankommen zu lassen; Preußen muß die Sachen in die Hand nehmen und regeln — sonst thut es Oesterreich!

Ich: Das kann, glaube ich, Oesterreich nicht; denn das Bündniß mit Oesterreich hat für die deutschen Fürsten gerade den Werth, daß es sie gegen alle Ansprüche ihrer Landesvertretung schützt.

Simson hält es dennoch für möglich, daß der Kurfürst erklärt, aus Rücksicht auf Oesterreichs Verwendung, Oesterreich zu Liebe lenke er ein.

Erneute Klagen über die liberale Partei; die Leute werden von einer doppelten Furcht beherrscht; sie fürchten immerdar nicht populär genug

zu sein — und sie fürchten beständig die Demokraten zu verletzen; das darf nach ihrer Meinung nicht geschehen! (NB. Vermöge dieser Feigheit beherrschen die Demokraten die liberale Partei; die Demokraten sagen bei jeder Gelegenheit kategorisch: „entweder — oder!" und um nicht mit ihnen zu brechen — ja, um sie nicht zu reizen, fügen sich die Liberalen.)

Ich mache geltend, da die Auflösung wohl kaum zu vermeiden sein wird, ist jetzt vor allen Dingen nöthig, die liberale Partei als Regierungspartei für die nächsten Wahlen tüchtig zu organisiren. Simson stimmt dem sehr entschieden bei. (NB. Jedermann stimmt damit überein, und Niemand thut Etwas zur Sache.)

17. Februar.

Im Archiv gearbeitet. — Abends Ball bei Patow — nicht so zahlreich besucht als der erste und nicht so select. Vom Hofe ist Niemand da als der Prinz Georg und die Landgräfin — von den Ministern — des kranken Auerswaldt nicht zu denken — auch Roon und Bernstorf nicht. Von den Diplomaten beinahe Niemand.

Zwei große Neuigkeiten setzen die ganze Welt en émoi: „Das Herrenhaus — doch fürs Erste nur dessen Commission — hat die amendirte Kreisordnung Kleist-Retzow's angenommen, was mir Dohna-Finkenstein mit großer Indignation sagt: „Damit sinken wir unter den bisherigen Standpunkt hinab."

Dann Arnim-Boytzenburg hat gestern eine Audienz bei dem König gehabt, die eine ganze Stunde gedauert haben soll — und man sieht nun schon einen werdenden premier in ihm!

„Das wäre schön," sagt Bockum-Dolfs, „wenn jetzt Alles zusammenbräche, wo wir gerade mit aller Welt verfeindet sind!"

Max Duncker, den ich erst spät auffinde, sagt mir, daß die vielbesprochene Audienz durchaus gar nichts zu bedeuten hat. Aber doch! wie wird Arnim Boytzenburg morgen gehuldigt werden!

19. Februar.

Im Archiv gearbeitet. — Kehler ist auch ganz en émoi über die Würzburger. — Graf Peter Ernst v. Mansfeld, der bekannte Kriegsmann, ist vor mehr als 200 Jahren tief verschuldet gestorben; es war am Reichs-Kammergericht u. s. w. Streit darüber, nach welchem Modus die Erben der Grafschaft Mansfeld, Chur-Brandenburg und Sachsen, die Schulden zu zahlen hätten. Der Prozeß ist erst jetzt entschieden. Von den Gläubigern sind inzwischen die meisten auch in ihrer berechtigten Nachkommenschaft verschwunden, und nur ein kleiner Theil der ursprünglichen Forderungen trat bei dem Aufruf 1838 rechtlich begründet wieder hervor. Die Uebrigen wurden präcludirt. Jetzt hat Preußen zu zahlen! 8000 Thaler Capital und 170000 Thaler rückständige Zinsen.

In der Kreuzzeitung schreibt jetzt ein gewisser Fornet raisonnirende Artikel; Auftrag und Anleitung erhält er — vom Grafen Bernstorf! — der hat die Kreuzzeitung zum Organ gewählt! — Wie viel Zusammenhang doch in unserem Ministerium ist!

22. Februar.

Zu Rostitz. Rostitz fragt, wie die öffentlichen Angelegenheiten stehen? — Schlecht! es ist nicht daran zu denken, daß die Militärvorlagen durchgehen könnten, da die Katholiken dagegen stimmen werden. — Ich erwähne, was ich Patow habe insinuiren lassen: daß nämlich ein kleiner Erlaß an der Classensteuer einen günstigen Eindruck machen könnte.

23. Februar.

Diner bei Rostitz. Rostitz will auch mit Auerswaldt sprechen, wegen des Steuernachlasses. Er hat heute den Major Beitzke gesehen; ist ganz erstaunt darüber, was das für ein confuser Patron ist — und erschreckt durch die Stimmung, die in Beziehung auf die Armee-Vorlagen in der Fortschrittspartei herrscht. Er hat dem Major Beitzke seine Meinung mit großem Ernst gesagt.

24. Februar.

Auf dem Wege zum Archiv begegnet mir Max Duncker — ich gestehe ihm, daß ich sehr verstimmt bin.

Es geschieht nichts — und Alles treibt unaufhaltsam rathlos auf ein gänzliches Auseinanderfallen der Verhältnisse hin; die liberalen Minister, die das einsehen, thun doch nichts energisches dem Unheil zu steuern — das Herrenhaus steuert schnurgerade auf einen Conflict hin und will ihn herbeiführen — das Abgeordnetenhaus arbeitet ihm dabei aus Fortschrittsdummheit, aus Furcht seine Popularität zu verlieren, rüstig in die Hände — v. d. Heydt will Ministerpräsident werden — er und Roon haben nur den einen Gedanken: sie wollen so schnell als möglich die Auflösung des Abgeordnetenhauses herbeiführen — da wird Alles gut danach! — Dann muß das liberale Ministerium gehen — und durch Maßregelungen im Manteuffel'schen Stil denken sie ein Parlament nach ihrem Herzen zusammen zu bringen. Bernstorf weiß, was unsere innere Angelegenheit betrifft, von Himmel und Erde nicht — so treibt Alles auf einen gänzlichen Schiffbruch hin!

Max Duncker: Und doch wäre es möglich das Ganze zu halten, es gehört gar nicht viel dazu; man kann eine Anzahl neue Pairs ernennen — man kann eine kräftige Action nach außen einleiten, vor der die Opposition schweigen muß.

Ich: Das Letztere halte ich für das Richtige; für das was uns allein aus dieser jämmerlichen Lage herausreißen kann. Kann es auch vielleicht nicht mehr rechtzeitig auf die Abstimmung über das Militärbudget einwirken, so kann es jedenfalls Einfluß auf die nächsten Wahlen üben, wenn die Auflösung unvermeidlich werden sollte.

Max Duncker: Es könnte noch auf die Abstimmung über das Militärbudget Einfluß üben; man kann die Sachen augenblicklich machen, wenn man nur will. Man kann von den Dänen verlangen, sie sollen die Stände der Herzogthümer zusammenrufen, und sie befragen über ihre neuesten Verfügungen — und wenn sie das nicht thun wollen, rückt man ein. Will man

in der kurhessischen Sache vorgehen — zieht man das vor — das läßt sich auch augenblicklich machen. In Cassel findet keine Steuerverweigerung statt, weil der Bürgermeister Nebelthau, der die Sache in der Hand hat, sie verhindert. Der sagt nein! — man kann nicht dazu schreiten, weil die Steuerverweigerung in Berlin als ein revolutionärer Act betrachtet und mißbilligt wird. Will man sie haben, das kostet nur einen Wink — dann ist die Sache da — und der Conflict nimmt eine Wendung, der uns berechtigt einzurücken.

Ich: Sie wissen, ich halte es für zweckmäßiger die dänische Sache aufzunehmen — aber, beides zugleich können wir nicht durchführen — und da habe ich mir die Frage vorlegen müssen, ob man uns nicht zwingen wird die kurhessische Sache durchzuführen? — Ob man ihr nicht von Seiten der Würzburger eine Wendung geben wird, die uns keine Wahl läßt, und uns nöthigt einzuschreiten? — Dann wäre es bedenklich, wenn wir schon im Norden engagirt wären.

Max Duncker: Bis zum Bruch treiben die Würzburger es nicht! Außerdem läßt sich die kurhessische Sache in kurzer Zeit abmachen; aber dann muß man dort auch eine Regentschaft einrichten.

Es gebe noch mehr Mittel der Action; Mecklenburg und Hannover widersetzen sich der Herabsetzung der Elbzölle —: nun, so ermächtige man die preußischen Schiffe, einfach an den hannöverischen und mecklenburgischen Zollstädten vorbei zu fahren!

Abend Ball bei Patow. Der Hader im Innern des Ministeriums scheint jetzt gerade wieder auf einen sehr hohen Grad gestiegen; ich rede den jungen Roon an, bedauere, daß sein Vater nicht da ist, mit dem ich gern gesprochen hätte — der junge Mann antwortet: sein Vater sei wohl am wenigsten geneigt gerade hierher zu kommen!

Welche rührende Offenheit! — Ein paar weitere Bemerkungen des jungen Herrn verrathen, daß für den Augenblick die Anerkennung des Königreichs Italien der Zankapfel ist. (NB. Roon ist dagegen, das weiß ich; er meint, man wünsche sie in den Tuilerien nicht, und könne sich darüber mit Oesterreich und Frankreich zugleich entzweien.)

Langes Gespräch mit dem Flügeladjutanten Strubberg über die Militärzeitschrift, die der Buchhändler Bath herausgeben wollte. Er wendete sich an Strubberg, der die Sache bei dem König befürwortete — der König nahm die Idee sehr günstig und mit großer Wärme auf, und äußerte: freilich! daß müsse geschehen; ja, es sei ein Scandal, daß die preußische Armee kein solches wissenschaftliches Organ habe ꝛc.

Dennoch ist es dem General Manteuffel gelungen die Sache unmöglich zu machen — und wie ich vermuthete, stecken zwei Persönlichkeiten dahinter, die Manteuffel protegirt: Courbière und Louis Schneider. Als die Sache nun an Manteuffel gelangte, äußerte dieser: die Sache sei eine sehr bedenkliche und müsse von allen Seiten wohl erwogen werden. „Die Armee darf nicht eine politisirende werden!“

Ueberrascht rief ich aus: „Ach! wollte Gott, daß sie das nicht schon längst wäre!"

Strubberg: „Eben! eben!" — Dem General Manteuffel hat er gesagt: jedem Bedenklichen, was sich da ergeben könnte, ließe sich leicht vorbeugen, wenn man die einfache Verfügung träfe, daß Alles, was irgend das Gebiet der Politik berührt, zuerst dem Kriegsminister vorgelegt werden muß. Manteuffel erwidert: „Das geht nicht, denn dadurch würde der Kriegsminister ein politischer Minister und das darf er nicht sein!"

Die Forderung, daß der Kriegsminister, der Sitz und Stimme hat im Ministerium, kein „politischer Minister" sei, ist eine wissentliche Unwahrheit — denn Niemand weiß besser als Manteuffel „wie viel Roon in Politik" macht — aber die Forderung deutet wieder sehr charakteristisch an, welche Rolle Manteuffel mit kluger Berechnung dem König gegenüber spielt. Sein ganzes Benehmen sagt beständig: „Siehst Du! — ich bin ein reiner Fachmann, ein Techniker! — ich thue was meines Amtes ist, beschränke mich auf das Technische, und bekümmere mich um weiter gar nichts! — und mit Politik am allerwenigsten." — Und ebenso ein anspruchsloser, einfacher Fachmann muß auch der Kriegsminister sein!"

Strubberg sieht auch sehr gut ein, daß die „Militärischen Blätter" Courbière's sehr großen Schaden thun — aber Manteuffel hält den Mann und seine Zeitschrift. Louis Schneider steht bei Manteuffel in hohem Ansehen, und hat sich auch dem König, der Anfangs nichts von ihm wissen wollte, sehr angenehm, beinahe unentbehrlich gemacht.

Louis Schneider versteht russisch — hat das zu seiner Zeit mit gutem Bedacht gelernt — hält die russischen Militär-Journale — den „Invaliden" ꝛc. und hält den König au courant von den Veränderungen in der Organisation und Uniformirung der russischen Armee — von den Avancements in dieser Armee ꝛc., was natürlich alles sehr interessant ist.

Strubberg klagte, daß er mit seiner Verwendung für Bath's Project „in ein wahres Wespennest" gestochen habe; zuletzt bot er mir die Hand mit den Worten: Ich habe ganz offen und im Vertrauen mit Ihnen gesprochen. — Längeres Gespräch mit Lette; dem ich die Fehler seiner Partei, ihren Mangel an Entschiedenheit und Muth den Demokraten gegenüber, vorhalte. „Das Herrenhaus geht auf einen Bruch aus, und Ihr arbeitet ihm in die Hände!"

Lette saß gewaltig auf dem hohen Pferde: „Wenn das Herrenhaus einen Bruch haben will — nur immer zu! — das können sie haben! — Dann wollen wir einmal sehen, wer dabei mehr zu verlieren hat! — Wir wollen nur hoffen, daß die Krone dabei nicht leidet!" — (NB. Welche Verblendung! als ob die liberale Partei in der beneidenswerthen Lage wäre Bedingungen machen und aus so hohem Ton sprechen zu können! — Sie würde wahrhaftig nichts gewinnen, vielmehr ziemlich geräuschlos zu Grunde gehen.)

Auf seine letzten Worte antwortete ich durch die Frage: „Also darauf wollt ihr es ankommen lassen?" — Lette behauptet, diese Frage garnicht zu verstehen; ich bemühe mich, ihm begreiflich zu machen, daß sie den

Sinn hat: „obgleich Ihr einsehet, daß bei einem Bruch selbst die Krone in Gefahr kommen könnte — dennoch und selbst auf diese Gefahr hin, wollt Ihr nichts thun, den vollständigen Bruch zu vermeiden; Ihr wollt es in Eurer zuversichtlichen Weisheit darauf ankommen lassen." Lette that immer, als hätten meine Worte gar keinen begreiflichen Sinn, und machte mir zuletzt das bekannte Compliment: die Kritik sei leicht, auf das Bessermachen kommt es an.

Ich: Das dürfen Sie mir am allerwenigsten sagen; denn Sie gerade können nicht leugnen, daß ich Euch seit länger als zwei Jahren vorausgesagt, daß Ihr so wie Ihr es treibt, dahin kommen würdet, wo Ihr jetzt steht; daß ich Euch seit länger als zwei Jahren gesagt habe, wie Ihr es anders und besser machen könnt?"

26. Februar.

Vincke, der gestern bei mir war — vergebens — begegnet mir in der Straße und liest mir einen neuen Aufruf in Flottenangelegenheiten vor, den ich mit unterschreibe.

Varnhagen's Tagebücher besprochen. Vincke erzählt: Der Ober-Staatsanwalt hat einen förmlichen Bericht eingereicht, in den neuesten Bänden des Werks kämen Stellen vor, die allerdings dem Strafrecht verfielen; ob der König befehlen wolle, daß man das Werk gerichtlich verfolge?

Der König hat geantwortet: Befehlen wolle er dergleichen nicht; er stelle es dem Ermessen der Staatsanwaltschaft anheim, zu thun, was sie nach bestem Wissen und Gewissen für Amtspflicht halte — doch solle man sich wohl hüten, daß man sich eine Blöße gebe. — Jedenfalls wolle er persönlich nichts mit der Sache zu thun haben.

Ich: Es steht aber in dem Buch Vieles über die Ereignisse von 1848, das berichtigt werden muß — und namentlich manches, was Sie widerlegen müssen.

Vincke gibt zu verstehen, daß er schon damit beschäftigt sei und seinen Aufsatz, um sicher zu gehen, dem König mittheilen wird, ehe er ihn drucken läßt.

Ich: Sie müssen namentlich die schnöde Lüge widerlegen, daß die Königin bei Nacht in Mannskleidern ausgegangen sei.

Vincke: Ja, das ist wahr! — Es ist gut, daß sie mich daran erinnern! — ich hatte nicht daran gedacht!

Spricht über die Situation, ergeht sich sehr unzufrieden über das Ministerverantwortlichkeitsgesetz — und das Gesetz über die Oberrechnungskammer.

Ich: Wie jenes beschaffen ist, darum bekümmere ich mich gar nicht, denn, wie es auch beschaffen sein mag, es ist immer nur eine Decoration, die keinerlei praktische Bedeutung hat.

Vincke meint: die Finanzcontrolle hätte aber doch jedenfalls besser eingerichtet sein müssen — und führt mancherlei secundäre Dinge an, die besser hätten gemacht werden müssen, wenn man das Militärbudget durchbringe.

Ich: Sie mögen in allen diesen Dingen Recht haben; Alles, was Sie da vorschlagen, wäre in einer gewöhnlichen Lage ganz zweckmäßig — in diesem

Augenblick aber ist die Situation eine solche geworden, daß das Alles nichts dazu und nichts davon thut. Das Einzige, was vor dem Schiffbruch bewahren kann, ist eine energische Politik nach außen.

Vincke: „Ja, wo soll die herkommen!"

Abend kleine Soirée bei der Gräfin Voß; Reventlow-Altenhof und seine gescheite, liebenswürdige Frau — mehrere Damen — v. d. Busche-Ippenburg — Robert Goltz (Gesandter in Constantinopel) — Richard Pfuehl (bei der Gesandtschaft in Turin), beide auf Urlaub hier — noch einige Herren.

Robert Goltz hat viel Verstand; was er über die türkischen Zustände sagt, klingt, als müßte es wahr sein. Er sagt: wenn man das Wesen sieht, könnte man glauben, es müsse jeden Augenblick zusammenbrechen — aber ein solcher kranker Körper hängt denn doch, wenn er auf einer langen Vergangenheit ruht, durch die Macht der Gewohnheit mit kaum glaublicher Zähigkeit zusammen.

Er kann sich um so länger erhalten, wenn auch die einzelnen Glieder, die sich gerne ablösen möchten, in sich krank sind, wie das hier der Fall ist, namentlich in Beziehung auf Griechen und Rumänen. Die Serbier sind ein tüchtiges Volk, das ohne Zweifel eine Zukunft hat — aber gerade sie kommen weniger in Betracht, denn sie wollen nichts weiter, als daß man sie unangetastet läßt in ihrem gegenwärtigen Zustand — sie haben nicht solche phantastische, hochfliegende Pläne wie die Griechen, die gerne das ganze europäische Gebiet der Pforte haben möchten. Auch die Montenegriner sind ein tüchtiges Volk, aber sie kommen weniger in Betracht; ihre Macht reicht nicht weit — und Griechen, Rumänen und Montenegriner werden nie dahin gelangen mit Einigkeit gemeinsam gegen die Pforte zu handeln — könnte das je geschehen, dann wäre die Sache bald zu Ende!

Die Bildung der Serben ist beschränkt, aber sie ist naturgemäß und geht aus dem Volksleben hervor — und zu ihrem Glück haben die Serben nicht, wie die Rumänen, einen Bojaren-Adel, dessen Corruption alle Begriffe übersteigt.

27. Februar.

Rostitz besucht. Er hatte mich zu sich bitten lassen — und hat ein Anliegen.

Schleinitz, der Minister, ist gestern bei ihm gewesen; sie sind beide überein gekommen, daß die Dinge so nicht fortgehen können; es fällt alles auseinander; bei dem Zwiespalt im Ministerium ist nicht vorwärts zu kommen — es muß ein Ministerpräsident da sein, der die Berathungen zusammenfaßt — Einheit hineinbringt — einen Vers daraus macht!

Ein Ministerpräsident ist also, was wir brauchen; Schleinitz hat den Fürsten Hohenlohe, Präsidenten des Herrenhauses, als den rechten Mann für die Stelle genannt und Rostitz ist ganz damit einverstanden. (NB. mir ist die Sache nicht so plausibel — hat auch Hohenlohe sich hin und wieder vom König verwenden lassen, um den reactionären Eifer des Herrenhauses zu mäßigen — und ein und anderes durchzusetzen, woran dem König besonders gelegen war — so steckt er doch wohl zu

tief in der Junkerpartei, als daß er an der Spitze dieses Ministeriums stehen könnte; jedenfalls müßte ich erst vollständiger orientirt sein.)

Rostitz will nun mit diesem und jenem von den Ministern sprechen und die Sache zu fördern suchen. Ich soll nun auch das Meinige dazu thun, und bei den Ministern, die meine guten Freunde sind, Hohenlohe's Präsidentschaft in Vorschlag bringen; aber ohne Rostitz oder Schleinitz zu nennen; als sei das meine eigene Idee, „denn es ist gut, wenn die Leute das von vielen Seiten hören".

Ich: — wozu könnte das helfen? — Antworte etwas Allgemeines — „werde sehen, was zu thun ist ꝛc." — beschließe aber im Stillen vor allen Dingen mit Max Duncker über die Sache zu sprechen. Das wird erstens dienen, mich selber über Hohenlohe vollständig aufzuklären — und liegt hier, wie mir sehr wahrscheinlich ist, eine Intrigue vor — so ist das der kürzeste Weg, die nöthigen Warnungen an den Kronprinzen und sonst à qui de droit gelangen zu lassen.

Uebrigens ist Schleinitz stets der Alte; und jetzt, wo er die Verantwortung nicht mehr zu tragen hat, so gut wie früher, für die Politik des Nichtsthuns. Er hat Rostitz auseinander gesetzt, *man müsse sowohl die dänische, wie die kurhessische Sache fallen lassen* — diese Dinge führten zu nichts und müßten so verbluten.

Max Duncker spät Abends bei mir. Ich sagte ihm — ohne Rostitz zu nennen — daß Schleinitz für Hohenlohe's Ministerpräsidentschaft zu wirken sucht. Ich weiß das um so gewisser, da ich, nicht von Schleinitz selbst, aber auf seine Veranlassung durch die dritte Hand, aufgefordert worden bin, eben dahin zu arbeiten.

Max Duncker: Ja, Hohenlohe's Name schwebt in der Luft; es ist von ihm die Rede; aber es ist mir sehr wichtig zu wissen, daß Schleinitz dahinter steckt.

Uebrigens ist Hohenlohe gar nicht der Mann, der der Sache aufhelfen könnte; er neigt natürlich zur Junkerpartei — er ist ein kränklicher und unbequemer Mann. Die Sache ist geradezu unmöglich — denn er selber wird nicht Ministerpräsident sein wollen — und sehr entschieden will ihn das Ministerium nicht haben. Nur Roon würde seine Ernennung gerne sehen, weil er denkt, das wäre eine Stimme mehr für die reactionäre Partei im Ministerrath — v. d. Heydt wäre selber gern Ministerpräsident — und die übrigen wollen natürlich von Hohenlohe nichts wissen. Schwerin namentlich sagt: „So gut wie der, kann ich selber Ministerpräsident sein."

Der einzige Mann, der passend wäre als Ministerpräsident, ist Ludolf Camphausen.

Ich: v. d. Heydt müßte man auf jeden Fall los zu werden suchen.

Max Duncker: *Der steht fester als jemals.* Der König ist gestern wieder auf seiner Soirée erschienen; zum zweiten Mal in diesem Winter. (NB. bei jedem der anderen Minister ist der König nur einmal erschienen.)

Ich erzähle von Louis Schneider, wie der sich doch bei dem König einzudrängen gewußt hat; von seiner Reise auf eigene Hand nach Warschau 1860.

Max Duncker: Das Reisegeld hat ihm wahrscheinlich Budberg gegeben. (NB. der russische Gesandte!!!) Auch bei dem Kronprinzen hat Louis Schneider anzukommen gesucht, das ist ihm aber nicht gelungen. (Dank Max Duncker selber ohne Zweifel.)

1. März.

Den Herren Geffcken und von Benda begegnet. Berichtet:

Das Militärbudget fällt im Abgeordnetenhause; es giebt nur ein Mittel es durchzubringen: es muß eine Million davon gestrichen werden, und Patow muß zugleich den Zuschlag zu den unteren Classen der Classensteuer fallen lassen. Den vollen Bedarf für die Armee muß man erst später verlangen, wenn die Mittel dazu sich in den Voranschlägen nachweisen lassen.

Ich: Auch ich habe das schon in Vorschlag gebracht, daß man diesen Theil der Classensteuer soll fallen lassen; man braucht ja nur um so viel weniger in den Schatz zu legen, und das hat weniger zu sagen.

Benda: Das allein hilft nicht; es muß ausdrücklich vom Militärbudget so viel gestrichen werden.

Ich: Das eigentliche Rettungsmittel wäre eine energische Action nach außen.

Benda: O! wenn das wäre, wenn wir in Kurhessen einrückten — in Holstein konnten sie ohne Weiteres nehmen so viel sie wollten. Aber für diese elende Politik wollen wir nicht so viel Geld ausgeben.

Abends in tiefem Mißmuth Geffcken besucht, der mir ankündigt, daß er nun auch als oldenburgischer Geschäftsträger hier fungirt.

Gemeinschaftliche Klagen; ich sage: Alles dreht sich um die Militärfrage, aber nichts ist gewisser, als daß sie verworfen wird, wie die Sachen jetzt stehen — es giebt keine Rettung, als eine energische Action nach außen, die Alles mit sich fort reißt, und dazu ist keine Aussicht. Die Minister sind mehr mit dem Hader unter sich beschäftigt, als mit irgend etwas sonst. Bernstorf, Roon und v. d. Heydt haben nur einen Gedanken: sie steuern so gerade als möglich auf die Auflösung des Hauses los — Auflösung! — da wird Alles gut danach! — Sie hoffen sich dann durch Maßregelungen à la Westphal ein Abgeordnetenhaus zu schaffen, wie sie es brauchen, und in diesem Wahn bringen sie den Staat an den Rand des Abgrundes.

Sie verhehlen den Hader gar nicht, der unter ihnen herrscht. Geffcken: Durchaus nicht; Bernstorf äußert gegen Leute, die sein Vertrauen haben: wenn nur erst die drei liberalen Minister, Auerswaldt, Schwerin und Patow, entfernt wären — dann würde die Sache schon gehen.

Eine energische auswärtige Politik, meint Geffcken schließlich, würde aber zuletzt immer bei dem König scheitern; er bebt zurück vor dem Gedanken an Krieg —: wenn es dazu kommen soll, dann erklärt er, er sei ein alter Mann, wie er vor Gott erscheinen solle, beladen mit all dem Blut ꝛc.

Von Seiten der Minister zeigt sich die seltsamste Schwäche; sie sind jetzt einig über die Anerkennung des Königreichs Italien — aber Bernstorf

wagt nicht, das dem König zu sagen; er fürchtet, der könnte böse werden.

Das Verhältniß zwischen Bernstorf und dem Kronprinzen ist ein gespanntes. Die drei Herren wollen die Kammer auflösen: das ist auch nicht so leicht; wie wollen sie dahin gelangen? — Wegen der Militärfrage dürfen sie das Haus nicht auflösen, wenn sie nicht noch ein schlechteres bekommen wollen. — Ich: das eben sehen sie nicht ein! Geffcken: und eine andere Frage giebt keine Veranlassung dazu.

Auch die liberalen Minister sind nicht so leicht zu entfernen; Schwerin hat sich mit den Militärvorlagen identificirt; er hat sie zu den seinigen gemacht — wie und weshalb will man ihn entfernen? — Ich: man will ihm Maßregelungen bei den Wahlen zumuthen, auf die er nicht eingehen kann — und wenn er sich weigert, will man ihn deshalb beseitigen.

Es ist jetzt viel davon die Rede, daß Hohenlohe Ministerpräsident werden soll; von einer anderen Seite wird Solms-Lich genannt.

Der Fürst Hohenzollern war in Hyères ernstlich krank; die französischen Aerzte hatten seinen Zustand sogar eine Zeit lang gefährlich gemacht. Auerswaldt wird schwerlich wieder in die Geschäfte eintreten können.

3. März.

Früh zur Bibliothek.

Dann zu Augustus Loftus, wozu er mich seit lange aufgefordert hat.

Er führt das Gespräch gleich auf die Politik; die Bemerkung, daß es kalt ist, führt ihn zu der: „mais c'est dans la politique qu'il fait chaud!"

Er macht einige unvortheilhafte Bemerkungen über das Ministerium. Ich: „il n'y a pas de ministère, il n'y a que des ministres, voilà le mal!"

Er wiederholt meine Worte zustimmend. Natürlich will er sich orientiren — ich sage ihm natürlich nur, was er nach Hause melden soll — spreche gerade soviel Unzufriedenheit mit den Zuständen aus, als nöthig ist, um ihn glauben zu machen, daß ich mich mit vollkommenster Offenheit ausspreche.

Ich: Das Unglück ist, Bernstorf ist ein Fremder; seine Güter sind in Holstein — sein Leben hat er bei Gesandtschaften zugebracht — seine Frau ist ebenfalls eine Fremde — und so hat er denn keine Ahnung von unseren inneren Zuständen; die vota, die er im Ministerrath in inneren Fragen abgiebt, sind von der Art „to make one stare".

Unglücklicher Weise ist er dann auch befangen und mißtrauisch; die Leute, die ihn über die inneren Zustände aufklären könnten wie Simson, Grabow, Saucken ꝛc., die hält er sich fern; so verfällt er mehr und mehr dem Einfluß v. d. Heydt's und der Reaction.

L. Augustus meint, er werde sich auch wohl nicht behaupten können.

Ich: Kaum! Denn er hat durch seinen Mangel an parlamentarischem Tact, durch sein ungeschicktes Benehmen in den Commissionen des Abgeordnetenhauses, seine Stellung von Grund aus verdorben. Il s'est rendu impossible!

L. Augustus (mit dem schlauesten Lächeln): Peut-être il avait l'intention de se rendre impossible!

Ich: das glaube ich nicht; il est trop honnête homme pour cela; je crois qu'il agit de bonne foi, ohne eine solche arglistige Berechnung; wenn er etwa das Unbehagliche der Stellung fühlt, die er sich gemacht hat und sich in Folge dessen hinaus sehnt, so ist das etwas Anderes.

Unglücklicher Weise haben beide, er und v. d. Heydt, nur einen Gedanken: Auflösung des Hauses; sie meinen, wenn man nur auflöst, dann ist Alles gut! und demgemäß steuern sie auf dem geradesten und kürzesten Wege, den sie finden können, auf die Auflösung zu; dann hoffen sie die Wahlen durch allerhand kleine Nachhülfen nach ihrem Wunsch zu lenken und mit Bequemlichkeit weiter zu regieren.

Das ist nun freilich ein Wahn, und zwar ein bedenklicher; ich habe mich bemüht, die Ansicht zur Geltung zu bringen, daß mit der Auflösung — die allerdings nöthig werden kann — eine energische, den Wünschen der Bevölkerung entsprechende Action nach außen verbunden sein muß — sonst geht aus den neuen Wahlen eine noch viel entschiedener oppositionelle Kammer hervor, als die gegenwärtige — und welche Wege man dann weiter einschlagen könnte oder sollte, ist schwer zu sagen.

L. Augustus findet es falsch, daß man, nach Schwerin's Grundsätzen, die Wahlen ganz sich selbst überlassen, daß die Regierung sich jeder Einwirkung darauf enthalten hat. Die Regierung müsse auf die Wahlen Einfluß zu üben suchen; das geschehe in allen constitutionellen Ländern und gehöre zur Sache.

Er hat auch in diesem Sinne guten Rath an die Hand zu geben gesucht, und angedeutet, daß man das Haus ja nicht der Militärfrage wegen auflösen dürfe — sondern die Auflösung, wenn sie nothwendig wird, auf irgend einem anderen Weg herbeiführen müsse — und dann nicht versäumen dürfe, die neuen Wahlen verständig zu leiten. Denn wenn man ein noch oppositionelleres Haus bekäme als das gegenwärtige: was dann weiter? Ein Conflict zwischen der Krone und dem Lande könne daraus hervorgehen — und das sei sehr bedenklich!

Ich stimme dieser wohlfeilen Weisheit vollkommen bei; die doctrinären Vorstellungen von einer idealen Reinheit der Wahlen, wie sie Schwerin hegt, sind auch in meinen Augen thöricht. Wollte man nicht durch die Organe der Regierung unmittelbar auf die Wahlen wirken — wobei allerdings manches Bedenken sein könnte —, so mußte man wenigstens die liberale Partei veranlassen, sich als ministerielle energisch zu organisiren und die Wahlen ernstlich in die Hand zu nehmen. Das muß auch jetzt geschehen — natürlich! — Aber es genügt unter den gegenwärtigen Umständen nicht mehr; die Strömung des oppositionellen Geistes ist zu stark geworden. Nichts nützt, als eine energische, volksthümliche Politik nach außen. (NB. Darauf komme ich beständig zurück, denn es liegt mir daran, daß er in diesem Sinne an

Lord Russell berichtet; daß man in England unsere Action als eine unbedingte Nothwendigkeit betrachtet, und ihr nichts in den Weg legt.)

L. Augustus scheint das zuzugeben und führt das Gespräch auf das Feld der möglichen preußischen Action: auf die deutsche und kurhessische Frage. Bernstorf bestrebe sich diese letztere im Verein mit Oesterreich zu lösen.

Ich: Das scheint mir schon an sich ein verkehrtes Streben; Preußen kann dabei nur seine günstige Stellung einbüßen. Auch halte ich dafür, daß es nicht gelingen wird, sich mit Oesterreich zu einigen — es wird in Wien nicht beabsichtigt — und Rechberg's Ansichten sind sehr eigenthümlicher Art.

L. Augustus: Was Rechberg vor allen Dingen hochhält ist die Heiligkeit und Autorität des Bundestages.

Ich: Il ne connaît et n'admet qu'un seul ordre social, celui dans lequel il se voit comte du Saint Empire par la Grâce de Dieu. Uebrigens würde ein Zusammengehen mit Oesterreich bei uns im Lande nichts weniger als günstig — vielmehr mit entschiedenem Mißtrauen aufgenommen werden; l'irritation contre l'Autriche est très grande dans le pays depuis la note identique.

L. Augustus: Elle doit l'être; er an Bernstorf's Stelle hätte die note identique gar nicht beantwortet. Er hätte nur durch drei Zeilen geantwortet pour accuser réception, und die eigentliche Antwort den sämmtlichen deutschen Parlamenten überlassen.

Ich: Mir scheint, man mußte doch nun etwas weitergehen, und es freut mich, daß der Graf Bernstorf es gethan hat. Man mußte die Würzburger veranlassen, mit bestimmten Vorschlägen hervorzutreten; das können sie nicht, denn sie sind nicht über den ersten Schritt hinaus einig. So wie man sie dazu zwingt, wird die Hohlheit des ganzen Treibens an den Tag treten.

L. Augustus: Sie haben Bernstorf geantwortet, und auf die Vorschläge von 1851 — übrigens, es wäre sogar nicht übel gethan auf Conferenzen einzugehen — da würde die Unhaltbarkeit der Vorschläge der Würzburger Coalirten sich vollends zeigen.

Ich: Dazu würde ich doch nicht rathen. Es wäre in mancher Beziehung bedenklich; voulez-vous placer Bernstorf en face de M. de Beust?

L. Augustus: Ah! il serait démoli! es zeigten sich einige Spuren, daß die Würzburger geneigt seien, in Hessen einzurücken, eventuell.

Ich: Wenn das geschieht, dann kömmt die Sache schnell zur Entscheidung; unser König ist ein wohlwollender, zum Frieden geneigter Mann, das wissen Sie; aber auch die Waffenehre Preußens steht ihm sehr hoch. Wenn er die verletzt glaubt, wird er vor keinem Entschluß zurückbeben.

L. Augustus: Aber wenn Preußen in Kurhessen einschreitet: C'est la guerre civile!

Ich (hüte mich wohl ihm zu sagen, daß eine gleichzeitige Action nach Dänemark das Gegenspiel bilden muß, das den Bruch unmöglich macht): Je ne le crois pas; M. de Beust a trop d'esprit pour cela; er weiß zu gut wie hohl der Boden unter dem sächsischen Thron ist, und wie sehr sie Alle bei

einem solchen Beginnen die Gewalt der öffentlichen Meinung im eigenen Lande gegen sich haben würden; so wie wir entschlossen vorwärts gehen, wagen sie nicht es auf einen wirklichen Bruch ankommen zu lassen.

L. Augustus: Nun ja! — Beust! — mais le roi de Hanovre?

Ich: Il est fou!

L. Augustus: Qui! mais ce sont justement les fous qui font de pareilles choses.

Ich: Wenn sich etwas der Art regen sollte, dann müssen wir jedenfalls vor allen Dingen in Hessen einrücken, um Hannover von seinen süddeutschen Verbündeten abzuschneiden, pour pouvoir au besoin désarmer le Hanovre et pour pouvoir donner la main au seul allié que nous ayons dans le midi de l'Allemagne, au Grand-duc de Bade; — tout cela — ce sont des combinaisons stratégiques tellement simples qu'il ne peut pas y avoir deux opinions à cet égard.

L. Augustus: Man scheint sich in der That auf eine Action vorzubereiten. Er hat auf Umwegen erfahren, daß eine Anzahl Regimenter ganz in der Stille den Befehl erhalten, Reservisten einzuziehen und sich marschfertig zu halten. Mais hier j'ai appris encore autre chose — et ceci est bien grave! — Man werde das Abgeordnetenhaus auflösen, um die Discussion der deutschen Frage zu verhindern; je crois la dissolution imminente — je l'attends cette semaine — den hiesigen Regimentern seien, so lauten seine Nachrichten, scharfe Patronen ausgetheilt worden, für den Fall, daß Unruhen ausbrechen — zwar für's erste noch nicht an die einzelnen Mannschaften, wohl aber an die Regiments-Commandos. Ob ich das für wahr halte?

Ich: Je n'en crois rien, bien que ce soit la tactique habituelle du parti qui voudrait nous ramener à Olmütz, de faire croire au roi que nous nous trouvons sur un volcan qui peut éclater à chaque instant! c'est une bêtise.

L. Augustus: Klagt von Neuem darüber, daß man noch immer zögert das Königreich Italien anzuerkennen; woran das wohl liegen möge?

Ich hüte mich wohl ihm zu sagen, daß Roon das hemmende Element ist: Tout le monde est d'accord sur ce point, et pourtant cela ne se fait pas.

L. Augustus: Es sei aber doch keine Zeit mehr zu verlieren!

Ich — wollte wissen was er dazu sagen würde —: Mais effectivement! puisque tôt ou tard il faudra bien arracher l'Italie à la tutelle de la France — il faudrait bien faire quelque chose pour elle.

L. Augustus: Mais c'est cela! — c'est cela! — Zeigte sich sehr eingenommen für ein solches Arrachiren. Theilt mir ein Telegramm mit, das auf seinem Tisch liegt: Das Ministerium Ricasoli ist gesprengt; Ratazzi an dessen Stelle getreten.

Ich: Eh bien, c'est la guerre! Schon vor Monaten, als Ratazzi in Paris war, schrieb man mir aus guter Quelle, daß zwischen ihm und Napoleon III. bestimmte Verabredungen getroffen seien, et que je pouvais être sûr que la guerre serait imminente aussitôt que Ratazzi entrerait dans le ministère.

Und nun läßt sich auch manches Andere dazu an; die Italiener können unmöglich in ihrem gegenwärtigen unfertigen Zustand stehen bleiben — sie verfallen dem Mazzinismus, wenn sie es versuchen. Wenn Napoleon III. ihnen Rom vorenthalten will, muß er sie um so gewisser gegen Venetien loslassen — und außerdem regt sich im Innern Frankreichs selbst mancherlei, das es ihm wünschenswerth machen muß die Geister auswärts zu beschäftigen.

L. Augustus stimmt dem Allen bei; man sage ihm, Napoleon III. habe auch den Preis schon genannt, den er für seinen Beistand in Italien fordert; er verlange Italien bis zum Tessino.

Ich: Dem möchte ich kaum Glauben beimessen; Napoleon III. ist beherrscht von dem Gedanken, daß er die Fehler meiden müsse, die den Sturz seines Oheims herbeigeführt haben — und diese Vergrößerung ist kein Bedürfniß für ihn — sie entspricht keinem denkbaren Zweck. — Dans tous les cas ce n'est pas la Sardaigne qu'il demande, comme on l'a dit tant de fois; qu'est ce qu'il ferait de cette île? (L. Augustus macht eine wegwerfende Bewegung).

Viel wahrscheinlicher ist mir, was man mir auch schon seit vielen Monaten mitgetheilt hat: il veut la Dalmatie; il la veut pour avoir un pied-à-terre dans la péninsule ottomane; elle lui servirait de camp; il la veut pour y avoir une armée qu'il pourait au moment donné lancer sur Constantinople et qu'une flotte anglaise ne pouvait pas empêcher d'y arriver.

L. Augustus meint, an dem Allen könnte wohl viel Wahres sein: mit geheimnißvoller Miene fügt er hinzu: ob ich nicht bemerkt habe, daß im vergangenen Sommer ein Theil der englischen Flotte im Mittelländischen Meer vor den Bocche di Cattaro erschienen sei? — Er habe das veranlaßt zur Vorsicht.

Ich: Das war sehr zweckmäßig! — Wenn sich Garibaldi wieder in Bewegung setzt, wird es wahrscheinlich nicht unmittelbar nach Venetien sein, sondern an die Küste von Dalmatien; ayez l'oeil sur la bocca di Cattaro!

L. Augustus geht sehr darauf ein; wie ich mich erhebe und Abschied nehme, kommt er auf den dänischen Streit: ob es denn nicht möglich sei, dieser dummen, unnützen Geschichte ein Ende zu machen; sie sei doch für Preußen ein Dorn im Fleisch, und so lange sie daure, sei Preußen in seiner Action nach anderen Seiten hin gelähmt.

Ich sage ihm natürlich nicht, daß hier gerade das günstige Feld für eine Action Preußens liegt — schüttele aber den Kopf und sage: Man kann den Streit wohl in die Länge ziehen, die Sache hinhalten —, aber mit dem besten Willen wird man es nie dahin bringen, que le Danemarc fasse des concessions dont l'Allemagne puisse se contenter.

L. Augustus: Vielleicht doch!

Ich. Gewiß nicht! — Die Sache ist eben von lange her verdorben; schon auf dem Wiener Congreß, wo man Rendsburg und Kiel zu Bundesfestungen machen mußte; on a trop méprisé le Danemarc alors — mais Rendsburg, Glückstadt et Kiel entre les mains d'une puissance hostile, sont un danger très grave pour nous. Dann hat auch England sich in den Unterhandlungen von

1850—52 sehr große Fehler zu Schulden kommen lassen — (bei diesen Worten sieht L. Augustus etwas beschämt darein) —, aber was jetzt das Nachgeben Dänemarks anbetrifft, so sage ich Ihnen gewiß nichts Neues, wenn ich daran erinnere, que c'est la Suède qui dirige aujourd'hui les fils à Copenhague.

6. März 1862.

Bennigsen lange bei mir; er reist heute Abend ab und ist wenig erbaut von dem, was er hier erlebt hat, von der gänzlichen Zerfahrenheit der Zustände. — Ich setze ihm auseinander, wie wir durch die grenzenlose Unvernunft der liberalen Partei dahin gekommen sind; wie Alles anders wäre, wenn die Leute in Beziehung auf die Militärvorlagen 1860 — oder auch nur vergangenes Jahr, vernünftig gehandelt hätten.

Bennigsen gibt zu, daß das jetzige Haus ein sehr confuses sei — aber das sei jetzt nicht das Hauptunglück; der Schaden liege tiefer.

Ich: Im gegenwärtigen Augenblick ist Bernstorf das Hauptübel, der mit v. d. Heydt zusammen auf die Auflösung hinarbeitet, und sich einbildet, dann wird Alles gut.

Bennigsen weiß natürlich auch, daß es ein leerer und gefährlicher Wahn ist, wenn man durch landräthliche Maßregeln bessere Wahlen zu erhalten hofft. Die Regierung muß entschieden handeln nach außen.

Ich: Gewiß; das ist es, was ich beständig wiederhole — und wohin ich es zu bringen suche.

Bennigsen geht in Beziehung auf die Armee, wie die meisten Liberalen, von ganz falschen Voraussetzungen aus; daß sie in Preußen einen ganz unverhältnißmäßigen Theil der Staatseinnahmen absorbire — einen viel größeren als anderswo. Er sagt ferner, auf die materiellen Machtmittel dürfe sich Preußen nicht verlassen, denn an denen würde es immer Frankreich und Oesterreich nachstehen; es müsse die Mittel der Macht in den moralischen Elementen, in Intelligenz und Volksthümlichkeit suchen, in den Sympathien des deutschen Volks u. s. w.

(NB. Das wissen wir wohl ungefähr Alle — die Herren kommen aber zu einem falschen Schluß: weil es eine tüchtige Armee allein nicht thut, weil wir auf die Sympathien des deutschen Volks bauen müssen — haben umgekehrt wir uns nur auf diese zu verlassen, und bedürfen dann einer tüchtigen Armee eigentlich gar nicht!)

Wie verzweifelt wenig uns die Sympathien und all die idealen Herrlichkeiten helfen würden ohne eine tüchtige Armee, davon haben diese idealisirenden Leute keinen Begriff.

Ich suche ihm begreiflich zu machen, daß man doch nur zweierlei folgern könne, wenn die Militärlast wirklich für Preußen zu schwer sei: entweder Preußen muß auf die Stellung einer Großmacht verzichten, oder eine breitere Basis für sein staatliches Dasein gewinnen. Das Erstere will Niemand — will man das Letztere, so muß man auch die Opfer bringen, die dazu erforderlich sind.

Bennigsen: In diesem Sinne, als Provisorium, könne man sich die Sache gefallen lassen. Aber die Regierung müsse handeln — in der dänischen Sache — denn mit bloßen Redensarten, ohne Thaten, sei auch die Agitation des Nationalvereins zu Gunsten Preußens nicht lange mehr zu halten.

Nur zu sehr hat er dann Recht, wenn er andeutet, daß eine revolutionäre Bewegung irgendwo in Europa — in Frankreich namentlich, wo sie wenigstens nach dem Tode Napoleon's III. mit Bestimmtheit zu erwarten ist, — wieder durch ganz Europa wogen wird, und daß wir nicht hoffen dürfen, ihrer bei uns Herr zu bleiben, wenn wir nicht vorher gehörig eingerichtet sind.

Ich gedachte nämlich Napoleon's; die heutige Nachricht, daß er den Gesetzentwurf in Beziehung auf Dotation Montauban's zurückgezogen hat, scheint mir sehr wichtig. Napoleon sieht sich zum ersten Mal genöthigt, vor dem corps législatif zurückzuweichen! — zum ersten Mal! — Die Dinge müssen wohl in Frankreich eine Neigung zum Bedenklichen haben! Um so gewisser müssen wir auf einen nahen Krieg rechnen.

Gegen meine Erwartung zeigt sich Bennigsen zufrieden mit dem Abkommen in Beziehung auf Kurhessen.

Spät in das Archiv; nicht viel ausgerichtet. Rest des Tages daheim.

7. März 1862.

Zeitungen; der Hagen'sche Antrag[1]) ist mit großer Majorität gegen das Ministerium angenommen worden; das ist sehr ernst; denn ungefähr wie diese — oder vielmehr genau so — wird die Abstimmung über das Militärbudget ausfallen. Das Dasein der Krisis ist also nun wohl für Niemanden mehr zweifelhaft.

Zu Rostitz; der hatte mich zu sich entboten um mir zu sagen, daß Hohenlohe nicht Ministerpräsident sein will. Das konnte ich mir ungefähr denken. Strachwitz ist da mit seiner Frau. Der alte Pfuel kommt hin — die beiden alten Herren, Rostitz und er, begeistern sich gegenseitig in ihren Erinnerungen an Waterloo und erzählen höchst interessante Dinge.

Abend bei Alexander Duncker; eine Gesellschaft, die ich meist nicht kenne, für mich also nicht sehr lustig. Ein Commerzienrath Wolf ist da, dem Dialect nach ein Westphale; der hat die Expedition nach Japan mitgemacht, — mit Eulenburg — und ist von Singapore aus allein zurückgekehrt. Der zeigt eine Menge Photographien aus Japan — und Aquarelle und Gouaches japanischer Künstler — Schiffe, Gewerbe u. s. w.

Max Duncker kommt spät; mein Nachbar beim Souper. Das Abgeordnetenhaus ist bis zum Dienstag vertagt. Das scheint die

[1]) Der — gewöhnlich als Ausgangspunkt des Conflicts bezeichnete — Antrag des (neulich verstorbenen) Abgeordneten und Kämmerers der Stadt Berlin Hagen sprach die Forderung aus, daß die von der Regierung in Aussicht gestellte genauere Specialisirung der einzelnen Budgettitel bereits im laufenden Jahre in Ausführung gebracht werden sollte. — Unter den damals gegebenen Umständen mußte die am 8. März 1862 erfolgte Annahme dieses Antrages als Mißtrauensvotum gegen die Regierung angesehen werden.

Einleitung zur Auflösung. Wird es auch wirklich dazu kommen? Max Duncker zuckt die Achseln; — vielleicht doch nicht! „wir haben nicht viel Entschluß!“

Darüber sind wir einverstanden, daß die Auflösung eine kluge Maßregel sein kann, oder eine dumme, je nachdem was man dann weiter thut.

Mit dem Abkommen in der kurhessischen Sache ist auch Max Duncker zufrieden. Preußen hat nämlich das Wahlgesetz von 1849 nicht fallen lassen, sondern als Gegenstand einer offenen Frage behandelt.

Bennigsen hat hier sehr gut operirt.

Die Thoren, die Liberalen! Ihre Verblendung ist unheilbar! — Sie bilden sich ein, sie wollen die drei reactionären Minister verdrängen! — Sie werden im Gegentheil die fünf liberalen Minister beseitigen, und wenn sie das glücklich zu Stande gebracht haben, dann werden sie so naiv sein, sich zu wundern.

8. März.

Dr. Wehrenpfennig sagt mir im Flur, der Ministerrath sei eben versammelt gewesen, wahrscheinlich habe das gesammte Ministerium seine Entlassung einzureichen beschlossen — es komme nun darauf an, ob der König sie annehmen werde. — Jedenfalls sei es gut, daß man nicht sofort zur Auflösung geschritten sei — daß vielmehr das Ministerium weiche — das werde einen günstigen Einfluß auf die künftigen Wahlen üben.

Er eilt zu Schwerin, um positiv zu erfahren was geschehen ist.

Schon unterwegs war mir die eigenthümliche Art aufgefallen, in der Roon mir guten Morgen zurief, da ich ihm begegnete. — Jetzt sehe ich auch Bethman-Hollweg, der mich in tiefen Gedanken gar nicht gewahr wird — und Patow, der ungemein heiter darein schaut.

Legationsrath Meyer sagt mir in der Straße, daß das Ministerium wirklich seine Entlassung eingereicht hat. Was nun weiter werden soll, ist unberechenbar.

So hat der General Manteuffel mit Hülfe der liberalen Partei sein Ziel erreicht; er und Vincke-Hagen müßten einander unter Freudenthränen in die Arme stürzen. Die beiden sind es, die den Sieg mit einander erfochten haben! — Der eine mit kluger Berechnung — der andere in der Verblendung und zu seiner eigenen Verwunderung.

9. März.

Im Archiv gearbeitet. — Abend bei Vincke; Gesellschaft: Moltke und seine Frau — die beiden Richthofen — Dr. Veit — Flügeladjutant Strubberg — ein Struensee — mehrere andere Herren und Damen.

Vincke sagt mir: der König hat die Demission der Minister nicht angenommen — sie besäßen sein Vertrauen u. s. w.; er erwarte nun, daß sie die Maßregeln vorschlagen würden, mit deren Hülfe sie die Geschäfte glaubten weiter führen zu können.

Das ist so weit ganz gut, aber Strubberg sagt mir später, daß Bethman-Hollweg, der ein für alle Mal nicht mehr Minister sein will, sich geweigert

habe, dem Ministerrath beizuwohnen, der heute versammelt war, um die verlangten Vorschläge zu berathen.

Strubberg bemerkt dazu ganz richtig: so lange der König seine Demission nicht angenommen und keinen anderen ernannt habe, sei er Minister und müsse er die Pflichten eines solchen erfüllen. Dann aber auch sei es Bethmann-Hollweg's Pflicht, seinen Collegen über diese Zeit der Krisis hinweg zu helfen — sie mit ihnen zu tragen. Erst wenn sie vorüber sei, stehe es ihm frei, zu erklären, daß er jedenfalls austreten wolle.

Richthofen-Barzdorf meinte, es sei nicht günstig, daß die Auflösung gerade um diese Finanz-Controllefrage stattfinde. Die große Mehrzahl der Wahlmänner werde nicht begreifen, worum es sich eigentlich handelt — die Demokraten aber werden sagen, sie haben sparen wollen — und darum seien sie auseinander getrieben worden — und ein solches Vorgeben macht natürlich auf Kleinbürger und Bauern einen großen Eindruck; es ist nicht schwer, sie mit dergleichen zu gewinnen.

Richthofen-Brechelshof sagt mir, der Ton, in welchem die Unterhandlungen in den Commissionen geführt werden, sei nachgerade ein ganz unerträglicher geworden. Die Minister würden da mit einem cynischen Hohn interpellirt und gehofmeistert, der geradezu empörend sei.

10. März.

Gegen 2 Uhr zu Auerswaldt, mit dem ich sprechen wollte; kann ihn nicht sehen, denn schon seit 10 Uhr früh ist der Ministerrath bei ihm versammelt, nachdem er sich schon gestern vergebens abgemüht hatte, das Programm zu Stande zu bringen, das der König verlangt.

Gleich darauf begegnen wir Max Duncker in der Straße; der ist in einer leidenschaftlich gehobenen Stimmung, die ich an ihm wohl kenne — sie röthet seine Wangen, und er geht dann ein wenig weit in seinen Behauptungen. So sagt er jetzt, Bethmann-Hollweg allein handle vernünftig, daß er sich entschieden weigere, sein Portefeuille zu behalten; das sollten die liberalen Minister alle thun. Sie sollten geradezu ein reactionäres Ministerium an die Regierung kommen lassen.

Meyer wendete ein, ein reactionäres Ministerium würde doch große Gefahren mit sich bringen.

Max Duncker: Gewiß! Aber wenn die Minister bleiben, das hätte noch größere Gefahren — denn die constitutionelle Partei geht dabei vollständig zu Grunde. Kommt jetzt ein conservatives Ministerium an die Reihe, so wird die constitutionelle Partei erhalten; sie weiß dann, was sie zu thun hat; sie wird Opposition machen, aber gesondert von den Demokraten. Bleibt dagegen das Ministerium in Folge irgend einer Halbheit — dann werden einige der Constitutionellen sich vergeblich abmühen wie bisher, das Ministerium zu stützen und zu halten — und dabei sich selber politisch vollständig ruiniren, die große Masse aber geht zu den Demokraten über, und die Partei ist vernichtet.

Leider kann ich ihm nicht Unrecht geben: dahin führen die Wege der Halbheit. Wenn ich jetzt im Ministerrath wäre, würde ich erklären: ein gemeinsames Programm ist unmöglich, wenn wir nicht sammt und sonders sehr consequent werden wollen; so mögen denn zwei entworfen werden; das eine von v. d. Heydt, Bernstorf und Roon — das andere von der liberalen Fraction des Ministeriums — und dann treten wir vor den König und sagen: wählen Sie das Eine oder das Andere! — Die Partei, gegen die der König sich erklärt, tritt dann aus.

Wie wir allein sind, sagt mir Max Dunker: Der König will bloß die Namen der Minister haben, um sie zu benützen und vollends zu verbrauchen.

Ich: Sonst war er doch mit mehreren von ihnen persönlich befreundet.

Max Duncker: Ja! so lange sie ihm unbedingt gehorchten in allen Dingen; jetzt ist das nicht mehr der Fall.

Ich wiederhole, was ich schon die Zeit her öfter gesagt habe: Was in dem Ministerrath beschlossen wird, ist mir ziemlich einerlei. Eine Halbheit wird es jedenfalls sein; welche? — ist gleichgültig. Denn ich erwarte eine wirkliche Verbesserung des ganzen Zustandes überhaupt nicht mehr von dem Thun und Lassen unserer Staatsmänner. Meine Hoffnung ist auf die europäische Krisis gerichtet, die mit Riesenschritten und ehernem Tritt herannaht; die wird uns über manche Schwierigkeit hinausheben.

Max Duncker: Wir erwarten sie schon lange, — und sie ist doch nicht gekommen. Und dann müßten die Ereignisse uns ergreifen, denn wir machen sie nicht!

Ich: Nein! das thuen wir freilich nicht; aber die Ereignisse werden uns beim Schopf nehmen und in's Wasser werfen; dann werden wir schon schwimmen.

Abend bei Gneist, zahlreiche Gesellschaft.

Ein paar jugendliche Fortschrittsmänner machen sich breit. Gneist will mich mit einem langbärtigen Dr. Bucher bekannt machen, einem sehr bedeutenden Mann — der lange in England gelebt hat, als Correspondent mehrerer Zeitungen. Da er mir aber den Mann als großdeutsch und antiitalienisch ankündigt, lehne ich die Bekanntschaft ab.

Man ist ungewiß, ob das Haus morgen bloß vertagt, oder sofort aufgelöst wird.

Längeres Gespräch mit Beseler; der sagt, daß er jetzt auch gegen die Militärvorlagen stimmen würde; denn um solche Politik zu treiben — dazu würde er auch so viel Geld nicht bewilligen. So wirkt die Halbheit der Regierung dahin, daß alles sich der Opposition zuwendet.

Auf dem Heimwege, in dunkler Nacht, begegnet mir in der Bellevuestraße Vincke, der mit seiner Nichte Hermine von einer Soiree bei Droysen herkommt und mir sagt, daß die Kammer morgen aufgelöst wird.

Das sei wieder ein Fehler, den die Regierung begeht, denn über ihren weiteren Gang sei noch gar nichts beschlossen — die Abgeordneten der constitutionellen Partei hätten noch gar keine Versprechen, keine Zusicherungen erhalten, die sie in die Provinzen mitnehmen könnten —; die Demokraten dagegen, die eilen sofort nach Haus und wühlen für die neuen Wahlen.

Ich: Erinnern Sie sich meines Briefs? Ich schrieb Ihnen, im Februar werde die Krisis eintreten, vor der wir jetzt stehen: um wieviel habe ich mich geirrt? — Habe ich zu schwarz gemalt?

Vincke: Nein! Sie haben nicht zu schwarz gemalt; nur schade, daß die Wenigen, die heller gesehen haben, die Schlacht verloren haben.

11. März.

Zu R. Auerswaldt. Wir sprechen natürlich von der Lage; er führt das Gespräch ein. Auerswaldt fühlt sich körperlich wohl nach den Stürmen der letzten Tage. — Wir sprechen von der eben erfolgten Auflösung — ich gebe zu, daß sie unvermeidlich war — aber sie trägt unverkennbar eine große Gefahr in sich, denn die Möglichkeit liegt sehr nahe, daß wir ein noch schlechteres Haus bekommen, als das eben aufgelöste war.

R. Auerswaldt will das nicht glauben und meint, während der zwei Monate, daß sie beisammen waren, hätten die Demokraten doch gewiß nicht gewonnen in der öffentlichen Meinung — und es sei nicht wahrscheinlich, daß das Land dieselben Leute wieder wählen werde.

(NB. Ich sehe mit Schrecken, daß man sich in Beziehung auf die Wahlen gefährlichen Täuschungen überläßt und die Sache für leichter hält, als sie ist.)

Ich: Dafür möchte ich nicht stehen, denn die Strömung ist zur Zeit sehr stark im liberalen, ja im demokratischen Sinn, und noch dazu ist den Demokraten die Möglichkeit gegeben, zu behaupten, sie seien nach Hause geschickt worden, weil sie Ersparnisse einführen wollten. Wenigstens wenn Bernstorf und v. d. Heydt glauben, sie könnten die Wahlen durch landräthliche Maßregeln leiten, so ist das eine arge Täuschung und eine gefährliche. Damit richtet man unter den gegenwärtigen Bedingungen gar nichts aus. Die Wahlen werden, fürchte ich, sehr schlecht ausfallen, wenn nicht von Seiten der Regierung etwas Namhaftes gethan wird. Es muß etwas geschehen.

R. Auerswaldt: Was müßte denn geschehen?

Ich: Vor allen Dingen eine Umgestaltung des Herrenhauses!

R. Auerswaldt: Ja, wie wollen Sie die zu Stande bringen?

Ich: Zunächst durch eine namhafte Ernennung neuer Mitglieder.

R. Auerswaldt: Nun, das wird geschehen!

Ich: Dann ist aber auch eine energische Politik nach außen unerläßlich; es ist nothwendig, innerhalb der kürzesten Zeit in der dänischen Sache energisch vorzugehen.

R. Auerswaldt: Das muß geschehen, und es muß noch viel mehr geschehen; wir sind eben darüber in Berathung.

(NB. Wenn man sich nur darauf verlassen könnte, daß irgend etwas Namhaftes fest beschlossen wird.)

Ich nehme die Gelegenheit wahr, auf einen sehr gefährlichen Unfug aufmerksam zu machen, der nicht geduldet werden darf: die Berliner Wahlmänner fangen an, sich als eine permanente Corporation, als einen politischen besonderen Stand zu gebaben. Sie halten Versammlungen,

in denen sie sich von den Abgeordneten in langen Reden Rechenschaft ablegen lassen — loben oder tadeln ꝛc. — zu alledem sind sie nicht berechtigt; sie werden nur zu einem politischen Act erwählt und haben nur einen Auftrag, nur zu dem einen Act Vollmacht; ist der vorüber, so haben sie aufgehört, Wahlmänner zu sein. Es liegt aber eine große Gefahr in ihrem Treiben. Das Unheil der französischen Revolution fing damit an, daß die Pariser Wahlmänner sich ganz in derselben Weise als permanente Corporation constituirten und bald dahin gelangten, die Nationalversammlung zu tyrannisiren.

R. Auerswaldt: Es ist der Anfang des Clubwesens, das ist wahr; es ist ganz gegen den Geist der Verfassung, denn die Abgeordneten, die selbständig urtheilen und stimmen sollen, werden zu bloßen Mandataren der Wahlmänner gemacht. Aber ich weiß nicht, ob das Vereinsgesetz Mittel an die Hand gibt, dagegen einzuschreiten.

(NB. Also Rathlosigkeit überall!)

Ich führe nun die Discussion in einen weiteren Kreis hinüber und suche geltend zu machen, daß eine feste Consolidirung unserer inneren Zustände um so nothwendiger sei, da eine revolutionäre Erschütterung der europäischen Zustände überhaupt in großer Nähe droht. Es kommt darauf an, daß sie uns nicht auch erschüttert; daß wir feststehen, wenn sie kommt. Ausgleichung des Zwiespalts mit der Landesvertretung und Einigkeit des Ministeriums in sich sind die Bedingungen.

R. Auerswaldt: Die Meinungsverschiedenheiten im Innern des Ministeriums sind nicht so bedeutend, wie man im Allgemeinen annimmt.

Sie beziehen sich mehr auf einzelne Fragen, nicht auf die allgemeinen Grundsätze. Und dann kommt es bei uns zuletzt doch immer auf den Willen des Königs an.

R. Auerswaldt: Ueber Einzelheiten herrschen überall Meinungsverschiedenheiten, selbst unter Leuten, die im Ganzen und Großen einverstanden sind.

Mit Vincke-Obendorf sei er selbst doch gewiß im Ganzen einer Meinung — und doch verschiedener Ansicht über das Ministerverantwortlichkeits-Gesetz. Vincke sei unzufrieden damit, daß nur beide Häuser zusammen die Minister anklagen können; das sei aber nöthig, da das Herrenhaus bei uns nicht Richter in solchen Fällen sein solle. Denn das Wesen eines constitutionellen Regiments liege eben darin, daß jeder einzelne Factor der gesetzgebenden Gewalt für sich allein nur eine negative Gewalt habe; nur aufhalten, nicht für sich allein etwas Positives thun könne. Die Leute würden dadurch in ihrem Urtheil irregeführt, daß sie sich Abgeordnete und Herrenhaus als einander entgegengesetzt, einander feindliche Gewalten denken. Aber wenn dem auch für jetzt bei uns zufällig in der That so ist, so ist das doch immer ein vorübergehendes, zufälliges Verhältniß; in der Natur der Sache liegt das ganz und gar nicht. Vielmehr kann und darf man die Hoffnung nicht aufgeben, daß Abgeordnete und Herrenhaus früher oder später in naturgemäßer Weise vereint und in demselben Sinne wirken werden.

Gesetze können und dürfen aber doch nicht nach solchen ihrer Natur nach vorübergehenden Zufälligkeiten berechnet werden.

(Da in meinen Augen jedes Minister-Verantwortlichkeitsgesetz eine bloße Decoration ist, die gar keine praktische Bedeutung hat, liegt mir sehr wenig an dieser theoretischen Auseinandersetzung. Ich suche daher das Gespräch wieder auf ein weiteres Gebiet zurückzuführen, indem ich von Neuem an die europäischen Gefahren erinnere, deren Nähe eine Consolidirung unserer inneren Verhältnisse doppelt nothwendig mache.)

R. Auerswaldt: Wir leben in einer Zeit, wo man allerdings stets auf überraschende Ereignisse gefaßt sein muß, aber für den Augenblick scheint doch keine drohende Gefahr so nahe. Wo ich sie denn sehe?

Ich. Von vielen Seiten zugleich; namentlich von Frankreich und Italien her. Die Dinge haben in Italien eine Wendung genommen, die dem Napoleon schwerlich genehm ist, das ist wahr; aber er weiß sich den Umständen zu fügen, und wird es thun. So seltsam wie bisher lassen sich die Dinge in Italien nicht länger in der Schwebe halten. Die Italiener müssen vorwärts schreiten und losschlagen — denn sie verfallen sonst dem Mazzinismus ohne Rettung. Zu gleicher Zeit geht in Frankreich mancherlei vor, das es für Napoleon wünschenswerth machen muß, die Gemüther auswärts zu beschäftigen: die geräuschvolle, wenn auch vor der Hand noch ohnmächtige Opposition, die Unruhe unter der studirenden Jugend ꝛc. Schon vor Monaten, als Rattazzi in Paris war, schrieb man mir, daß zwischen ihm und Napoleon bestimmte Verabredungen getroffen seien; sobald Rattazzi in das Ministerium eintrete, könne ich überzeugt sein, daß der Krieg nahe sei. Nun ist Riasoli beseitigt, Rattazzi an seine Stelle getreten, ohne daß sich ein ernsthafter parlamentarischer Grund dafür angeben ließe.

R. Auerswaldt will an keine Gefahr von dieser Seite glauben: Die Italiener sind mit ihrer Armee nicht fertig, ihre Finanzen sind in dem traurigsten Verfall, und sie haben mit den Räuberbanden genug zu thun. Dem Napoleon muß auch aus vielen Gründen an der Erhaltung des Friedens gelegen sein.

Ich: Die Staatsmänner Englands beurtheilen doch die Verhältnisse nicht ganz in derselben Weise. Sie beobachten vielmehr mit großem Mißtrauen, was in Frankreich vorgeht, und sehen ziemlich bestimmt den Augenblick nahen, wo sie mit Napoleon brechen müssen. Mir scheint, wenn man nur einfach beobachtet, was vorgeht, muß man sich überzeugen, daß Napoleon große Pläne einer nahen Ausführung entgegenführt. Wie viele Mühe hat sich Napoleon gegeben, England in die amerikanischen Händel zu verwickeln — und wie sorgfältig hat England jeden Zwist mit Nordamerika vermieden, obgleich die Trennung der nördlichen und südlichen Staaten gewiß im höchsten Grade erwünscht wäre; gewiß nur, weil man Napoleons Vorhaben erräth, und nur, um die Hände frei zu behalten für das, was im Orient und sonst in Europa vorgehen kann. Würde England sich sonst wohl die Baumwollenblockade so lange gefallen lassen?

R. Auerswaldt muß das zugeben, bleibt aber dabei, daß eine nahe Gefahr, von dieser Seite wenigstens, nicht zu besorgen sei.

Ich: Nun gut! Setzen wir voraus, es sei von dieser Seite nichts zu befürchten; aber wenn auch dieses Jahr noch ruhig hingehen sollte, wenn auch in diesem Jahr keine europäische Erschütterung aus dem Süden kommt — so kommt sie ganz gewiß 1863 aus der slavischen Welt. Am 1. Januar 1863 sollen die Verhältnisse der russischen Bauern definitiv geregelt sein; dabei wird es zu schweren Unruhen kommen; ich weiß nicht, wie die Gesandtschaftsberichte lauten, aber meine Privatnachrichten lassen mir darüber nicht den mindesten Zweifel. Wie weit diese Unruhen führen können, ist ganz unberechenbar. Das Mindeste aber, was geschehen kann, ist, daß Rußland vollständig gelähmt wird durch die Zustände in seinem Innern und daß es seiner gesammten Macht bedarf, um den staatlichen Bau nur überhaupt zusammenzuhalten — und diesen Moment werden sich die Polen gewiß nicht entgehen lassen.

R. Auerswaldt schien das einzusehen, aber es machte ihm doch nicht den gehörigen Eindruck; er schien nicht in seiner ganzen Bedeutung zu empfinden, daß ein weltgeschichtlicher Augenblick naht, der die Anspannung aller Kräfte auch von uns fordert, und in dem wir mit einem Compromiß der Halbheit, mit einem nothdürftig zusammengeflickten Ministerium ohne Programm nicht ausreichen, daß manches Werthvolle auch bei uns zertrümmern wird, wenn wir nicht vorher fertig gerüstet dastehen.

Ich verlasse ihn, da eine Art von Deputation der liberalen Partei — Saucken, von Sänger und ein Dritter — zu ihm kommt. — Im Archiv gearbeitet.

Was für wunderliche Gerüchte sich in solchen Momenten der Aufregung verbreiten! Auf dem Heimweg begegnen mir in der Victoriastraße zwei Geheime Räthe, deren einen ich von einem Diner bei Patow her kenne, ohne seinen Namen zu wissen. Der sagte mir: „Die Fraction Grabow erwartet heute Abend die Nachricht, daß v. d. Heydt, Bernstorf und Roon aus dem Ministerium ausgetreten sind."

Da werden sie wohl vergeblich warten!

Der Geheime Rath (mit wichtiger Miene): Nun, wenn das nicht geschieht, dann treten Schwerin, Patow und Bernuth aus!

Ohne Zweifel, und Auerswaldt und Pückler dazu; das wird wohl das Ende vom Liede sein. (Wie tief und originell, Du weiser Thebaner!)

Den übrigen Tag mißmuthig daheim.

12. März 1862.

Mein Hausherr, Buchhändler S., bei mir, um über russische Manuscripte zu sprechen, die er herausgeben möchte. (Barclay's Denkschrift von 1812 und Toll's Tagebuch 1831.)

Er fängt aber von ganz anderen Dingen an, von Politik; was ich zu der Auflösung sage — und dann geht er sofort selbst als Fortschrittsmann in das Zeug.

Da ich mich gegen den Hagen'schen Antrag ausspreche, meint er, ich hätte vielleicht ein persönliches Vorurtheil gegen ihn; aber das wäre ungerecht; Hagen sei ein ganz vortrefflicher Mann, der den Haushalt der Stadt Berlin in die allerschönste Ordnung gebracht habe ꝛc.

Ich habe gar kein Vorurtheil gegen ihn; denn ich höre seinen Namen zum ersten Mal im Leben. Seine Person geht mich gar nichts an, ich habe es nur mit der Sache zu thun.

S.: Aber ich solle doch nur bedenken! Die versprochene genaue Controlle kann ja gar nichts helfen! Bis dahin können die Herren alles Mögliche in das Budget hineinbringen! Jetzt gleich, wo sie nicht vorbereitet sind, muß die Controlle geübt werden; da würde man auf die Entdeckungen kommen ꝛc.

Ich: Also wie ausgemachte Spitzbuben wollen Sie die Minister controllirt wissen! (Solche wahnwitzige Ideen sind im Umlauf; und doch liegt der Gedanke sehr nahe, daß Leute, denen gegenüber man eine solche Controlle denken könnte, eben nie Minister sein müssen.)

Nicht ohne Mühe mache ich dem Mann begreiflich, daß sich für mich die Frage gar nicht darum dreht, ob diese Controlle schon in diesem Jahr geübt werden soll oder erst im nächsten — sondern das Verlangen einer solchen Controlle überhaupt gar nicht ausführbar und ein schnöder Unfug ist.

S. fällt aus den Wolken und fragt verwundert: Dann war es ja ein Fehler, daß Herr von Patow überhaupt auf die Sache eingegangen ist?

Ich: Versteht sich, war das ein Fehler, und ein sehr großer, ein unverzeihlicher!

S. fällt immer tiefer in unermeßliches Erstaunen hinein.

Ich: Lassen wir das! Sie werden mich nicht bekehren, denn Sie finden an mir einen sehr entschiedenen und sehr entschlossenen Gegner und Feind aller Demokraten und Fortschrittsmänner.

Ich sage ihm noch, daß das Benehmen der Fortschrittsleute gegen die Minister in den Commissionen geradezu empörend sei, so sagen mir meine Freunde. Der vernünftigen Leute waren dort nicht viele; die Mehrheit ist natürlich Pöbel dort wie überall; die Welt ist einmal so beschaffen.

Im Archiv gearbeitet. — Kehler sagt mir da: Hohenlohe ist Ministerpräsident — interimistisch. Der König hat ihn selbst als solchen eingeführt. Die Cabinetsordre ist seltsamer Weise von v. d. Heydt allein unterzeichnet. — „Es fragt sich, ob diese Ernennung nicht für die übrigen Minister eine Ueberraschung war."

Die reactionäre Partei hat also nun eine Stimme mehr im Ministerrath! Sie hat vier — und wenn der charakterlose Schleinitz mitstimmt, fünf Stimmen gegen die fünf von Auerswaldt, Patow, Schwerin, Bernuth und Pückler. Die Sache wird immer verwirrter.

In meiner Bekümmerniß Saucken aufgesucht gegen Abend, vergebens; er war nicht daheim.

13. März 1862.

Früh zur Bibliothek, Bücher zu holen. Unterwegs, auf dem Pariserplatz, hält mich der Prinz Wilhelm von Baden lange auf und fragt, was die

Auflösung im Lande für einen Eindruck gemacht hat? — Er selbst vermuthet einen schlechten — ergeht sich in großer Unzufriedenheit über die hiesigen Zustände.

Ich erwähne nämlich der Forderung, die von fast allen Seiten erhoben wird, daß eine namhafte Ernennung von Pairs stattfinde.

Der Prinz stutzt; nun! meint er, wenn man sich auf der einen Seite bemühte, mehr conservative Elemente in das Haus der Abgeordneten zu bringen und auf der anderen zugleich mehr liberale in das Herrenhaus: das wäre doch ein Widerspruch.

Ich: Und vielleicht wäre es doch das Mittel, im Ganzen auf eine richtige Mitte zu kommen.

Der Prinz weiß nicht, was er seinem Bruder, dem Großherzog, über die hiesigen Zustände sagen soll. Er fürchtet Preußens Stellung in Deutschland — und was zu Deutschlands Heil gereichen kann, ist wieder auf Jahrzehnte verloren! — Abends im Theater.

15. März.

Im Thiergarten Legationsrath Meyer; der sagt mir: Man ist nun dahin gekommen, wohin man nach meiner Meinung in der ersten Sitzung des Ministeriums kommen mußte: die beiden Fractionen des Ministeriums werden jede ihr besonderes Programm vorlegen, und der König soll dann wählen.

Ich: Und er wird sich natürlich für das reactionäre Programm entscheiden!

Meyer: Das doch nicht, er wird eine Vermittlung versuchen, auf die man nicht eingehen wird.

Ich: Dann treten die liberalen Minister aus, und v. d. Heydt und Consorten bleiben Herren des Feldes; in wenigen Monaten können wir vor einem Staatsstreich stehen.

Meyer: O nein! Den wird man doch nicht machen!

Ich: Man wird sich aber entweder dazu entschließen müssen, oder den Demokraten das Feld räumen. Denn daß die Wahlen sehr traurig ausfallen, ist nicht im Entferntesten zweifelhaft.

17. März.

Schönes Frühlingswetter. Kann Auerswaldt nicht sehen. Wehrenpfennig sagt mir im Flur des Staatsministeriums: Jetzt ist es entschieden, daß die liberalen Minister zurücktreten; übermorgen wird das neue Beamtenministerium fertig sein.

Der König ist heute eine Stunde bei R. Auerswaldt gewesen, ungemein freundlich und liebenswürdig, um den Bruch zu versüßen. Man trennt sich in sehr freundschaftlicher Meinung.

18. März.

Ziemlich früh aus. — Vergebens zu General Brandt und R. Auerswaldt. Im Archiv gearbeitet; Graf Reichenbach, Kehler's Gehülfe, sagt mir die Namen

der neuen Minister. — Das ist ein Ministerium, dessen Fäden v. d. Heydt ganz allein zu führen denkt.

Leider herrscht in Berlin große Erbitterung, die diesmal geradezu persönlich gegen den König gerichtet ist! — Die Dienstboten selbst sehen und hören auf dem Markte die unzweideutigsten Zeichen.

19. März.

Zu den Dingen, die das neue Ministerium vorhat, gehört eine Proclamation, die der König persönlich erlassen soll, um das Land zu solchen Wahlen aufzufordern, wie das gegenwärtige Ministerium sie braucht. Der König selbst hat die größte Lust zu einer solchen Proclamation.

In meinen Augen ist das ein sehr bedenkliches Beginnen; ein König muß nur dann persönlich zu seinem Volk sprechen, wenn er gewiß ist, gehört zu werden. In diesem Augenblick würde eine königliche Proclamation durchaus unbeachtet bleiben — und der König stünde alsdann da.

Den Abend zu Max Duncker.

Die Demokraten sind ihrer Sache, des Sieges bei den nächsten Wahlen, durchaus nicht gewiß. Sie sind sehr betroffen über die Ereignisse; den Sturz des liberalen Ministeriums herbeizuführen, war ganz und gar nicht ihre Absicht. Sie dachten, sie könnten die Minister immer weiter treiben auf der Bahn des Liberalismus. Da nun anstatt dessen Alles zusammenbricht, sehen sie keineswegs mit Zuversicht in die nächste Zukunft.

Natürlich wird die Regierung nun Alles aufbieten, um durch Maßregelungen der Wahlen Herr zu werden. Die Landräthe werden von ihrem Minister den Befehl erhalten, sich auf das Thätigste einzumischen und überall, wo die Sache zweifelhaft scheint, selber als Candidaten aufzutreten, in der Hoffnung, die Bauern werden nicht wagen, ihrem Landrath ins Angesicht gegen ihn zu stimmen.

Der Justizminister erläßt ein Circular an die Kreisrichter, worin er sie auf die Folgen aufmerksam macht, die es auf ihre Beförderung u. s. w. haben muß, wenn sie sich bei den Wahlen betheiligten. Dann bleiben die davon!

Ich: Gewiß nicht! — Da ganz allgemein die Ansicht verbreitet ist, daß dies Ministerium sich kaum einige Monate halten kann, achtet Niemand auf seine Drohungen, und sie werden gar nichts bewirken. Wenn der Justizminister ein solches Circular erläßt, hat er das Vergnügen, es wenige Tage später mit den angenehmsten Commentaren in allen Zeitungen zu lesen. Ueberhaupt gehen die Wogen der herrschenden Stimmung zu hoch, und für den Augenblick helfen alle solche Mittel nicht.

Max Duncker: In der Provinz Sachsen wird die Regierung ihren Zweck erreichen, vielleicht auch anderswo; — kurz, im günstigen Fall kann die Regierung, mit den Feudalen zusammen, ungefähr 80 Stimmen haben.

Dann kommt es darauf an, wie sie sich mit den Ultramontanen stellen; gewinnen sie die — dann ist das zwar immer noch keine Majorität — aber man kommt dann doch der Majorität näher. (NB. Es wären das 130 Stimmen von 352.)

Dann will v. d. Heydt den Zuschlag zu der Einkommensteuer u. s. w. fallen lassen und das Geld für die Armee auf andere Weise schaffen; damit bricht er dem Widerspruch die Zähne aus.

Die Junkerpartei fühlt sich hochbeglückt; mit freudestrahlenden Gesichtern gehen die Leute umher! Was jetzt geschieht, ist genau die Wiederholung des Manteuffel'schen Ministeriums. Das wird sich namentlich in Beziehung auf das Einzelne und auf Persönlichkeiten geltend machen. In dieser Beziehung müssen wir uns auf sehr schlimme Dinge gefaßt machen.

Auch ihn selbst (Max Duncker) werden sie nun versuchen, wegzubeißen, vom Kronprinzen zu entfernen, denn er ist ihnen natürlich in dieser Stellung ein Dorn im Auge.

Ich ermahne auszudauern.

Max Duncker: O! wohlfeil gebe ich es ihnen nicht! Ich werde mich tüchtig wehren.

Ich: Was sagt denn der Kronprinz zu den Dingen?

Max Duncker: Er sieht sehr schwarz!

20. März.

Vincke und Richthofen-Berzdorf sind vergeblich bei mir gewesen. Da der Letztere morgen abreist, suche ich ihn Abends auf. — Finde ihn sehr herabgestimmt. Auch sein Bruder schreibt aus Brechelshof, daß die Aufregung im Lande sehr groß ist. Er selbst glaubt nicht wieder gewählt zu werden.

Was mich überrascht, ist, seine Frau, mehr aber noch seine Schwiegermutter reactionär gesinnt zu finden! — Grollmann's Tochter und Wittwe!

22. März.

Ungemein kaltes Wetter. — Im Archiv gearbeitet. — Königs Geburtstag. — Die Königin gibt in dem Königspalais eine Soirée dem Tage zu Ehren, und auch ich bin dazu geladen.

Eine glänzende Versammlung finde ich da gegen 9 Uhr ($8^1/_2$ Uhr war die Einladung), the show is rich in ribandry and stars. Es waren die sämmtlichen Appartements geöffnet, auch die Säle jenseits des runden weißen Saals, wo meine Kenntniß des Locals bisher aufhörte.

Die alten Minister waren da (außer Auerswaldt und Patow) — und die neuen, Roon mit freudestrahlendem Antlitz — das diplomatische Corps natürlich nicht, wohl aber die Militärgesandten mehrerer Höfe; der dicke Adlerberg, General Hamilton und ein französischer Chef d'escadron der reitenden Artillerie, Vicomte de Laxitte — einen österreichischen Artilleriemajor nicht zu vergessen.

Nachdem Alles beisammen war, ging die ganze Gesellschaft durch den runden Saal in die für mich neue Welt: durch den geräumigen Ballsaal in einen langen Quersaal, der zum Theater eingerichtet war — und da ging es ganz erbärmlich zu. Zuerst wurde ein kleines deutsches Lustspiel von Weger (?) gegeben, „Der Arzt", unbedeutend und langweilig und dementsprechend ausgeführt. — Dann sang Mlle. Desirée Artôt eine unbedeutende Arie aus dem

„Domino noir“ von Auber; ich ertrug das so ziemlich, da ich glücklich zwischen meinem Freunde Vincke und dem Flügeladjutanten Kanitz saß.

Nun trat eine längere Pause ein, während welcher im runden Saal an einem inzwischen errichteten, hufeisenförmigen Buffet soupirt wurde. — Die Königin machte eine tournée im Ballsaal und sprach mit den Herren, die sich dort aufhielten — namentlich mit dem alten General v. d. Groeben — und dann auch mit dem Vicomte de Laxitte, der sich dazu merkwürdigerweise hinstellte, wie zu einer militärischen Meldung: gerade aufrecht, Absätze zusammen, die Arme gerade an den Seiten herunter; noch dazu trat er der Königin unerlaubt nahe. Dann sprach die Königin auch mit mir längere Zeit. Sie fragte, ob ich bis Ende des Winters hier bleibe, wobei sie zu verstehen gab, daß sie, wenn erst mehr Ruhe wird, ein eingehendes Gespräch mit mir zu haben wünscht.

Längeres Gespräch mit Oberniz, dem die Lage sehr bedenklich vorkommt; er fürchtet, daß die Wahlen sehr schlecht ausfallen werden, und fragt mich, was ich dazu denke; meint, es sei sehr unglücklich, daß man die Auflösung des Hauses so übereilt herbeigeführt habe, und zwar in einer Frage, die von der Masse kaum richtig verstanden werden kann, in der die Menge gegen die Regierung Partei nehmen wird.

Ich: Gewiß, so ist es! — Sie kennen unsere Bauern auch; Sie wissen, wie zähe die am Gelde hängen, und mit welchem tiefen Mißtrauen sie die höheren Stände betrachten. Die sagen jetzt, da man das Haus des Hagen'schen Antrags wegen auflöst: „Ach so! — ihr wollt nicht, daß man Euch auf die Schliche kommt!“ — und sind in sehr böser Stimmung. Wir bekommen ein schlechteres Haus, als das eben aufgelöste war; die Herren haben sich das zu leicht gedacht mit der Auflösung.

Oberniz: Ja wohl! — Sie haben immer dem König gesagt: „Das kostet Ew. Majestät nur ein Wort! — Sie brauchen nur ein Wort zu sagen!“ (NB. Um nämlich solche Wahlen zu erhalten, wie man sie haben will!)

Ich: Das war ein schlimmer Irrthum. Der Gegenstand meiner Sorge und meines Kummers ist, daß die Krone schwerlich aus diesem unseligen Conflict herauskommt, ohne von ihrem Glanz und von ihrer Macht bedeutend zu verlieren.

Oberniz stimmt dem bei!

Ich: Ich sehe nur ein Mittel, dem Unheil zu entgehen, das wäre eine energische, active Politik nach außen: rücken wir in Kurhessen ein, rücken wir in Schleswig-Holstein ein — dann kann das Haus dem Militärbudget seine Zustimmung nicht versagen; dann kann die Sache gehen!

Oberniz: Einen Augenblick hoffte der Kronprinz auf eine active Politik nach außen, aber jetzt hat er diese Hoffnung wieder verloren!

Ich: Wenn nichts geschieht, so haben wir im Juni nur noch die Wahl zwischen einem Staatsstreich und einem Rückzug, und trauen Sie den Herren einen Staatsstreich zu?

Oberniz (sehr entschieden): Nein!

23. März.

Abend zu Roon, wie ich das gestern mit ihm verabredet hatte — ich mußte mich aber in meiner heutigen Stimmung vermöge eines gewaltigen efforts dazu zwingen.

Roon fragte: Nun, was sagen Sie denn zu der allgemeinen Lage?

Ich: Hm! wir stehen jetzt am Anfang einer ernsten Krisis! — Die Lage ist ernst! — Sie sind keineswegs über die Schwierigkeiten hinaus; meine Nachrichten aus den Provinzen lauten vielmehr in Beziehung auf die Wahlen sehr trübe; die Aufregung ist groß im Lande — und was dabei besonders zu beachten ist: sie ist diesmal weit größer auf dem flachen Lande, unter den Bauern, als in den Städten. In Schlesien namentlich waren die letzten Wahlen verhältnißmäßig gut — die besten in der ganzen Monarchie; diesmal sendet auch Schlesien Ihnen fast lauter Demokraten!

Roon gesteht, daß er ähnliche Nachrichten auch aus anderer Quelle und aus anderen Theilen des Reiches habe; in einer gar seltsamen Aufregung fügt er dann hinzu: „Aber glauben Sie denn, daß ich das nicht vorhergesehen habe? — Darauf sind wir gefaßt!"

Ich: Die Aufregung ist größer, die Stimmung schlimmer, als ich sie mir zum Voraus gedacht hatte (NB. Das kann ich mit gutem Gewissen sagen, es ist buchstäblich wahr). — Was besonders unter den Bauern eine große Aufregung hervorgerufen hat, ist die Kreisordnung des Herrn von Kleist-Retzow!

Roon fährt leidenschaftlich auf. So ein bloßer Vorschlag eines Privatmannes — der noch lange kein Gesetz ist — der noch nicht einmal im Herrenhaus zur wirklichen Berathung gekommen ist!

Ich: Ja! mir brauchen Sie das Alles nicht zu sagen, aber wie wollen Sie der aufgeregten Masse deutlich machen, daß das gar nichts zu bedeuten hat?

Roon ergeht sich darüber, daß überhaupt die Ministerkrisis falsch beurtheilt werde; man sage, es habe im Innern des Ministeriums ein Zwiespalt der Meinungen stattgefunden — das sei nicht ganz richtig: mit dem König hätten sich die ausgetretenen Minister im Widerspruch befunden. Der Herr hat gewisse Ansichten, über die er nicht hinausgeht. — Denen konnten sich die Minister nicht fügen; wenn ich die Antecedentien des Herrn v. Patow oder Auerswaldt hätte, könnte ich das auch nicht. — Wenn aber nun die Wahlen schlecht ausfallen, kann doch nicht die Regierung den Degen wieder einstecken und sich zurückziehen.

Ich: So können wir uns also im Juni in einer Lage befinden, in der ein Staatsstreich unvermeidlich werden kann.

Roon: Ich bin auch dazu entschlossen.

Ich: Sind Sie nun auch aller Ihrer Collegen sicher, daß denen Entschluß und Muth nicht fehlen werden, wenn der entscheidende Augenblick da ist? — Sind Sie gewiß, daß auch bei unserem hohen Herrn der Entschluß nicht fehlen wird?

Roon (sehr bestimmt): Für meine Collegen stehe ich; die sind sämmtlich entschlossen!

Ich: Und der König?

Roon: Der König will! — Ob er wird, das ist freilich eine andere Sache!

Ich: Allerdings, wenn die Dinge wirklich und leibhaftig da sind, dann sind sie immer noch etwas ganz Anderes, als in der bloßen Vorstellung davon.

(NB. Dies ganze Gerede von einem Staatsstreich, zu dem man entschlossen sein will, ist reine Bangemacherei; die Leute wissen recht gut, daß sie den König dazu nicht bringen, und haben am Ende selber das Zeug nicht dazu. Mir scheint, dies Gerede ist nur darauf berechnet, unter die Leute zu kommen, damit die Wahlmänner in der Angst vor dem Staatsstreich „conservative" Abgeordnete wählen.)

Ich: Es wäre gewiß sehr erwünscht, wenn man um die Nothwendigkeit eines Staatsstreiches herum kommen könnte. Es ist dies auch aus anderen Gründen sehr wünschenswerth. Die Lage von Europa ist von der Art, daß jede Krisis, jede revolutionäre Erschütterung, gleichviel, von wo sie ausgeht, durch den ganzen Welttheil vibrirt. Eine solche Erschütterung ist nahe. Sollte sie wider Erwarten nicht schon in diesem Jahre aus dem Süden kommen, so kommt sie 1863 um so gewisser aus dem slawischen Osten. In Rußland stehen die Dinge sehr bedenklich!

Roon: Ja, es scheint da sehr schlimm zu stehen!

Ich: Das Mindeste, was geschehen kann, ist, daß Rußland durch die Zustände in seinem Innern auf das Vollständigste gelähmt wird und aller seiner Kräfte bedarf, um die gesellschaftlichen Verhältnisse nur überhaupt zusammenzuhalten — und diesen Moment werden sich die Polen gewiß nicht entgehen lassen!

Es ist also aus vielen Gründen wünschenswerth, um den Staatsstreich herumzukommen, und dazu sehe ich nur Einen Weg: eine energische, active Politik nach außen. Sofortigen Krieg mit Dänemark! — Alles dreht sich nach wie vor um das Militärbudget — das Andere kann warten; ist nur zur Zeit, wo das neue Haus der Abgeordneten zusammentritt, der Krieg mit Dänemark in vollem Zuge, dann kann das Haus der Abgeordneten das Militärbudget nicht ablehnen. Und wenn Sie dann später namhafte Erfolge aufzuweisen haben, die im Interesse Preußens und des gesammten Deutschlands erfochten sind, so können Sie im kommenden Winter das neue Haus wieder auflösen, und dann allerdings mit der Aussicht auf bessere Wahlen. So ist meine Rechnung!

Roon: Die Rechnung ist ganz richtig! — Das wird auch geschehen! — Es kommt nur darauf an, die linke Flanke zu sichern!

Ich: Ich bin überzeugt, daß für die linke Flanke gar nichts zu besorgen ist. Napoleon wird uns gewähren lassen, weil er nicht zwei Feinde zugleich haben will!

Roon: Er wird sich nicht einmischen aus demselben Grunde, aus dem er den Frieden von Villafranca geschlossen hat.

Ich stimmte lebhaft ein und besorge dennoch, dieser schönen Redensarten ungeachtet, daß die Besorgniß der linken Flanke wegen es nicht wird zum Krieg kommen lassen.

Ich: Noch dazu ist der Krieg mit Dänemark ein Krieg, bei dem wir gar nichts wagen.

Roon: Die Dänen sind keine zu verachtenden Feinde!

Ich: Das mag sein — aber es ist ein Krieg, in dem selbst ein theilweises Mißlingen uns nicht wesentlich schadet. Selbst nach einem unglücklichen Gefecht ist ein eigentlicher Rückschlag nicht zu befürchten, dazu reichen die Kräfte der Dänen unter allen Bedingungen nicht aus.

Roon meint, ein Krieg sei selbst im Interesse der Armee durchaus nothwendig — schon um ihr Ansehen zu heben. (NB. Es sieht einigermaßen so aus, als sollte sie dann umsomehr im Innern imponiren!)

Ich: Er ist wünschenswerth selbst als Vorschule für die größeren Kämpfe mit Frankreich, die uns jedenfalls bevorstehen.

Roon spricht beinahe empfindlich in dem Sinne, als ob die Armee einer solchen Vorschule nicht bedürfe; er sei überzeugt, die Armee sei eine sehr gute und — „wenn man nur den Zopf hinausbringen könnte" — einer jeden gewachsen. — (NB. Es ist also doch ein „Wenn" dabei; von dem Zopf würde uns eben die kriegerische Vorschule bei Zeiten befreien!)

Ich: Gewiß! — Aber als erfahrener Soldat werden Sie zugeben, daß es einen sehr großen Unterschied macht, ob eine Truppe nie im Feuer gewesen ist — oder ob sie einmal im Feuer gewesen ist, und wenn es auch nur in einem unbedeutenden Gefecht gewesen sein sollte. Das scheint mir um so wichtiger, da wir wohl in den Fall kommen können, schon in den ersten Tagen eines Krieges mit Frankreich die Festung, die uns bei Trier fehlt, durch eine Schlacht zu ersetzen.

Roon: Napoleon greift uns nicht am Rhein an; er geht an den Oberrhein und nimmt das südliche Deutschland.

Ich: Da wird seine strategische Lage aber eine sehr ungünstige; seine Operationslinie ist dann fortwährend überflügelt.

Das gibt Roon zu und bleibt doch bei seiner Meinung. (NB. Napoleon geht nicht eher an den Oberrhein, als bis er uns über den Niederrhein zurückgeworfen und durch eine Niederlage die Mittel gewonnen hat zu einem retour offensif auf dem linken Rheinufer. Eher ist ja auch an einen Abfall der süddeutschen Fürsten nicht zu denken.)

Ueber das Gähnen.

Eine phylogenetische Hypothese.

Von

W. Henke.

Vom Gähnen will ich reden, weil ich es trotzdem, daß es der Ausdruck der Langenweile ist, für einen Vorgang halte, über den sich einige nicht uninteressante Betrachtungen anstellen lassen. Das Gähnen gehört zu den mimischen Bewegungen, weil es pantomimisch (nur im äußersten Falle auch „mit einem hörbaren Ruck") eine aus geistigen und körperlichen Motiven, Müdigkeit und mangelhafter Unterhaltung, gemischte unbehagliche Stimmung zum Ausdruck bringt. Man kann es seiner Entstehung und seinem Verlaufe nach auch zu den Reflexbewegungen rechnen, insofern es aus inneren oder äußeren Gründen, aber unwillkürlich entsteht, durch Wirkung eines inneren oder äußeren Reizes zu Stande kommt, ohne daß ein Eindruck des Reizes deutlich empfunden oder die Erfüllung einer Willensabsicht mit ihm angestrebt wird; doch mischt sich immerhin auch etwas wie eine unbefriedigte Empfindung in die Stimmung, die ihm vorhergeht, und eine Art von Befriedigung tritt ein, wenn es ausgeführt ist. Es schließt sich in beiden Beziehungen einer Gruppe von ähnlichen Bewegungen, wie Lachen, Weinen und Seufzen an, welche ebenfalls Stimmungen zum Ausdrucke bringen, die aus inneren und äußeren Gründen entstehen und wie Reize auf Organe wirken, welche, ohne daß wir es wollen, Bewegungen zu Stande bringen. Sie haben alle mehr oder weniger keinen Zweck, stellen sich aber auch alle mehr oder weniger als Variationen einer gewöhnlicheren Bewegung dar, die einen hat, nämlich der Bewegung des Athmens. Denn sie äußern sich alle hauptsächlich in einem modificirten Rhythmus des Athmens. Das Seufzen am ausschließlichsten; die anderen mit allerlei Veränderung der Gesichtszüge u. dergl. begleitet.

Ich will Einiges vom Seufzen vorausschicken, was schon bisher darüber gesagt ist, um daran anzuknüpfen, was ich vom Gähnen sagen will; aber nicht, was Lessing und Andere, anknüpfend an Laokoon und Tragödie, darüber gesagt haben, sondern nur, was ein großer Meister meines Faches, was Henle

unter einem anatomisch-physiologischen Gesichtspunkte bereits darüber gesagt hat[1]). Er beschreibt den dunkeln Drang, der zum Seufzen führt, in der Art, wie er subjectiv empfunden wird, als „erstens ein kaum Schmerz zu nennendes Gefühl von Wundsein hinter dem Brustbein, und zweitens eine widrige Hemmung, welche sich der Inspirationsbewegung entgegensetzt," und er versucht nun diese Empfindung rein physiologisch auf eine objective Ursache zurückzuführen, indem er annimmt, daß die unbehaglichen Stimmungen, welche die erste Ursache des Seufzens sind, zunächst die organischen Muskeln der Luftröhrenzweige dazu anregen, dem gewöhnlichen Einathmen ein ungewöhnliches Hinderniß entgegenzusetzen, und daß nun die Nothwendigkeit eintritt, zum Zwecke des gewöhnlichen Athmens eine ungewöhnliche Anstrengung zu machen. Nothwendigkeit und Anstrengung werden empfunden und willkürlich gesteigert, und so entsteht schließlich ein Gefühl von gelungener Abhülfe. „Gelingt es den äußeren Muskeln, den Widerstand der inneren zu brechen, so fühlt sich die gepreßte Brust erleichtert." Wenn nicht, nicht, und dies führt dann zu einem Stillstand im Seufzen. Also auch das Seufzen hat eigentlich keinen Zweck, insofern als die Seelenleiden oder beklommenen Stimmungen, die es veranlassen[2]), nicht dadurch geheilt oder gehoben werden, aber es ist doch von einem körperlich unbehaglichen Gefühle, einer Beschwerde auf der Brust, einer Behinderung des Athmens begleitet, die auf einer Störung desselben durch die innere unbehagliche Stimmung beruhte, und dieses Gefühl wird dann durch den erfolgten Seufzer beseitigt, diese Beschwerde wird erleichtert oder gehoben, und so resultirt auch eine innere Befriedigung.

Versuchen wir eine ähnliche Betrachtung auch auf das Gähnen anzuwenden, so fehlt es nicht ganz an einem Anhaltspunkte dafür. Denn es hat zwar der Hauptsache nach auch eigentlich keinen Zweck. Es ist nicht abzusehen, wie Müdigkeit, Schlafbedürfniß und besonders Langeweile, die erfahrungsmäßig die Veranlassung zum Gähnen bilden, durch dasselbe gehoben, befriedigt oder beseitigt werden sollten, und sie werden es in der That nicht. Aber der Vorgang ist auch mit einem unbestimmten körperlichen Gefühl von Unbehagen begleitet, das eine Erleichterung zu fordern scheint und durch ein kräftiges Gähnen in der That eine Art Lösung oder Befriedigung erfährt. Es ist freilich nicht wohl einzusehen, wie es durch Müdigkeit oder Langeweile entstehen soll; eher noch, wie es durch weites Aufreißen des Mundes und Einathmen vergehen kann. Während sich aber beim Seufzen, nach Henle's Beschreibung, „das Leiden hauptsächlich auf die Brust concentrirt," hat das unbehagliche Gefühl, welches das Gähnen begleitet, seinen scheinbaren oder wirklichen Sitz im Grunde der Vertiefung hinter dem Unterkiefer, welche sich vom Ohr an den Hals hinabzieht. Hier glaubt man, nicht äußerlich, sondern innen im Schlund,

[1]) Naturgeschichte des Seufzers. Anthropologische Vorträge. Erstes Heft. 1876. Der Kern dieser Ausführung findet sich schon viel früher in einem Aufsatze über Tonus, Krampf und Lähmung der Bronchien. Zeitschrift für rationelle Medicin. Erster Band. Zürich 1842.

[2]) Von solchen Beklemmungen, wie Verlegenheit u. dgl. spricht Henle besonders als Veranlassungen des Seufzens, und in der That auch sie bewirken besonders jenes Gefühl von Athembehinderung, das er beschreibt.

etwa da, wo man auch bei Erkrankung der Mandeln Druck oder Schmerz fühlt, eine Art von unbequemer Spannung zu empfinden, wenn man anfängt zu gähnen, und noch deutlicher eine Art Erleichterung dieser Spannung oder Erfrischung, wenn man tüchtig gegähnt hat. Also hier ist auch zugleich mit der Ermüdung oder Langenweile eine gewisse rein körperliche Unbehaglichkeit vorhanden gewesen, die eine Art Abhülfe erfordert, und diese ist geleistet. Das letztere ist auch allenfalls begreiflich, wenn man sich vorstellt, daß da hinten im Halse irgend etwas irgendwie gespannt oder gedrückt hat, und wenn nun die Gegend, wo es sitzt, durch das weite Aufreißen des Mundes und gleichzeitiges tiefes Einathmen einmal recht ausgedehnt und durchgelüftet worden ist. Aber es fehlt an einem plausibeln Grunde dafür, wie dies Gefühl durch Müdigkeit oder Langeweile zu Stande kommen kann, ebenso wie der Krampf der Bronchien, der nach Henle das Bedürfniß zum Seufzen einleitet, durch gewisse Stimmungen entstanden sein soll, und ich muß bei dieser Gelegenheit nachträglich gestehen, daß mir auch dies nicht gerade bewiesen zu sein scheint.

Hier möchte ich nun mit dem Versuche anknüpfen, diese und ähnliche Vorgänge, bei welchen sich geistige und körperliche Gefühle, Zustände, Einflüsse mit einander verbinden, zusammenwirken, sympathetisch ineinandergreifen, auf noch viel entlegenere Ursachen zurückzuführen, als die, welche sich rein physiologisch aus Functionen der Organe im fertigen lebenden Körper ergeben, auf Zusammenhänge, die zwischen solchen Organen und ihren Functionen in früheren Zuständen des lebenden Körpers vor der Geburt, oder noch weiter zurück, im Leben der niederen Organismen, von denen nach der Descendenztheorie die höheren abstammen sollen, bestanden haben, natürlich mit dem Bewußtsein, daß ich die Sache damit auf ein sehr hypothetisches Gebiet hinüberspiele, wo von exacten Beweisen dessen, was ich mir vorstelle, keine Rede sein kann. Aber auf mehr als den Rang von Hypothesen können ja alle Versuche, derartige Bewegungen, die wir im engeren Sinne mimische nennen, zu erklären, bis jetzt keinen Anspruch machen, und es ist auch nicht neu, phylogenetische Betrachtungen dazu heranzuziehen, da es Darwin selbst bereits gethan hat.

In der Gegend da so oben am Halse, unter dem Ohr oder wo inwendig der Weg aus dem Mund in den Schlund hinabführt, haben wir Menschen überhaupt kein Organ von hervorragender Bedeutung, weder außen noch innen, keines, dessen Zustände und Bewegungen eine besonders ins Gewicht fallende Rolle gegenüber unseren Stimmungen oder zum Zwecke unseres Wohlbefindens spielen könnte. Aber es gibt Thiere und hat sie namentlich nach der Descendenztheorie unter denen gegeben, von welchen die sog. höheren oder menschenähnlichen und von welchen endlich auch der Mensch abstammen soll (in der sog. Ahnenreihe), welche an dieser Stelle des Körpers sehr wichtige Organe und zwar Organe der Athmung haben, was bei uns die Lungen sind. Unter den lebenden Thierformen sind es bekanntlich vor allen die Fische, bei welchen sich hier, wo hinter dem Unterkiefer bei uns der Hals anfängt, Spalten finden, die hier ins Innere, in den Schlund hineinführen, und am Rande dieser Spalten liegen bei ihnen die Kiemen, die Organe, durch die sie athmen,

d. h. Sauerstoff in ihr Blut aufnehmen, Kohlensäure von demselben ausscheiden, aber nicht wie wir es in den Lungen thun, von der Luft und an die Luft, die in die Lungen eindringt, sondern von dem Wasser und an das Wasser, von welchem die Ränder dieser Spaltöffnungen bei ihnen bespült werden, wenn sie im Wasser schwimmen, vielleicht auch immer Wasser durch diese Spalten hineinschlucken und wieder ausspeien. Natürlich gehören dazu weiter allerlei Hülfsorgane, um mit diesen Athmungsorganen, man kann sagen, nach Wasser zu schnappen, wie wir mit den unseren nach Luft; und das Spiel dieser Organe wird, wie bei uns, darin bestehen, daß sich das Bedürfniß der Athmung als Reiz oder Empfindung irgendwie durch Nerven bemerklich macht und daß in Folge davon, mit oder ohne willkürliche Mitwirkung, die Bewegungen des Athmens in regelmäßigen Gang gesetzt werden. Alles das gibt es natürlich bei uns und allen Thieren, die durch Lungen und Luft athmen, nicht, weil wir keine Kiemen haben.

Aber gehabt haben wir die Anlage zu dieser ganzen Einrichtung, wie sie die Fische haben und zum Athmen brauchen, auch einmal, obgleich wir sie niemals fertig haben und brauchen, und auch unsere Vorfahren, die unseres Gleichen waren, sie niemals fertig gehabt und gebraucht haben. Wir haben dennoch die Anlage dazu gehabt in unserem Leben vor der Geburt, bei der Entwicklung im Mutterleibe. Da zeigt der Keim des künftigen Vogels im Ei, des noch ungeborenen Säugethieres oder Menschen eben da hinten an der Seite des Schlundes wenigstens die Andeutung derselben Spalten und Ränder, an denen sich bei den Fischen die Kiemen bilden, und man nennt sie deshalb auch in der Entwicklungsgeschichte der Vögel, Säugethiere, Menschen Kiemenspalten, obgleich niemals Kiemen an ihnen wachsen. Dies ist ja nun bekanntlich eines der größten Beispiele von der Analogie in der Entwicklung der im fertigen Zustande verschiedensten Thierformen, aus welcher die Hypothese der Descendenztheorie abgeleitet ist, die Annahme, daß diese verschiedenen Formen im Laufe sehr langer Zeiten aus einander oder aus gemeinsamen Vorfahren entstanden sind und abstammen. Denn, so nimmt diese Hypothese oder Theorie an, wenn sich in endlosen Reihen der Fortpflanzung die Nachkommen allmählich verändert haben und dadurch verschieden geworden sind, so kehren doch in der fortgesetzten Entwicklung neuer Nachkommen noch immer die Spuren von Organen wieder, die bei früheren Vorfahren eine wesentliche Rolle gespielt haben, auch wenn sie hernach nicht mehr fertig ausgebildet werden. Und darum haben wir im Mutterleibe noch die Anlage zur Bildung von Kiemen, weil unter unseren Vorfahren Thiere waren, die wie die Fische Kiemen hatten, um damit zu athmen.

Was wird nun aus dieser Anlage, wenn es zur fertigen Ausbildung der Organe, welche ihre Vollendung darstellen würden, nicht kommt, weil das fertige Wesen, das die Anlage noch gehabt hat, sie nicht braucht? Entweder verschwinden sie spurlos im weiteren Verlauf der Entwicklung desselben. Oder es kann auch etwas Anderes aus ihnen werden, als das, worauf sie in ihrem ersten Auftreten angelegt zu sein schienen. Ein Beispiel dieser Art geben die Lungen der höheren Thiere, die aus einer Anlage entstehen, die schon bei

niederen Thieren vorhanden war, die niemals Lungen haben, und aus der bei den Fischen etwas Anderes wird, die sogenannte Schwimmblase im Innern ihres Körpers, die ihnen durch Aufnahme von Luft das Aufsteigen im Wasser, in dem sie schwimmen, erleichtert. Oder aber es wird aus einer solchen Anlage zwar überhaupt nicht viel, es bleibt jedoch ein Rest von ihr auch in einem Thier- oder menschlichen Körper dauernd übrig, der dann freilich so zu sagen ein ziemlich überflüssiges Stück seiner bleibenden Organisation darstellt. Man nennt dergleichen Bildungen rudimentäre Organe, und sie sind also besonders anschauliche Beispiele der Art, wie sich die Entwicklung eines Organismus im Laufe der Fortpflanzung von Generation zu Generation noch in einzelnen Zügen auch als eine Wiederholung der Entwicklung verschiedener Formen von Thieren auseinander darstellt, die nach der Descendenztheorie vorhergegangen sein sollen. Es bleibt auch etwas von dem in der fertigen Form hängen, was in ihr keine Bedeutung mehr hat, aber für die Entwicklung ihrer vorweltlichen Vorfahren gehabt hat.

Sollten nun solche „rudimentären Organe" gar keine Function mehr haben? Dann dürften wir sie auch eigentlich nicht mehr Organe nennen. Denn zum Begriffe eines Organs gehört eigentlich auch eine Function, zu deren Ausübung es eben das Organ ist. Und wenn dieselbe auch im fertigen Zustande eines Organismus keine irgend bedeutende Rolle mehr spielt, weder zur Erhaltung seines Bestandes, seiner Ernährung, wie Magen, Herz und Lunge, noch zur Vermittlung von Eindrücken, die dem Bewußtsein zukommen, oder Absichten, die der Wille anstrebt, welche in ihm ihren Sitz haben, so kann sich doch am Ende, sollte man denken, auch so ein rudimentäres Anhängsel seiner Organisation noch den Scherz erlauben, daß irgend etwas in ihm geschieht, was sich als anspruchsloser Beitrag an dem Umsatz der Bestandtheile des Ganzen betheiligt, oder als Variation in das Spiel der Gefühle des lebenden Wesens, dem es angehört, oder seiner Lebensäußerungen mischt. Das wäre dann, kann man sagen, eine rudimentäre Function. Ich habe es mit Absicht einen Scherz genannt, den sich das rudimentäre Organ erlaubt, wenn es noch so eine Art von Function hat, die eigentlich für das Leben des Gesammtorganismus, dem es angehört, und im Zusammenhange der Erfüllung der Zwecke, zu deren Erfüllung die wesentlichen Organe desselben dienen, eigentlich wie wir sehen, ganz überflüssig ist. Die Natur erlaubt sich gleichsam diesen Scherz, wenn im Laufe der Entwicklung eines lebenden Wesens vor seiner Geburt und selbst vor der Entstehung des Ersten seines Gleichen Organanlagen entstanden sind, für die es in seinem fertigen Zustande keine Verwendung hat, daß dieselben als eine Erinnerung an die Vorfahren, als ein historischer alter Hausrath pietätvoll beibehalten werden und sich auch in der jüngeren Gegenwart noch irgendwie bemerklich machen dürfen. Nützt es nichts, so schadet es auch nichts und dient am Ende noch zu einer gewissen Abwechselung im gewöhnlichen Gleichmaße des Ganges der Hauptlebenserscheinungen.

So will ich nun die Frage weiter stellen: was für rudimentäre Organe und Functionen derselben können etwa bei Mensch und Thier, die keine

Kiemen haben, von der Anlage der Kiemenbogen und Kiemenspalten, die sie in ihrer Entwicklung alle gehabt haben, übrig bleiben? Kiemen werden nicht daraus, Spalten bleiben nicht offen, welche in dieser Gegend, wenn sie sich erhielten, auch ohne Kiemen an ihren Rändern, noch von der Oberfläche hinter dem Unterkiefer in den Schlund hineinführen würden (nur ausnahmsweise kommen Spuren derselben vor). Was aber wohl mehr oder weniger übrig bleiben wird, das sind gewisse Anhangsorgane der Kiemen und der Kiemenspalten, insbesondere Nerven. Nerven laufen seitwärts am Halse vom Kopf herunter, die im fertigen Zustande beim Menschen und bei höheren Thieren zur Brust und Bauch, besonders in der Brust zu den Lungen hinabgehen und der Regulirung der Athembewegungen dienen. Wenn im Embryo sich noch Kiemenbogen und Kiemenspalten bilden, so steht ein Theil dieser Nerven in Verbindungen mit ihnen[1]). Man kann sich leicht ungefähr vorstellen, was dieselben für Functionen haben werden oder würden, wenn an den Rändern der Kiemenspalten Kiemen zur Entwicklung kommen oder kämen. Sie würden auch der Regulirung der Athembewegung dienen, wenn dieselbe eben an den Kiemen stattfände. Denn Bewegungen werden an ihnen zum Zweck der Athmung stattfinden, und sie werden wohl auch regelmäßig erfolgen auf die Einwirkung von Reizen hin, welche durch das Bedürfniß der Athmung, d. h. durch den Mangel an Sauerstoff und dem Ueberfluß der Kohlensäure, im Blut ausgeübt werden. Diese Reize müssen zunächst auf Nerven wirken, und Nerven bewirken dann wieder die nöthigen Bewegungen, welche dem Bedürfniß abhelfen. Das ist so bei der Regulirung unseres Athmens mit Lungen und wird ähnlich so geschehen bei der durch Kiemen, und dazu werden namentlich die Nerven helfen, welche mit den Kiemenspalten zusammenhängen, und das wäre also ihre Function. Wenn sie sich nun auch da an der Anlage der Kiemenspalten bilden, und es entstehen nachher keine Kiemen, deren Function als Organe der Athmung von ihnen regulirt werden könnten; wenn sie dann aber doch als Anhänge der Nerven, die vom Halse zu den Lungen herabverlaufen, übrig bleiben und doch auch noch eine Function haben sollen, so können wir uns vorstellen, daß irgend welche Reize auch dann noch erregend auf sie einwirken und irgend welche Bewegungen von ihnen angeregt werden, und dies könnte etwa das Bedürfnißgefühl sein, welches das Gähnen einleitet und die Bewegungen des Gähnens mit dem Gefühl des befriedigten Bedürfnisses, das ihm folgt.

Also meine Hypothese käme, kurz gesagt, darauf hinaus, daß das Gähnen die rudimentäre Function rudimentärer Organe ist, welche, wenn sie vollkommen ausgebildet wären, die Function hätten, die Athmung durch die Kiemen zu reguliren; oder noch kürzer gesagt: daß das Gähnen selbst der Rest der Vorgänge in den Nerven ist, welche die Athmung durch Kiemen bei den Thieren, die eine solche haben, reguliren. Es entsteht nun die weitere Frage, wie man sich etwa vorstellen kann, daß diese rudimentäre Function rudimentärer Organe

[1]) Von Froriep unter dem Namen „Anlagen von Sinnesorganen" bei Säugethierembryonen beschrieben. Archiv für Anatomie 1885.

beim Menschen, der keine Kiemen hat und also auch keine Regulirung der Athmung durch dieselben, dazu kommt, als Ausdruck von Müdigkeit und Langerweile fortzubestehen. Von dem Einfluß der Langenweile können wir wohl annehmen, daß er nur ein indirecter ist, insofern Langeweile zu Müdigkeit führt, ebenso wie geistige Anregung den Eintritt derselben verhindert oder wieder aufhebt. Also es bliebe einfach Abspannung und Schlafbedürfniß als der Zustand im Körper übrig, von dem wir annehmen können, daß er das Bedürfniß des Gähnens hervorruft, ebenso wie der Mangel an Wasser im Blut das des Trinkens, oder der des Sauerstoffes und Ueberschuß der Kohlensäure im Blut das des Athmens. Dies hat ja nun eigentlich keinen Sinn, da das Gähnen die Erfrischung, die uns der Schlaf gewähren sollte, nicht ersetzen kann. Hätten wir Kiemen, um mit diesen wie die Fische auch noch zu athmen wie durch die Lungen, die wir zu diesem Zwecke haben, so könnte man sich allenfalls vorstellen, daß die dadurch verstärkte Athmung uns eine gewisse Erfrischung gewähren, oder unserer Ermüdung etwas aufhelfen würde. Wir können uns denken, daß sich eine Art von Gefühl, wie es im Halse entstehen würde, wenn wir Kiemen hätten, und wenn sich das Bedürfniß geltend machte, durch dieselben zu athmen, nun durch Vermittlung der Nerven, in denen es entstehen würde, auch bei uns noch entwickelt und bemerklich macht, obgleich es zu einer Befriedigung des Bedürfnisses, worauf es hindeuten würde, bei uns keine Möglichkeit mehr gibt. Oder, um es noch in einer fortgesetzten Hypothese zum Ausdrucke zu bringen, wir denken uns gleichsam, der Mensch hätte noch eine dunkle Ahnung davon, daß es eine erfrischende, ermunternde Wirkung von außen auf sein gesammtes körperliches Befinden geben müsse, wenn er da hinten im Halse die Kiemenspalten noch hätte, die seine sehr entfernten Vorfahren gehabt haben, und wenn er da frisches Wasser hereinlassen könnte; und diese Ahnung würde in ihm lebendig, wenn ihn aus Müdigkeit das Bedürfniß nach noch irgend einer Art von solcher Erfrischung, die ihm auch den Schlaf ersetzen könnte, anwandelt. Und wenn nun endlich dadurch der Antrieb entstände, die Klappe der Kiemenspalten aufzuziehen, zu welcher der Strick, um sie zu öffnen, in den Nerven, wenn auch nur als unwirksamer Rest, noch vorhanden ist, so träte die Bewegung des Gähnens ein, welche die Gegend im Halse, wo die Kiemenspalten, wenn sie da wären, lägen, auseinander zerrt und die Luft hereinläßt, freilich nicht durch die Spalte, die nicht mehr da ist, aber dafür durch den weit geöffneten Mund; und wenn die Luft nun zugleich stark eingezogen würde, wie es ja beim Gähnen auch geschieht, lebte auch noch ein Rest des Gefühls der Befriedigung wie beim Kiemenathmen auf.

Das ist nun wohl zusammen beieinander ein starkes Stück Hypothese auf einen Hieb; aber gerade die letzten etwas weit in die dunkelste Vorzeit hinein und zurückgreifenden Betrachtungen sind doch nicht so neu und überraschend. Die Vorstellung, daß Reste sehr weit zurückliegender körperlicher Organisation und damit verbundener Lebensäußerungen als dunkle Gefühle und zwecklose Bewegungen, gleichsam „Versuche mit unzureichenden Mitteln", wie die Juristen sagen, noch beständig in die Vorgänge des gegenwärtigen körper-

lichen und geistigen Lebens hineinspielen, wird wohl besonders auf dem Gebiete der Mitteldinge zwischen bewußten und unbewußten Wechselwirkungen geistiger und körperlicher Zustände, insbesondere zwischen willkürlichen und unwillkürlichen Bewegungen[1]) nicht entbehrt werden können und sich besonders in der Anwendung auf die im engeren Sinne mimischen Bewegungen, die geistigen Ausdruck vermitteln, ohne direct durch geistige Leitung vermittelt zu sein, fruchtbar erweisen. In diesem Zusammenhange habe ich sie bereits in meinem Vortrage über den Gesichtsausdruck[2]) entwickelt und speciell auf die mimischen Bewegungen der Stirn und Augenbrauen angewendet, auch die hier weiter ausgeführte Hypothese über das Gähnen bereits flüchtig skizzirt und als Parallele herangezogen. Was mich zu dieser ausführlichen Darstellung derselben ermuthigt, ist einmal die ganz besonders auffallende Eigenschaft des Gähnens als einer an sich so zwecklosen und doch so lebhaft sich aufdrängenden Bewegung, die sie vor anderen ähnlichen Vorgängen auszeichnet, andrerseits der Umstand, daß sie sich in einer Körpergegend abspielt und bemerklich macht, wo so bedeutende Organanlagen in der Entwicklung vorhanden gewesen, aber verschwunden sind. Und am Ende ist dies alles nur eine Weiterführung des Grundgedankens von Darwin's Buch „Ueber den Ausdruck der Bewegungen", der sie auf eine Vorgeschichte in der Entwicklung der Organismen nach seiner Descendenztheorie zurückführen will, verbunden mit der Hypothese von Hering über die Erinnerung als eine allgemeine bleibende Eigenschaft der organischen Substanz oder der lebenden Wesen überhaupt. Darwin sagt selbst, daß er diese Ansicht von dem Grund der physiognomischen Erscheinungen früher gehabt habe, als die von der Abstammung der Thiere und des Menschen, und daß er von jener erst auf diese gekommen sei. Vielleicht erklärt es sich gerade daraus, daß die Durchführung der ersteren im Einzelnen bei ihm magerer ausgefallen ist, als wenn er die letztere schon fertig hätte zu Grunde legen können. Hering läßt nicht nur die Keime zu der körperlichen Bildung der lebenden Wesen, sondern auch einen gewissen Bestand ihres geistigen Lebens in beständiger Fortpflanzung und Entwicklung ohne Ende von ihren Vorfahren abstammen. Wie man sich auch die Gebundenheit des körperlichen und geistigen Lebens aneinander vorstellen mag, jedenfalls kennen wir sie nicht in unverbundenem Zustande, und wenn der Leib nur immer „ex ovo", d. h. von Geschlecht zu Geschlecht, immer nur durch Fortpflanzung und Fortentwicklung, niemals „ex novo", d. h. wieder aus Nichts entsteht, so müssen wir uns denken, daß auch der Geist immer als eine weiter entwickelte, immer vererbte Fortpflanzung von dem der Vorfahren abgeleitet ist, niemals erst ganz von Neuem dem Leibe, den er bewohnt, eingeblasen wird.

[1]) Vergl. meinen Aufsatz darüber Deutsche Rundschau, 1891, Bd. LXVI, S. 414 und Bd. LXVII, S. 33.

[2]) Vorträge über Plastik, Mimik und Drama. Rostock 1892.

Ein Staatsmann der alten Schule.

Aus dem Leben des mecklenburgischen Ministers Leopold von Plessen.

Nach Staatsacten und Correspondenzen
von
Ludwig von Hirschfeld.

VII.

Von allen deutschen Höfen nahmen die beiden mecklenburgischen vielleicht die freieste und unbefangenste Stellung zu den Wiener Verhandlungen ein. Ihrem Bevollmächtigten war daher eine bestimmte Marschroute nicht vorgezeichnet. Die Schweriner Instruction, welche Plessen unter dem 27. October 1819 zugefertigt war, ging im Wesentlichen dahin, die Beschlüsse ad referendum zu nehmen. Nur hinsichtlich der Interpretation des Art. 13 war auf die Wahrung des monarchischen Princips im Rahmen des Bundesvereins hingewiesen und zugleich ausdrücklich erklärt, daß die „auf Grundverträgen und Rechten beruhende landständische Verfassung Mecklenburgs wohl Verbesserungen und Reformen auch auf einem verfassungsmäßigen Wege der Revision erhalten, aber nicht der Bestand derselben eine Abänderung von Bundeswegen zu gewärtigen haben könne."

Auf Grund dieser Instruction, sodann aber auch, weil er selbst ganz auf dem Boden des altständischen Princips stand, suchte Plessen in den Commissionsberathungen über den Art. 13 der Bundesacte den Begriff einer corporativen Landesvertretung noch bestimmter zum Ausdruck zu bringen. Natürlich stieß er dabei auf den Widerstand derjenigen Bevollmächtigten, in deren Staaten das ständische Princip aufgegeben und eine Repräsentativverfassung bereits eingeführt war. So blieb denn auch in den Anträgen, welche die Commission in der siebenten Sitzung vom 19. December dem Plenum vorlegte, jedwede Erläuterung über das Wesen der von den Souveränen zu gewährenden Verfassungen fort. Die Anträge beschränkten sich darauf, die Rechte der Monarchen zu wahren und die Verpflichtung zu betonen, daß deren Leistungen für den Bund von einem ständischen Bewilligungsrecht nicht abhängig gemacht werden könnten. In dieser milden Form hatten sie die Wünsche der reactionären

Minister Berstett und Marschall keineswegs befriedigt. Ersterer hatte gehofft, man werde den Bund mit der Berechtigung ausstatten, die Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen in den Einzelstaaten aufzugeben, sobald die Ruhe in Deutschland dadurch gefährdet sei. Diese Oeffentlichkeit war dem Großherzog von Baden ein Dorn im Auge, und Berstett angewiesen, in Wien auf jede Weise dahin zu wirken, daß sie wenigstens für die Dauer des Preßgesetzes in seinem Lande suspendirt werden könne. Die Zustimmung Bayerns zu dieser Maßregel war schon deshalb nicht zu erwarten, weil jenes Preßgesetz bekanntlich in Bayern nur unter Vorbehalt publicirt war. Berstett war nicht Mitglied der betreffenden Commission und hatte daher keine directe Einwirkung auf deren Berathungen. Unter der Hand aber setzte er alle Hebel in Bewegung, und es gelang ihm, einen Theil seiner Collegen davon zu überzeugen, daß das Preßgesetz unwirksam bleiben müsse, so lange es gestattet sei, die von den radicalen Abgeordneten gehaltenen Reden durch den Druck zu verbreiten. Marschall ging in seinen Forderungen sogar so weit, die unbedingte Verbindlichkeit der Stände zur Bewilligung aller für die Landesverwaltung erforderlichen Ausgaben zu verlangen. Beide Bevollmächtigte setzten durch, daß die Anträge noch einmal der Commission zurückgegeben wurden. Doch gelangten diese in der nächsten (achten) Sitzung ohne wesentliche Modificationen zur Annahme.

Auch Plessen's Antrag, die Versammlung „möge sich noch ganz besonders mit der richtigen Bestimmung des Begriffs ‚landständische Verfassung' beschäftigen," führte zu keinem Ergebniß. Der mecklenburgische Bevollmächtigte hatte diesen Antrag in einer Denkschrift, die er der Commission vorlegte, näher motivirt. Er wies darauf hin, daß die einzige Bestimmung des ohnehin so knappen Art. 13 um so mehr einer unzweideutigen Erklärung bedürfe, als von Seiten revolutionärer und demagogischer Kreise die Meinung verbreitet werde, daß unter landständischer Verfassung auch „eine Volksvertretung durch Wahlen aus der Masse und nach Kopfzahl verstanden sein könne". Dies sei aber nicht die Absicht der Unterzeichner der Bundesacte gewesen. Noch weniger „hätten sie durch Zulassung einer verschiedenartigen Interpretation einer Trennung im deutschen Bunde Vorschub leisten wollen". Er schlage daher vor, in die neue Acte an geeigneter Stelle einen Zusatz aufzunehmen, etwa dahin gehend: „daß unter landständischer Verfassung eine solche verstanden werde, die auf richtigen corporativen Grundlagen oder, nach dem jetzigen Zustande, auf einer Repräsentation nach Classen und Ständen, als den rechtlichen Elementen im Staate, beruhe."

Nachdem Plessen diesen Antrag in der siebenten Sitzung mündlich vorgetragen hatte, erklärte Metternich, daß es allerdings sehr wünschenswerth gewesen wäre, wenn man dem in Rede stehenden Begriff schon in Art. 13 selbst eine bestimmte Erläuterung beigefügt hätte, „daß aber jetzt, wo bereits mehrere Regierungen ihre Verfassungen angeordnet hätten, eine solche Bestimmung nicht nur ihren Zweck verfehlen, sondern auch leicht zu neuen Mißdeutungen Anlaß geben würde." Der Rückzug Metternich's auf diesem Gebiete war unverkennbar. Die obige Phrase deckte ihn nur schwach. Indessen die

Majorität trat der Ansicht des Vorsitzenden bei, und die Sache war damit erledigt. In seinem Bericht an den Großherzog schrieb Plessen, er sehe in dem Einwand, daß einzelne Staaten schon Verfassungen in einem unzweifelhaft nichtständischen Sinne eingeführt hätten, keinen entscheidenden Gegengrund, und in der Thatsache selbst weit eher ein Motiv als ein Hinderniß, die authentische Interpretation festzustellen. „Ich will die vorliegende Schwierigkeit nicht verkennen, glaube aber, daß sie zu beseitigen und damit der bedeutendste Schritt gethan wäre, um das revolutionäre System auf seinem eigenen Grunde zu bekämpfen."

So war einer der Punkte, wegen deren man die Wiener Conferenz berufen hatte, eliminirt. Aber auch bei der Berathung der anderen wurde Plessen bald gewahr, daß jetzt ein anderer Wind wehe als in Karlsbad. Die Aufnahme, welche die dort gefaßten Beschlüsse nicht nur bei der großen Masse des Volkes, sondern auch bei den meisten kleineren Regierungen gefunden hatten, ließ Metternich erkennen, daß eine Stärkung der Centralgewalt des Bundes Angesichts des wachsenden Mißtrauens aller particularistischen Kreise nicht in dem Maße durchführbar sei, wie es in Karlsbad beabsichtigt war. Auch war das dort mit so glänzendem Erfolg ins Werk gesetzte System der Ueberraschung und Einschüchterung jetzt in langwierigen Ministerconferenzen nicht wohl anwendbar. Und da der größte Theil der in Wien eingetroffenen Bevollmächtigten mit dem ausdrücklichen Auftrag ihrer Herren versehen war, von der Souveränität nichts nachzulassen, so verständigte er sich mit Bernstorff dahin, daß man zwar an den Karlsbader Abmachungen im Princip festhalte, in ihrer praktischen Anwendung aber doch nicht weiter gehe, als ohne Erwecken von Mißtrauen seitens der Kleinen ausführbar sei. Die Schonung der auf die Bahn des Repräsentativsystems geglittenen Regierungen bei der Berathung des Art. 13 war der erste Ausdruck dieser milderen Stimmung Metternich's. Sie übertrug sich auch bald auf die Behandlung der Competenz und Stimmenmehrheitsfrage, in welchen beiden Oesterreich sich gegen die Mittelstaaten sehr nachgiebig zeigte. Infolge dessen kam der bayerische Bevollmächtigte mit den beiden Vertretern der Großmächte bald auf einen guten Fuß. Zwar blieb er ein eifriger Verfechter der particularistischen Politik der Wittelsbacher, zeigte sich aber im Ganzen verträglich und fand ein Motiv zur Annäherung an Preußen in der neuerdings ganz veränderten Haltung des Berliner Cabinets, welche sich in der Behandlung der Frage einer permanenten Bundesinstanz bekundete. Wir haben weiter oben gesehen, wie eifrig Preußen auf dem Wiener Congreß, auf dem Bundestag und, wo sich sonst Gelegenheit dazu fand, für die Einsetzung eines Bundesgerichts eingetreten war. Plessen, der gleichfalls von der Nothwendigkeit eines solchen Gerichtshofs überzeugt war, hatte seine preußischen Collegen darin stets unterstützt. Jetzt bemerkte er mit einigem Erstaunen, daß sein Freund Graf Bernstorff ganz neue Instructionen erhalten haben mußte; denn denselben Eifer, den Humboldt einst zu Gunsten des Bundesgerichts eingesetzt hatte, verwendete dieser nun gegen dasselbe. Der zweite Bevollmächtigte, Herr von Küster, motivirte das preußische Votum damit: man halte ein Bundesgericht jetzt nicht mehr für nöthig, da die gegen-

wärtig bestehende provisorische Instanz völlig genüge. Rechtsstreitigkeiten zwischen Bundesgliedern kämen nur höchst selten vor. Ein dafür eingesetzter Gerichtshof werde die längste Zeit unbeschäftigt sein, vielleicht gar durch sein Dasein eine Proceßsucht erwecken und nähren. Auch die Verfassung eines Bundesgerichts sei schwierig zu organisiren; die gesetzlichen Quellen, nach denen es zu entscheiden habe, würden Stoff zu Controversen bieten. Seine Regierung halte daher eine Austrägalinstanz in der bisherigen Form für genügend.

So trat Preußen in dieser Frage auf die Seite Bayerns, das von jeher einem Bundesgericht entgegen gewesen war, und auch Oesterreich ließ seinen Antrag zu Gunsten desselben fallen. Die Befürwortung durch die Vertreter Kurhessens, Oldenburgs und der freien Städte war natürlich nicht ausreichend. Und so schloß sich auch Plessen der Majorität an, welche sich für die Beibehaltung des bisherigen provisorischen Zustandes entschied. Er knüpfte aber an sein Votum den Vorbehalt, daß der Bundesversammlung die weitere Berathung und Verhandlung dieses Gegenstandes zur Pflicht gemacht würde.

Der Schlüssel des seltsamen Umschwunges in der preußischen Beurtheilung dieser Frage lag in der kurz zuvor von diesem Staate betretenen Handelspolitik. Eine Art von Zollkrieg mit den nachbarlichen Kleinstaaten hatte bereits eine Reihe von Klagen und Beschwerden hervorgerufen. Besonders benachtheiligt fühlten sich die von Preußen umschlossenen anhaltinischen Lande, sowie die zwischen Preußen und Bayern eingeklemmten thüringischen Staaten. Anhalt-Cöthen ging in seiner Fehde gegen Preußen so weit, daß es am Schluß der Conferenz seine Ratification der Schlußacte von der vorherigen Beilegung des obschwebenden Streites abhängig machte, und der Herzog von Coburg kam persönlich nach Wien, um durch Einspruch gegen die Bundeskriegsverfassung unbedingte Verkehrsfreiheit zu erlangen. Daneben betrieb er allerdings auch noch als persönliche Angelegenheit die Erwirkung des Prädicats „Hoheit" für die herzoglich-sächsischen Häuser. Auf keinem Gebiete war die innere Zerrissenheit Deutschlands so offenkundig und so fühlbar wie auf dem des Handels und Verkehrswesens. Der Congreß von 1814—15 hatte schon versucht, wenigstens in der Flußschiffahrt einen Ausgleich zwischen den Uferstaaten und eine gewisse Gleichmäßigkeit der Schiffsabgaben und Zölle herbeizuführen. Humboldt war darin besonders thätig gewesen, aber seine Anträge und Denkschriften hatten die Angelegenheit nur wenig gefördert. Die Bundesacte stellte in Art. 19 nur die Berathung über den freien Handel und Verkehr in Aussicht. Jetzt fiel diese Aufgabe der Conferenz zu. Aber schon die erste am 12. Januar stattfindende Ausschußsitzung ließ erkennen, daß sie ungelöst bleiben würde. Bernstorff erklärte, daß das preußische Zollgesetz zu eng mit dem Finanz- und Steuerwesen des Landes verknüpft sei, um eine Aufhebung der Zollgrenzen zuzulassen. Er halte daher Verhandlungen darüber für zwecklos und rathe ganz davon abzustehen. Der badische Bevollmächtigte von Berstett widersprach aufs Heftigste. Der Bund sei nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, eine Freigabe der Binnenzölle anzustreben und zu erwirken. Gegen das Ausland könnten die Zölle bestehen bleiben. Im Innern Deutschlands werde durch die Handelsfreiheit eine wohlthätige Ableitung der treibenden

Elemente auf das volkswirthschaftliche Gebiet veranlaßt werden. Berstett fand Unterstützung bei seinen Collegen von Hessen-Darmstadt und Nassau, mit denen er schon im December 1819 wegen gemeinschaftlicher Schritte und eines eventuell ins Leben zu rufenden Zollverbandes der Süd- und Rheinstaaten in vertrauliche Unterhandlung getreten war. Es waren dies die Anfänge jener süddeutschen Zollunion, die später zu den Darmstädter Conferenzen führten.

Der Ausschuß setzte nun seine Berathungen fort. Es zeigte sich aber bald, daß dieselben ein Ergebniß nicht haben konnten, weil die Interessen der einzelnen Gruppen zu weit auseinander gingen. Preußen blieb in diesem Kampf isolirt. Obwohl Oesterreich und Bayern, letzteres erst kürzlich, das Prohibitivsystem in ihrer Zollgesetzgebung eingeführt hatten, richtete sich der Ansturm der mittelstaatlichen Regierungen doch vorwiegend gegen das Berliner Cabinet, und die Haltung verschiedener Höfe nahm einen so feindseligen Charakter an, daß Preußen aus diesem Grunde von seiner früheren Befürwortung eines Bundesgerichts zurückkam. Es besorgte, daß eine unparteiische Beurtheilung der wahrscheinlich sehr zahlreichen Streitigkeiten in Zoll- und Handelsfragen von einem Gerichtshof nicht zu erwarten sei, bei dessen Zusammensetzung Preußen nur mit einer Stimme vertreten war.

In allen anderen Fragen indessen ging Preußen mit Oesterreich und Bayern so ziemlich Hand in Hand. Bernstorff trat in Wien viel entschiedener und selbstbewußter auf als in Karlsbad, wo er noch unter dem Druck der Teplitzer Punctation stand. Er war in den Commissionen sehr thätig, und Plessen rühmte in den Berichten seine Geschäftskenntniß, Umsicht und Urbanität. Metternich war glatt und verbindlich wie immer, und noch mehr zu Compromissen geneigt, als man nach seinem dictatorischen Auftreten in Karlsbad hätte erwarten können. Seine Befähigung, die Stimmung einer Versammlung auch in ihren leisesten Fluctuationen zu verstehen und zu benutzen, war in der That erstaunlich. Wie keiner verstand es dieser Mann, den Strömungen nachzugeben und dabei stets den Schein zu wahren, als sei er es allein, der die Lage beherrsche.

In den beiden Fragen, welche für eine Centralisation des Bundes am wichtigsten waren, nämlich in derjenigen über die Competenz des Bundestags und das Abstimmungsverfahren, wurde das vorgesteckte Ziel nicht erreicht. Die Anträge des Competenzausschusses blieben bei der Aufstellung allgemeiner, die bisherige Lage wenig verändernder Grundsätze stehen. In dem Abstimmungsausschuß kamen die gegensätzlichen Auffassungen zwar schärfer zum Ausdruck, allein das Endergebniß förderte auch in dieser Frage keine volle Klarheit zu Tage. Die Bundesacte verlangte bei allen Beschlüssen über organische Bundeseinrichtungen die Stimmenmehrheit. Sie ließ aber unerörtert, was geschehen solle, wenn die von ihr selbst verfügten Einrichtungen diese Stimmeneinheit nicht fänden. Es kam nun in der Commission zu lebhaften Debatten. Berstett schlug vor, die Bundesbeschlüsse in zwei Kategorien zu theilen, je nachdem sie die Existenz oder nur das Wohl des Bundes beträfen. Für die ersteren forderte er Stimmeneinhelligkeit, für die letzteren einfache Majorität. Küster wollte das Princip der Stimmeneinheit nicht aufgeben und nur für einzelne

Fälle die Zweidrittel-Majorität zugestehen. Plessen trat nun als Vermittler auf. Er entnahm dem Berstett'schen Vorschlag und der Küster'schen Entgegnung einige Punkte und stellte danach einen dritten Entwurf auf. Da man sich aber in der Commission nicht einigen konnte, gelangten alle drei Anträge an das Plenum. Dieses überwies sie dem Competenzausschuß. In dem Vortrag des letzteren kam die Angelegenheit nochmals vor die Versammlung. Plessen hatte die Genugthuung, daß in den sechs Artikeln, welche angenommen wurden, der größte Theil seiner Vermittelungsvorschläge Aufnahme gefunden hatte. „Es sollen danach," berichtete er am 5. März, „alle Angelegenheiten des Bundes, die nicht gesetzlicher Natur sind, sondern nur die Anwendung und Ausführung betreffen, im engeren Rathe nach absoluter Stimmenmehrheit entschieden werden. Am wichtigsten ist die Bestimmung des Art. 5, welche die für organische Einrichtungen geforderte Stimmeneinhelligkeit auf die Vorfragen, d. h. die allgemeinen Grundsätze beschränkt, alsdann aber Alles, was dabei die Ausführung und das Einzelne angeht, durch Stimmenmehrheit in der engeren Versammlung entscheiden läßt. Diese Unterscheidung wird hoffentlich in allen Fällen ausreichen."

Darin irrte Plessen freilich. Gerade die Theilung des Berathungsgegenstandes in eine Erörterung über seinen gesetzlichen Charakter und den Ausführungsmodus lähmte später am Bundestag die Entwicklung seines Organismus. Die Bundesacte hatte wenigstens auf die Nothwendigkeit einer solchen Entwicklung hingewiesen, und die Frankfurter Versammlung sich während der vier Jahre ihres Bestehens bemüht, in Einzelfragen praktisch ein Bundesrecht auszuarbeiten. Jetzt, wo die Schlußacte die Theorie dieses Rechts feststellen sollte, kam man nicht über allgemeine Phrasen hinaus, die in jedem einzelnen Falle erst wieder der Interpretation bedurften. Die Unfähigkeit der deutschen Cabinete, ein kräftiges Bundeswesen zu gestalten, war hiernach evident, und die Schlußacte das testimonium paupertatis, welches den Bundestag zu der unwürdigen Existenz verurtheilte, die er fortab zu führen hatte.

Plessen war mit dem Ergebniß der Conferenz wenig zufrieden. Er hatte sowohl seiner Instruction als seiner eigenen Ueberzeugung nach eine kräftigere Ausgestaltung des Bundes zu fördern gestrebt. Er war mit der Hoffnung nach Wien gekommen, daß die Schlußacte eine Erweiterung, nicht eine Restriction des Bundesorganismus darstellen werde. Und in dieser Hoffnung sah er sich getäuscht. Er gehörte ebenso wie sein Herr, der Großherzog, zu den wenigen deutschen Patrioten, welche überzeugt waren, daß der Particularismus, den sie im Princip vertheidigten, der Nationaleinheit Opfer zu bringen habe. Freilich sollte dieser Verzicht nicht der Machterweiterung einer der beiden Großmächte oder gar der Bildung eines diesen gegenüber zu stellenden Sonderbundes (wie Wangenheim ihn plante) zu Gute kommen. Allein auch mit dieser Einschränkung war der Einheitsgedanke an den deutschen Höfen und Cabineten wenig verbreitet, und die Wiener Zusammenkunft zeigte weit eher das allgemeine Bestreben, den Bund zu lockern und zu decentralisiren, damit das Souveränitäts- und Machtgefühl der Einzelnen nur ja keiner Beeinträchtigung ausgesetzt sei. Mit seinem großdeutschen Standpunkt fand Plessen

allenfalls nur Verständniß bei dem großherzoglich sächsischen Bevollmächtigten, Freiherrn von Fritsch. Es lag indessen nicht in seiner politisch angelegten Natur, einen Kampf mit Windmühlen aufzunehmen oder seine Ansicht in akademischen Erörterungen zu verfechten. Lebhaft und rührig, wie er war, widmete er sich mit Eifer den Geschäften, sowie sie an ihn herantraten, auch den bloß formalen, wie z. B. bei der Redaction, und in letzterer Hinsicht nöthigte er sogar den gewandten Gentz zu häufigen Aeußerungen der Anerkennung.

In der 22. Sitzung vom 15. April legte die Redactionscommission den Entwurf einer Supplementaracte vor und begleitete dieselbe mit einem Vortrag, welcher einen Commentar der Acte zu bilden bestimmt war und sich ausführlich über die Motive verbreitete, welche zur Feststellung des Wortlauts der einzelnen Artikel geführt hatten. Nach diesem Vortrag zerfiel die Acte in drei Abschnitte, welche a) Wesen und Wirkungskreis des Bundes, b) dessen auswärtige Beziehungen und c) besondere innere Verhältnisse behandelten. Mit Rücksicht darauf aber, daß die Acte ein Vertragsinstrument darstellte, wurde diese Eintheilung bei deren Redaction nicht hervorgehoben. Der Commentar betonte, daß sieben der von Fürst Metternich in der ersten Sitzung vorgelegten zehn Berathungsgegenstände ihre Erledigung gefunden hätten. Die hier in Wien noch nicht abgeschlossenen drei Materien (Contingentsstellung, Bundesfestungen und freier Handel) sollten dem Bundestage zugewiesen werden. Plessen, der an der Ausarbeitung dieses sehr umfangreichen und gründlichen Schriftstücks besonderen Antheil gehabt hatte, übersandte es dem Großherzog am 16. April.

Das öffentliche und gesellschaftliche Treiben Wiens war dem der großen Congreßepoche ziemlich ähnlich, wenn auch nicht so glänzend und farbenprächtig. Die Vergnügungssucht der Wiener Aristokratie wirkte aber doch ansteckend auf einen Theil der Conferenzmitglieder, und Plessen klagte oft über den schleppenden Gang der Berathungen, die sich weit rascher hätten abwickeln lassen. Es fehlte nicht an Lustbarkeiten jeder Art. Doch wich Plessen dem großen geselligen Treiben diesmal mehr aus, da die Soiréen und politischen Salons jetzt für ihn nicht wie damals 1814 den Werth politischer Informationsquellen hatten. Ging er Abends in eine der großen Assemblées, die fast täglich abgehalten wurden, und die sich, wie er schrieb, durch die Schönheit der Frauen und den Geschmack der Toiletten auszeichneten, so pflegte er eine Partie L'hombre zu spielen, die selten vor zwei Uhr früh endete.

„Wie gern möchte ich Dir," schrieb er an seine Frau, „bei Deiner gänzlichen Eingezogenheit dort einige von den hiesigen Unterhaltungen, wäre es auch nur zur einstweiligen Aufheiterung, zukommen lassen. Doch glaube ich, daß sie auch Dir für die Länge keinen großen Genuß bieten würden. Für fremde Damen, auch selbst für die Frauen der Gesandten, ist es nicht leicht, in der Gesellschaft Stellung zu gewinnen, wenn man nicht über Familienverbindungen verfügt."

In einem anderen Brief heißt es:

„Stets suche ich mein inneres Leben so viel wie es mir nur möglich ist, von den äußeren Umgebungen und den jeweiligen Eindrücken frei zu halten, von dem Wandelbaren der Zeit an das Höhere, Geistige, Ewige zu knüpfen und dadurch auch in dem Leben voll Wechsel und Zer-

streuungen etwas Sicheres und Haltbares zu gewinnen, immer mich selbst wieder zu finden. Für solche erhebenden Betrachtungen, glaube ich, müssen wir vorzüglich unser vergangenes Leben benutzen, um daraus das Gute, Liebe und Edle in unserer Erinnerung festzuhalten und im Leben zu verwirklichen."

Das innige Einvernehmen der beiden Ehegatten, die, wie bei jeder Trennung, so auch diesmal einen lebhaften Briefwechsel unterhielten, mag das nachstehende Schreiben beleuchten. Es gibt zugleich die ersten Andeutungen von einer neuen Anerkennung, die der staatsmännischen Begabung Plessen's zu Theil wurde, und von dem bescheidenen Sinn, mit dem er sie aufnahm:

„Wien, den 1. Januar 1820.

Liebe, gute Sophie! — Zum ersten Mal schreibe ich hier die neue Jahreszahl, und meine ersten Zeilen in diesem Jahre sind an Dich gerichtet. Ich beginne mit dem Wunsch, daß bei diesem Wechsel der Zeit Du und ich immer unwandelbarer in unserer Liebe und Zuneigung erscheinen und mit einander zufrieden und einig gegenseitiges Glück begründen mögen. Dabei möge es Dir denn auch recht wohl und gesund ergehen. Ich habe noch heute mehr, als sonst täglich, Gottes besten Segen für Dich und die Kinder erfleht; der Himmel erhalte Dich noch recht lange; er schütze, tröste und stärke Dich und führe uns recht bald wieder zusammen.

Du erinnerst Dich wohl, daß ich seit Jahren gewohnt bin, bei jedem Jahreswechsel meine Betrachtungen über Vergangenheit und Zukunft anzustellen, in mich zu gehen, mich mit guten Vorsätzen zu stärken, und so habe ich es denn auch gestern Abend gemacht, bin ganz zu Hause geblieben, und auf bis nach Mitternacht. Ich denke auch viel an einen über mich selbst zu fassenden Entschluß wegen meiner künftigen Bestimmung, wozu ich in den letzten Tagen veranlaßt bin. Graf Bernstorff war bei mir, und mit seiner gewohnten guten Manier eröffnete er mir bestimmter, was er mich schon früher wohl hatte merken lassen, daß der würdige alte Staatskanzler ihm aufgetragen, mir den Antrag zu machen, ob ich den preußischen Posten bei der Bundesversammlung wohl annehmen wollte; er wünsche nun meine Antwort. Ich habe sie gegeben, gleich, und geleitet von der Rücksicht auf mein Vaterland, weil ich wirklich dem glaube nöthig und nützlich zu sein, sollte es auch nur in dem Glauben der Menschen bestehen. Noch mehr bestimmte mich der feste, auf religiöser Ueberzeugung beruhende Entschluß, sich selbst verleugnen, der Welt Herrlichkeiten entsagen und nur dem Beruf folgen zu wollen, den eine höhere Hand uns gerade in unserem Vaterlande anweist, wenn es uns in die Lage setzt, dort Gutes zu stiften und auf Recht zu halten. Ich habe also in diesem Sinne meine Antwort gegeben, mit ganz fester Entschließung, aber ich gestehe Dir, nicht ohne inneres Bedauern und der Versuchung widerstehend. Denn ich würde Preußen gern dienen, vor allen Andern; ich würde noch ein größeres Feld zur Wirksamkeit offen gehabt haben, und wenn auch dieses keineswegs meinen Ehrgeiz in Bewegung setzt, so ist denn doch wohl die Frage zu erwägen, ob nicht hierbei im Großen das wahre und meiste Gute zu wirken und auszurichten wäre. Und darauf konnte ich mich denn auch eigentlich nur bedenken; dagegen auf mich selbst und meine Convenienz oder meinen Vortheil bin ich gar nicht dabei gekommen. Indessen es ging mir recht frisch aus dem Gemüth mit der Antwort, wie ich sie, ohne mich zu bedenken, gegeben. Ich habe Dir dieses Alles nur noch im Vertrauen gleich mittheilen wollen. Statt dessen will ich also auf dem morsch gewordenen Ministerboden meinen Kampf beginnen mit allerlei Verkehrtheiten und versuchen, ihn etwas zu reinigen. Gott wird mir seinen Beistand schenken, Mühe und Sorge will ich nicht achten, wenn ich nur den höheren Willen zu erfüllen vermag."

Die Ablehnung des Anerbietens, in preußische Dienste zu treten, mochte Plessen schwerer fallen als die der österreichischen Offerte. Aber auch hier sehen wir ihn keinen Augenblick zögern. Auch die Haltung, die er in dem weiteren Verlauf dieser Angelegenheit bewahrte, ist charakteristisch für seine edle, selbstlose Gesinnung. Wir werden einen Augenblick dabei verweilen müssen. Das Geheimniß, welches Plessen seiner Gattin anempfahl, wurde von dieser streng beobachtet. Plessen selbst schwieg gegen Jedermann darüber. Es

gelangte aber doch von Berlin aus, wo Lützow Gesandter war, gerüchtweise nach Schwerin, wo es natürlich in den Hof- und Beamtenkreisen lebhaft discutirt, vielfach angezweifelt und von mißgünstigen Collegen direct bekämpft wurde. Auch der Großherzog schenkte ihm keinen Glauben. Dies verdroß Plessen's Freunde, und einige von ihnen, namentlich der General von Both und der Hofmarschall von Oertzen, bestürmten Frau von Plessen, sie möge in ihren Mann dringen, den Ausschlag eines so glänzenden Anerbietens nicht länger geheim zu halten. Das Land und der Fürst müßten wissen, welchen Beweis der Anhänglichkeit an Mecklenburg er damit gegeben. Frau von Plessen war eine beredte Fürsprecherin in dieser Ansicht, die sie in vollem Maße theilte. Allein ihr Gemahl erwiderte auf alle Vorstellungen: es sei Zeit mit der Mittheilung, bis er zurückkomme. Es bedurfte eines besonderen Anlasses, um ihm die Zunge zu lösen.

Der Großherzog, der entweder bessere Informationen aus Berlin erhalten hatte oder bei dem doch die Empfindung angeregt worden war, daß er einem Mann wie Plessen nach so langer, erfolgreicher Wirksamkeit ein Zeichen der Anerkennung schulde, beschloß, ihm eine Gehaltserhöhung zuzuwenden. Plessen bezog — seltsam genug — noch immer den Ministergehalt von 2000 Rthlr., mit dem er vor nahezu dreizehn Jahren angestellt worden war. Es war dies nicht mehr, als was die Assessoren bei der Schweriner Regierung erhielten. Der Gehalt der Regierungsräthe betrug 4000, der des Ministerpräsidenten 12000 Rthlr. Der Unterschied zwischen der Besoldung des ersten Ministers (Brandenstein) und des zweiten (Plessen) war demnach sehr auffallend und wohl nur dadurch so lange erhalten worden, daß Plessen nie eine Zulage verlangt und sich, wie wir schon oben citirt haben, mit seinem Diensteinkommen wiederholt zufrieden erklärt hatte. Der Großherzog sprach nun gegen Brandenstein die Absicht aus, diesen Unterschied ganz oder doch nahezu aufzuheben. Allein Brandenstein erklärte es für unthunlich, seinen Collegen im Gehalt höher zu stellen als die Regierungsräthe, und begründete dies mit alten Observanzen. So mußte sich denn Friedrich Franz begnügen, die Gehaltserhöhung auf 4000 Rthlr. anzusetzen. Er erließ am 3. Februar 1820 eine dahin gehende Verfügung und theilte ihren Inhalt Plessen in dem nachstehenden Schreiben mit:

„Schwerin, den 4. Februar 1820.

Mein lieber Plessen! — Schon längst fühlte ich die unbedeutende Summe Ihres Gehalts gegen Andere, besonders in Rücksicht Ihrer vielen wichtigen Geschäfte und deren so treuen Ausrichtung, die meine unbegrenzte Dankbarkeit und Anhänglichkeit an Sie schon langst erregt und befestigt hat, und nur mit meinem Ableben aufhören wird. Daher empfangen Sie hieneben abschriftlich dasjenige, was ich desfalls erlassen habe. Nehmen Sie es als einen Beweis meiner aufrichtigen Freundschaft an und bleiben Sie ferner mein Freund und treuer Rathgeber (ich brauche es wahrlich jetzt mehr als jemals). So werde ich bis an mein Ende mich glücklich fühlen und mich stets nennen Ihr getreuester Freund

Friedrich Franz."

Gleichzeitig erhielt Plessen ein ziemlich erregtes Schreiben seiner Gemahlin, welche ihn dringend bat, die Gehaltszulage abzulehnen, da es für ihn nicht passend sei, den Regierungsräthen gleichgestellt zu werden. Sie war entrüstet über die kleinlichen Machenschaften einer Beamtenclique, welche die guten Ab-

sichten des Großherzogs stets unwirksam zu machen strebe und Plessen's Verdienste nicht aufkommen lassen wolle. Die stolze Frau erklärte, sich lieber mit dem bescheidenen bisherigen Gehalt begnügen und darnach einschränken zu wollen.

Plessen machte ihr mit milden Worten bemerklich, daß eine Ablehnung nicht angehe. „Ich kenne Deine gute treue Absicht und den Grund Deines Eifers für mich. Aber was die Liebe zu hoch anschlägt, muß ich besser oder richtiger zu würdigen wissen. Ich sage dies nur mit einem bescheidenen Sinn, aber nicht mit schüchterner Bescheidenheit." Er wies darauf hin, daß die Verdoppelung eines Gehalts immer als eine Auszeichnung aufgefaßt werden müsse. Wesentlich sei ihm überhaupt, daß die Intention dazu von seinem Fürsten ausgegangen. „Mögen auch Andere beschränkend auf dieselbe eingewirkt haben, so wissen wir schon, wie sie, ohne eigentliche böse Gesinnung gegen mich, nur an und für sich kleinlich und einseitig sind." Aber die für gerechte Würdigung ihres Gatten so besorgte Frau erfuhr doch die Genugthuung, daß Plessen in seinem Dankschreiben an den Großherzog jetzt auf die Anträge Bezug nahm, welche seitens der Cabinete von Wien und Berlin an ihn ergangen waren, und die er „ausgeschlagen habe, um in einer Stellung zu verharren, die ihm gestattete, seinem Fürsten und seinem Vaterlande zu nützen. Er habe bisher angestanden, dies zu melden, um auch den entferntesten Anschein zu meiden, dadurch eine Verbesserung seiner gegenwärtigen Lage herbeiführen zu wollen. Nachdem nunmehr eine spontane Verfügung des Großherzogs ihn dieser Rücksicht entbinde, glaube er den Vorgang auch nicht länger geheim halten zu sollen." Seiner Frau aber schrieb er, daß dieser Schritt seiner Natur doch eigentlich nicht entspreche und er ihn nur thue, um ihrem Wunsch und dem wohlmeinender Freunde entgegenzukommen. Ueber den Eindruck, den Plessen's Bericht auf den Großherzog und die Schweriner Gesellschaft machte, wollen wir seiner Gattin das Wort lassen.

Frau von Plessen war den Winter über ziemlich leidend gewesen und hatte Ludwigslust nicht verlassen können. Der Großherzog hatte, wie gewöhnlich, Anfangs Januar sein Hoflager nach Schwerin verlegt. Auch er kränkelte an dem Asthma, das ihn schon vor langen Jahren befallen hatte und bis in sein hohes Alter begleitete. Dabei war er verstimmt durch die lange Abwesenheit Plessen's, den die Conferenz länger, als er ursprünglich angenommen, in Wien zurückhielt. Eine Menge von Geschäften war zu erledigen, eine Reihe höherer Posten, so der des Finanzministers (des Präsidenten der Lehns- und Domänenkammer, wie der eigentliche Titel lautete) neu zu besetzen. Der Großherzog war von Strebern und Bewerbern bedrängt; man verlangte seine Entscheidung. Er selbst sehnte sich nach dem Beistand seines Freundes und bewährten Rathgebers.

„Sie haben mir neues Leben gegeben" — schrieb er aus dieser Stimmung heraus an Frau von Plessen — „durch die Hoffnung, Ihren lieben Mann bald wieder zu sehen. Ich hatte schon allen Trost und Muth verloren. Wie nöthig er uns hier thut, kann ich gar nicht sagen. Ich fühle mich ganz verwaist. Aber die Hoffnung, ihn bald zu besitzen, gibt mir wieder Muth, allen Cabalen zu widerstehen. Er ist mein einzigster Freund, der mir immer aus aller Noth

heraushilft. Kommen Sie meine gnädige Frau, denn nicht einmal hierher, um mich zu besuchen, da Sie jetzt doch wieder wohl sind. Mich verlangt auch recht nach Ihnen."

Dieser Aufforderung leistete Frau von Plessen Folge und begab sich am 28. Februar nach Schwerin, wo der Großherzog sie mit großer Herzlichkeit empfing. Sie besaß das Vertrauen des alten Herrn, der ihren Verstand und ihre Menschenkenntniß schätzte. Auch jetzt wirkte eine Aussprache mit ihr sehr wohlthuend auf ihn. Ueber den Schweriner Aufenthalt schrieb sie an Plessen:

„Abends war bei Hof die gewöhnliche Cour, wo ich von allen Bekannten aufs Freundlichste und Beste empfangen wurde. Da hörte ich denn erst die unendlich verschiedenen Gerüchte, die sich über Deine Anstellung in anderen Diensten auch hier verbreitet hatten. Von mehreren Menschen wurde ich bestürmt, doch die Wahrheit zu sagen, Dich zu bitten, es doch bekannt zu machen, da es von den allerbesten Folgen sein müßte u. s. w. Denke Dir nun meine Freude, als ich in Deinem am folgenden Tag mir nachgeschickten Briefe endlich lese, daß Du den Großherzog davon in Kenntniß gesetzt, und einige Minuten nachher ein mich bis zu Thränen rührendes Billet von ihm empfange, wo er in den allergefühlvollsten Ausdrücken mir seine große unendliche Freude bezeugt über das Opfer, das Du ihm und Deinem Vaterlande gebracht. Er schickte mir sogleich Deinen Brief, von dem er denn auch, wie man mir gesagt, den Mittag an der Tafel immer fort gesprochen, es Allen erzählt, aber Keinem gezeigt. Diese Nachricht war wie ein Lauffeuer durch ganz Schwerin gedrungen. Obgleich sie Alle schon viel davon gehört, mit unendlich gewaltigen Zusätzen, so wußte man doch nicht, woran man war, und Alles glaubte, Du müßtest dergleichen große Anerbietungen angenommen haben. Daß Du sie ausgeschlagen, daß Du in Mecklenburg bleiben wolltest, rührte Alle, die ich seitdem sah, recht tief. Die Meisten sprachen nur mit Thränen davon. Es war ein so allgemeines Gefühl von hoher, begeisternder Achtung für Dein Opfer, eine so laut sich aussprechende gerührte Dankbarkeit und Anhänglichkeit und so sehr noch vermehrtes Zutrauen zu Dir, daß ich ein ähnliches Gefühl von Freude in Mecklenburg noch nie erlebt. Du setzest keinen großen Werth in Alles dies, ich weiß es wohl, Dir wird es aber doch nicht ganz gleichgültig sein können."

Die Rückkehr Plessen's nach Mecklenburg war auch noch aus einem anderen Grunde besonders erwünscht. Er entsprang einem Vorgang, der noch in den Herbst des Jahres 1819 fiel, den wir aber erst hier erörtern wollen, da seine Folgen im näheren Zusammenhang mit den inneren mecklenburgischen Angelegenheiten standen und sich mit den großen in Wien verhandelten politischen Fragen nicht berührten. Am 29. November 1819 verschied Erbgroßherzog Friedrich Ludwig nach kurzem Krankenlager.

Plessen erhielt die erste Kunde durch einen Brief des Großherzogs, der per Estafette eintraf:

„Ludwigslust, 29. November 1819.

Lieber Plessen! — Mit tief bekümmertem und gebeugtem Herzen muß ich Ihnen eine höchst traurige Nachricht mittheilen. Mein ältester Sohn, der Erbgroßherzog, hat, wie Sie wissen, lange schon die Zeichen einer schwächlichen Existenz gezeigt, allein leider ist auf einmal das Uebel schlimmer geworden. Seit acht Tagen bekam er täglich die stärksten Fieber, die Nervenfieber wurden, und so hat denn Gott nach seinem heiligen Rathschluß gewollt, daß mein geliebter Sohn mir heute morgen um ½10 Uhr von der Seite gerissen ward. Ich bin gewiß überzeugt, daß Sie meinen gerechten Schmerz mit mir theilen, da Sie mir stets so viele thätige Beweise von Ihrer Anhänglichkeit an mich und mein Haus geben und gegeben haben. Er ist die letzte Zeit meist bewußtlos gewesen, indessen die letzten Stunden hat man doch bemerkt, daß er litt, und darauf ist das Ende erfolgt. Nach seinem letzten Willen will er ganz in der Stille beigesetzt werden, getragen von seinen Bedienten und gefolgt von seinen Kindern und Cavalieren. In einem andern letzten Willen, den er unterm 12 gemacht hat, hat er Sie und den Hofmarschall von Oertzen seinen Nachlaß zu besorgen bestimmt. Heute Mittag um ½1 Uhr ist Paul von Rostock

angekommen. Aber leider hat er seinen Vater nicht mehr lebend vorgefunden. Die Erbgroßherzogin hat sich, wie immer, himmlisch standhaft benommen. Ich habe sie noch nicht gesprochen, was mir in gewisser Hinsicht sehr lieb ist, weil dies doch angreifen würde. Die Marie soll sehr leidend sein. Paul ist sehr traurig, aber gefaßt. Ich habe ihn nur einen Augenblick bei seiner Ankunft gesprochen. Nach Petersburg schicke ich den Oberst von Steinäcker mit eigenhändigem Briefe an Kaiser, Kaiserin und verwittwete Kaiserin, nach Strelitz, Weimar und Homburg den an der Tour zum Verschicken stehenden Kammerherrn von Both auf Kalthorst. Nun, mein bester Freund, nehmen Sie sich ferner des verlassenen Vaters an und behalten Sie mir Ihre Liebe und Anhänglichkeit. Dieses traurige Ereigniß ist noch ein Grund mehr, warum ich Sie vom Bundestag zurückrufen muß, wenn die zugegebene Zeit um ist. Denn der Verblichene war mir doch oft eine Stütze, besonders in der Familie. Ich bin Zeitlebens mit der größten Werthschätzung und Anhänglichkeit

Ihr getreuester Freund

Friedrich Franz.

P. S. Ich hoffe, Sie werden des Verewigten Brief nebst Einlagen erhalten haben. Wer dachte, daß dies sein letztes Schreiben sein würde!"

Der Tod des Erbgroßherzogs war ein schwerer Verlust für das Land und das Fürstenhaus. Friedrich Ludwig besaß alle Eigenschaften eines tüchtigen Regenten. Man setzte große Hoffnungen auf seine Thronfolge, die bei der Kränklichkeit des alternden Großherzogs nicht allzu fern zu liegen schien. Dagegen war der nunmehrige Thronerbe noch jung und unerfahren. Mit dem Hinscheiden seines Vaters fiel das Bindeglied zwischen der ältesten und jüngsten Generation aus. Die anderen drei Söhne des Großherzogs waren unvermählt, blieben es auch und waren ohne jeden persönlichen Einfluß. So fiel denn der erst kürzlich in den Familienkreis getretenen Wittwe des Entschlafenen die schwere Rolle zu, den Mittel- und Stützpunkt für die jüngeren Familienmitglieder zu bilden. Erbgroßherzogin Auguste trat mit großem Ernst und der ihr ganzes Leben kennzeichnenden Pflichttreue an diese Aufgabe heran. Sie war noch ziemlich fremd an diesem Hofe, und nun traf sie fast gleichzeitig der Verlust des Gatten und des Vaters. Der Landgraf verschied am 20. Januar 1820. Ihm succedirte sein Sohn, Prinz Wilhelm, dem wir schon früher auf dem Wiener Congreß begegnet sind. Die Erbgroßherzogin fühlte aber doch, daß bei den vielen Fragen, welche hinsichtlich des Nachlasses, ihres Wittwensitzes, der Erziehung der jüngeren Kinder u. s. w. auf sie einstürmten, ein Berather Noth thue, und sie schrieb daher an Plessen, bat ihn, seinen Aufenthalt in Wien womöglich zu unterbrechen, jedenfalls aber bald ins Land zurückzukehren und ihr beizustehen. Auch Großherzog Friedrich Franz, der jetzt erst fühlte, welche Stütze er an seinem ältesten Sohn gehabt, klagte in seinen Briefen an Plessen beständig über die lange Dauer der Conferenzen. Der Hofmarschall von Oertzen, der langjährige Freund und Begleiter des Erbgroßherzogs, that dasselbe. So sah sich Plessen denn täglich durch Briefe bestürmt, die ihn nach Mecklenburg zurückriefen, und dabei nahmen die Congreßverhandlungen einen Gang, der ihn zur Verzweiflung brachte. Ja, sie drohten ganz zu versanden, als der König von Württemberg durch einen mit wahrer Arglist ersonnenen Plan das Vertragswerk noch in elfter Stunde umzustürzen versuchte.

Dieser Coup war von langer Hand vorbereitet. Er brachte die Ueberhebung, die Eigenwilligkeit des Königs und dessen unaufrichtige Politik in auf-

fälliger Weise zum Ausdruck. Schon im Januar waren die Conferenzmitglieder in vertraulichen Besprechungen und auf Metternich's Vorschlag dahin übereingekommen, das Ergebniß ihrer Berathungen in eine Acte zusammenzufassen und als Supplement zur Bundesacte den Fürsten zur Ratification vorzulegen. Der Bundestag sollte also diesmal gar nicht in Action treten. Graf Mandelslohe, der, wie gewöhnlich, ohne Instructionen war, hatte dies nach Stuttgart berichtet und die ihn selbst überraschende Antwort erhalten, daß der König diesem Project niemals zustimmen werde. Es werde dadurch in die Rechte des Bundestags eingegriffen, zu dessen Beschlußfassung diese Materie ohne Zweifel gehöre, und durch die Anerkennung ein neues Organ in die Bundesverfassung eingefügt. Nach einem solchen Präcedens sei den Großmächten (puissances prépondérantes) der Weg eröffnet, das Forum des Bundestags jedesmal dann zu umgehen, wenn ihnen die Oeffentlichkeit der dortigen Verhandlungen unbequem sei. Württemberg verlange daher, daß die Resultate der Wiener Conferenz an den Bundestag gelangten und dieser ordnungsmäßig darüber abstimme. Mandelslohe, dessen ängstlicher Natur jedes oppositionelle Auftreten zuwider war, schwieg über diese Instruction, mußte sich aber doch äußern, als Metternich in der 18. Sitzung am 4. März die bisher vertraulich getroffene Verabredung in die Form einer Proposition des Kaiserhofes kleidete, nach welcher die Supplementar- oder Schlußacte nach erfolgter Ratification publicirt und dem Bundestag einfach mitgetheilt werden sollte. Der schüchterne Württemberger wagte auch jetzt keinen offenen Widerstand, sondern beschränkte sich auf den Einwand, daß, wenn dies Verfahren eingeschlagen würde, doch wohl auch die Genehmigung der Großmächte, welche die Wiener Congreßacte garantirt hätten, für diese Erweiterung derselben einzuholen sei. Dieser Einfall war nicht glücklich. Er rief in der Versammlung allgemeine Entrüstung hervor und gab Metternich Anlaß zu der mit vielem Pathos vorgetragenen Erklärung, daß die deutschen Cabinete vollberechtigt seien, ihre Bundesangelegenheiten ohne fremde Einmischung zu ordnen, und der Kaiser, sein Herr, eine solche niemals zulassen werde. Mandelslohe zog nach dieser Zurechtweisung seine Bemerkung zurück. Aber der Stuttgarter Hof beharrte auf seiner Opposition, und der Gesandte mußte dessen förmlichen Protest in der Sitzung vom 29. März zu Protokoll geben. Inzwischen hatte Metternich die anderen Vertreter aufgefordert, ihre Zustimmung zu dem österreichischen Vorschlag in einer schriftlichen Erklärung abzugeben, was geschah. Plessen hatte keinen Anstand genommen, das Schriftstück zu unterzeichnen, da er über die württembergische Incartade empört war. In einem ausführlichen Bericht vom 2. April entkräftete er die Begründung des Stuttgarter Hofes, welche sich auf den Wortlaut der Bundesacte zu stützen suchte. „Dieselbe sagt zwar Art. 4, daß die Angelegenheiten des Bundes von der Bundesversammlung besorgt werden; allein das heißt darum noch keineswegs, daß dieselbe das alleinige Organ des Bundes sei, und noch weniger ist dadurch ausgeschlossen, daß die Bundesglieder selbst oder durch ihre Cabinete, nicht auf eine andere Art zusammentreten könnten, sobald sie sämmtlich deshalb übereinkommen, um das Wohl und die Befestigung des Bundes noch in

einem besseren und leichteren Einverständniß zu berathen. Beim Anfang der hiesigen Conferenzen hatte man sich freilich diese Form noch nicht so deutlich gedacht. Im Fortgang der Verhandlungen fand man aber sehr bald, daß, wenn etwas Festes und Bestimmtes zu Stande kommen sollte, die Sache selbst, bis auf Fassung und Ausdruck, hier genau und unabänderlich abgemacht werden müßte." Wollte man daher nicht eine bloße Comödie am Bundestag aufführen, so sei es ganz unthunlich, die festen Wiener Abmachungen noch einmal in Frankfurt zur Discussion zu stellen. Unerhört aber sei es von Württemberg, welches an der Berathung und Beschlußfassung Theil genommen, jetzt durch einen formalen Einwand das ganze Vertragswerk in Frage zu stellen. „Bei diesem Widerspruch gegen die Form der Verhandlung geschieht auch gleichzeitig ein heimlicher und nicht weniger gefährlicher Angriff gegen den Stoff und die Sache selbst, theils weil diese dadurch indirect gehindert würde, theils auch, weil Württemberg zugleich noch mit mehreren Einwendungen und Behauptungen aufgetreten ist, und zwar in einem so anmaßenden Tone, daß, wenn es nicht nachdrücklich damit zurückgewiesen würde, die hiesigen Conferenzen ohne bestimmte Resultate ausgehen könnten."

Für Alle die, welche wie Plessen sechs Monate „ehrlicher Arbeit" an das Zustandekommen dieses Werkes gesetzt hatten, kam es jetzt natürlich nur darauf an, den Widerstand des einen Opponenten zu besiegen. In diesem Bestreben waren sie einmüthig. Vielleicht war es die Heftigkeit des Kampfes und die Besorgniß, vergeblich getagt zu haben, die ihr Urtheil über die österreichische Proposition befangen machten. Es wäre ihnen sonst nicht entgangen und bei ruhigerer Behandlung der Frage wohl auch zur Discussion gelangt, daß die von Metternich gewählte Form zwar scheinbar eine Schonung der Würde des Bundestages bezweckte, in Wahrheit aber die Unzulänglichkeit dieses Organs nur noch stärker betonte, und auch wirklich, wie man in Stuttgart herausgefühlt hatte, dessen späterer Wirksamkeit bedenklich präjudicirte. Der österreichische Vorschlag entsprach in erster Linie den Interessen des Wiener Cabinets selbst. In der Kaiserstadt unter den Augen Metternich's hatten sich die Dinge leichter gefügt. In Frankfurt war man nicht so sicher, die Zustimmung der liberalen Regierungen zu finden. Die Zeit zwischen dem Auseinandergehen der Conferenz und der Abstimmung am Bundestag konnte Bedenken wach rufen, den Einfluß der öffentlichen Meinung und der liberalen Presse erstarken, Separatverbindungen einzelner Höfe entstehen lassen. Die demüthigende Form, in welcher die Beschlüsse vom 20. September 1819 publicirt waren, wollte man dem Bundestage nicht noch einmal zumuthen. Auch scheute man die Wiederholung der daran geübten Kritik. Metternich fand es unbequem, mißliebige Anträge in einem Präsidialvortrag zu vertreten und das Risico ihrer Verwerfung auf seine Schultern zu nehmen. So wählte er denn den jetzt betretenen Weg. Er gewann Bayerns und Preußens Zustimmung mit dem Hinweis, daß eine solche Demonstration den neuerungssüchtigen Cabineten zur Warnung dienen und zugleich jedem Versuch vorbeugen werde, den Ständen der Einzelstaaten eine directe Einwirkung auf die Beschlüsse der Bundes-

versammlung zu gewähren. Die anderen Regierungen folgten, und der württembergische Protest fand sie alle geeint.

Uebrigens war der Zwischenfall bald erledigt. Die Versammlung beschloß, zunächst den Weg vertraulicher Vorstellungen zu beschreiten. Gentz verfaßte eine Widerlegung der württembergischen Protestnote, und der Kaiser hielt dem König in einem eigenhändigen Schreiben mit ernsten Worten das Tadelnswerthe seiner Handlungsweise vor. Während der Courier mit diesem Schreiben nach Stuttgart eilte, begab sich der König nach Weimar, um den Großherzog, dessen liberale Richtung bekannt war, für seine Sache zu gewinnen. Mit demselben Anliegen wandte er sich an die Höfe von München und Karlsruhe. „Wenn ich," schrieb Plessen, „die deshalb von Stuttgart nach München ergangene Depesche des Grafen Winzingerode an den Grafen Rechberg nicht selbst hier gesehen hätte, würde ich mich kaum von der Anmaßung und dem unhaltbaren Tone, die darin herrschen, überzeugt haben." Allein die Versuche des Königs mißlangen, und mehr noch als der Ton der österreichischen Depeschen überzeugte ihn eine Abschrift des die Unterschrift aller Bevollmächtigten tragenden Actenstücks, das wir oben erwähnten, von der Unhaltbarkeit seines Standpunktes. Er gab seinen Widerstand auf, und der Rückzug war, wie ihn Plessen bezeichnete, ein kläglicher. Die Schlußacte war inzwischen fertig geworden, und mit Ausnahme Mandelslohe's von allen Conferenzmitgliedern unterzeichnet. Dieser gab nun in der 23. Sitzung eine äußerst lahme Erklärung zu Protokoll, nach welcher das Stuttgarter Cabinet es als ein bedauerliches Mißverständniß bezeichnete, wenn man ihm die Absicht zuschreibe, die Wiener Verhandlungen hindern zu wollen. Es habe nur formale Bedenken gehabt, die sich leicht beseitigen ließen, wenn man von dem Princip einer Supplementaracte absehen und die in Wien getroffenen, völlig verbindlichen Abmachungen zum Beschluß an den Bundestag bringen wollte, jedoch ohne dort irgend eine Erörterung zuzulassen. Plessen bezeichnete die württembergische Note als „Advocatenarbeit ohne jede staatsmännische Auffassung". Um die Sache endlich zu erledigen, ging die Conferenz auf den württembergischen Vorschlag ein. Vom 24. bis 26. April hielt sie täglich Plenarsitzungen, in welchen alle noch schwebenden Differenzpunkte ausgeglichen und die 66 Artikel des Vertragsinstruments im Wortlaut festgestellt wurden. Dasselbe erhielt nun den Titel: „Schlußacte der über Ausbildung und Befestigung des deutschen Bundes zu Wien gehaltenen Ministerialconferenzen". Die Acte sollte nicht, wie früher verabredet, von den Bundesfürsten ratificirt, sondern — dies war die Concession an Württemberg — „mittelst Präsidialvortrages an den Bundestag gebracht und dort, in Folge gleichlautender Erklärungen der Bundesregierungen, durch förmlichen Bundesbeschluß zu einem Grundsatz erhoben werden." Plessen stimmte zwar dieser Verfügung zu, gab aber dabei die Erklärung ab, daß er die früher gewählte Form als der Würde des Bundestages mehr entsprechend vorgezogen haben würde. Des letzteren Ansehen gewinne nicht durch Beschlüsse über Gegenstände, welche er nicht berathen habe. Ungeachtet dieser Kritik erhielt er den Auftrag, den Entwurf für den Präsidialvortrag zu machen. Ueber die Fassung desselben einigte man

sich, ebenso über den Wortlaut der bei der Beschlußfassung in Frankfurt abzugebenden Voten der Einzelregierungen, die man möglichst in Uebereinstimmung zu bringen suchte. Kurz, man war sorgfältig bemüht, jede Störung zu beseitigen. Trotzdem trat eine solche noch in letzter Stunde ein, und zwar in ganz unerwarteter Weise.

Der Herzog von Anhalt-Köthen ließ, zugleich im Namen der beiden anderen Herzöge seines Hauses, in der 25. Sitzung erklären, daß er seinen Beitritt zur Schlußacte davon abhängig mache, daß in dieselbe eine Bestimmung aufgenommen werde, welche die Regulirung der Flußschiffahrt den Obliegenheiten der Bundesversammlung zuweise. Wie wir schon oben flüchtig andeuteten, bestand zwischen Preußen und den anhaltischen Landen ein Zollstreit, dadurch hervorgerufen, daß der Tarif für die preußischen Landzölle, welcher eine sehr hohe Consumtionssteuer in sich schloß, unrechtmäßiger Weise auch von den preußischen Zollstätten an der Elbe erhoben wurde, und demnach diejenigen Waaren, welche nach den anhaltischen Staaten verfrachtet wurden, diese Consumtionssteuer zu tragen hatten. Der Herzog, welcher selbst in Wien anwesend war, betrieb seine Beschwerde sehr energisch und brachte auch, wie Plessen berichtet, Belege vor, welche den Thatbestand feststellten. Daß der Herzog auf Grund des Art. 115 der Congreßacte die Befreiung der Flußschiffahrt von den willkürlichen Zollerhebungen der Uferstaaten durchzusetzen suchte, war vollkommen begreiflich, nicht aber, daß er durch Verweigerung seiner Unterschrift die an dem vorliegenden Streit völlig unbetheiligten Regierungen zu einer Pression auf Preußen veranlassen wollte.

„Er ist in der That auf einen Abweg gerathen," schrieb Plessen am 8. Mai, „wenn er von der hiesigen Conferenz eine Abhülfe verlangt. Und seine im letzten Protokoll abgegebene Erklärung ist wirklich in so starken und unangemessenen Ausdrücken gegen Preußen abgefaßt, daß man wohl hätte Anstand finden können, sie aufzunehmen. Uebrigens wird der preußische Minister niemals autorisirt werden, sich hier auf die Sache einzulassen. Es steht zu hoffen, daß der Herzog vernünftigen Vorstellungen Raum geben wird und, wenn es demnächst hier zur Unterzeichnung der Schlußacte kommt, seinen Beitritt nicht wirklich versagen wird. Die Vollziehung jener Acte würde dadurch keineswegs aufgehalten noch behindert werden, doch möchte der Herzog dadurch fürs Künftige in unangenehme Collisionen gerathen."

Angesichts dieser Eventualität gaben denn auch die anhaltischen Herzöge ihr Obstructionsverfahren auf, nachdem Metternich sie damit vertröstet hatte, daß die Angelegenheit in den Verhandlungen der Dresdener Elbschiffahrtscommission zur Sprache gebracht werden sollte und der Wiener Hof dabei seine guten Dienste eintreten lassen werde. So konnte denn in der 31. Sitzung vom 15. Mai die Schlußacte von allen Anwesenden unterzeichnet werden. Tags darauf reiste Plessen von Wien ab. Er vermochte den dringenden Bitten aus der Heimath nicht länger zu widerstehen. Seine Anwesenheit dort war noch nöthiger geworden, seitdem der Hofmarschall von Oertzen am 15. Februar plötzlich gestorben war. Die Regulirung des erbgroßherzoglichen Nachlasses fiel ihm nun allein zu. Auch hinsichtlich des fernern Aufenthalts und der Begleitung des Prinzen Paul mußten Entschlüsse gefaßt werden, bei denen der Großherzog an seinen Rath appellirte. Plessen hatte nicht nur ein persönliches Interesse daran, wie sich der fernere Bildungsgang des jungen Thronerben gestalte, sondern der

ihm bevorstehende Antritt eines Ministerpostens wies ihm auch eine amtliche Einwirkung auf diese Verhältnisse zu. Bisher hatten der Legationsrath v. Schmidt als Instructor und der Kammerherr von Bülow als Cavalier die Begleitung des Prinzen gebildet. Nun schien der bisherige Flügeladjutant des Erbgroßherzogs, Oberst von Steinäcker, ein aus der preußischen Armee übernommener Officier, die Neigung zu haben, in der Umgebung des Prinzen eine einflußreiche Stellung einzunehmen. Seine Freunde hatten ihn dem Großherzog warm empfohlen, und dieser war nicht abgeneigt, ihn der Person seines Enkels zu attachiren. Plessen aber hatte Gründe, dies nicht zu wünschen. Der Prinz war lebhaft, lebenslustig, von weicher, nachgiebiger Gemüthsart, und bedurfte, zumal in seiner Stellung als Verlobter, eines Berathers von viel Takt, Lebenserfahrung und Festigkeit des Charakters. Dies war zu ordnen und manches Andere mehr, die Stellung eines Kammerpräsidenten neu zu besetzen; — kurz, Plessen, der stets gewohnt war, seine eigenen Wünsche den Amtspflichten unterzuordnen, entschloß sich, Wien noch vor dem Ende der Conferenzen zu verlassen.

„Ich freue mich, nun bald wieder mit Dir und Euch Allen vereinigt zu sein, wenn ich gleich eben nicht angenehmen Geschäften und Eindrücken in Mecklenburg entgegensehe. Indessen erstere müssen doch auch abgemacht werden, und Pflicht und Vertrauen rufen mich dazu. Und so denke ich: in Allem wird Gott mir helfen und ein redlicher Wille mich führen. Ich habe gestern einen Brief vom Großherzog erhalten, nachdem er mir erst kurz zuvor geschrieben, und zwar sehr gerührt über meinen Entschluß, und wie er nun für seine übrigen Tage darüber beruhigt wäre, daß ich bei ihm bliebe. Ich habe ihm geantwortet, daß ich mich ihm mündlich noch näher äußern würde. Denn es ist doch nöthig, daß dies so geschieht, daß man mir in Berlin die Sache nicht verübeln kann, was ich ebenso wenig möchte, als mich dem Vorwurf auszusetzen, indiscret gehandelt zu haben. Für uns wird es allerdings dort in Mecklenburg seinen Nutzen bei den Menschen haben und so der guten Sache und dem Dienst frommen, was wahrlich allein meine Absicht und mein Zweck war, da ich es sonst als das tiefste Geheimniß bewahrt haben würde. Aber freilich, man muß die Menschen nehmen wie sie sind."

Es fanden in Wien noch vier Plenarsitzungen nach seiner Abreise statt. Plessen hatte viel Arbeit im Redactionsausschuß gehabt und auch den Dank wohl verdient, den die Versammlung deren Mitgliedern in der Schlußsitzung aussprach. Die wichtigsten Fragen waren freilich erledigt, allein es kamen doch noch Materien zur Berathung, welche Plessen's Interesse besonders in Anspruch genommen hatten und über deren fernere Behandlung am Bundestag die Versammlung jetzt Abrede traf. Dahin gehörten: die Contingentsstellung, die Bundesfestungen (Mainz, Landau und Luxemburg wurden in der 34. Sitzung als solche designirt), die Austrägalinstanz, die Verbesserung der Lage der Juden, Verfügungen gegen den Nachdruck. Auch über eine veränderte Geschäftsordnung am Bundestag kam man überein und stimmte dem Vorschlag Metternich's zu, der das Amtsjahr in zwei Perioden getheilt wissen wollte. Während der einen, die vom 15. November bis Ostern reichte, sollte die Bundesversammlung vollzählig, eine Substitution nicht zulässig sein und die Wirksamkeit sich auf die wichtigeren Berathungen und Beschlüsse erstrecken. In den anderen Monaten dagegen sollten laufende oder dringende Angelegenheiten vorgenommen werden, sowie Beurlaubungen und Substitutionen stattfinden können. Metternich

erklärte außerdem noch, daß im Hinblick auf die von den sächsisch-ernestinischen Häusern ausgegangene Anregung der Kaiserhof damit einverstanden sei: „daß sämmtlichen regierenden Herzögen im Deutschen Bunde, mit Einschluß des Herrn Landgrafen von Hessen-Homburg, für ihre Personen das Prädicat „Herzogliche Hoheit" beigelegt werde, insofern die übrigen Höfe gegen eine solche Titulation nichts zu erinnern fänden". Alle die hierauf bezüglichen Schriftstücke wurden Plessen nach Mecklenburg nachgesandt, und er legte sie in einem Schlußbericht vom 3. Juli dem Großherzog vor.

Es mag von Interesse sein, hierbei auch einen Blick auf die dem Bericht beigefügte Berechnung der Kosten des Wiener Aufenthalts zu werfen. Sie betrugen im Ganzen nach verschiedenen Münzsorten berechnet: 525 Dukaten, 119 Louisd'or, 8443 Gulden 27 Kreuzer Wiener Währung, was nach unserm Münzfuß ca. 24100 Mark ausmachen würde. Eine außerordentliche Zulage erhielt der Gesandte nicht, durfte aber die Auslagen für Wohnung: 2886 fl., Equipage: 2017 fl., Trinkgeld an den Kutscher: 438 fl., für den Lohnbedienten: 793 fl., für die üblichen Neujahrsgeschenke, Trinkgelder ꝛc.: 626 fl. in Ansatz bringen. Die Reisekosten wurden mit einem halben Louisd'or per Meile vergütet, was bei einem Hinweg von 124 und einem Rückweg von 114 Meilen den Betrag von 119 Louisd'or ergab. Der Kanzlist Helmcamp, welcher eigentlich zur Frankfurter Gesandtschaft gehörte, aber Plessen bei dieser, wie bei seinen anderen diplomatischen Missionen begleitete, erhielt eine tägliche Zulage von 4 fl., Plessen's Diener eine solche von 3. Die Postporti beliefen sich in den sechs Monaten auf 175 fl. Nicht unbeträchtlich war der Posten der üblichen Kanzleigeschenke. Die Gratification an die kaiserliche Staatskanzlei betrug 100 Dukaten, und außerdem bekam der für solche Aufmerksamkeiten sehr empfängliche Gentz noch 300 Dukaten (ca. 2900 Mark). In Karlsbad waren ihm bereits 125 Dukaten behändigt worden.

Nachdem sich Plessen vom kaiserlichen Hof und den Conferenzmitgliedern verabschiedet, trat er in der Frühe des 17. Mai die Rückreise an, erreichte ohne Aufenthalt in achtundvierzig Stunden Prag und am Abend des 22. Berlin. In Dresden hatte er sich einen halben Tag aufgehalten, um mit dem mecklenburgischen Kammerrath Steinfeld zu conferiren, welcher Mitglied der dort versammelten Commission der Elbuferstaaten war. Es galt denselben über die in Wien getroffenen Verabredungen betreffs der Flußschiffahrt und insbesondere über den Ausgang der preußisch-anhaltischen Zollcontroverse zu informiren. In Berlin besuchte er Hardenberg und Wittgenstein, gab dem ersteren gegenüber auch wohl eine mündliche Erklärung ab über die Gründe, welche ihn zur Ablehnung der preußischen Offerte bestimmt hatten. Der König war, wie immer, sehr gnädig und lud ihn zur Tafel, eigens zu dem Zweck, ihn der künftigen Erbgroßherzogin vorzustellen, von deren Anmuth und herzgewinnendem Wesen Plessen entzückt war. Am Abend des 26. traf er in Ludwigslust ein und schloß die Seinigen nach siebenundeinhalbmonatlicher Abwesenheit wieder in die Arme.

Der Aufenthalt in der Heimath war aber kurz bemessen; er währte nur wenige Wochen. Sie vergingen ihm in rastloser Thätigkeit, in der Ordnung

des erbgroßherzoglichen Nachlasses und der Entwirrung der schon oben angedeuteten, zum Theil recht unerquicklichen Personalfragen. Seine Abwesenheit war von verschiedenen ehrgeizigen Beamten und intriganten Höflingen benutzt worden, auf den Großherzog und den bejahrten Minister von Brandenstein einen ungünstigen Einfluß auszuüben. Größtentheils handelte es sich dabei um die Verfolgung eigennütziger Zwecke, die Erlangung einträglicher Stellen u. dgl. Plessen trat diesen unlauteren Bestrebungen sogleich mit der Entschiedenheit entgegen, die ihm eigen war, sobald es sich um sachliche Erwägungen handelte. Er stellte einfach die Cabinetsfrage und erklärte, daß er den Ministerposten nur dann übernehmen werde, wenn seine Gründe Gehör fänden. Dies gab natürlich den Ausschlag. Der Großherzog war entzückt, an seiner Seite wieder einen Mann zu haben, der das, was er für recht erkannte, auch entschlossen durchführte. Denn diese Entschlossenheit fehlte häufig seinem ersten Minister, der, obgleich wohlmeinend und überaus pflichttreu, dennoch den Einflüssen seiner Räthe oft mehr, als wünschenswerth, zugänglich war. Ueberdies war er damals kränklich und hatte während des Winters wochenlang das Haus gehütet. Plessen wußte das persönliche Verhältniß, das bei dem umständlichen Schriftwechsel der letzten Monate etwas gelitten hatte, wieder auf den besten Fuß zu setzen. Brandenstein, der große Stücke auf ihn hielt, war wohlthuend berührt von der frischen Kraft des thätigen und dabei so bescheidenen, nie sich vordrängenden Collegen. So knüpfte sich jetzt und befestigte sich im Laufe der Zeit immer mehr ein Freundschaftsverhältniß und ein geschäftliches Zusammenwirken, welches fünfzehn Jahre lang, d. h. bis zu Brandenstein's Tode ungetrübt bestand und in einer selbstlos umsichtig und einheitlich geleiteten Verwaltung der Landesangelegenheiten für Fürst und Volk von den segensreichsten Folgen war.

Wie Plessen das Vertrauen des Großherzogs Friedrich Franz gewonnen hatte, so schloß sich nun dessen Enkel, der zukünftige Thronerbe, mit einer fast ungestümen Zuneigung an ihn an. Auch zwischen ihnen entstand ein intimes Verhältniß, von dem ein umfangreicher Briefwechsel beredtes Zeugniß ablegt. Plessen erkannte in dem jugendlichen, noch unentwickelten Charakter des Prinzen Paul die Keime zu Anlagen, welche nur einer gewissenhaften Pflege und der Abwehr schädlicher Einflüsse bedurften, um sich freier zu entfalten. Der Prinz hatte eine gute Fassungsgabe, besaß die im Kreise seiner Standesgenossen damals geforderten Kenntnisse und ein reines, unverdorbenes Gemüth. Aber er war im Ganzen eine weiche Natur, leicht bestimmbar und in seinen Beschäftigungen wenig ausdauernd. Ein heiteres, liebenswürdiges Temperament, große Natürlichkeit, Lebenslust und jugendlicher Uebermuth waren noch die hervorstechenden Seiten seines Wesens. Plessen nahm sich vor, ihn auch auf den Ernst des Lebens und die Pflichten seiner Stellung bestimmter hinzuweisen, und es ist ihm das in der That gelungen. Den Hausgesetzen gemäß erlangte der nunmehrige Erbgroßherzog gerade jetzt während Plessen's Anwesenheit am 13. Juni die bedingte Großjährigkeit. Einen Hofstaat erhielt er noch nicht. Kammerherr von Bülow, ein Sohn des Oberhofmarschalls, blieb auch ferner sein Cavalier. Der bisherige Gouverneur, Herr von Schmidt, trat in den

Ruhestand und der Oberst von Steinäcker in den preußischen Heeresdienst zurück.

Es blieb Plessen nicht viel Zeit für die Regelung der heimischen Angelegenheiten übrig. Die Bundestagsgeschäfte riefen ihn schon wieder nach Frankfurt. Am 11. Juli traf er dort ein, nachdem er zuvor in Hanau seine beiden Söhne besucht hatte. Sie verblieben noch bis zum Herbst unter der Obhut des Professor Zipf. Plessen kam diesmal nach Frankfurt mit dem bestimmten Auftrag, die Geschäfte der Gesandtschaft am Bunde nur so lange noch zu führen, bis sein Nachfolger, der Strelitz'sche Minister von Pentz, sie aus seinen Händen entgegennehmen könnte, was indessen vor dem Spätherbst nicht erwartet wurde. Es lag Plessen sehr daran, daß in der Zwischenzeit noch die Berathungen über diejenigen Punkte zu Ende geführt würden, welche die Wiener Conferenz dem Bundestag zugewiesen hatte und deren Resultat eine nothwendige Ergänzung der Schlußacte darstellte. Die Schlußacte selbst war in der ersten förmlichen Sitzung der nach langer Unterbrechung wieder zusammengetretenen Bundesversammlung am 8. Juni zum Grundgesetz des Deutschen Bundes erhoben, — ganz so, wie es in Wien verabredet gewesen. Die Stimme für die beiden Mecklenburg hatte als deren interimistischer Vertreter der dänisch-holsteinische Gesandte Graf Eyben abgegeben. Durch ein Publicandum der Schweriner Regierung vom 13. Juli wurde die Schlußacte in dem „Officiellen Wochenblatt" bekannt gemacht. Inzwischen war Plessen aufs Höchste befremdet, gleich nach seiner Ankunft in Frankfurt bei seinen dortigen Collegen eine starke Neigung für einen baldigen Beginn der Ferien vorzufinden. Dieser schien ihm sehr wenig angebracht. Die Versammlung hatte bis zum 20. Januar 1820 Ferien gehabt, und diese waren dann noch wegen des langsamen Ganges der Wiener Conferenzen bis zum 8. April verlängert worden. Jetzt hatten erst fünf Plenarsitzungen stattgefunden, und schon wollten die Herren wieder auseinandergehen. „Ich habe hier allenthalben geäußert," schrieb Plessen, „wie ich meinerseits solche Ferien nicht für zulässig halten kann, so lange nicht die zur Berathung stehenden Gegenstände und darunter hauptsächlich die Militärorganisation weiter gefördert sind, auch daß ich mich in den Stand gesetzt und instruirt sähe, um über alle hier vorliegenden Gegenstände mich schon jetzt, soweit erforderlich, zu erklären."

Der Wiener Hof war der gleichen Ansicht und instruirte Buol dahin, daß die Unterbrechung der Arbeiten nur in dem Falle statthaben dürfe, wenn der Eingang der Instructionen für die Abstimmung nicht bis Anfang August zu gewärtigen sei. Für einige Fragen, wie die Austrägalinstanz, die Executionsordnung und die Flußschifffahrts-Bestimmung, handelte es sich übrigens um eine einfache Formalität; denn die Zustimmung war ja schon in Wien beschlossen. Die Instructionen liefen denn auch rechtzeitig ein, so daß die in Wien hinsichtlich dieser drei Materien gefaßten Beschlüsse in der 19. Sitzung vom 3. August die ihnen vorbehaltene Sanction durch die Bundesversammlung erhielten. Man blieb nun beisammen und ging ungesäumt an die Berathung derjenigen Fragen, welche in den letzten Separatprotokollen zu Wien zwar allgemein behandelt waren, deren definitive Erledigung man aber der Bundes-

versammlung zugewiesen hatte. Dahin gehörten: die Contingentsstellung, die Bundesfestungen, die Regelung des Handels und Verkehrs und die Angelegenheit der Mediatisirten, ferner noch in zweiter Linie: die Verbesserung der bürgerlichen Stellung der Juden, der Schutz gegen Nachdruck, die Geschäftsordnung des Bundestags und seine politische Stellung zur Stadt Frankfurt ꝛc.

Für alle diese Gegenstände wurden nun im Laufe des August Commissionen gebildet. Plessen nahm dabei die auf ihn fallenden Wahlen nur so weit an, als er erwarten durfte, daß die betreffende Materie noch während seiner Anwesenheit in Frankfurt erledigt werde. Dies war indessen bei keiner einzigen der Fall. Die alte Bundestagsmaschine arbeitete wieder mit der gewohnten Schwerfälligkeit. Namentlich in allen militärischen Angelegenheiten kam man wegen des steten Hin- und Herschiebens der Detailfragen zwischen den verschiedenen Ausschüssen nur äußerst langsam vom Fleck.

Obwohl das am 5. October eingereichte Gutachten der Militärcommission alle die Erleichterungen für die Contingentsstellung enthielt, die man in Wien verabredet hatte ($1^1/_2$ statt $1^5/_6$ Procent der Bevölkerung, davon $^1/_7$ statt $^1/_6$ Cavallerie), so hatten selbst an diesen mäßigen Anforderungen viele der kleinen Höfe noch zu mäkeln, und es vergingen Monate, ehe die Vorlage vor das Plenum gelangte. Ebenso ging es mit den Bundesfestungen. Zwar bestand über deren Besatzungsrecht kein Zweifel. Allein die Frage, ob die Unterhaltungskosten nach Maßgabe der Matrikel oder nach andern Grundsätzen repartiert werden sollten, war offen geblieben, und dies gab nun zu Differenzen Anlaß, welche namentlich Württemberg für seine beliebte Obstructionspolitik ausnutzte.

Es begann sich überhaupt, wie Plessen mit Unmuth wahrnahm, in der Bundesversammlung eine Gruppirung herauszubilden, welche einem einmüthigen Zusammenwirken sehr hinderlich war, sich in den nächsten Jahren immer mehr verschärfte und schließlich 1822 zu heftigen Scenen und einer Art Krisis führte. Als das treibende Element konnte der Württemberger Wangenheim gelten, dem die Sachsen Globig und Carlowitz und der Darmstädter Harnier secundirten. Im zweiten Treffen dieser Opposition standen der Bayer Aretin und der Kurhesse Lepel. Ein guter Beobachter der Frankfurter Verhältnisse (aber nicht Plessen) schrieb damals:

„Aretin läßt die Anderen reden, schließt sich aber meistens den Beschlüssen gegen Oesterreich an. Lepel stimmt offen und unverhohlen für Alles, was gegen die Großmächte ist. Auf die Grafen Eyben, Grünne und Beust ist nicht zu rechnen; sie sind beiden Parteien persönlich befreundet, und wenn sie auch gegen die Großmächte nichts unternehmen, so sind sie doch auch nicht für sie zu gebrauchen; macht man Ansprüche an sie, so schützt der Eine die Forderung der Ehre, der Andere das Pandektenrecht vor; im Grunde liebäugeln auch sie mehr oder weniger mit der Popularität. Bayern hält noch am meisten auf seine Unabhängigkeit. Daher darf dies Gouvernement nicht gereizt werden, wenn man es für die Sache der Großmächte gewinnen will. Dieses ist auch gar nicht so schwer, da der Minister von Rechberg das bayerische System vergißt, sobald man in irgend einem magischen Spiegel die Revolution und den Fürst von Metternich als deren Bändiger zeigt."

Die heftigeren Fluctuationen jener am Bundestag herrschenden Oppositionsbewegung fallen nicht mehr in die Zeit des Plessen'schen Aufenthalts daselbst. Er sah sie indessen noch entstehen und hatte für die separatistischen Tendenzen, die darin zum Ausdruck kamen, ein sehr abfälliges Urtheil. Schon die Darmstädter Handelsconferenz, die im September 1820 zusammenkam, erschien ihm als eine Art von Sonderbund und ebenso sehr wirthschaftlich bedenklich als politisch verdächtig. Wie erinnerlich, hatte Berstett schon in Wien mit Marschall und du Thil die Grundzüge zu einer solchen Handelsvereinigung insgeheim entworfen und anderen Collegen vertraulich mitgetheilt. In Folge dessen waren Württemberg, die Großherzoglich und Herzoglich-Sächsischen, so wie die Reußischen Länder und später auch Bayern dem Project beigetreten. Es war noch in Wien zum Abschluß einer Convention gekommen und die Verabredung getroffen, im Herbst zu Darmstadt die Berathungen fortzusetzen. Bei diesen Verhandlungen waren die meisten Höfe durch ihre Frankfurter Gesandten vertreten, die sich mehrmals in der Woche nach dem nahen Darmstadt begaben.

Plessen berichtete darüber am 23. September, daß die Verhandlungen vorläufig noch nicht klar erkennen ließen, wo man eigentlich hinauswolle. Eine Menge sich kreuzender Ansichten trat dabei zu Tage. Die Majorität scheine die Aufhebung der Binnenmauthen und eine Zollgrenze gegen das übrige Deutschland im Auge zu haben. Es sei aber zu besorgen und bereits erkennbar, daß einzelne Staaten diese Zolleinigung zu politischen Zwecken zu benutzen und dieselbe zu einem Sonderbunde auszugestalten bestrebt seien, welcher eine geschlossene Stellung am Bunde begünstige. Man müsse daher diese Bestrebungen aufmerksam beobachten. Uebrigens sei ein solcher Zollbund ohne débouchés an den Küsten nicht lebensfähig. Die Darmstädter würden daher versuchen, auch Kurhessen, Oldenburg und Hannover, letztere im Hinblick auf die Küste, zum Anschluß an ihren Handelsbund zu bestimmen. Dadurch werde auch der Norden Deutschlands in die Angelegenheit hineingezogen.

Als mecklenburgischer Landstand und Grundbesitzer war Plessen naturgemäß Freihändler. Auch die Handelspolitik der großherzoglichen Regierung bewegte sich in der gleichen Richtung. Der Landesherr war als Inhaber eines bedeutenden, zwei Fünftel des ganzen Landesgebietes ausmachenden Domaniums gleichsam der reichste Grundbesitzer Mecklenburgs, und seine wirthschaftlichen Interessen deckten sich in diesem Sinne mit denen der Ritterschaft. Jedwedem Anschluß an einen größeren Zollverband mußten daher Regierung und Stände gleichmäßig widerstreben. Dazu kam, daß die Verfassung so eng mit dem directen Steuer- und Abgabewesen verwachsen war, daß eine durchgreifende Aenderung des letzteren, wie sie die Einführung hoher Finanzzölle mit sich gebracht hätte, auch die staatsrechtliche Grundlage leicht hätte erschüttern können. Man betrachtete demnach in Mecklenburg alle Zolleinigungen innerhalb des Bundes mit argwöhnischem Blick, und hieraus erklärt sich die oben geäußerte Besorgniß Plessen's, daß der zur Zeit in Darmstadt geplante Zollbund auch die Seeküsten zu erreichen streben werde. Es war schon schwierig genug, sich den damals bereits beginnenden preußischen Werbungen zu entziehen.

Plessen's Befürchtungen waren aber diesmal grundlos. Anfangs freilich wurde der Vorschlag einer Aufhebung der Binnenmauthen in den süddeutschen Handelskreisen mit Jubel begrüßt. Auch führten die Darmstädter Conferenzen zur Klärung mancher wirthschaftlichen Frage. Als es sich aber um die Aufstellung eines bestimmten Zolltarifs handelte, kam die Kleinstaaterei und die particularistische Mißgunst wieder voll zum Ausdruck. Man gerieth an einander; der Streit dauerte mehrere Jahre. Und nachdem im Sommer 1823 Hessen-Darmstadt und Bayern ihren Austritt angekündigt, löste sich der Congreß auf. Wangenheim fühlte in ihm die letzte Stütze seines phantastischen Triasprojectes zusammenbrechen.

Plessen sah dem Scheitern der politischen Pläne seines einstigen Collegen bereits aus der Ferne zu. Nachdem sich die Bundesversammlung am 26. October 1820 auf sechs Wochen vertagt hatte, war er am 12. November nach der Heimath abgereist. Die letzten Wochen hatte er mit der Theilnahme an verschiedenen Ausschußsitzungen und der Ordnung seiner häuslichen Angelegenheiten verbracht. Als er mit seiner Familie nach Frankfurt gezogen war, hatten die Kosten der Einrichtung seines Hauswesens, Mobilien, Tafelzeug, Wagen ꝛc. eine Ausgabe von 13,746 Gulden erfordert, wofür ihm aus der großherzoglichen Kasse ein Zuschuß von 4000 Gulden zugebilligt war. Den gleichen Zuschuß beantragte er jetzt für seinen Nachfolger Herrn von Pentz. Dieser nahm ihm einen Theil seiner Einrichtung zum Taxwerth ab, der Rest wurde versteigert. Immerhin blieb von den aus eigenen Mitteln aufgewendeten 9700 Gulden ein großer Theil ungedeckt.

Der Abschied von der fröhlichen Mainstadt wurde Plessen nicht leicht. Er hatte dort angenehme Jahre verbracht, in dem anregenden kosmopolitischen Verkehr Genuß und Belehrung gefunden, in dem amtlichen Wirkungskreise Ansehen und Einfluß erlangt und manche persönliche Beziehung angeknüpft, die er nur ungern aufgab. Der Kreis, in den er nunmehr eintrat, war enger, das persönliche Verhältniß unfreier, das geschäftliche Leben einförmiger. Allein er ging mit dem frischen Muth, den wir an ihm kennen, an die Aufgabe heran. Erleichtert wurde sie ihm durch das unverhohlene Vertrauen, mit dem man ihm im ganzen Lande entgegenkam. Der engere Ausschuß der Ritter- und Landschaft richtete am 22. November an den Großherzog ein Schreiben, worin er um die Erlaubniß bat, „Serenissimo die allgemeine herzliche Freude des Landes über die Rückkehr des Ministers von Plessen, sowie den Dank der Stände dafür bezeugen zu dürfen, daß Se. Königl. Hoheit diesen nicht allein in Mecklenburg, sondern in ganz Deutschland hochverehrten Mann ungeachtet der selbigem nach anderen Seiten hin eröffneten glänzenden Aussichten der gesegneten Wirksamkeit in seinem näheren Vaterlande zu erhalten gewußt" hätten. Zugleich wurde in der Eingabe der Wunsch ausgedrückt, auch „dem Minister von Plessen selbst die Freude des Landes der getreuen Stände über seine glückliche Rückkehr in das geliebte Vaterland bezeugen zu dürfen". Nachdem der Großherzog diese Schritte mittelst eines sehr gnädigen Handschreibens genehmigt, traf in Ludwigslust eine aus sechs Mitgliedern bestehende ständische

Deputation ein, welche bei dem Landesherrn und seinem Minister die Empfindungen der Landtagsversammlung mündlich zum Ausdruck brachte.

Das war für Plessen ein schöner ermuthigender Anfang, allein er sollte bald erkennen, daß die Unterhandlung mit den mecklenburgischen „getreuen Ständen" nicht so leicht und bequem war, wie mit den Frankfurter Collegen, und die Popularität eines Ministers, wenn es sich um Geldfragen handelt, rasch verfliegt. Schon im nächsten Jahre, 1821, in welchem neben dem ordentlichen Herbstlandtag noch ein außerordentlicher Frühjahrslandtag abgehalten wurde, hatte er als erster Schwerin'scher Commissarius einen schweren Stand. Es handelte sich um die Verfechtung der von beiden Großherzögen gestellten Forderung eines Beitrags der Stände zu den Militärlasten, welche durch die Bestimmungen der Wiener Schlußacte eine beträchtliche Erhöhung erfahren hatten. Plessen, der, wie wir gesehen haben, in den Commissionen für die Contingentsstellung persönlich thätig gewesen war, sollte nun das, was man am grünen Tisch beschlossen hatte, auch praktisch zur Durchführung bringen. Der Widerstand der Stände war ein lebhafter und entschiedener. Wie immer in solchen Fällen beriefen sie sich auf die alten Verträge, denen zufolge die Kosten des Landesregiments ausschließlich den beiden Landesherren zufielen. Der Conflict spitzte sich immer mehr zu. Auf dem nächstfolgenden Landtage von 1822 trugen die Stände auf Beschreitung des Rechtsweges und Anrufung der Compromißinstanz an, deren Einsetzung Plessen, wie wir uns erinnern, 1817 nicht ohne Mühe am Bundestage durchgedrückt hatte. Während der Großherzog von Strelitz sich nun mit den Ständen des Stargarder Kreises dahin verglich, daß deren Beitrag zunächst provisorisch für die Dauer von zwei Jahren gefordert und bewilligt wurde, lehnte Großherzog Friedrich Franz auf Plessen's Rath die Anrufung der Compromißinstanz auf das Bestimmteste ab. Für Plessen war dabei der Grundsatz entscheidend gewesen, daß Bundesrecht unter allen Umständen vor Landesrecht gehe und Mehransprüche des Bundes an die Territorialstaaten unbestreitbar von dem ganzen Lande, nicht aber nur von einem Theile desselben, welcher im vorliegenden Falle das Großherzogliche Domanium war, getragen werden mußten. Ueberdies war die Mehrbelastung keineswegs drückend und im Interesse der Wehrkraft des Bundes unvermeidlich. Wohin sollte es führen, wenn die Stände der Einzelstaaten gleich von vorne herein jedes Opfer ablehnten, welches dem Wohle der Gesammtheit zu gute kam. Es gewährte ihm daher eine gewisse Genugthuung, daß gerade in dem Augenblicke, als der Conflict zu einer Krisis zu führen drohte, ein Ruf von auswärts ihn wieder in die Reihen der Männer führte, welche sich vorzugsweise mit den Gesammtinteressen Deutschlands beschäftigten.

Schon seit einigen Monaten war der Gedanke einer Wiederaufnahme der letzten Wiener Berathungen in Metternich's Kopf aufgestiegen. Diesmal sollten sie aber in einem kleineren Rahmen stattfinden. Diesmal galt der Angriff, zu dem Gentz die stilistischen Waffen schmiedete, nicht sowohl den Demagogen und Unruhestiftern, als den oppositionellen Höfen und in letzter Linie dem Bundestage selbst. Die Gentz'sche Denkschrift über die Veränderung

der Bundeseinrichtungen und eine andere über die Knebelung der Presse lagen bereits fertig vor. Die Vorarbeiten zum Congreß von Verona schoben die Angelegenheit zunächst in den Hintergrund. Während der dortigen Zusammenkunft aber hatte Metternich den gleichfalls anwesenden Bernstorff für eine intimere Besprechung in Wien gewonnen, an welcher nur noch einige wenige mit den Bundesangelegenheiten besonders vertraute Staatsmänner Theil nehmen sollten. In diesem vertrauten Kreise glaubte er seine Pläne rückhaltloser darlegen zu können als in einer zahlreich besuchten Ministerconferenz. Am 16. December war der Veroneser Fürstencongreß beendet und noch auf der Rückreise, am 20., schrieb Metternich aus Venedig an Plessen, um ihn zur Theilnahme an den Besprechungen einzuladen. Es hieß darin: „Ew. Excellenz haben mit Ihrer tiefen Kenntniß der deutschen Angelegenheiten und mit Ihrer bewährten Einsicht zur Aufstellung des Gebäudes, welches alle Bundesstaaten in Deutschland vereinigt, so kräftig mitgewirkt, daß es unter meine angenehmsten Erwartungen gehört, Ihres Beiraths auch bei der Befestigung und Vervollkommnung desselben nicht zu entbehren." Welche Gegenstände zur Beratung kommen sollten, war nicht gesagt. Indessen ließ sich annehmen, daß das Zusammensein Plessen's mit den einflußreichsten Staatsmännern Deutschlands ihm Gelegenheit geben würde, die Grundsätze, welche die mecklenburgische Regierung in dem Conflicte mit den Ständen verfocht, auch in Wien näher darzulegen und die Rechte seines Herrn dabei zu vertreten. In ständischen Kreisen machte dies auch einen gewissen Eindruck. Der Großherzog Georg von Strelitz, der gegen Plessen stets sehr gnädig gesinnt war, schrieb ihm:

„Es ist beschämend für unsere Stände, daß sie dem nämlichen Manne, der dem Vaterlande so große Opfer brachte, dessen Rückkehr an das Ruder der Geschäfte sie förmlich feierten — daß sie, sage ich, gerade diesem Manne und gleich beim ersten unangenehmen Geschäft so wenig Vertrauen zeigten. Es liegt daher in dieser Reise wirklich noch für Sie eine ganz persönliche Genugthuung und Compensation für die erhaltene Wunde, und dies freut mich noch ganz besonders, weil es jeden Tag allgemeiner gefühlt werden muß, wenngleich die Herren natürlich sich sehr hüten werden, es einzugestehen."

So trat denn Plessen am 8. Januar 1823 zum dritten Male die Reise nach der alten Kaiserstadt an. In Berlin hielt er sich einen halben Tag auf. Die Beziehungen zwischen dem preußischen und seinem eigenen Fürstenhause hatten sich naturgemäß intimer gestaltet, seitdem der Ehebund zwischen Erbgroßherzog Paul Friedrich und Prinzessin Alexandrine am 25. Mai 1822 in Berlin vollzogen war. Das junge Paar bewohnte seitdem das zweite Stockwerk in dem Ludwigsluster Schlosse. Einen eigenen Hofhalt führte der Erbgroßherzog nicht. König Friedrich Wilhelm III. hing mit besonderer Zärtlichkeit an dieser Tochter. Der Umstand, daß die Entfernung von Berlin nach Ludwigslust nicht weit und ein Verkehr jederzeit leicht möglich war, hatte ihm den Abschied wesentlich erleichtert. Aber die Prinzessin war noch sehr jung, — an ihrem Vermählungstage war sie erst eben in ihr neunzehntes Jahr eingetreten, — und es lag dem königlichen Vater sehr viel daran, in ihrer Umgebung eine Persönlichkeit zu wissen, auf deren Rath und Fürsorge sie in der neuen, nicht ganz leichten Stellung zählen konnte. In diesem Sinne war seine Wahl auf Frau von Plessen gefallen, die er lange, schon aus der Zeit, als sie noch Hof-

dame von Helene Paulowna gewesen, kannte, die er ungemein schätzte und der er nun die Stellung einer Oberhofmeisterin übertragen zu sehen wünschte. Der alte Vertrauensmann der königlichen Familie, Oberhofmeister von Schilden, machte auch hierbei den Vermittler. Friedrich Franz war völlig damit einverstanden. Allein Frau von Plessen kannte die Schattenseiten des Hoflebens aus eigener Erfahrung zu gut, um ihre Unabhängigkeit gegen eine glänzende Unfreiheit einzutauschen. Sie wich dem Antrage mit der Bemerkung aus, daß ihre häuslichen Pflichten sich mit der Uebernahme der obliegenden Functionen nicht vereinigen ließen. Allein unter dem Ansturm von allen Seiten gab sie schließlich mit Genehmigung ihres Gatten so weit nach, daß sie die Stellung provisorisch für die Dauer eines Jahres zu versehen versprach. In dieser Eigenschaft hatte sie den Vermählungsfeierlichkeiten beigewohnt, die Vorstellungen der Damen in den Residenzen Schwerin und Ludwigslust vorgenommen und seitdem in fast täglichem intimem Verkehr die Zuneigung und das Vertrauen der jungen Erbgroßherzogin gewonnen. Der Zustand derselben erforderte jetzt besondere Schonung und Fürsorge, da sie ihrer Niederkunft zum Frühjahr entgegensah. Länger als bis zum Ablauf der Wochenpflege wünschte aber Frau von Plessen ein Amt nicht fortzuführen, welches ihre Zeit übermäßig in Anspruch nahm. Auf dieses Verhältniß beziehen sich einige Bemerkungen Plessen's über seinen Aufenthalt in Berlin am 9. Januar 1823:

„Mittags 1 Uhr kam ich an, schickte gleich zu Wittgenstein, der aber zum Militärdiner beim König war. Lützow besuchte mich; nach dem Diner kam Wittgenstein zu mir; ich nahm einige Abrede mit ihm und gab ihm den Brief der jungen Erbgroßherzogin an den König. Nun machte ich meine Besuche, zuerst bei Schilden, den ich aber nicht traf und nachher auch nicht wieder gesehen habe. Nur weiß ich von Wittgenstein, daß er mit diesem kürzlich über Deinen letzten Brief und wegen der Oberhofmeisterin gesprochen. Wittgenstein findet die Gräfin Rehden durchaus dazu passend, meint aber, daß sich diese mit dem Erbgroßherzog nicht vertragen, auch sonst die Stelle nicht annehmen würde. Auch habe man für den Fall einer Vermählung des Kronprinzen wohl die Absicht, sie dort zu placiren. Wittgenstein meinte, ob Du die Stelle nicht noch ferner behalten könntest, wenn auch in weniger genirtem Verhältniß und bloß mit einer gewissen oberen Aufsicht. Ich habe mich aber bestimmt dagegen erklärt. — Ich fuhr nun gerade zum Kronprinzen, ward gleich angenommen, sehr gnädig empfangen und unterhielt mich mit ihm allein eine gute halbe Stunde. Dann ging ich zu Fräulein von Kamecke[1]), die gleich unten daneben wohnt. Sie machte Toilette, hatte Ordre gegeben, Niemanden anzunehmen; ich übergab den Brief der Erbgroßherzogin nebst meiner Karte und saß schon wieder in meinem Wagen, als ein Mädchen keuchend denselben auf dem Schloßplatz wieder einholte, indem Fräulein von Kamecke doch sehr mich zu sprechen wünschte, da sie meine Karte gesehen. Ich ließ mich rühren und kehrte zu ihr zurück, wo sie mich dann äußerst freundlich empfing, nach vielen Dingen fragte, und ich ihr so aufrichtig und so viel sagte, als zur Sache diente. Besonders wollte sie wissen, wie es nun mit der Oberhofmeisterin wohl würde, da Du es bestimmt nicht bleiben wolltest. Ich sagte, man müßte sich aufs Suchen legen, noch wäre dort durchaus keine Wahl getroffen. Sie erzählte mir auch, wie sie Dir kürzlich geschrieben, und wie sie auch die Erbgroßherzogin zur Folgsamkeit stets und noch kürzlich ermahnt habe. Sie schien es sehr anzuerkennen, daß ich zu ihr gekommen war. — Nun fuhr ich zum Herzog Karl von Strelitz, den ich aber nicht traf, jedoch nachher in des Königs Loge lange und ausführlich gesprochen habe. Denn wie ich nun ins Theater kam,

[1]) Sie war Erzieherin der Erbgroßherzogin Alexandrine gewesen, besuchte dieselbe häufig in Mecklenburg und blieb mit ihr fortgesetzt in vertrautem Verkehr. Auch am Berliner Hofe war sie eine bekannte und beliebte Persönlichkeit.

stand Buchheim an der Kasse, um mich zu präveniren, daß der Fürst Wittgenstein mich noch vorher zu sprechen wünsche und schon ein paar Mal geschickt habe. Ich stieg also gleich wieder in den Wagen und fuhr zu ihm, da er mir denn anzeigte, wie der König mich zu sehen und zu sprechen befohlen, ich möchte im Concertsaal in die königliche Loge nur gleich hereinkommen. Dies geschah, wo mich denn der König in seine kleine Loge kommen ließ und sich sehr gnädig mit mir eine Zeit lang unterhielt über meine vorhabende Reise, besonders aber über die Erbgroßherzogin, von deren Befinden und sonstigen Verhältnissen ich ihm denn nur erfreuliche Dinge sagen konnte, aber auch erfuhr, daß selbige in ihren Briefen Deiner immer nur mit Lob und Zufriedenheit, auch mit Anhänglichkeit gedenkt. Der König sah sehr wohl und heiter aus. Nachher sprach ich in der Loge auch noch Prinzeß Luise, ging von da eine halbe Stunde ins Theater, fuhr nachher erst zum Besuch bei Fräulein von Lützow und zum kleinen Souper bei Wittgenstein, wo ich tête à tête mit ihm ganz interessant bis ½1 Uhr Nachts geplaudert und so, wie Du bemerken wirst, meinen halben Tag in Berlin sehr benutzt habe."

Nach einer durch starken Schneefall erschwerten Fahrt langte Plessen am Morgen des 17. in Wien an, stieg wieder im „Römischen Kaiser" ab, konnte aber die früher von ihm bewohnten guten Zimmer nicht erhalten, weil sich eine Baronin Rothschild darin etablirt hatte. Er übersiedelte daher einige Tage später nach der „Kaiserin von Oesterreich", wo auch der preußische Minister Graf Bernstorff wohnte. In Folge dessen sahen sich die beiden befreundeten Staatsmänner häufig auch außerhalb der Sitzungen, und die gegenseitige Zuneigung, wie die Gemeinsamkeit der politischen Anschauungen gestalteten diesen Verkehr aufs angenehmste. Gleich in den ersten Tagen fanden bei Metternich mehrere vertrauliche Conferenzen zwischen ihm, Bernstorff und Plessen statt. Später wurden auch der bayrische Minister von Zentner und der badische Bundestagsgesandte von Blittersdorf herangezogen. Ersterer war von Metternich geladen, letzterer proprio motu von seinem Großherzog nach Wien geschickt, um Aufschlüsse über die badischen Kammerwirren zu geben und die Unterstützung des Kaiserhofs für den Fall einer Krisis anzurufen. Sonst waren keine deutschen Minister geladen. Doch wurden gelegentlich einige der in Wien accreditirten Gesandten zu den Besprechungen hinzugezogen. Diese hatten einen streng vertraulichen Charakter. Protokolle wurden nicht geführt. Auch sandte Plessen keine Berichte an den Großherzog oder das Ministerium.

Die Nachrichten über den Verlauf der Verhandlungen sind mithin sehr spärlich. Wir wissen indessen, daß die Vorschläge Metternichs, wie sie in der Gentz'schen Denkschrift verarbeitet waren und, soweit sie sich auf einen Eingriff des Bundestags in die Landesverfassungen bezogen, an dem energischen Widerstande Bernstorff's scheiterten, dem sich Plessen und Zentner unbedingt anschlossen. Der zweite Theil der Denkschrift nämlich stellte die Forderung auf: der Bundestag solle im Interesse des Gesammtwohls befugt sein, die Landesverfassungen einzelner Staaten auf Antrag der betreffenden Regierungen abzuändern, vor Allem aber dahin zu wirken, daß die Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen beschränkt oder selbst aufgehoben werde, damit nicht der schädliche Einfluß der in diesen Verhandlungen zu Tage tretenden demagogischen Maximen auf die ruhige Bevölkerung anderer Staaten einwirke. Bernstorff verwahrte sich gegen eine solche Zumuthung, durch welche man den Rechtsboden der Schlußacte verlasse, und Plessen stand keinen Augenblick an, ihn darin zu

unterstützen, wenngleich eine derartige Auslegung des Bundesrechtes unzweifelhaft die Stellung der mecklenburgischen Regierung in dem derzeit schwebenden Conflicte mit den Ständen stärken mußte.

Auch die anderen Vorschläge der Hofburg, welche ein Niederhalten der Presse, eine Beschränkung der Tagung der Bundesversammlung auf vier Monate und die Aufhebung der Veröffentlichung ihrer Protokolle betrafen, fanden nicht die Zustimmung der Conferenz. Hinsichtlich der Presse einigte man sich schließlich dahin, den Preßausschuß des Bundestages wieder in Thätigkeit zu setzen und zum Einschreiten gegen einige besonders aufgeregte süddeutsche Blätter anzufeuern. Nur mit einem Antrage hatte Metternich Glück, dem nämlich, der eine Säuberung des Bundestages von den oppositionellen Elementen bezweckte. Die Mitglieder der Conferenz fanden, daß in der That in der Bundesversammlung unfruchtbare Debatten, welche nur die Eigenliebe der Redner befriedigten, eingerissen seien, daß Rechthaberei und zänkische Intrigue das sachliche Urtheil der Mitglieder trübten und daß es an der Zeit sei, diesem Treiben ein Ende zu setzen. Wie wir schon oben andeuteten, waren Wangenheim und seine beiden hessischen Collegen in dieser Hinsicht höchst lästig geworden.

Zur Beseitigung des ersteren bot nun ein Zwischenfall die Hand, den wir hier nur flüchtig berühren können. Der König von Württemberg hatte sich durch das von den drei Großmächten erlassene Veroneser Cirkularschreiben verletzt gefühlt. Zwar war dasselbe in dem von Metternich beliebten dictatorischen Tone verfaßt. Allein keiner der anderen deutschen Bundesstaaten hatte eine Empfindlichkeit darüber gezeigt. Graf Winzingerode mußte nun auf Befehl seines Herrn und sehr gegen seinen eigenen Willen ein Rundschreiben an die württembergischen Gesandten erlassen, welches einer feierlichen Verwahrung gegen die angebliche Rechtsverletzung Ausdruck gab. Der indiscrete Wangenheim zeigte es einigen seiner Frankfurter Collegen, so auch Herrn von Pentz. Dieser bezeichnete es in einem Berichte vom 20. Januar 1823 als „wirklich merkwürdiges Product gereizter Eitelkeit, Schwäche, Empfindlichkeit, Galle und Ueberschätzung der württembergischen Monarchie und ihrer Stellung unter den Staaten Europa's.“ In der württembergischen Depesche war gesagt: man habe allen Grund, die diplomatische Neuerung mit Besorgniß zu betrachten, welche darin bestünde, daß die „cours prépondérantes“ die auf den Congressen gefaßten Beschlüsse den anderen Höfen einfach mittheilten und die Möglichkeit anderer Auffassung völlig unberücksichtigt ließen. Aber nicht nur die unzulässige Form, sondern auch der Inhalt dieser Beschlüsse, welche in die Rechte unabhängiger Staaten eingriffen, errege Bedenken. Ein solches Verfahren rechtfertige die äußerste Reserve. Ganz besonders anstößig aber war ein in der Depesche vorkommender Ausdruck, welcher die Congreßmächte als solche bezeichnete, „qui ont hérité de l'influence que Napoléon s'était arrogée en Europe.“ Eine solche Sprache im Munde eines von Napoleon creirten Königs mußte einen Sturm von Entrüstung hervorrufen. Eine Maßregelung des Stuttgarter Hofes und seines vorlauten Wortführers am Bundestage fand daher die allgemeine Billigung, und die Conferenz stimmte Metternich zu, wenn er die

Beseitigung einer zänkischen Opposition in der Frankfurter Versammlung für unerläßlich hielt.

Zur Durchführung dieses Vorhabens schien aber auch ein Wechsel im Präsidium unbedingt geboten. Metternich hatte ihn, wie wir aus seiner Karlsbader Unterredung mit Plessen wissen, schon früher im Auge gehabt. Buol war theils zu weich und nachgiebig, theils wieder zu heftig. Diese Ungleichmäßigkeit im Auftreten hatte seine Autorität untergraben. So suchten denn Metternich und Bernstorff gleich in der ersten vertraulichen Abendconferenz vom 17. Januar Plessen aufs Neue für die Annahme des Präsidialpostens zu gewinnen. Dieser erwiderte mit der gleichen Entschlossenheit wie früher. Er sei entschlossen, sein Dienstverhältniß in Mecklenburg so lange nicht zu verlassen, als sein Herr, der Großherzog Friedrich Franz, lebe. Dazu habe er sich diesem gegenüber durch eine bindende Zusage verpflichtet, und jedwede Bestimmung in dieser Frage hänge nicht von ihm allein ab. Selbst diese formelle Ablehnung genügte aber nicht. Einige Tage später bemerkte Metternich zu Plessen, daß der Kaiser sehr bereit sei, an den Großherzog zu schreiben, um eine Dienstveränderung zu bewirken, „da doch die Stelle eines Präsidialgesandten nicht dem österreichischen Interesse allein, sondern auch dem allgemeinen Wohl des deutschen Bundes gewidmet sei." Einem solchen Wunsch des Kaisers werde der Großherzog wohl nachgeben und ihn, Plessen, seines Wortes entbinden. Plessen ließ aber durchblicken, daß auch diese Demarche keinen Erfolg haben werde. Er sei eben seinem Fürsten und Lande nicht mit einem Wort, sondern mit dem Herzen verbunden und wolle beiden freiwillig auch ferner dienen. In der Meinung, daß ihm ein preußisches Dienstverhältniß vielleicht mehr zusagen würde, erneuerte auch Graf Bernstoff seine Anträge vom Winter 1820, natürlich mit dem gleichen Mangel an Erfolg. Welchen Werth man auf Plessen's Erfahrung und seine Kenntniß der Bundesangelegenheiten legte, beweist noch der Umstand, daß der nunmehr zum Präsidialgesandten designirte Baron von Münch-Bellinghausen angewiesen wurde, seinen Rath über die am Bundestag zu beobachtende Haltung einzuholen. Es fanden dieserhalb mehrere streng vertrauliche Conferenzen statt, denen auch Metternich und Bernstorff beiwohnten und denen eine Denkschrift Plessen's zu Grunde gelegt war. In derselben waren diejenigen Punkte hervorgehoben, die ihm geeignet schienen, „durch eine zweckmäßigere Leitung den Bundestagsverhandlungen mehr Ordnung, Zusammenhang, Gehalt und Würde zu verschaffen."

Für Buol, der gleichfalls in Wien anwesend war, mochte dies nicht angenehm sein. Plessen schrieb aber an seine Frau, er komme oft mit ihm zusammen, und ihr gutes Einvernehmen sei durch diese Verhältnisse nicht getrübt. Uebrigens scheine er mit seiner Versetzung selbst nicht ganz unzufrieden zu sein. In der Folge ging Münch nach Frankfurt. Er war ein Bureaukrat von strictester Observanz, hing an den Lippen seines Herrn und Meisters Metternich, zeigte sich aber geschickter als sein Vorgänger und wußte sich bis zum Jahr 1848 an der Spitze der Bundesversammlung zu behaupten. Ein Jahr nach der Abberufung Buol's wurde auch der sanftmüthige Goltz durch den General-

postmeister von Nagler ersetzt, einen überaus thätigen Mann von schroffem, anspruchsvollem Wesen, in Frankfurt wenig beliebt, aber durch seine Tüchtigkeit den Collegen imponirend und durchaus befähigt, dem Vertreter der Hofburg die Stange zu halten. Abgesehen von dem äußern Glanz der Stellung mochte einer schaffensfreudigen Natur wie Plessen der Verzicht auf die fernere Theilnahme an den Bundesangelegenheiten vielleicht jetzt nicht schwer fallen. Das Ansehen des Bundestags war unverkennbar im Abnehmen. Der vornehme Müßiggang, dem seine Mitglieder nothgedrungen verfielen, hätte Plessen auf die Dauer schwerlich zugesagt. Er hatte den Bund mit begründen helfen. Mit der Schlußacte war diese Arbeit beendigt und die Aussicht, den Organismus kräftiger auszugestalten, vorläufig gering. In der Heimath dagegen winkte ihm ein Feld der Thätigkeit, das seine Kräfte vollauf in Anspruch nahm und auf dem sich Erfolge erzielen ließen, die Befriedigung gewährten. Als daher Metternich beim Abschied ihm nochmals bemerklich machte, daß man in Wien die Hoffnung, ihn für den kaiserlichen Dienst zu gewinnen, nicht aufgebe, zumal in dem Fall, daß die Verhältnisse sich ändern sollten und er durch eine Zusage nicht mehr gebunden wäre (womit wohl ein Thronwechsel gemeint war), konnte Plessen mit gutem Gewissen erwidern, daß er das Schmeichelhafte solcher Anerbieten zu schätzen wisse, daß er sich aber in dem Bewußtsein, seinem Vaterlande und Fürstenhause nützen zu können, vollkommen glücklich fühle.

Mit diesen Empfindungen schied er am 1. März von Wien und traf um die Mitte desselben Monats in Ludwigslust ein. Der Großherzog, der sich durch die Gerüchte der erneuten Anerbietungen sehr beunruhigt gefühlt hatte, war hocherfreut, aus Plessen's Munde die Versicherung zu vernehmen, daß er an der gegebenen Zusage festhalte. Diese Treue gegen Fürst und Land machte auch bei den Ständen großen Eindruck, und auf dem im Mai in Schwerin zusammentretenden Convocationstage kam es wesentlich unter Plessen's Einwirkung zu einer gütlichen Auseinandersetzung über den Beitrag zu den Militärlasten. Plessen's Einfluß sowohl bei Hofe als in den Kreisen der Ritterschaft war neu befestigt, und sein Einvernehmen mit den Ständen wurde von da an durch keine Differenz mehr getrübt.

Der Großherzog, in dem Gefühl, daß er dem treuen Diener doch eine öffentliche Anerkennung schuldig sei, verlieh ihm mittels eines sehr gnädigen Cabinetsschreibens vom 18. Juli 1823 als „Beweis seiner Achtung und Dankbarkeit" die Anwartschaft auf das nächste heimfallende Lehen. Allein diese wohlwollende Absicht ward nicht zur That; denn bei Lebzeiten Plessen's fiel kein einziges Lehen an die Krone zurück. Es stand geschrieben, daß dieser Staatsmann sich nicht im Dienste seines Fürstenhauses bereichern sollte.

Die Vermögenslage Plessen's war indessen derart, daß er solcher Zuwendungen für einen standesgemäßen Lebensunterhalt nicht bedurfte. Die Zinsen aus Livland gingen jetzt regelmäßig ein, und durch den Verkauf eines seiner Gemahlin in Folge neuer Erbauseinandersetzung mit deren Brüdern zugefallenen Ritterguts — der älteste Schwager Balthasar war kurz zuvor gestorben — sah er sich zur Gründung eines Familienfideicommisses in den Stand gesetzt. Er wählte dazu das Gut Dolgen bei Laage, welches er 1824

nach getroffener Vereinbarung mit seinen Brüdern annahm. Hier pflegte er von da an in jedem Sommer einige Monate zuzubringen, und zwar gewöhnlich in der Zeit, während welcher das Hoflager nach Doberan verlegt war. Die Geschäfte folgten ihm zwar auch dahin. Boten mit Mappen kamen und gingen. Dem Großherzog wurde es schwer, irgend eine wichtige Entscheidung ohne seinen Rath zu treffen. „Ich bedaure" — schrieb er einmal — „daß ich Sie so oft mit Geschäften behellige. Allein, wo ich nicht sicher bin, das Rechte zu treffen, da muß mein Freund helfen." Auch von andern Mitgliedern des Fürstenhauses wurde er vielfach in Anspruch genommen. Der junge Erbgroßherzog Paul Friedrich, dessen Verhältniß zu dem alternden Großvater nicht immer das Beste war, bedurfte sehr häufig seiner Vermittlung, ebenso wie dessen Gemahlin sich mit besonderem Vertrauen an Frau von Plessen wandte, wenngleich diese ihr Amt als Oberhofmeisterin im Frühjahr 1824 definitiv niedergelegt hatte. König Friedrich Wilhelm schrieb ihr darüber aus Potsdam am 6. Juni 1824:

„Da es mir nicht möglich war, Ihnen durch Herrn von Rehden zu schreiben, so werden Sie mir erlauben, es jetzt nachträglich zu thun, um Ihnen noch einmal schriftlich meine innige Dankbarkeit auszudrücken für die Opfer, die Sie Ihrer Lage nach meiner Tochter während zweier ganzen Jahre gebracht haben in der alleinigen Absicht, ihr in ihren neu gestalteten Verhältnissen durch Leitung und Rath Nutzen zu bringen. Wenn es zu Ihrer Beruhigung und Genugthuung dienen kann, zu wissen, wie sehr ich dies erkenne, so hoffe ich, daß Sie es längst wissen müssen. Auch Alexandrine, seien Sie davon fest überzeugt, erkennt dies ebenso sehr als ich.

Seit zwei Jahren hat sie das Terrain näher kennen gelernt, auf das sie die Vorsehung versetzt hat; ich darf daher hoffen, daß sie nun durch eigene Erfahrung und durch Ihre Anleitung gelernt haben wird, was zu ihrem wahren Nutzen und Frommen erforderlich ist. Dennoch wird sie noch immer in Verhältnisse gerathen, wo geprüfter Rath ihr von Nöthen sein wird. Diesen wird sie sich auch ferner von Ihnen erbitten; denn ich habe sie dazu aufgefordert, und sie hat es mir versprochen. Und gewiß werden Sie ihr diesen mit derselben Offenheit und Freimüthigkeit geben als Sie es bisher gethan haben.

Erlauben Sie mir schließlich, Ihnen die Versicherungen meiner besonderen Achtung und Werthschätzung zu wiederholen. Ihr ergebener

Friedrich Wilhelm."

Zur Oberhofmeisterin wurde nun Frau von Lützow ernannt, die Gemahlin des in Berlin als Gesandten accredirten Oberhofmeisters. Sie nahm ihren Wohnsitz in Ludwigslust und begleitete Herrn von Lützow nur zeitweise auf seinen Posten, den er im Sommer gewöhnlich mit längerem Urlaub verließ. Das Plessen'sche Ehepaar bewohnte in Ludwigslust eines der geräumigen Häuser, welche bereits Herzog Friedrich für die höheren Hofbeamten in der Nähe seines Schlosses erbaut hatte. Von den Söhnen war der ältere, Fritz, auf der Schule in Wismar und unter Aufsicht des dort lebenden Onkels. Der jüngere, Hermann, wurde Anfangs von einem Hauslehrer unterrichtet, später besuchte er das Johanneum in Lüneburg. Seit seiner Rückkehr von Frankfurt hatte Plessen eine junge Verwandte, Julie von Horn, in sein Haus aufgenommen. Sie stand mit seiner Tochter in gleichem Alter, wurde mit dieser zusammen erzogen und von den Eltern ganz wie ein eigenes Kind behandelt. Luise von Plessen vermählte sich später mit dem Regierungsrath Friedrich von Oertzen, nachdem Julie von Horn kurz zuvor einem Eng-

länder, dem in hannöverschen Diensten stehenden Major Baring die Hand gereicht hatte. Das Plessen'sche Haus wurde bald zum geistigen Mittelpunkt der kleinen Residenz. Es ging von ihm durch die mannigfachen Beziehungen zum Auslande, durch die häufigen Besuche durchreisender Staatsmänner und foreigners of distinction, welche namentlich während der Doberaner Badezeit in Ludwigslust Rast hielten, durch die Pflege von Kunst und Literatur eine Anregung aus, welche die meisten anderen, mit der großen Welt weniger in Berührung gekommenen einheimischen Familien nicht zu bieten vermochten. Plessen war gastfrei, und seine Frau liebte die Geselligkeit. Sie war noch immer eine anmuthige Erscheinung. Ihre gewinnenden Formen und ihre anziehende Unterhaltung fesselten die Besucher ihres Salons. Ein Porträt Plessen's aus jener Zeit zeigt ihn uns als einen ziemlich hochgewachsenen Mann von stattlicher Gestalt. Der Ausdruck des Gesichtes ist geistvoll, die Stirn hoch und frei, das Haar darüber dicht, dunkel und kraus, der Mund edel und fein geschnitten. Nach der Sitte der Zeit trug Plessen Kinn und Oberlippe rasirt und nur längs der Wange einen schmalen, kurz gehaltenen Bart. Im Sommer pflegte das Plessen'sche Epepaar eine Badereise zu machen; dann folgte der Aufenthalt in Dolgen, und im Spätherbste begab sich der Minister regelmäßig als erster landesherrlicher Commissar auf den Landtag, der abwechselnd in Malchin oder Sternberg abgehalten wurde.

(Schluß des Artikels im nächsten Heft.)

Stempelpapier.

Von

Salvatore Farina.

VIII.

Als alle Drei zur Thür hinaus waren, wollte der Maler in ein lautes Lachen ausbrechen, aber es glich wenig der Heiterkeit. Nun sank der große Künstler langsam auf seinen Malerstuhl, nachdem er die Palette aufgenommen und mit einem Lappen gereinigt hatte. Und da, die Augen auf Cleopatra geheftet, fühlte er den Biß einer schlüpfrigen, kleinen Natter. Die kleine Schlange nagte noch immer, als an die Thür des Ateliers geklopft wurde. Es war der ältere Sohn Bortolo's, des Schlächters; ein junger Taugenichts von zweiundzwanzig Jahren, groß und stark, mit Namen Gerolamo. Er kam einfach, seinen Vetter Ginsto um ein Darlehn von fünfzig Lire bis zum anderen Tage zu bitten. Ginsto hatte Glück.

Indem er offenherzig erwiderte, daß er nur ein paar Lire in der Tasche habe und diese für sein bißchen Mittag- und Abendbrod brauche, hielt er sie auf seiner Handfläche hin. „Bediene Dich," sagte er.

Hierauf begnügte sich Gerolamo mit einem Zweilire-Stück, das er sehr ungenirt nahm.

Als der Maler wieder allein war, erinnerte er sich, daß er in der Westentasche noch die sechshundert Lire vom Priester Barnaba hatte; aber bevor er dem Ewigen danken konnte, erschien Gerolamo abermals an der Thür.

„Mir kam ein Gedanke, während ich fortging, und ich bin umgekehrt."

Ginsto, ohne ihn zum Nähertreten einzuladen, ließ ihn von der Schwelle her sprechen und sagte nur von Weitem, während er die gebrauchten Pinsel in den kleinen Eimer warf: „Wenn es nicht um Geld ist, so sprich."

Und Gerolamo sprach.

Er erzählte, daß er sich in ein herrliches Mädchen verliebt habe, daß der Vater aber damit durchaus nicht einverstanden sei; dieser wolle seinen Consens nur geben, wenn die Geliebte in irgend einer Weise zum Schlächtergewerbe gehöre; mit dem Gerichtswesen wolle er nicht verwandt werden . . .

Bei diesen Worten erhob Ginsto den Kopf vom Pinseleimer.

Er wollte den unglücklichen Liebhaber ungestüm nach dem Namen der Geliebten fragen; aber er ließ ihn ohne Unterbrechung fortfahren.

Und Gerolamo sagte weiter, daß der Vater des Mädchens vielleicht einverstanden sein werde, aber der Schlächter absolut nicht . . .

„Und das Mädchen? . . .“ stammelte Giusto.

„Das Mädchen . . . gefällt mir so sehr; sie wird glücklich sein.“ versicherte Gerolamo.

„Noch weißt Du es nicht?“

Noch nicht; aber darauf kam wenig an; alle Mädchen, meinte dieser Einfaltspinsel, sind glücklich, einen jungen Mann zu heirathen, der gut frisirt ist und zwei hübsche Backenbärte hat, so wie er. Wenn der Mann versteht, sich ihnen angenehm zu machen, beten alle Mädchen ihn an.

Kurz, Gerolamo war seiner Sache gewiß.

„Und willst Du mir den Namen Deiner Geliebten sagen?“

„Ich weiß ihn noch nicht.“

Giusto athmete auf.

„Und der Name des Vaters?“

„Der Notar Cipolla!“

„Bravo, Gerolamo! sich in die Tochter des Notars Cipolla zu verlieben! Vortrefflich.“

„Du kennst sie?“

Ganz und gar nicht. Giusto wußte nicht einmal, daß der Notar eine Tochter habe; und was könnte er thun, um seinem jungen Vetter zu dienen? er möge es sofort sagen, denn er halte sich wie gemacht dafür, ein solches Geschäft in Ordnung zu bringen. Wenigstens wolle er allen guten Willen darauf verwenden.

Es handelte sich um nichts Anderes, als den Papa zu besänftigen; dem Vetter Maler würde der nichts abschlagen.

„Nun gut, ich will es versuchen. Wann soll ich mich daran machen?“

Sofort, versteht sich. Aber wenn er den Schlächter gehörig herumgekriegt, müßte er auch ein Wörtchen mit dem Notar Cipolla reden, seinem künftigen Schwiegervater . . . und dann ein anderes mit der Mama.

„Und mit der Signorina, nichts?“

„Für die bin ich genug; ich bin sicher, daß sie ja sagt; ich habe sie am Fenster gesehen, und wenn ich mich nicht irre, so hat sie mir zugelächelt; sie hat ein Madonnengesichtchen, ganz zart, wie mir die Gesichter der Mädchen gefallen.“

Das Beste, was Giusto thun konnte, war also, sich sogleich aufzumachen, um Gerolamo's Angelegenheit in Ordnung zu bringen, mit einer entfernten Hoffnung, daß irgend Jemand, das Geschick, oder der Zufall, oder der ewige Vater sich mit seiner eigenen Angelegenheit befassen und sie zum guten Ende führen wolle, ohne daß er der Täuschung bedürfe, die seiner brüsken Künstlernatur widerstrebte.

Er ging geradeswegs zu seinem Onkel und hatte das merkwürdige Glück, ohne viele Worte den Schlächter gefügig zu machen wie ein Milchkalb.

Daß die Posse vom Testament zu den Ohren der ganzen Verwandtschaft gekommen, bezweifelte er nicht; aber als er erlebte, daß der reiche Onkel ohne Groll ihm, dem Neffen und Künstler, die Geschichte von dem unglückseligen Ladenschild erzählte, da begriff er, daß er in der Meinung des reichen Verwandten sehr gestiegen sei.

Und als er ihm von Gerolamo's Flamme für die Tochter des Notars Cipolla sprach, sah er, daß die Sache nicht so schwierig sei, wie er geglaubt hatte. Nur dagegen sträubte sich der Schlächter, persönlich für seinen Sohn anzuhalten; er sagte, dergleichen habe er noch nie gethan; der Andere möge vielmehr zu ihm kommen, und er werde ja sagen. Giusto überzeugte ihn mit geringer Mühe, daß man gewisse Dinge, welche man nie gethan, wenigstens einmal im Leben thue. Ja, aber der Schlächter hatte drei Söhne, und solle es ihm beschieden sein, dieselbe Comödie dreimal zu spielen? — Allerdings; aber die Unannehmlichkeit würde nach dem ersten Male unendlich geringer sein.

„Ja, aber wie ist denn das Mädchen?"

Giusto wußte es nicht, und selbst Gerolamo hatte sie nicht anders als am Fenster gesehen.

Der Schlächter mochte die Mädchen nicht, welche viel am Fenster stehen; aber er könnte eine Ausnahme für die künftige Schwiegertochter machen . . . Und wie hieß sie? — Giusto würde den Notar fragen . . .

„Höre, lieber Neffe, erkundige Du Dich erst, der Du auf vertrautem Fuße mit dem Notar stehst . . . Aber gerade, da Du bei Cipolla's wie zu Hause bist, wie kommt es, daß Du den Namen der Tochter nicht weißt? und hast Du sie denn nie gesehen?"

„Sieh, das will ich Dir erklären: ich bin durchaus nicht wie zu Hause bei Cipolla's; ich habe den Notar bei Gelegenheit eines gewissen Contractes kennen gelernt . . ."

Der Schlächter hatte die Augen geschlossen, um besser zu sehen; aber Giusto setzte nichts weiter hinzu. Nun öffnete sie Bortolo wieder.

„Höre, Giusto, man hat mir gesagt, Du habest ein Testament gemacht? was ist Dir eingefallen, in Deinem Alter? Ich, zum Beispiel, habe nie eines gemacht und dachte auch nicht daran, eins zu machen . . . freilich habe ich drei rechtmäßige Söhne, und mein kleines Vermögen wird eben nur hinreichen, um sie ein paar Jahre vor dem Hunger zu schützen und ihre Schulden zu bezahlen; da bin ich denn nun fast zum Entschluß gekommen, ebenfalls zu testiren, um sie alle Drei zu enterben und ihnen nur den Pflichttheil zu lassen; der Rest, damit nicht Alles in die Hände von Spitzbuben komme, könnte zu irgend Etwas dienen . . . Du könntest mir rathen. Sieh, Du batest mich einmal um ein kleines Darlehn; erinnerst Du Dich? . . . ich weiß nicht recht, ich glaube zwei- bis dreitausend Lire, ich entsinne mich nicht genau; ich konnte sie Dir nicht geben, ich weiß nicht mehr warum, . . . vielleicht weil ich sie nicht im Hause hatte . . . ich sagte Dir meine Gründe, Du billigtest sie . . . jetzt, wenn Du Etwas brauchst, hast Du es nur zu sagen, und wenn es Dir unbequem ist, zu mir zu kommen, so schreibe mir ein Billet . . . Du kannst darauf rechnen . . ."

Giusto schien ernstlich nachzudenken und antwortete nicht.

„Du bist doch nicht beleidigt?"

Giusto verneinte mit aller Entschiedenheit durch ein Kopfschütteln, und der Onkel, hoch erfreut über diese Energie der Verneinung, bestand darauf, eine offenere Antwort zu erhalten.

„Sage mir, daß Du bei Gelegenheit auf mich rechnen willst . . . sage mir's . . . sage mir's."

Und Giusto willigte endlich ein.

„Ich rechne darauf. Aber jetzt brauche ich nichts und gehe zum Notar."

Giusto begab sich nach der Casa Cipolla.

Der Notar war abwesend. Da er beständige Sitzungen mit einem Collegen hatte, um einen herrlichen Contract über ein Kaufgeschäft zwischen zwei Contrahenten aufzusetzen, welche beide Lust hatten, sich gegenseitig zu betrügen, so blieb ihm in diesen Tagen wenig Muße, seiner Ehehälfte von seinen Thaten zu erzählen. Die Notarin wußte nur so viel, daß einer der Gauner ein großes Grundstück weiterverkaufen wollte, das noch nicht bezahlt war, und daß der andere es kaufen wollte, gleichfalls ohne zu bezahlen; die Schwierigkeit seitens der Notare bestand darin, zu verhindern, daß der Eine vom Anderen untergekriegt würde.

„Bei jeder Art von Contracten bezahlt nur Einer; Cipolla will, daß es der Andere sei, und er hat nicht Unrecht; es geht schnell damit, die Reputation zu verlieren."

Giusto, gleichgültig gegen das Geschick dieses Contractes, blickte hierhin und dorthin, während die Notarin alle Schleusen geöffnet hatte; er hoffte, durch eine der drei in den Salon führenden Thüren Gerolamo's Geliebte erscheinen zu sehen.

Endlich, um sich vor dieser Fluth von Worten zu retten, unterbrach er sie:

„Ich war gekommen, weil mir daran lag, von der Signorina zu sprechen . . ."

Bei diesen Worten schwieg die Notarin plötzlich, und um die wahre Mama einer heirathsfähigen Tochter zu werden, wechselte sie die Natur; sie wurde aufmerksam, sie liebkoste mit einem Lächeln, sie schmeichelte ohne ein Wort zu sagen. Sie stellte sich, als glaube sie, daß Giusto im Auftrage eines Anderen gekommen sei, und als die Würde der Schwiegermutter in spe es ihr erlaubte, sprach sie also zu ihrem präsumtiven Schwiegersohn:

„Sie glauben nicht welchen Trost und welchen Schmerz es mir bereitet, wenn Sie mir sagen, eine wackere Persönlichkeit aus Mailand habe meine Tochter am Fenster gesehen und sich in sie verliebt. Ich tröste mich, weil ich als Mutter immer hoffe, einen so ehrenwerthen Mann zu finden . . . ich betrübe mich, weil ich ihn bisher noch nie gefunden, wiewohl viele Vorübergehenden die Augen zu dem Fenster erhoben und sich in Nina verliebt haben . . . aber der größte Theil der Männer kann sich nicht darein finden, daß . . . Wissen Sie, ob Ihr junger Mann anders ist als die Anderen?"

Während die Notarin von ihrem Schmerz und ihrem Trost sprach, ging Giusto das Bild der schönen Christina durch den Sinn, welche er seit einer Viertelstunde vergessen zu haben schien, und doch war dem nicht so; zuerst

achtete er auf das zurückhaltende Wesen der Notarin nicht, dann bemerkte er es, ohne nach seiner Bedeutung zu suchen, dann suchte er, ohne zu errathen.

Endlich gestand er:

„Ich verstehe nicht; was fehlt Ihrer Tochter? Ist sie krank?"

„Um Gotteswillen, nein; Nina ist gesund wie ein Fisch . . . aber . . ."

„Aber was?"

„Sie haben meine Nina niemals ganz gesehen?"

Giusto hatte sie nicht einmal halb gesehen.

Und wenn die Mama erlaubte . . .

Die Notarin schnellte empor, bat den, welcher ihr der Schatten eines Schwiegersohnes schien, ein Augenblickchen zu warten, und ging in das Zimmer ihrer Tochter.

Wie in aller Welt hatten ein schweigsamer Jurist und eine Elster einem so lieblichen Geschöpfchen das Leben gegeben? Nina war ganz zart, ganz blond und anmuthig; die guten Augen, wenn sie nicht auf ein Buch geheftet waren, blickten in die Ferne, nach einem für immer verlorenen Ideal. Das bleiche Antlitz, in einen Schleier von Melancholie gehüllt, gemahnte an eine himmlische Erscheinung.

Ihrer Tochter gegenüber schien die Notarin eine andere Frau; und in der That war sie es; sie war eine Mutter; ihr Gesicht, ihre Stimme, ihr Wesen veredelten sich.

„Meine Kleine, höre mich . . . lege das Buch fort, wenn Dir's nicht mißfällt; höre wohl . . . drüben ist . . ."

Da begann Nina, die furchtsamen Augen auf die Mutter gerichtet, über und über zu zittern.

„Sieh' . . . da zitterst Du wieder; wovor fürchtest Du Dich? Es ist ein schöner Mann, ein Künstler, wie Du Dir's wünschest . . . ich weiß es wohl . . . er ist nicht mehr ganz jung . . . auch das ist nach Deinem Sinn . . . ich weiß es, denn die Mütter lesen im Herzen ihrer Kinder . . . Also nicht zittern . . . Erlaub', daß er Dich sehe . . . Willst Du? Wer weiß? Er könnte es sein . . ."

Nina antwortete nicht; die Elster fuhr fort:

„Alle, die sich in Dich verliebt haben, gefielen Dir nicht, und Du wolltest sie nicht einmal sehen, das ist nicht recht; unter so Vielen hätte Dich Einer heirathen können, trotz Deines Gebrechens; statt dessen hast Du sie Alle zurückgewiesen."

Nina erhob die Augen zur Mama und schüttelte traurig den Kopf.

„Ach ja, es ist wahr, Einer gefiel Dir; er war ein schöner Jüngling, machte Sonette, und der Unglückliche hatte Angst . . . aber Du mußt nicht glauben, daß Alle so sind; dieser ist ein Maler, er ist ein schöner Mann, und reich . . . wer weiß? er könnte mehr Herz und mehr Einsicht haben als die Anderen . . . nein, nein, ich habe nicht gesagt Mitleid, ich habe gesagt: mehr Herz und mehr Einsicht, und meinte auch mehr Liebe. Soll ich ihn Dir bringen? Willst Du?"

Nina senkte den Kopf auf die Brust und ließ die schönen weißen Arme herabhängen.

„Ah, bravissima! Ich lasse Euch allein, und Du wirst mit ihm sprechen, wie Du willst. Ich gehe und komme wieder . . . gieb mir einen Kuß."

Sie drückte auf den purpurnen Mund der Tochter ihre ruhelosen Lippen und ging. An der Thür wandte sie sich noch einmal um, mit der Bemerkung, daß der Maler sich vielleicht den Schein geben werde, als komme er für einen Anderen.

Nina blieb wie abwesend stehen, bis Giusto und die Mama auf der Schwelle waren. „Nina," lispelte die Mama, „dürfen wir eintreten?"

Sie wartete nicht auf die Antwort.

Das junge Mädchen erhob sich, auf die Lehne des Sessels gestützt und verharrte so, bis Giusto ihr gegenüberstand, stumm vor ihrer anmuthigen Schönheit. „Nehmen Sie Platz," stammelte das arme Ding, indem sie wieder in ihren Sitz sank.

Die Mama häufte inzwischen einen Berg von Worten auf, um weniger als nichts zu sagen; endlich schien ihr, als werde sie gerufen.

„Entschuldigen Sie mich, ich komme sogleich wieder."

Allein mit der Signorina, machte der Maler eine alte, merkwürdige Beobachtung, nämlich die, daß alle schönen Frauen, die er in seinem Leben gesehen, ihn in Verwirrung gebracht hätten, die schönsten aber nie. Und mit seiner Offenherzigkeit fragte er die Signorina, woher das komme. Nina wurde roth, lachte und antwortete ohne Spur von Verlegenheit, daß sie es nicht wisse.

„Ich weiß es vielleicht," sagte scherzend der Maler; „die sogenannten schönen Frauen verbergen stets einen kleinen Fehler, den der Beschauer nicht sogleich aufdecken kann, und das beunruhigt ihn; die wahrhaft schönen haben der befriedigten Bewunderung nichts zu verbergen. Vielleicht ist es so."

Vielleicht. Jedenfalls war es ein kühnes Madrigal. Wie zwei Strahlen einer schwermüthigen Sonne traf es den poetischen Maler, als Nina sagte:

„Sie haben mich früher niemals gesehen, nicht wahr? Niemand hat Ihnen je von mir gesprochen, Niemand, der mich auf der Straße gesehen, wohin ich selten komme? und deshalb ist Ihnen mein verhaßtes, unerträgliches Gebrechen unbekannt, das Ihre Meinung über mich verändern wird."

Giusto erwiderte lächelnd ihr Lächeln, und ohne noch zu verstehen, durchforschte er mit dem Blick das bleiche Geschöpf. Mit kaum vernehmlicher Stimme fuhr sie fort:

„Also wissen Sie nichts? Ich bin ein Krüppel. Wollen Sie es sehen? Entsetzen Sie sich nicht zu sehr."

Und ohne auf Antwort zu warten, erhob sie sich aus dem Lehnstuhl und durchschritt das Zimmer. Ach, armes schönes Wesen! Sie hinkte.

Sie ging gekrümmt nach einem Schrank, um das Buch wieder hineinzustellen, nahm ein anderes heraus und kehrte, immer lächelnd, zu ihrem Sessel am Fenster zurück. Aber aus ihren wundervollen Augen brachen die bis dahin zurückgehaltenen Thränen hervor, und die weißen Händchen waren nicht schnell genug, sie zu verbergen.

Nun war Giusto in der That verwirrt.

Da er keine tröstenden Worte für diese Dulderin fand, rückte er seinen Stuhl an ihren Sessel, und ohne zu sprechen, mit der Zärtlichkeit eines Bruders, liebkoste er die Hände, zwischen denen die verschwiegene Thräne niederrann.

Und ihn dünkte, daß, wenn er gekommen wäre, um die Hand dieser schönen Unglücklichen zu werben, jetzt der Moment dazu gewesen sei.

Doch er war nur für den Sohn des Schlächters gekommen und begriff die Nothwendigkeit, einzulenken.

„Warum betrüben Sie sich so sehr? Was macht Ihnen solchen Schmerz? Sagen Sie's mir."

Und da Nina nichts sagen wollte, aber beschämt über ihre Schwäche die Thränen zu trocknen begann, so fuhr der Künstler fort, die Stimme dämpfend, um seinen Worten das Wohlthuende der Vertraulichkeit zu geben:

„Gewiß ist es ein Gebrechen, aber ausgeglichen durch . . . all das Uebrige. Welcher Mann würde es bei einer geliebten Frau nicht übersehen." Er schwieg lange, damit sie Zeit habe, sich wieder zu fassen.

Sie fragte ganz leise: „Wirklich?"

Und in diesem einzigen Worte lag zugleich so viel Zweifel und so viel Hoffnung, daß Giusto, der noch nichts von dem wahren Bewerber gesagt hatte, sich nun beeilte, zum Schluß zu kommen:

„Mein Vetter hat Sie am Fenster gesehen, hat sich sterblich in Sie verliebt, und mich gebeten, Sie aufzusuchen und zu sehen, ob es möglich sei . . ."

„Und Sie haben nun gesehen, daß es wirklich nicht möglich ist," unterbrach ihn Nina mit ihrem früheren resignirten Lächeln; „Sie werden Ihrem Vetter sagen, was Sie gesehen haben, und Ihr Vetter wird sein Herz zur Ruhe bringen; ebenso werde ich es machen."

Auch nicht ein Schatten von Ironie war in diesen traurigen Worten, die das liebenswürdige Lächeln einer nichts mehr Hoffenden begleitete. Aber es konnte der Zweifel, vielmehr die Gewißheit zurückbleiben, daß Giusto einen Vetter vorschiebe, um sich selbst zu verbergen und geräuschlos zurückzuziehen.

Deshalb fuhr der Künstler fort:

„Mein Vetter wird Alles erfahren, und wenn er ein wenig Herz hat, wird er Ihnen wiederholen, was ich Ihnen gesagt habe . . ."

„Wollen Sie mir sagen, wer Ihr Vetter ist; kenne ich ihn?"

„Es ist Gerolamo, der Sohn meines Onkels Bortolo."

„Und wer ist der Onkel Bortolo?"

„Ein reicher Negociant."

Er mußte noch sagen, womit er handelte; Giusto sann eine Weile nach, aber das Mädchen war schon weit von dem reichen Negocianten und seinem Sohn.

„Und, um Entschuldigung, was sind Sie? Meine Mutter sagte mir nur, Sie seien ein großer Künstler . . . Machen Sie Bücher oder Statuen?"

„Ich bin ein kleiner Künstler, mache aber zuweilen große Bilder . . . zwei Meter und mehr, und hätte ich das Modell, das ich suche, so würde Priester Barnaba mit der Madonna der Sieben Schmerzen zufrieden sein, die er bei mir bestellt hat. Ich heiße Giusto Giusti, bin der Verlobte Christina's, die

Sie gewiß kennen, und seit einer halben Stunde Ihr aufrichtigster Freund, wenn Sie mir es gestatten . . ."

Nina erhob sich, um die Hand des Künstlers zu ergreifen; in den funkelnden Augen, in den zitternden Händen, in dem Erröthen des lieblichen Gesichtchens las man die Befriedigung.

„Ach, wie gut, daß Sie der Verlobte Christina's sind! Sie hat mir so viel von Ihnen gesprochen. Und werden Sie sich bald heirathen? Ja . . . Sie müssen sich bald heirathen . . . wir wollen zusammen nachdenken!"

Warum fühlte Giusto, wiewohl er der schönen Dulderin dankbar für ihre Theilnahme war, sich nicht verletzt, aber doch betroffen von diesem Enthusiasmus? Und Nina sagte treuherzig:

„Ich bin froh, wissen Sie, wirklich froh; denn wenn Sie Christinen nicht liebten, so könnte ich recht unglücklich sein."

Giusto Giusti befragte gewissenhaft sich selbst, seine Christina und die gesellschaftliche Convenienz, bevor er antwortete:

„Wenn ich das Unglück hätte, meine Christina nicht zu lieben, so wäre ich jetzt schon verliebt in . . ."

Er wollte sagen „in Sie"; statt dessen schloß er „in eine Andere".

Aber es war Alles eins. Nina verstand. Das bleiche Gesichtchen färbte sich vor Freude; sie streckte dem Maler ein Händchen entgegen, welches in seiner großen Hand ganz verschwand, und erwiderte: „Dank." Nichts weiter. Dann sprachen sie lange von Christina, von der fernen Hochzeit, bis Giusto auf ein leichtes Geräusch abbrach und aufstand.

„Also begleite ich morgen meinen Vetter zu Ihnen. Sehen Sie ihn wenigstens. Er hat ein angenehmes Aeußere."

Nina widersprach nicht, und der Maler entfernte sich so eilig, daß er die Notarin an der Thür ertappte. Vielleicht horchte sie am Schlüsselloch, oder vielleicht spähte sie hindurch, oder vielleicht that sie beides abwechselnd.

„Ich konnte mich von meiner Tochter nicht trennen," bekannte die Mama; „und wie ist es gegangen? Gut, scheint mir. Aber ich habe noch nicht erfahren, ob Sie der Bewerber sind, oder ob es ein Anderer ist."

„Es ist ein Anderer; er heißt Gerolamo, ist gut dreizehn Jahr jünger als ich und viel reicher. Sie werden ihn morgen sehen."

Die Notarin schüttelte betrübt den Kopf.

IX.

Langsam kehrte Giusto ins Atelier zurück; unterwegs bestellte er in der Tischlerwerkstatt einen Rahmen, zwei Meter hoch, einen Meter und fünfzig Centimeter breit; am nächsten Morgen wollte er eine Leinwand bester Qualität hineinspannen und diese sogleich mit Farbe bedecken. Er sann nach, welches Modell ihm am besten dienen könne für die schmerzliche Ergebung, die er der Madonna leihen wollte, und als er sie sich alle ins Gedächtniß rief, fand er nicht eins, das den himmlischen Schmerzensausdruck hätte. Viele Madonnenbilder, die hoch gerühmt wurden, befriedigten ihn nicht. Fast alle haben den Busen von sieben Schwertern durchbohrt; viele weinen große Tropfen; sie ver-

körpern in roher Weise den Schmerz. So würde er es nicht machen; kein azurenes Gewand, mit Blut befleckt; keine Thränen auf dem bleichen Antlitz: vielmehr sollte ein stummer, heißer Schmerz daraus sprechen, ein noch nicht ergebener, aber der Ergebung naher; seine Madonna würde ihn ausdrücken durch den zum Himmel gerichteten Blick, durch die zugleich in Qual und Gebet gefalteten Hände; er würde ihr das weiße Gewand, das bleiche Dulderinnengesicht Nina's geben. Sollte seine gute Freundin ihm nicht für den Altar Priester Barnaba's sitzen wollen? Vielleicht ja.

Aber wenn seine Angelegenheiten die Segel entfalteten, dann sollte ein anderes Bild, zwei Meter hoch und noch mehr, die Seligkeit des Emporschwebens zu Gott und das lächelnde Antlitz Christina's darstellen.

Tages darauf, während er die Stunde erwartete, um in das Haus der Verlobten zu gehen mit der Sicherheit, den Gerichtsvollzieher nicht zu finden, trat Vetter Gerolamo ins Atelier.

Er war ungeduldig zu hören, wie die Sache gegangen sei.

„Sage mir Alles, denn, Du wirst es nicht glauben, aber ich habe eine schlechte Nacht mit dem Gedanken an meine Geliebte verbracht. Also, wie machte sich's? Nicht wahr, meine . . . wie heißt sie?"

„Nina."

„Nicht wahr, Nina ist schön? Sie hat ein merkwürdiges Madonnengesicht, wie ich nie ein ähnliches sah. Sie gefällt auch Dir, nicht wahr? Sag' es nur, ich bin nicht eifersüchtig . . ."

Ginsto hatte sich nicht darauf vorbereitet, die Mittheilung von Nina's Gebrechen zu machen; er hatte geglaubt, daß es ihm schwer werde, die geeigneten Worte zu finden; aber einer solchen Unbefangenheit gegenüber war auch er unbefangen und sagte die ganze Wahrheit.

Gegen Ginsto's Erwarten schien die Nachricht Gerolamo nicht sehr zu betrüben, der als Studiosus juris auf der Universität von Pavia natürlich tiefe historische Studien in den Romanen von Dumas père gemacht und daraus erfahren hatte, daß Mademoiselle de la Vallière gleichfalls gehinkt, und daß dennoch ein König von Frankreich den Kopf an sie verloren habe, freilich, um ihn nachher bei anderen Damen der auserlesenen Gesellschaft wiederzufinden. Er, Gerolamo, habe deshalb gar nichts dagegen, sie zu nehmen.

Er sagte „ich nehme sie," als ob das allein von ihm abhänge.

Der Besuch ward auf zwei Uhr Nachmittags festgesetzt, und als Ginsto seinen Vetter heiter auf sich zukommen sah, dachte er, daß er am Ende doch mehr werth sei, als er geglaubt hatte; aber nach den ersten Worten erkannte er den rohen Gesellen wieder. Sie gingen schweigend, da es Ginsto widerstrebte, seinen Gedanken auszusprechen, und Gerolamo nach dem Erfolg seiner ersten Scherze nichts weiter zu sagen wußte.

Nachdem er der Notarin vorgestellt, wurde Gerolamo zu der armen Nina geführt. Ginsto schwankte lange, ob er den Freier begleiten solle, um das junge Mädchen zu ermuthigen, oder ob seine Gegenwart bei diesem Anlaß nicht vielmehr ungelegen sei — schließlich empfahl er sich und sagte Gerolamo, daß er ihn im Atelier erwarte.

Nach einer Stunde kam Gerolamo strahlend zurück.

Nina hatte ihm noch mehr als zuvor gefallen; sie war in der That entzückend; auch nicht einmal ihr Defect störte ihn; im Gegentheil . . .

Also?

Also werde er Nina nehmen; er habe sogar bereits bei der Mama um sie angehalten.

„Und Du bist in der That zufrieden?"

Ja, Gerolamo war überaus zufrieden; ein Vortheil wenigstens war ihm sicher.

Und welcher?

Daß seine Gemahlin ihm nicht nachlaufen könne in den Straßen von Mailand . . . sie würde gern zu Haus bleiben.

Der gute Vetter lachte.

Aber Giusto lachte durchaus nicht, und als Gerolamo gegangen war, dachte der Maler den ganzen übrigen Tag an die Madonna der Sieben Schmerzen, an die, die er nur eine einzige Stunde gesehen hatte.

„Sie muß um jeden Preis gerettet werden," sprach er laut.

Und in der Nacht träumte er, daß er gegen den Cretinismus Gerolamo's ohnmächtig sei; der Gassenbube von Pavia hatte seinen Willen durchgesetzt, und seiner schmerzensreichen Madonna waren acht Schwerter in die Brust gedrungen.

X.

An den drei folgenden Tagen war es Giusto nicht möglich, dem Vetter in der Casa Cipolla zuvorzukommen, und es widerstrebte ihm, sich von seiner Madonnina empfangen zu lassen, während jener Bengel von der Universität Pavia ihr, der Himmel weiß, welche Eseleien vorschwatzte.

Nicht einmal gegen Christina konnte der Maler sich aussprechen, denn der Gerichtsvollzieher, welcher in Geschäften plötzlich nach Brescia mußte, hatte sich von der Tochter begleiten lassen. So irrte denn Giusto wie eine Seele in der Pein um die beiden Mädchen, von denen die eine immer noch abwesend, die Andre fortwährend von dem Sohne des Schlächters belagert war.

Ach, armes süßes Geschöpfchen!

Um die verhaßte Zeit zu tödten, hatte Giusto eine Skizze der Schmerzensreichen entworfen. Priester Barnaba hatte zweimal den großen Künstler besucht, und das letztemal weitere vierhundert Lire aus der Tasche geholt, so groß war sein Enthusiasmus für die heilige Kunst des Vetters.

Giusto's Schifflein segelte also mit günstigem Winde.

Doch der Maler war nicht zufrieden, bis er die Schuld seines neuen Glücks Jemandem gebeichtet hätte, der ihn wahrhaft verstehen würde. Sie den Vettern zu bekennen, welche ihm nicht glaubten, war absolut vergeblich; aber seine Christina würde ihm rathen.

Warum nur war sie in Brescia, während Giusto ihrer so sehr bedurfte?

Endlich kehrte der Gerichtsvollzieher und mit ihm Christina nach Mailand heim. Als sie von ihrem Verlobten den notariellen Scherz erfuhr, den er an einem Tage der Genesung sich gestattet hatte, lachte sie bis zu Thränen; sie

zweifelte nicht daran, daß Giusto ihr die Wahrheit sage, aber anstatt sich zu betrüben, daß einzig durch diesen Betrug eine schwierige Sache leicht geworden war, freute sie sich darüber und klatschte in die Hände.

Also hatte nur Giusto jene Bedenken?

Ja, wirklich er allein.

„Ich würde gern einen Unbetheiligten befragen!"

Und Christina schlug sogleich vor:

„Fragen wir Nina!"

„Fragen wir sie."

Man kam überein, sich noch an demselben Abend, Punkt sechs, im Hause des Notars zu treffen.

Wie leicht zu begreifen, kam Giusto vor der Zeit und stellte sich als Schildwache in der Straße auf, ohne den Blick von der Hausthür abzuwenden, durch welche seine Geliebte und ihr Mädchen eintreten mußten.

Aber nicht lange, so spie diese Thür etwas Schwarzes und Schmutziges aus, nichts Anderes, als den Priester Barnaba, zerlumpt, wie gewöhnlich, ja noch schlimmer als gewöhnlich.

Was zum Teufel hatte Priester Barnaba im Hause des Notars zu suchen?

Die Neugier reizte ihn, sofort die Elster der Casa Cipolla zu befragen, als an der Straßenecke die holde Erscheinung Christina's sich zeigte. Da entfloh jeder andere Gedanke, als der, seiner Geliebten entgegenzueilen. Sie gingen ein Streckchen der um diese Zeit verlassenen Straße, Hand in Hand, das taube Mädchen hinter sich; stiegen, so verbunden, die Stufen hinan und ließen sich erst im Vorzimmer los, nachdem sie sich auf dem Treppenflur einen flüchtigen Kuß gegeben hatten.

Die Notarin erschien, und Giusto fragte nun ohne Umstände: „Was wollte Priester Barnaba? möchten Sie mir's nicht sagen?"

Die arme Elster war nicht im Stande, irgend Etwas lange zu verbergen, wenn sie's nur gewußt hätte; jedenfalls versprach sie, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen.

Die Verlobten fanden Nina im Begriff, die Aufschrift eines Briefes zu machen.

„An wen hast Du geschrieben?" fragte Christina nach der ersten Begrüßung. Nina zeigte die Adresse.

„An Signor Gerolamo, hier" — las Christina laut.

Jetzt trat Giusto heran.

„Wollen Sie mir diesen Brief geben?" fragte er kühn.

„Warum nicht? Ich bitte nur, ihn heute noch zu besorgen."

„Wenn Sie es wirklich wollen, wird es geschehen; aber ich hoffe, daß, sobald ich Ihnen Etwas gesagt haben werde, sie den Brief zurückfordern um ihn zu zerreißen."

Giusto sprach mit ungewöhnlicher Erregung, als ob seine Kühnheit ihm selbst allzu groß erscheine.

Nina, in den Armen der Freundin, lächelte traurig.

„Alles, was Sie mir sagen können, wird keine Silbe an dem ändern, was darin geschrieben ist."

„Aber dann . . . dann . . . lieben Sie ihn?"

Nina verneinte stumm.

Wie sehr ihn das freute! Die Worte, die Giusto der Armen zu sagen sich vorgesetzt hatte, damit sie sich nicht von diesem rohen Menschen fangen lasse, wurden unnöthig.

Das blasse Mädchen lächelte noch immer; aber was für ein Lächeln war das!

„Lesen Sie den Brief," sagte sie.

„Und soll ich ihn noch abgeben?"

„Lesen Sie."

Schweigend las Giusto.

Nina schrieb, die häufigen und langen Besuche hätten ihr volle Muße gegeben, zu erkennen, daß Gerolamo sie niemals glücklich machen und sie ihrerseits seine Gefährtin für das ganze Leben nicht sein könne. Deshalb möge er seine Zeit nicht mit ferneren Besuchen verlieren; sie habe mit dem Gedanken abgeschlossen.

„Brava!" rief Christina aus, die bleiche Freundin umarmend.

„Brava!" bekräftigte Giusto, und hätte gern dasselbe gethan wie seine Verlobte, begnügte sich aber damit, den beiden herrlichen Mädchen die Hand zu drücken. Er steckte das Schreiben in seine Brieftasche, und man sprach nicht mehr von Gerolamo.

„Nun, hören Sie, Signorina," sprach Giusto mit gedämpfter Stimme und schloß die Augen, um nur in sein Gewissen zu blicken; „ich bedarf eines Rathes von Ihnen. Wollen Sie mir ihn geben?"

„Gewiß! Aber welchen Rath kann ich Ihnen geben?"

Giusto öffnete für einen Moment die Augen wieder, um Christina's Hand zu ergreifen, und begann seine Beichte.

Er sprach von seiner Künstlerarmuth, von seiner Liebe, von dem Einfall, ein Testament zu machen, und von den Folgen, die der Scherz gehabt; offenherzig legte er Alles dar.

„Darf ich die Täuschung fortsetzen und Nutzen daraus ziehen, um mein Glück zu vollenden?"

„Ich verstehe nicht recht," erwiderte Nina.

Christina wollte die Sache besser erklären, aber Giusto drückte ihr die Hand, damit sie schweige.

„Ich glaube nicht, daß Sie die Täuschung fortsetzen, ja nur fortdauern lassen dürfen, um Vortheil daraus zu ziehen," schloß Nina.

„Siehst Du?" rief Giusto aus und blickte seine lächelnde Geliebte an.

Christina schüttelte den Kopf.

„Jetzt will ich sprechen," sagte sie. „Es handelt sich um unsere Vermählung; Giusto hegt Bedenken, mich zu heirathen, weil der Papa ihn für reich hält; er ist versucht, weil er mich so sehr liebt, den Papa von seinem Irrthum zu überzeugen. Nun sprich Du."

Nina bedurfte keiner weiteren Ueberlegung; sie erklärte ruhig, das sei etwas Anderes. Wenn Zwei sich gelobt haben, Einer des Anderen zu sein,

dann ist jedes Bedenken, welches das Versprechen zu halten verhindern kann, sündhaft und lächerlich.

„Lächerlich? . . ."

„Ja, geradezu."

Man schwieg nach einer Weile, um Giusto Zeit zum Nachdenken zu lassen.

Der Maler versuchte einen schwachen Widerstand.

„Es handelt sich nicht um verhindern, sondern um verzögern. Denken Sie daran einen Augenblick."

Aber die blasse Rathgeberin schloß ihm den Mund mit den Worten:

„Verzögern ist manchmal verhindern."

Und Giusto, der nichts Besseres wünschte, ergab sich.

Christina, die sich niederbeugte, um die Lippen zu küssen, welche das Evangelium der Liebe ausgesprochen hatten, flüsterte Etwas, das Giusto erst verstand, als er Nina's bleiches Gesichtchen sich mit leichter Röthe färben sah.

„Gieb auch Du ihr einen Kuß, Giusto, ich erlaube es Dir."

Aber Giusto wurde daran durch die Notarin verhindert, welche in die Thüre trat und ihn bei Seite rief.

„Auf später," sagte er lächelnd zu Nina.

Kaum waren sie im anderen Zimmer, so sagte die Schwätzerin ihm Alles. Priester Barnaba war zum Notar gekommen, um Giusto's Testament zu sehen, oder wenigstens das Concept, oder um sich wenigstens die Clauseln im Allgemeinen vorlesen zu lassen, da er sich nicht auf das Gerücht verlasse, welches in der Stadt umlief, und eine unbedachte Auslage gemacht habe . . . Nämlich, eine Madonna der Sieben Schmerzen, die er bei dem Maler bestellt und bezahlt habe, nur weil er von der testamentarischen Verfügung gehört, welche die Madonna dem Priester Barnaba für die Capelle vermachte, in der er Messe lese. Nun, da die Zahlung gemacht sei, verdrieße es ihn sehr; denn er habe auf sofortige Rückgabe gerechnet, ohne daran zu denken, daß er erst den Tod des Künstlers abwarten müsse, der im Stande sei, ihn und die anderen Verwandten bis ins zehnte Geschlecht zu begraben.

In solch' ärgerlicher Verfassung würde er einen Trost darin gefunden haben, wenn er wenigstens der testamentarischen Clausel sicher wäre, aber diese Sicherheit fehlte ihm.

Und der Notar Cipolla, wie habe der sich benommen?

Vortrefflich. Nichts habe er dem Priester gesagt, da er sich durch seinen Beruf für gebunden erachte, über seine Amtshandlungen zu schweigen; aber er habe seine legitime Mitarbeiterin das Concept lesen lassen.

„Und wenn Sie meinen, kann ich Priester Barnaba beruhigen."

Giusto war sicher, daß seine Erlaubniß überflüssig sei, und deshalb gab er sie sogleich. Zum Lohn für diese Liebenswürdigkeit theilte die Notarin dem Testator mit, daß in den letzten Tagen sämmtliche Legatare zu einer Berathung erst beim Gemahl, dann bei ihr sich eingefunden hätten, einen Einzigen ausgenommen, den Gerichtsvollzieher Ippolito . . . vielleicht aus amtlichem Decorum?

„Nein, es war nicht das."

„Nun, und was denn?"

Ohne zu antworten, dankte Giusto der Notarin sehr verbindlich; aber alle Lust, über seinen Scherz zu lachen, war ihm seit Kurzem vergangen.

Ehe sie sich ihn aus der Hand schlüpfen ließ, machte die Signora Cipolla einen kühnen Ausfall.

„Wollen Sie wetten, daß die Verwandten Alles thun werden, um Ihre Heirath mit der Verlobten zu hindern?"

Woher wußte sie das? . . . Sie wußte es. Man erfährt Alles, wenn man nur will. „Wollen Sie wetten?" beharrte sie.

Giusto wollte nicht wetten, sondern kehrte in das andere Zimmer zu den Beiden zurück, denen er erklärte, seine undankbaren Erben seien dagegen, daß er ein Mädchen heirathe, die das ganze Testament zu nichte machen könne, ohne in irgend einer Weise den Notar Cipolla zu incommodiren, und sogar ohne die Feder ins Tintenfaß zu tauchen.

„Und wie das?" fragten Christina und Nina zu gleicher Zeit.

Giusto wollte es nicht sagen.

XI.

Die Notarin hatte nicht ganz Unrecht, und wenn Giusto um Etwas gewettet hätte, so würde er sicherlich Etwas verloren haben.

In der That, am folgenden Sonntag, während der große Künstler an dem Gemälde für Priester Barnaba arbeitete, that die kaum entworfene Madonna der Sieben Schmerzen ein Wunder. Herein trat nämlich der Vetter Ippolito, begrüßte den Maler und rief, ohne dessen Antwort abzuwarten, daß er nun nichts weiter wissen wolle, nach Allem, was die Böswilligen ihm zu hören gegeben hätten.

„Bitte mich um die Hand Christina's, und ich gebe sie Dir sofort."

Giusto sprang auf und umarmte den mitleidigen Verwandten nicht, weil er in einer Hand die Palette, in der anderen den Pinsel hatte. Aber auch, weil in ihm der frühere Scrupel fortdauerte. Ja, trotz Nina und Christina, trotz Allem haßte dieser schlichte Künstler die Täuschung mindestens ebenso sehr, wie er den Scherz liebte. Und um den Rath der beiden Mädchen, welche er über alle anderen stellte, zu erklären und zu entschuldigen, hatte er sich schon gesagt, daß in Sachen der Liebe die Frauen ein besonderes Gesetzbuch und ein verdächtiges Gewissen haben.

Anstatt Ippolito mit den Worten zu danken, welche sich ihm zuerst auf die Lippen drängten, legte er Pinsel und Palette fort und lud seinen Vetter zum Sitzen ein. Vor ihm stehend, fragte er mit Gelassenheit:

„Also die Böswilligen haben Dir gesagt . . . was haben sie Dir gesagt?"

„Nichts weiter, daß Du ein . . . entschuldige, wenn ich ihre Worte wiederhole . . . daß Du ein Hungerleider seiest."

„Das ist nicht wahr," sagte Giusto trübselig, „ich habe vor einer Stunde gefrühstückt, und Punkt sechs werde ich zum Mittagessen gehen, wenn Gott mich am Leben läßt."

„Sie haben mir auch gesagt . . . na, wir können offen mit einander reden, ist es nicht so? Sie haben gesagt, Dein Testament sei nur ein Scherz gewesen."

„Sie haben die Wahrheit gesagt . . . wenn Du Dich erinnerst, ich selbst hab' es an dieser nämlichen Stelle erklärt — mir ist, als sehe ich Dich noch . . . Du standest da, Priester Barnaba da, und ich hier . . ."

„Sie haben auch gesagt, daß der Scherz einen Nebenzweck gehabt."

„Welchen?"

„Deine Verwandten zu foppen; Dir von Deinem Vetter, dem Priester, die Bestellung auf die Madonna zu erschwindeln, die Du jetzt malst, ein wenig Geld vom Vetter Venanzio und vom Schlächter; von mir nichts Anderes als meine Tochter Christina und ihre Mitgift."

„Aber . . ."

„Aber der gelungene Scherz gefällt mir auch und soll belohnt werden. Christina ist Dein, wenn Du sie noch willst."

„Ich will sie; ich sage Dir sogar, wenn Du sie mir nicht gegeben hättest, würde ich sie mir genommen haben; doch verzichte ich auf die Mitgift und verlange, daß Du Dich versichert halteſt, aber wirklich versichert, jene Uebelwollenden . . . Du willst mir nicht sagen, wer sie sind? Nein? Desto besser; ich will Dich überzeugen, daß ich testirt habe, um mich über Euch Alle lustig zu machen, daß ich es jetzt bereue, und heute noch werd' ich den Notar Cipolla bitten, mir das Testament zurückzugeben, damit ich es in Gegenwart der Legatare zerreiße. Willst Du?"

Nein. Der Gerichtsvollzieher wollte nichts; mochten die anderen Vettern denken, was ihnen gefiel. Aber wenn es Giusto recht wäre, sich mit ihm zum Notar Cipolla zu begeben — er möge ihm nur nicht das Leid anthun, einen Stempelbogen zu verletzen — so könne man ihn den Vertrag über die Mitgift zu Papier bringen lassen . . ."

„Ich will Deine Mitgift nicht, ich heirathe Deine Tochter," betheuerte Giusto, „denn sie ist mir bestimmt; ich brauche Dein Geld nicht."

Der Gerichtsbeamte war so ganz auf den Scherz des Malers eingegangen, daß er bei jedem Widerstreben desselben bis zu Thränen lachte.

Einen Augenblick wurde er ernsthaft und fragte:

„Also, Du hast viel Geld? . . . Nein? Und wenn Du kein Geld hast, wie willst Du Deine Frau erhalten, da Du auf die Mitgift verzichtest?"

„Durch meinen Pinsel," versicherte wehmüthig der Maler; „so lange Christus mit den Aposteln speist, ist unser Mahl ziemlich sicher."

Ohne den Sinn der Antwort recht zu verstehen, fing der Gerichtsvollzieher von Neuem zu lachen an.

* * *

So vermählten sich Christina und Giusto erst auf dem Municipium, dann in der Kirche, und also, vom Assessor und vom Priester bestätigt, durchwanderten die Liebenden, einander in die Augen blickend, die umliegende Welt, bis nach Florenz und Rom. Bei dieser glücklichen Gelegenheit verzehrte der Leuchtthurm der lombardischen Malerei fast ein ganzes „Abendmahl", und heimgekehrt, begann er in aller Eile ein neues, welches für den ersten eintreffenden Russen bereit sein sollte, der dann ein Belgier war. Hierauf führte Giusto,

der nun das Modell seiner Träume zur Hand hatte, das große Gemälde der „Orgie" zu Ende, und nahm von „Cleopatra" Abschied. Diese ward in der That, was Giusto gewollt hatte, sein Meisterwerk; da er aber nicht, wie so viele ausländische Maler, die durch ihren Pinsel reich geworden sind, das am besten gelungene Bild im Hause behalten konnte, so ließ er es in die Brianza wandern, in die Villa eines deutschen Seidenfabrikanten, wobei er sich das Recht vorbehielt, es zweimal im Jahre besichtigen zu dürfen. „Auch hundertmal!" hatte der Deutsche gesagt. „Nein, zweimal sind mir genug," hatte Giusto erwidert.

Inzwischen war die Madonna der Sieben Schmerzen das Entzücken aller Andächtigen geworden, und selbst Priester Barnaba, wenn auch mit einem leisen Seufzer, erklärte sich für befriedigt davon.

Und noch heute, während Priester Barnaba allmorgendlich die Messe liest, scheint diese schmerzensreiche Mutter mit einem seltsamen Lächeln, das in Wahrheit mehr menschlich als göttlich ist, zu lächeln, so wie Nina, wenn sie von ihrem Sessel durch die Scheiben blickt.

Die auf dem Trocknen gebliebenen Vettern, um den schlauen Mann nicht zu beneiden, der von dem Gerichtswesen so viel gelernt hatte, wollten sich mit dem Gedanken trösten, daß Giusto wirklich sie allesammt zum Narren gehabt habe: aber es gelang ihnen nicht recht. Sie glaubten Giusto nicht, und immer aufs Neue erwachte in ihnen der Schmerz über die verlorene Erbschaft.

Ippolito erging es nicht besser.

Der Gerichtsbeamte, in der Eigenschaft als Schwiegervater, erlaubte sich einmal, seinem Schwiegersohn die Mitbewerbung bei einer Subhastation anzurathen, indem er erklärte, daß es nach seiner Meinung eine Sünde sei, das Geld zu drei Procent in der Bank zu lassen, und auch die Staatsschuld bringe wenig.

„Aber ich habe kein Geld in der Bank, ich schwöre es Dir," hatte Giusto erwidert.

Und der Andere hatte ernsthaft ermahnt: „Nicht schwören!"

Indem er den merkwürdigen Geiz dieses großen Künstlers in Betracht zog, dieses Leuchtthurms, nahm der Gerichtsvollzieher sich vor, ihm nie mehr zu rathen, daß er die so sicher in der Bank ruhenden Fonds anrühre.

In welcher Bank?

Auch das wußte er nicht, und deshalb, als von dem Moratorium des Credito Mobiliare gesprochen wurde, legte der brave Schwiegervater eine Hand auf sein Gewissen und brach ein zweites Mal das Schweigen.

„Hast Du gehört, Giusto, hast Du gehört, was vorgeht? Der Credito Mobiliare hat ein Moratorium verlangt."

Der Leuchtthurm der lombardischen Malerei zuckte nicht mit der Wimper und fragte einfach: „Was liegt mir daran?"

Der Gerichtsvollzieher athmete auf; die Nachricht, daß sein Schwiegersohn nichts von dem Credito Mobiliare zu fordern habe, gewährte ihm einen unendlichen Trost.

Sadi Carnot.

Das furchtbare Verbrechen, das am Sonntag den 24. Juni Abends zwischen neun und zehn Uhr in Lyon an dem Präsidenten der französischen Republik Carnot von einem tückischen Meuchelmörder Caserio verübt wurde, hat, wie einst die Kunde von der Ermordung des Zaren Alexander's II. am 13. März 1881, die allgemeinste und tiefste Erschütterung in der ganzen Welt hervorgerufen. Die Umstände, die das Verbrechen begleiteten, erhöhten noch seine schauerliche Tragik. Zu einem Feste war der Präsident nach Lyon gekommen, eine Handels- und Gewerbe-Ausstellung zu eröffnen. Mit Fahnen und Kränzen waren die Straßen geschmückt, eine froh bewegte Menschenmenge strömte darin auf und nieder. Mit den herzlichsten Grüßen und Jubelrufen war der Präsident von ihr empfangen worden. Wo er erschien, wurde er der Gegenstand einer ebenso freiwilligen wie sympathischen Huldigung. Unter Hochrufen auf die Republik und ihn fuhr er gerade nach dem Theater, als der Mörder, ein junger italienischer Arbeiter, im Anfang der zwanziger Jahre, auf das Trittbrett des Wagens, der im Gedränge nur im Schritt fahren kann, springt und blitzschnell den Dolch dem Präsidenten in den Leib stößt. An einer fürchterlichen Verwundung — der Dolch hat die Leber getroffen — verblutet der Präsident in der Stunde zwischen zwölf und eins, in dem Gebäude der Präfectur, „wie ein Soldat auf dem Felde der Ehre sterbend". Die Unthat, die Weise, in der sie verübt wurde, die wilde Erregung des Mörders erinnern unwillkürlich an die Ermordung Heinrich's IV. durch Ravaillac. Der schreckliche Fanatismus falsch verstandener Religiosität trieb Ravaillac, der Fanatismus der anarchistischen Lehren Caserio. Den glaubenslos gewordenen Massen ersetzen Anarchismus und Socialdemokratie die Religion. Aus den fanatischen Priestern, die 1589 und 1610 von den Kanzeln herab und in den Beichtstühlen zur Ermordung Heinrich's III. und Heinrich's IV. aufforderten, sind jetzt die internationalen Wanderprediger des Anarchismus geworden. Mit cynischer Frechheit gestehen sie ein, daß es ihnen gleichgültig ist, ob ihre Bomben Schuldige in ihrem Sinne oder Unschuldige treffen; ihre Absicht geht dahin, die Thatkraft der Regierungen durch die fortgesetzten Verschwörungen und Verbrechen zu lähmen und die Gesellschaft zu erschrecken. Vor hundert Jahren war dieser Schrecken die Guillotine, heute ist es das Dynamit und das Messer. Offenbar haben die „Männer der That" jetzt, einem geheimen Losungswort gehorchend, die Bombe mit dem Messer vertauscht: es trifft den von ihnen zum Tode Verurtheilten sicherer.

Und Carnot war von der Vehme des Anarchismus seit einiger Zeit zum Tode verurtheilt. Ihre Zeitungen und Flugblätter nannten ihn nur noch Carnot le Tueur. Da er, wie es seine Pflicht war, das Todesurtheil Ravachol's, Vaillant's und Henry's unterzeichnet hatte, galt er ihnen als Mörder dieser Verbrecher. Gerade wie sie Crispi in Italien für die Unterdrückung der socialistischen Aufstände in Sicilien und Carrara zur Verantwortung ziehen und mit dem Tode zu

bestrafen versuchen. Da sie außerhalb des Vaterlandes stehen und von keiner nationalen Empfindung berührt werden, sichert weder der Patriotismus, den ein Mann bewiesen hat, noch die Verehrung, die ihm zu Theil wird, vor ihren Waffen. Je größere Verdienste er sich im Gegentheil um sein Land erworben hat, desto mehr ist er ihren Anschlägen und Angriffen ausgesetzt.

Marie François Sadi Carnot hatte sich schwierigen Lagen gewachsen gezeigt und sein Amt als Präsident der Republik ohne Furcht und Vorwurf geführt. Als die trüben Fluthen des finanziellen und moralischen Sumpfes, zu dem schließlich das Panama-Unternehmen in Folge unglücklicher Zufälle, einer leichtsinnigen und gewissenlosen Leitung und einer unbeschreiblichen Vergeudung des Capitals geworden war, bis zu den höchsten Würdenträgern des Staates, zu den Ministern, Senatoren und Deputirten emporspritzten, blieb nur Carnot rein von diesen Schmutzflecken. An seine Ehrlichkeit wagte sich nicht einmal die anonyme Verleumdung. Seit dem Ende des Jahres 1870 hatte er Frankreich in den verschiedensten Stellungen gedient. Bis dahin war der dreiunddreißigjährige Mann — er wurde am 11. August 1837 in Limoges geboren — der Politik fern geblieben. Seinem Stande und Berufe nach war er Ingenieur, seiner Gesinnung nach, als Enkel jenes Carnot, der die erste Republik in den Jahren 1793, 1794 und 1795, als sie mit den Engländern und der Vendée, mit den Oesterreichern und Preußen um ihr Dasein kämpfte, durch die Organisation ihrer Heere und die Entwerfung groß und kühn angelegter Kriegspläne gerettet hatte, Republikaner. Gambetta ernannte ihn damals zum Präfecten des Departements der unteren Seine. Seitdem gehörte er nach einander der Nationalversammlung in Versailles, der Deputirtenkammer, dem Senate an und ward seit 1878 wiederholt in die Regierung berufen. Sein Name, der Ruf seiner makellosen Rechtschaffenheit noch mehr als sein staatsmännisches Talent stellten ihn, bei der Abdankung Grévy's, im December 1887, neben Jules Ferry und Freycinet in die vorderste Reihe der Bewerber um die Präsidentschaft. Im zweiten Wahlgang erhielt er in dem Congreß, der Vereinigung des Senats und der Deputirtenkammer, von 827 Abstimmenden 616 Stimmen zum Präsidenten der französischen Republik. Seine Amtsdauer wäre in diesem Jahre abgelaufen.

Nicht in dem Sinne eines persönlichen Regiments hat Carnot seine Präsidentschaft geführt. Er war nicht der Mann einer scharfen Tonart und eines energischen Handelns. Aber er hat es doch verstanden, das Schiff der Republik durch die Wirren des Parteihaders, durch drohende Verschwörungen und Aufstände wie durch moralische Scandale und Dynamitverbrechen sicher zu steuern. Die Gefahren, welche der Republik von dem Ehrgeiz des Generals Boulanger und seiner Hintermänner und von der Aufdeckung der Panama-Unterschleife drohten, wurden weniger durch die Klugheit und die Thatkraft als durch das Ansehen und die tadellose Haltung des Präsidenten beseitigt. Das Glücksritterthum und die Ehrlosigkeit der um Boulanger gescharten Abenteurer, das Fadenscheinige und Verlogene der Lärmmacher, die sich plötzlich in der Panama-Angelegenheit als uneigennützige Catone aufspielten, die Verlumptheit und die Trinkgeldsucht der Beamten wie der Parlamentarier erschienen um so häßlicher, wenn man sie mit der Aufrichtigkeit, Schlichtheit und Unbestechlichkeit des Präsidenten verglich. Dieser Gegensatz, der allen Franzosen einleuchten mußte, hat zweifellos mit zu den unwägbaren moralischen Mächten gezählt, die in beiden Fällen die französische Republik vor einer Krisis bewahrten. Der Wunsch und die Gedanken Carnot's richteten sich auf die Vereinigung aller Republikaner. Er war ein friedliebender, dem socialen Fortschritt geneigter Mann. Wie den Krieg gegen das Ausland fürchtete er einen inneren Ausbruch. Das Revanche-Geschrei war ihm gleich verhaßt wie der Ruf nach der socialen Revolution. Die Republik, die er sich für Frankreich vorstellte, war eine demokratische, mit einem Stich in die radicale Färbung. Seit dem Beginn seiner politischen Laufbahn hatte er der Linken angehört. Ohne Ausnahme hatten ihm die Radicalen bei der Präsidentenwahl ihre Stimmen gegeben. Er fühlte sich ihnen dafür ver-

pflichtet und rechnete wohl im Stillen bei einer etwaigen Wiederwahl auf sie. Nicht daß Neigung und Dankbarkeit seine Gerechtigkeit und Unparteilichkeit beeinflußt hätten, aber sie färbten doch sein Verhalten gegenüber den Conservativen. Er vermochte ein gewisses Mißtrauen gegen diese, gegen Monarchisten und Clericale, die sich nur nothgedrungen und unter manchem Vorbehalt zur Republik bekehrt hatten, niemals zu überwinden. Kein Wunder, daß sie es ihm heimzahlten und in Verbindung mit den Unversöhnlichen und Revolutionären der äußersten Linken die Bildung jeder starken Regierung vereitelten. Dadurch wurde Carnot's Präsidentschaft in Bezug auf die sociale Reformgesetzgebung mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Aber die Franzosen verlangten in dem augenblicklichen Stadium ihrer politischen Entwicklung nicht nach einer befehlenden Stimme, nach der festen Hand eines starken Mannes: sie fühlten sich von der strenggesetzmäßigen Haltung Carnot's bei dem häufigen Regierungswechsel und von seiner zugleich liebenswürdigen und vornehmen Art, den Staat bei allen feierlichen und festlichen Gelegenheiten zu vertreten, durchaus befriedigt. Gegenüber dem „Bonhomme" Grévy, dem ein unüberwindlicher Zug der Philisterhaftigkeit in seinem Auftreten anhaftete, machte Carnot eine ungleich würdigere und stattlichere Figur. Persönlich hatte er keinen Feind. Sein tragischer Tod hat nun vollends alle Schwächen von ihm abgestreift; in der Erinnerung bleibt nur der Mensch, an dem kein Makel haftete, der aufrichtige Republikaner, der bis zum Tod getreue und selbstlose Diener Frankreichs.

Unter den Aufgaben, die an seinen Nachfolger Casimir-Perier herantreten, wird die erste und größte die Bekämpfung der anarchischen Hydra sein müssen. In Frankreich und Belgien, in Italien und Spanien ist die Wuth dieser Fanatiker auf der einen, und die Gefahr, mit der sie das Gefüge der bürgerlichen Gesellschaft bedrohen, auf der anderen Seite auf das Höchste gestiegen. Alle Versuche, dem gemeinsamen Feinde, der keine staatlichen Grenzen, weder nationale Freundschaften noch Feindschaften anerkennt, durch gemeinsame Maßregeln niederzuwerfen, sind bisher an politischen Gegensätzen gescheitert. Werden jetzt die Kundgebungen der Sympathie, welche die Welt Frankreich dargebracht hat, im Stande sein, Eifersucht und Vorurtheile zu überwinden? Oder, wie leider schon so oft, in leere Luft verhallen und nach wenigen Wochen vergessen sein? Von jeher ist Frankreich seit hundert Jahren das Versuchsfeld für Revolutionen und Chimären gewesen. Der Anarchismus hat hier einen fruchtbaren Boden gefunden, ein blutiger Strike folgt dem andern, ein Dynamitverbrechen erzeugt das andere. Das Wort eines der Pfarrer der Madeleine, als in der Vorhalle der Kirche eine Bombe, zum Glück ohne Menschenopfer zu fordern, geplatzt war: „Man gewöhnt sich an Alles!" enthüllt ahnungslos den Abgrund, an dessen Rand Frankreich steht. So leicht erregbar das Naturell des französischen Volkes ist, so wenig festhaltend ist es auch. Wohl hat es jedes Verbrechen mit einem aus Furcht und Zorn gemischten Schrei allgemeiner Entrüstung aufgenommen, aber zugleich jeden Versuch, eine internationale Verbindung zur Bekämpfung des Anarchismus zu bilden, halb hochmüthig, halb ironisch zurückgewiesen. Es schien den Außenstehenden in der That so, als gewöhne sich Frankreich auch an diese Unthaten, wie es sich vor hundert Jahren an die rastlos arbeitende Guillotine gewöhnt hatte. Mit einem kostbarsten Opfer hat es jetzt diesen tragischen Leichtsinn bezahlen müssen. Alle hoffen, daß Carnot's Blut nicht umsonst geflossen ist, daß dies furchtbare Ereigniß den bürgerlichen Parteien zur Mahnung und Warnung dienen werde, ihre Mißhelligkeiten und Gegensätze endlich zu vergessen. Es würde der größte Ruhm und das schönste Denkmal des nationalen Märtyrers sein, wenn sein Tod eine feste und dauernde Vereinigung aller Republikaner herbeiführte, den Frieden nach außen und die Herrschaft des Gesetzes im Innern verbürgend, die der Wunsch und die Arbeit seines Lebens war. Dann hätte der Enkel des Mannes, der den Sieg Frankreichs 1794 organisirt, auch die Republik endgültig auf unerschütterlicher Grundlage organisirt.

Wie international auch der Anarchismus schon geworden ist, wie eng er mit dem äußersten linken Flügel der deutschen Socialdemokratie, mit dem russischen Nihilismus und den nordamerikanischen Arbeiter- und Stromerverbänden zusammenhängt, seine Brutstätte und sein Arsenal ist Frankreich. Von hier aus spinnt er seine Fäden nach Italien und Spanien. Die Propaganda der That soll wieder einmal von Frankreich ausgehen. Im vergangenen Jahrhundert wollte sie nur die Throne und den Feudalstaat umstürzen; in dem zwanzigsten beabsichtigt sie den Umsturz der bestehenden Gesellschaft, Ordnung, Moral und Cultur. Die Anarchisten betrachten sich als den Vortrab des Proletariats, durch den Schrecken gedenken sie die Dictatur der Arbeitermassen vorzubereiten. Ihr letztes Ziel ist die Eroberung und die Ausbeutung der Staatsgewalt. Dafür bietet ihnen zur Zeit Frankreich, bei der Schwäche der Regierungsgewalt, die größte Aussicht. Der Republik fehlt nicht nur der materielle Rückhalt eines starken Königthums, sondern auch die moralische Autorität einer höchsten Gewalt. Daß es Casimir-Perier gelingen möge, diese in dem unterwühlten Lande wieder herzustellen, ist der Wunsch aller Freunde des Friedens und der Cultur. Die Huldigung, die Fürsten und Völker dem verstorbenen Präsidenten erwiesen haben, mag dem lebenden zugleich Stütze und Sporn sein, den Kampf gegen Verbrechen und Fanatismus für alle höchsten Güter der Cultur unerschrocken aufzunehmen. Besser als durch die Besiegung der Barbaren in seiner Mitte könnte das französische Volk seinen stolzen Anspruch, immer an der Spitze der Civilisation zu marschiren, nicht beweisen.

F.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juli.

Inmitten der Nationaltrauer, in die Frankreich durch die Ermordung des Präsidenten der Republik versetzt worden ist, hat der hochherzige Act des deutschen Kaisers, der gerade den Tag der Leichenfeierlichkeiten für Herrn Carnot wählte, um dessen Nachfolger Casimir-Perier die Nachricht von der Begnadigung der beiden wegen Spionage vom Reichsgerichte in Leipzig zu fünfjähriger Festungsstrafe verurtheilten französischen Marineofficiere übermitteln zu lassen, einen tiefen, sympathischen Eindruck gemacht. Der neue Präsident der französischen Republik, Casimir-Perier, hat diesen Gefühlen gegenüber dem deutschen Botschafter, Grafen Münster, unmittelbaren Ausdruck geliehen, und selbst diejenigen französischen Organe, die hauptsächlich die Revancheidee zu vertreten pflegen, können nicht umhin, den Tact zu rühmen, mit dem gerade bei einem solchen Anlasse eine Begnadigung vollzogen wurde, die mehr, als seit geraumer Zeit erwartet werden durfte, im versöhnlichen Sinne gewirkt hat. Sicherlich wäre es durchaus verfehlt, annehmen zu wollen, daß die zwischen Frankreich und Deutschland bestehenden Gegensätze nunmehr beseitigt oder auch nur wesentlich abgeschwächt seien; wohl aber könnte in den maßgebenden Kreisen Frankreichs sich immer mehr die Ueberzeugung Bahn brechen, daß trotz allen Gegensätzen auch gemeinsame Interessen vorhanden sind, die zu pflegen nicht minder der französischen Republik als dem Nachbarstaate dienlich wäre.

Wie wenig Deutschland sich durch engherzige Rücksichten in seinen Beziehungen zu Frankreich bestimmen läßt, hat bereits Fürst Bismarck deutlich bekundet, als unter Anderem auf der in Berlin gehaltenen Congo-Conferenz die Interessen der Republik in vollem Maße gewahrt werden konnten. Der Auffassung des ersten deutschen Reichskanzlers entspricht es auch, daß die Aussichten für die Aufrechterhaltung des Weltfriedens in absehbarer Zukunft mit jedem Jahre wachsen, in dem die Revanchepolitiker ihre culturfeindlichen Ideen von Neuem vereitelt sehen. Den Regierungen liegt es aber gerade jetzt ob, gegenüber den auf den Umsturz jeder staatlichen Ordnung abzielenden Bestrebungen der Anarchisten sich fest aneinander zu schließen, um die Errungenschaften der modernen Civilisation gegen jeden frevelhaften Ansturm zu sichern. Es konnte daher nur mit Genugthuung begrüßt werden, daß in allen Culturstaaten die Theilnahme aus Anlaß der an einer anderen Stelle dieses Heftes von competenter Seite beurtheilten Ermordung Carnot's durch den anarchistischen Verbrecher Caserio sich in gleich lebhafter Weise geltend machte. Ueberall mußte eben die Empfindung rege werden, daß im Hinblick auf solche Abscheulichkeiten hinter dem Gefühle der Solidarität der Culturinteressen jedes andere weit zurückstehen muß.

Gerade weil der Anarchismus insbesondere in unreifen Gemüthern heillose Verheerungen anrichtet, wird hier der Hebel angesetzt werden müssen; auch erscheint

es bezeichnend, daß innerhalb weniger Wochen außer der anarchistischen Schandthat, deren Opfer der Präsident der französischen Republik geworden ist, ein Mordversuch gegen den italienischen Ministerpräsidenten Crispi stattgefunden hat, während in jüngster Zeit der Livorneser Journalist Bandi, ein alter Vorkämpfer für die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens, gleichfalls durch den Mordstahl eines anarchistischen Verbrechers verbluten mußte. Obgleich der Mörder Caserio erst vor dem Schwurgerichte über die Beweggründe seiner That Rede stehen will, erhellt doch jetzt bereits aus verschiedenen Umständen, daß er die Hinrichtung der Anarchisten Vaillant und Henry als die Ursachen bezeichnen wird, durch die er bestimmt worden sei, nach Lyon zu eilen, um inmitten der für den Präsidenten der Republik veranstalteten Festlichkeiten den Todesstreich gegen ihn zu führen, weil er von seinem Begnadigungsrechte keinen Gebrauch gemacht habe. In derselben Weise sollte Crispi dafür „verantwortlich" gemacht werden, daß die gleichfalls einer anarchistischen Losung folgenden Rädelsführer, durch welche die verhängnißvollen Ruhestörungen auf Sicilien herbeigeführt wurden, der wohlverdienten Strafe nicht entzogen wurden. Hier zeigt sich zugleich, daß die Anarchisten gewillt sind, die bestehende Rechtsordnung um jeden Preis zu bekämpfen, da in Italien keineswegs wie in Frankreich vollzogene Todesurtheile „gerächt" werden sollten, es sich vielmehr nur um langjährige Freiheitsstrafen handelte. Ueberdies wird durch die Ermordung des Journalisten Bandi in Livorno, der nur theoretisch den Anarchismus bekämpfte, erhärtet, daß dessen Anhänger bei ihrem rücksichtslosen Vorgehen weder Maß noch Ziel kennen.

Steht nun aber die gesammte Rechtsordnung auf dem Spiele, so drängt sich von selbst die Frage auf, wie der von Seiten des Anarchismus drohenden Gefahr begegnet werden kann. Daß mit einer lediglich die Symptome ins Auge fassenden Specialgesetzgebung wenig erzielt werden könnte, leuchtet ebenso ein wie die Schwierigkeiten, die sich internationalen Maßregeln entgegenstellen würden. Das Niveau der Volksbildung erhöhen und dadurch die Keime der anarchistischen Bestrebungen zu vernichten suchen, wäre ein Heilmittel, das bei allen sonst in die Augen fallenden Vorzügen doch so lange problematisch erscheinen muß, als selbst den Classen der Gebildeten angehörende Elemente, wie der Fall Henry's gezeigt hat, die anarchistischen Reihen verstärken. Die Hindernisse, wirksame Abhülfsmittel zu finden, befreien andererseits nicht von der Pflicht, den Kampf gegen die culturfeindlichen Bestrebungen mit rastloser Energie aufzunehmen. Daß auf die unreifen Gemüther, die sich den anarchistischen Ideen bisher zugänglich erwiesen haben, unter Anderem das vermeintliche Märtyrerthum eingewirkt hat, mit dem diese Art von Verbrechern sich zu umgeben bemüht ist, erscheint als eine Thatsache, die jedenfalls nahe legen muß, solchen Legenden vor Allem ein Ende zu machen. Sicherlich würde eine große Anzahl neuer Adepten ausbleiben, sobald die Oeffentlichkeit die anarchistischen Schandthaten lediglich als dasjenige brandmarkt, was sie in Wirklichkeit sind. Aller „interessanten" Zuthaten entkleidet, durch die anarchistische Verbrecher über das Niveau gemeiner Mörder erhoben werden sollen, werden die sogenannten „Attentate", sobald erst die Publicität auf das Nothwendigste beschränkt wird, viel von ihrer Anziehungskraft auf heroistratische Gemüther einbüßen. Der Vorschlag ist denn auch bereits in Frankreich gemacht worden, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen zu beseitigen oder einzuschränken und durch gesetzliche Bestimmungen zu verhindern, daß die verderbliche Reclame, die bisher von gewisser Seite mit dieser Kategorie gemeiner Verbrechen getrieben worden ist, fortdauere. Gelingt es dann nicht mehr, die Phantasie von Existenzen, die wenig zu verlieren haben, systematisch zu erhitzen, so wird zwar sicherlich noch nicht erreicht sein, daß der Anarchismus beseitigt ist, wohl aber wird dadurch verhütet werden können, daß diese geistige Epidemie in erschreckender Weise weiter um sich greife.

Die Botschaft, die der neue Präsident der französischen Republik am 3. Juli an die beiden parlamentarischen Körperschaften gerichtet, erscheint aus verschiedenen

Gründen bemerkenswerth, da Casimir-Perier in knappen Zügen das Programm darin entwickelte, nach dem er seine Pflichten als erster Beamter des Landes zu erfüllen gewillt ist. Mit Fug durfte er zunächst darauf hinweisen, daß der Act der zur Nationalversammlung vereinigten beiden Kammern, durch den innerhalb einiger Stunden die Uebertragung der höchsten Executivgewalt vollzogen wurde, allgemein als eine neue Bestätigung der republikanischen Einrichtungen angesehen wurde. In der That verdient die ruhige Besonnenheit Anerkennung, mit der unter eigenthümlichen Verhältnissen die Neuwahl des Präsidenten der französischen Republik stattfand, und die durch die Ermordung Carnot's hervorgerufene Krisis ihre Lösung erhielt. Der Schreiber dieser Zeilen befand sich am 24. Juni und während der auf das anarchistische Verbrechen folgenden Tage zufällig in der französischen Provinz, in größeren Städten sowie auf dem Lande; überall aber konnte er die maßvolle Haltung constatiren, mit der dem Ausgange dieser Krisis entgegengesehen wurde. Während vor Kurzem noch in parlamentarischen Kreisen erwartet worden ist, daß bei der im Spätherbste in Aussicht stehenden Neuwahl ein heftiger Kampf um den Besitz der höchsten Gewalt in der französischen Republik entbrennen werde, hat sich nunmehr gezeigt, daß trotz allen Parteiunterschieden selbst unter den mißlichsten Verhältnissen der gesammte republikanische Apparat in einwandfreier Weise functionirt. Mit Anerkennung verdient daher hervorgehoben zu werden, daß der neue Präsident der Republik sich angelegen sein lassen will, die für eine republikanische Demokratie nothwendigen Sitten weiter zu entwickeln, indem er den festen Entschluß bekundete, nach dem Ablaufe der sieben Jahre, für die ihm die höchste Executivgewalt übertragen worden ist, nicht von Neuem zu candidiren, sondern dann das Geschick Frankreichs anderen Händen zu überlassen. „Ein Land," äußerte Casimir-Perier, „das inmitten so grausamer Prüfungen sich fähig zeigt, so große moralische Disciplin und eine so männliche Politik zu bekunden, wird auch die beiden socialen Kräfte zu vereinigen wissen, ohne welche die Völker untergehen: die Freiheit und eine Regierung."

Zur Zeit, da der gegenwärtige Präsident der Republik berufen war, als Conseilpräsident die Regierungsgeschäfte zu leiten, zeichnete er sich bereits durch die Entschiedenheit aus, mit der er im Gegensatze zu der Auffassung, nach der es darauf ankommen sollte, die im republikanischen Feldlager selbst bestehenden Gegensätze durch Concentrirung aller Parteigruppen der Linken zu versöhnen, an der Durchführung eines bestimmten Programms festhielt. Jeder Schaukelpolitik abhold, erklärte Casimir-Perier, daß er keineswegs gewillt sei, als Präsident der Republik eine Schattenexistenz zu führen; vielmehr betonte er, daß er es für seine Pflicht halte, aus Achtung für den Willen der Nation und durchdrungen von dem Gefühle seiner Verantwortlichkeit, die Rechte, welche die Verfassung ihm übertragen habe, weder mißachten noch durch Nichtausübung verjähren zu lassen. Will also der neue Präsident der französischen Republik keinen Zweifel darüber obwalten sehen, welche Grundsätze er hinsichtlich seiner Regierung zu befolgen gedenkt, so ermangelte er zugleich nicht, das Maß der Freiheit zu bezeichnen, das er für geboten erachtet. Unter dem Ministerium Casimir-Perier fiel seiner Zeit der viel erörterte Ausspruch: l'esprit nouveau, der „neue Geist", der von den Ultraradicalen vielfach als ein Zugeständniß an den Clericalismus gedeutet wurde. Allerdings bürgte der Name des früheren Unterrichtsministers Spuller, der sich des Ausdruckes zuerst bediente, von Anfang an dafür, daß von ernsthaften Zugeständnissen an den Ultramontanismus nicht die Rede sein könnte. Demgemäß hob Casimir-Perier in seiner Botschaft nunmehr hervor, daß Frankreich nach wie vor bestrebt sein werde, Geisteslicht zu verbreiten und für Duldsamkeit und Fortschritt zu wirken.

Daß in einem so bedeutsamen Actenstücke, wie es die Botschaft eines neuen Präsidenten der Republik darstellt, der patriotische Ton anklingen muß, kann nicht überraschen. Immerhin darf zugestanden werden, daß dies in durchaus discreter Weise geschieht, wenn hervorgehoben wird, daß Frankreich, im Vertrauen auf sein

Heer und seine Marine, nachdem es von den Regierungen und den Völkern einstimmige und rührende Kundgebungen der Sympathie erhalten hat, „erhobenen Hauptes seine Liebe für den Frieden behaupten kann“. An der Friedensliebe des neuen Präsidenten der französischen Republik darf sicherlich nicht gezweifelt werden; auch fällt sogleich in die Augen, daß keineswegs ein Unterschied zwischen den verschiedenen Mächten gemacht wird, daß insbesondere jeder specielle Hinweis auf Rußland fehlt, der im Laufe des letzten Jahres beinahe regelmäßig erfolgte, sobald eine officielle Kundgebung an die französischen Kammern stattfand.

Die wirthschaftlichen Fragen wurden in der Botschaft des Präsidenten Casimir-Perier nur flüchtig gestreift. Sollte vielleicht nach gewisser Seite hin ein Wink gegeben werden, wenn an den Senat und die Deputirtenkammer die Aufforderung erging, sich der Prüfung aller Maßregeln zu widmen, die „dem guten Rufe Frankreichs dienen können“, indem sie dessen Gewerbe, Industrie und Handel entwickeln und den öffentlichen Credit stärken? Schwebte dem neuen Präsidenten der Republik bei diesen Ausführungen vor, daß die extremen Schutzzöllner unter der Führung Méline's kaum dem „bon renom“ Frankreichs gedient haben, als sie unter Verleugnung der früher maßgebenden Grundsätze, die Schweiz und andere Nachbarländer auf wirthschaftlichem Gebiete brüskirten? Jedenfalls verdient hervorgehoben zu werden, daß gerade der Name des Führers der französischen Schutzzöllner, der früher bei jeder Krisis genannt zu werden pflegte, bei der jüngsten von keiner Seite ernsthaft in den Vordergrund gerückt wurde. Trotzdem wäre es verfrüht, daraus irgend welche Schlußfolgerungen in Bezug auf die muthmaßliche Gestaltung der französischen Wirthschaftspolitik ziehen zu wollen.

Eingehender als bei dieser verweilte die Botschaft bei der im Innern zu befolgenden Socialpolitik. Unter Voranstellung der Erwartung, das Parlament werde sich das unablässige Streben nach Verbesserung des materiellen und moralischen Wohles angelegen sein lassen, führte der Präsident aus, daß gerade die Republik in dieser Beziehung ganz bestimmte Verpflichtungen habe, da sie die Regierungsform sei, die durch unverdiente Leiden erregt werde, und deren Ehre darin bestehe: „niemals diejenigen zu täuschen, denen sie etwas Anderes als Hoffnungen schuldig sei.“ Läßt sich nicht verkennen, daß diese Verheißungen, bei denen der stenographische Kammerbericht eine dreifache Beifallssalve verzeichnet, wenig positiver Art sind, so dürfen doch die Auspicien, unter denen Casimir-Perier die höchste Regierungsgewalt übernommen hat, als durchaus günstig bezeichnet werden; auch bürgt seine ganze politische Vergangenheit dafür, daß er in vollem Maße bestrebt sein wird, das auf ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Im Interesse der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens ist daher die Wahl dieses Mannes zum Präsidenten der Republik allgemein als glücklich bezeichnet und mit Genugthuung begrüßt worden.

Wie klar ihres Zieles bewußt die französische Regierung gegen die anarchistische Propaganda vorzugehen entschlossen ist, erhellt aus der Vorlage, die am 9. Juli der Deputirtenkammer unterbreitet worden. Bedeutsam ist vor Allem, daß gewisse Vergehen, die im Zusammenhange mit den auf den Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung abzielenden Bestrebungen stehen, der Competenz der Schwurgerichte entzogen und den Zuchtpolizeigerichten überwiesen werden sollen. Braucht doch nur an die Einschüchterungsversuche erinnert zu werden, die regelmäßig stattfanden, sobald ein Anarchist vor das Schwurgericht gestellt wurde, um zu zeigen, daß die Geschworenen, insbesondere wenn sie durch die ultraradicale Presse für solche Anschauungen reif gemacht worden sind, nicht mehr die erforderliche Widerstands- und Urtheilsfähigkeit besitzen, um ein objectives Verdict abzugeben. Andererseits haben sich die Berufsrichter und Staatsanwälte in Frankreich bisher trotz allen Bedrohungen, denen in einzelnen Fällen auch die That folgte, durchaus auf der Höhe ihrer Aufgabe gezeigt, die im Wesentlichen darin besteht, nicht bloß die von Seiten der Anarchisten begangenen Rechtsverletzungen auf Grund der bestehenden Gesetze zu ahnden, sondern auch die in frevelhafter Weise bedrohte bürgerliche Gesellschaft in

wirksamer Weise zu schützen. Nicht verhehlt werden darf, daß im Gegensatze zu der magistrature assise und der magistrature debout — diese Bezeichnungen werden in Frankreich einerseits für die Richter, andererseits für die Staatsanwaltschaft gebraucht — die Polizei sich nicht im vollen Maße ihren allerdings unter den obwaltenden Verhältnissen schwierigen Pflichten gewachsen gezeigt hat. Nur darf zugleich nicht verschwiegen werden, daß gerade insofern die Verhütung anarchistischer Verbrechen in Betracht kommt, ein Einvernehmen der Polizei der verschiedenen Länder geboten erscheint. Solange die Ueberwachung der Anarchisten dadurch erschwert wird, daß diese wie in den Vereinigten Staaten von Amerika auch in England eine Zufluchtsstätte finden, ist ein planmäßiges Vorgehen fast unmöglich.

In England hat daher der conservative Parteiführer, Lord Salisbury, jedenfalls die Bedürfnisse der Zeit besser erkannt als der gegenwärtige Leiter des liberalen Cabinets, Lord Rosebery, indem er bei der Begründung eines entsprechenden Antrages darauf hinwies, daß die moralische Verantwortlichkeit für die auf dem Continente verübten anarchistischen Verbrechen vielfach auf die schmähliche Handhabung der Fremdenpolizei in England zurückgeführt werden müsse. Wenn Lord Salisbury deshalb eine Abänderung der englischen Einwanderungsgesetze und eine Verstärkung der Vollmachten der Regierung gegenüber verdächtigen und gefährlichen Einwanderern verlangt, so entspricht diese Auffassung nur dem allgemeinen Empfinden der civilisirten Nationen. Lord Rosebery dagegen setzte sich in Widerspruch zu offenkundigen Thatsachen, wenn er die Begründung des von Lord Salisbury gestellten Antrages mit dem Hinweise bemängelte, daß er sie als übertrieben bezeichnete. Durch das Beispiel der sicherlich nicht zu reactionären Maßnahmen neigenden Schweiz müßte der gegenwärtige Leiter der englischen Regierung belehrt werden, daß, wie der Einzelne Pflichten gegen die Gesellschaft, auch ein Staatswesen solche Pflichten gegen die anderen Nationen anerkennen und erfüllen muß. Ueberdies hat es gerade in England, wie durch die Katastrophe bei der Sternwarte von Greenwich erhärtet worden ist, in jüngster Zeit nicht an Vorgängen gefehlt, die den Grundsatz des laisser aller in ein höchst bedenkliches Licht stellten.

Es darf daher um so mehr der Erwartung eines thatkräftigen Vorgehens gegen die Anarchisten in England Ausdruck geliehen werden, als der jüngste Aufruhr der Eisenbahnarbeiter in den Vereinigten Staaten von Amerika ein sinnfälliges Beispiel dafür ist, wohin es kommen muß, wenn die Staatsgewalt die Zügel der Regierung, anstatt sie fest zu führen, auf dem Boden schleifen läßt. Selbst wenn die insbesondere aus Chicago eintreffenden Schilderungen in einzelnen Punkten übertrieben sein sollten, kann man sich doch des Eindruckes nicht erwehren, daß die Anarchie auf weiten Gebieten der Vereinigten Staaten offen das Feld behauptete. Man wird im gegenwärtigen Augenblicke die Frage nicht untersuchen wollen, ob die Pullman-Wagen-Gesellschaft, insbesondere deren Leiter, an dem großen Strike der Eisenbahnarbeiter eine wesentliche Schuld trug; in keinem Falle werden dadurch die bis jetzt in civilisirten Ländern unerhörten Ausschreitungen erklärt oder gar gerechtfertigt, die insbesondere an der Tagesordnung waren, seitdem die „Railway Union", die weitverbreitete Genossenschaft der Eisenbahnarbeiter der Vereinigten Staaten, sich mit den ursprünglich an der Arbeitseinstellung in den Pullman-Car-Werken Betheiligten identificirt hatte. Züge wurden ohne jede Rücksicht auf die öffentliche Sicherheit zum Entgleisen gebracht, Eisenbahnwaggons wurden verbrannt, Schienen zerstört und der Verkehr beinahe unmöglich gemacht. Wie die Stadt Chicago sich bereits beinahe vollständig der Fleischzufuhr beraubt sah, waren zahlreiche vom Eisenbahnbetriebe abhängige Gesellschaften in ihren Lebensinteressen bedroht, sodaß eine weitgehende Krisis die unvermeidliche Folge sein mußte, falls es nicht noch gelungen wäre, dem verbrecherischen Treiben Einhalt zu thun. Präsident Cleveland hat am 9. Juli eine Proclamation erlassen, durch die der Belagerungszustand über Chicago verhängt und alle Theilnehmer an gesetzwidrigen Vereinigungen und Zusammenrottungen aufgefordert wurden, sich sofort zu zerstreuen, da gegen

alle Diejenigen, die der Aufforderung keine Folge leisten sollten, mit rücksichtsloser Energie vorgegangen werden würde. Die Mitglieder der „Railway-Union" überzeugten sich denn auch, daß ein thatkräftiges Einschreiten selbst durch die mannigfachen Gegensätze und Competenzconflicte zwischen den Staats- und Bundesbehörden nicht verhindert werden würde. Andererseits stand zu befürchten, daß die militärische Organisation in den Vereinigten Staaten sich zwar in ruhigen Zeiten bewähren, insbesondere als wenig kostspielig erweisen mag, unter Verhältnissen wie die gegenwärtigen jedoch unverzüglich zu blutigen Repressionen führen könnte. So ist es in Hammond bei Chicago zu einem heftigen Zusammenstoße zwischen den Bundestruppen und den Theilnehmern an der Bewegung gekommen, wobei eine größere Anzahl Verwundungen und Tödtungen erfolgte. Nicht minder fanden in Chicago selbst Ausschreitungen und Gewaltthätigkeiten statt, die dann von der Polizei mit Gewalt unterdrückt wurden; auch fehlte es nicht an deutlichen Anzeichen, daß die Anarchisten nunmehr in den Vereinigten Staaten das geeignete Terrain gefunden zu haben glaubten, auf dem die Propaganda der That in besonders wirksamer Weise betrieben werden könnte. Der Strikeführer Debbs hat inzwischen die Beendigung des Strikes proclamirt. Die Vereinigten Staaten befanden sich unzweifelhaft in einer mißlichen Lage; jedoch wäre es voreilig, für die Zukunft dieses Staatengebildes ein allzu düsteres Horoskop stellen zu wollen. Der Verlauf und der Ausgang des großen Bürgerkrieges haben gezeigt, welche Lebenskraft den Vereinigten Staaten von Amerika innewohnt. Auch damals, als gegen die Sclaverei der Vernichtungskrieg erfolgreich durchgeführt wurde, handelte es sich um einen Kampf der Civilisation gegen die Barbarei, gerade wie jetzt der Anarchismus lediglich einen Rückfall in freier Menschen unwürdige Zustände gegenüber jeder Culturentwicklung bedeutet.

Unter solch' unerfreulichen Ausblicken nach allen Seiten thut es wohl, bei der Betrachtung heimischer Dinge des 10. Juli zu gedenken, an welchem die nationalliberale Partei den siebzigsten Geburtstag ihres langjährigen Führers in Hannover feierte. Denn selbst Diejenigen, welche nicht zu den näheren Freunden oder politischen Anhängern Rudolf von Bennigsen's zählen, werden diesem ausgezeichneten Manne die Hochachtung nicht versagen, welche sein staatsmännisches Talent, sein treues Festhalten an den Ueberzeugungen und Idealen der Jugend, seine Vaterlandsliebe verdienen, und gern, über so viel trennende Jahre hinweg, der Frühlingszeit der deutschen Einheitsbewegung sich erinnern, mit der untrennbar sein Name verbunden ist. Unter welchen Opfern und mit welcher Selbstverleugnung oft in den damaligen Kleinstaaten, vornehmlich Hannover und Kurhessen, diese Träger des nationalen Gedankens der endlichen Entscheidung vorgearbeitet haben, das wissen wir hinlänglich und sollten es ihnen nie vergessen, nunmehr, wo das Ziel erreicht ist, für das sie so tapfer gestritten und gelitten. Was diese Männer, und unter ihnen immer in erster Linie Rudolf von Bennigsen, der Begründer des Nationalvereins (1859) und von Anfang an (seit 1866) neben Twesten und Lasker, eines der Häupter der nationalliberalen Partei, vor Allem erstrebten: das Deutsche Reich unter Preußens Führung, das haben wir nun, und es ist undenkbar, daß die Stunde der Gefahr uns nicht wieder um dasselbe Banner geschaart sähe, welchem wir einst in einmüthiger Begeisterung folgten, mögen der gegenwärtigen Parteidifferenzen auch noch so viele sein. Was uns Alle bindet, ist die eine Liebe zum Vaterlande, welche uns stark machen wird gegen alle Diejenigen, die es verleugnen. Unter diesem Gesichtspunkte gesehen, mußte auch über die Heimathprovinz und den engeren Kreis der Parteigenossen hinaus die Feier Rudolf von Bennigsen's aufrichtige Zustimmung finden.

Literarische Rundschau.

Johann Gustav Droysen.

Kleine Schriften zur alten Geschichte von Johann Gustav Droysen. Zwei Bände. Erster Band, mit dem Bildniß J. G. Droysen's, 1893. Zweiter Band 1894. Leipzig, Veit & Co.

Vor wenigen Wochen sind es zehn Jahre geworden, daß J. G. Droysen die Augen schloß (19. Juni 1884). Es bedarf zwar keiner besonderen Veranstaltung, um das Gedächtniß des Mannes lebendig zu erhalten, dem es vergönnt war, an der politischen Wiedergeburt Deutschlands seit 1840 und besonders seit den Tagen des Frankfurter Parlaments hervorragenden Antheil zu haben, der für Generationen von dankbaren Schülern auf dem weiten Gebiete der Geschichtswissenschaft über ein halbes Jahrhundert lang ein Lehrer von unvergleichlicher Eindringlichkeit der Lehre und des Beispiels gewesen ist, der dem Verständniß der Besten seines Volkes zwei der größten griechischen Dichter, Aeschylus und Aristophanes, mit nachdrücklichem und fortwirkendem Erfolg durch geistvolle Uebersetzungen näher gebracht hat. In einer langen Reihe von Bänden liegen seine großen geschichtlichen Werke vor, die Geschichte Alexander's des Großen und seiner Nachfolger, die Vorlesungen über die Freiheitskriege, das Leben York's, und die vierzehn Bände der Geschichte der preußischen Politik, das erste der mit dem Verdunpreis gekrönten Werke. Freilich sind sie keine leichte Kost und nicht Jedermanns Lectüre. Der strenge und ernste Geist ihres Verfassers hat es stets mit Bewußtsein verschmäht, zu der Menge hinabzusteigen. Die völlige Hingabe an die Sache, die er von sich forderte und mit nicht rastender Arbeit durchführte, forderte er auch von seinen Lesern. Aber selbst für die schwersten seiner Schriften hat er bis an sein Ende und über sein Ende hinaus wachsendes Verständniß gefunden[1]). Nicht bloß Staatsmänner, Juristen und Militärs finden in seinen Darstellungen der neueren Geschichte eine unerschöpfte Quelle der Belehrung und Erhebung, nicht bloß Philologen lesen seine griechische Geschichte. Er war nicht allein ein scharfsinniger Gelehrter und ein begeisternder Lehrer der Jugend. Durch die künstlerische Anlage, die ihn zu einem großen Schriftsteller gemacht hat, ist er für die weiten Kreise aller Gebildeten einer der wenigen Autoren geworden, denen man im Alter treu bleibt, obgleich man sie schon in der Jugend gekannt und verehrt hat.

In der großen Sammlung von Urkunden und Actenstücken zu den Hauptepochen der preußischen Geschichte wirken seine Gedanken fort. Irren wir nicht, so

[1]) Der Alexander liegt in vierter Auflage vor, der Aeschylus in vierter, der Aristophanes in dritter, der York in zehnter, der Grundriß der Historik in dritter, die Freiheitskriege und die sieben ersten Bände der preußischen Politik in zweiter.

wird ihm, ähnlich wie Thomas Carlyle, seinem Geistesverwandten, erst spät die volle Gerechtigkeit und der ganze Ruhm zu Theil werden, die er verdient. Den schönsten Lohn des unablässigen Wirkens für sein Vaterland, an dessen großer Zukunft er selbst in den fünfziger Jahren niemals verzweifelte, hat er darin gefunden, daß es ihm vergönnt war, noch fast vierzehn Jahre lang Preußen an der Spitze des neu geeinten Deutschlands zu sehen, wie er es seit mehr als dreißig Jahren vorausgesagt hatte.

Es trifft sich glücklich, daß gerade jetzt die erste postume Sammlung seiner kleinen Schriften zur alten Geschichte erscheint. Sie bringt den jungen Droysen den nicht mehr Vielen unter den Zeitgenossen und Nachfolgern, die ihn als solchen noch gekannt, von Neuem in Erinnerung. Die viel Zahlreicheren, die nur den reifen und in sich gekehrten, zwar noch frisch und fest einherschreitenden, aber doch auch still entsagenden Mann gekannt haben, wird der jugendliche, dichterisch angelegte Verfasser aller dieser größeren und kleineren, nicht bloß gründlich gelehrten, sondern anmuthig, oft hinreißend geschriebenen Aufsätze eine neue Entdeckung sein. Die gelehrte Deutung griechisch-ägyptischer Papyrusurkunden, deren einige Georg Ebers einst den Anlaß zu seinen „Schwestern" gaben, und die Doctordissertation des Dreiundzwanzigjährigen über die späte Ptolemäerzeit, deren Ergebnisse die neuesten Papyrusfunde vielfach bestätigt haben, wird Vielen zu schwere Lectüre sein. Auch die grundlegenden Arbeiten über Aristophanes und die Hermokopiden und über die Demosthenische Kranzrede wenden sich in erster Linie an die Fachgenossen, obgleich sie so lebendig und fesselnd geschrieben sind, daß schon mancher Laie an ihnen seine Freude gehabt hat. Von allgemeinem Interesse und ohne gelehrte Vorbereitung verständlich sind im ersten Bande die bisher nur in wenigen Exemplaren gedruckte Vorrede zur Geschichte des Hellenismus (S. 298 ff.) und die Darstellung der attischen Communalverfassung (S. 328 ff.), die selbst nach der inzwischen erfolgten Auffindung der Aristotelischen Schrift über Athens Verfassung nichts an Bedeutung eingebüßt hat. Im zweiten Band wird die Besprechung der ersten Aufführung der Antigone des Sophokles hier in Berlin im Jahre 1842 mit Mendelssohn's Chören (S. 146 ff.) und die Schilderung der mythologischen Wandgemälde Eduard Bendemann's im Dresdener Schloß (S. 153 ff.) denen zu denken geben, die der griechischen Dichtung ihren Platz in der Schule und im Leben zu verkümmern bemüht sind; die aber mit stolzer Freude erfüllen, die gewohnt sind, aus diesem ewig jungen Quell Erhebung und Ergötzung zu schöpfen.

So seien diese Bände auch den Lesern dieser Zeitschrift empfohlen, in der noch kurz vor seinem Hingange der letzte anziehende Vortrag erschienen ist, den er in der Akademie der Wissenschaften gehalten hat über Friedrich's des Großen „Trois lettres au public" vom Jahre 1753, die einst Lessing ins Deutsche übersetzte[1]).

Die kleinen Schriften zur alten Geschichte folgen den schon vom Verfasser selbst gesammelten Abhandlungen zur neueren Geschichte[2]), denen noch eine ganze Anzahl früher und später erschienener hinzugefügt werden kann. . . . .

Die Donaufahrt eines Amerikaners.

Paddles and Politics down the Danube. By Poulteney Bigelow. With Illustrations by the Author. New-York, Charles L. Webster & Co. 1892.

Es ist ein eigenthümlicher, echt amerikanischer Plan, Politik zu treiben, indem man in einem kleinen Segelboot die Donau von ihrer Quelle bis zur Mündung

[1]) Deutsche Rundschau, 1884, Bd. XL, S. 383 ff.
[2]) Leipzig, Veit & Co. 1876.

hinabfährt. Aber der Gedanke hat Etwas für sich, und Mr. Poulteney Bigelow war ganz der Mann, ihn ins Werk zu setzen; seine Segelfahrten in Amerika, den westindischen Inseln und Europa haben ihm nicht nur unter Sportsleuten einen Namen gemacht, sondern auch ihn selber in der Ueberzeugung bestärkt, daß der Reisende, der im Stande sei, sein Bett, seine Nahrung, seine Kleider und seine Bibliothek mit sich zu nehmen, ohne sich zu sehr dabei anzustrengen, viel Neues sehen und hören werde. Nach seiner Meinung aber ist der Bootfahrer der einzige Reisende, der sich all' dieser Vortheile rühmen dürfe. Nun besitzt Mr. Poulteney Bigelow neben den Qualitäten des ausgezeichneten Bootsmannes in hervorragendem Maße auch die des Schriftstellers: mit einer gründlichen allgemeinen Bildung, welche die genaue Kenntniß deutschen Lebens, deutscher Sprache, deutscher Literatur einschließt, verbindet er die scharfe Beobachtungsgabe, den gesunden Sinn und den trockenen Humor des Amerikaners, die Allem, was er schreibt, etwas ganz Specifisches geben. Außerdem zeichnet er allerliebst, und wenn die drolligen Bildchen, die man auf den Seiten dieses Buches hier und da findet, auch eigentlich nur zur Belustigung der Kinder des Verfassers dienen sollten, wie das Vorwort uns mittheilt, so sind sie doch mit ihren paar kunstlosen Strichen überaus charakteristisch und tragen nicht wenig dazu bei, den Eindruck zu vervollständigen, den der muntere Ton und der lebhafte Stil dieser Reiseschilderung machen.

Glücklicherweise kommt die „Politik" erst ganz zuletzt, und im Uebrigen haben wir es nur mit den „Rudern" zu thun und mit den kleinen malerischen Städten, den idyllischen Dörfern, zu welchen ihn diese trugen. Ueberall, an welchem Ufer er auch anlegt, ist der Bootfahrer willkommen; deutsche Segelclubs bereiten ihm gastlichen Empfang, schwäbische Bauern und Bäuerinnen grüßen auf Feld und Wiese seine Flagge, bayerische Wirthe kredenzen ihm unter altmodischen Giebeldächern den überschäumenden Humpen, und der amerikanische Wandersmann ist von Allem entzückt, für Alles dankbar und macht über Alles, in der besten Laune, seine klugen Bemerkungen. Kein Reiz der Landschaft, keine historische Reminiscenz entgeht ihm, und wenn der Anblick der Hohenzollernburg ihn uns bereits als mächtigen Freund und Anhänger des deutschen Kaiserthums enthüllt, so gibt das wunderthätige Kirchlein von Deggendorf, dem hoch berühmten Wallfahrtsort in Bayern, ihm den ersten Anlaß, die hohe Politik und den „Culturkampf" zu streifen. „Als ich," sagt er, „von dem kleinen Fährhaus in Deggendorf fortsegelte, raunte mir Caribee (so heißt das Schiffchen) im Vertrauen zu, daß Bismarck niemals solch' ein Aufhebens von seinem religiösen Kreuzzug gemacht haben würde, wenn er vorher, mit seinen Augen offen, in einem Boot die Donau hinab gekreuzt wäre."

In rascher Folge wechseln nun die Scenen und die Menschen — Ungarn, das der Autor besonders in sein Herz geschlossen hat, das Land, „wo die Männer männlich und die Frauen Engel sind", Felder mit goldenen Ernten und weite Pußten, Zigeuner, deren Fiedeln wundersam erklingen, und junges Bauernvolk, das bis zum frühen Morgen den Czardas darnach tanzt, Budapest, „die Königin der Donau", und Szegedin, ungarischer noch als Budapest, fliegen dem Blicke des Bootfahrers vorüber, dessen eine Hand das Steuer, dessen andere Notizbuch und Bleistift hält, während zwischen seinen Knien die Karte liegt und seine Zehen das Segel regieren. Mittlerweile haben auch die Schwierigkeiten der Fahrt, die „Strudel" und „Wirbel" alsbald nach dem Passiren der österreichischen Grenze, zwischen Passau und Linz, begonnen und erreichen ihren Höhepunkt in der Gegend von Orsowa, wo die beiden Grenzfestungen Ungarns und Serbiens einander entgegenschauen und die Stromschnellen des Eisernen Thores unsern Reisenden jählings in den nicht minder brodelnden Kessel der orientalischen Frage hineinschleudern. Aber er fürchtet sich nicht, dieser Amerikaner, weder vor dem Einen noch vor dem Anderen. „Es war etwas Wonnevolles in dem Empfinden, mit dem stürmischen Wasser zu kämpfen und zu fühlen, daß die Behendigkeit eines kleinen Boots der gierigen Brandung des wilden Gewässers mehr als gewachsen sei. Zu meinen beiden Seiten

stiegen die großen, schwarzen Gebirge vom Ufer 1500 bis 2000 Fuß empor, eine Landschaft verdüsternd, die schon unwirthlich genug war.“ Unmittelbar unter Orsowa ist türkisches Gebiet; in Orsowa stehen die letzten ungarischen Posten; innerhalb einer halben Stunde zeigen sich rumänische Piquets; jenseits des Stroms, der hier vergleichsweise eng ist, schreitet eine serbische Schildwache vor ihrem Zelt auf und ab, und nicht lange mehr, dann werden die bulgarischen Uniformen erscheinen; „Caribee“ schießt, das Deck immer unter Sturzwellen und in einer beständigen Wolke von Schaum, mit rasender Geschwindigkeit dahin, auf einem Wasser, welches fünfzehn Fuß in der Secunde macht. „Sie war das erste Boot, welches jemals das eiserne Thor passirt hat, und sie that es mit Eleganz,“ ruft der Verfasser aus; „ich hoffe, daß sie stolz auf sich selber ist — jedenfalls bin ich es für sie.“

Hier aber auch, an der serbischen Küste, sah der Canoefahrer, der, wenn Wasser und Wind es gestatten, für Alles ein Auge hat, die Reste der Militärstraße, welche Kaiser Trajan, hundert Jahre nach Christi Geburt, aus diesen Felsen gehauen hat; und eine Tafel, deren Inschrift jetzt vom Herdfeuer der Fischer fast ausgelöscht ist, erinnert ihn daran, daß eine Zeit war, wo vom Schwarzen Meer bis hinauf zum Quellgebiet bei Donaueschingen, das gesammte Donauland unter einer einzigen starken Regierung war, und die ganze Küstenlinie von den römischen Legionen so eifersüchtig bewacht wurde, wie heute der Indus von den britischen Garden.

Ob aber, wenn es einmal so weit kommt, das Deutsche Reich besonders geneigt wäre, die Rolle des weiland Römischen über sich zu nehmen, die der Verfasser ihm zudenkt, scheint uns noch sehr die Frage; denn von einem amerikanischen Canoe betrachtet, mag die Sache doch wohl einfacher aussehen, als sie thatsächlich ist. Wir haben allen Respect vor den Leistungen seines Ruders und Segels, fürchten jedoch, daß die europäische Politik nicht so leicht, wie die wackere „Caribee“, durch den Engpaß des Eisernen Thores hindurchschlüpfen würde.

R.

ρβ. **An indischen Fürstenhöfen.** Von Otto E. Ehlers. Mit Illustrationen. Zwei Bände. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1894.

Wiewohl an Reiseberichten über Indien kein Mangel ist, wird das Werk unseres bekannten Afrika-Erforschers doch von Allen, die sich für das wunderbare Land interessiren, mit Freuden willkommen geheißen werden. In dem ersten Bande führt uns Ehlers von Sansibar nach Bombay und von dort durch den Norden der vorderindischen Halbinsel; von hervorragendem Werthe ist hier die Beschreibung der Reise durch die westlichen Himalaya-Staaten, Kaschmir, Tschamba, Mundi, Belaspur, Arki und Tiri, und der Wanderung in das Europäern nur ganz ausnahmsweise zugängliche Nepal. Der zweite Band wird mit einem höchst interessanten Capitel „Elephantenfang in Assam" eröffnet; Ehlers beschreibt mit anschaulicher Ausführlichkeit die ganze Unternehmung, an der er Gelegenheit hatte, im Anfang des Jahres 1891 sich zu betheiligen, und erhebt zum Schluß — in ähnlicher Weise wie Nachtigal und Reuleaux — seine Stimme gegen die stupide Barbarei, mit der in Afrika der Elephant getödtet wird, anstatt, wie in Indien, Siam oder auf Ceylon, gefangen, gezähmt und für die Zwecke der Cultur verwerthet zu werden. Auch sonst stellt Ehlers mehrfach interessante Betrachtungen an über die Verschiedenheit afrikanischer und indischer Dinge, des Negers und des Hindu. Von Assam aus schloß sich Ehlers den britischen Operationen gegen Manipur im Stabe des Generals Colletts an und marschirte dann mit General Graham's Colonne nach Burma, über dessen Bewohner wir durch Ehlers' Schilderungen ein sehr günstiges Urtheil gewinnen. Besonders hervorheben möchten wir die Beschreibung Ober-Burma's, seiner Rubin-Minen und der mit der Gewinnung der edelen Steine zusammenhängenden Verhältnisse. Ebenso enthalten die Capitel über die Andamanen und Nikobaren eine Fülle von neuem Material über das Volksthum der entlegenen und wenig gekannten Inselgruppen. Mit der Schilderung von Südindien und Ceylon schließt das Werk. — Daß sich, wenn Ehlers Fragen der indischen Alterthumskunde berührt, seine Ausführungen nicht auf der Höhe der jetzigen Wissenschaft befinden, daß indische Worte bei ihm zuweilen in fehlerhafter Orthographie und mit falschem Genus erscheinen, das wird Niemand dem kühnen Reisenden zum Vorwurf machen, der ja nicht auf dem Gebiete der Wissenschaft seine Lorbeern ernten will. Nicht das kleinste unter Ehlers' Verdiensten ist es, daß er so vielen fernen Völkern und deren Gebietern einen guten Begriff von deutscher Art beigebracht hat.

ζ. **Die hawaiischen Inseln.** Von Adolf Marcuse. Berlin, R. Friedländer & Sohn. 1894.

Der Verfasser der hier vorliegenden Schrift hat, veranlaßt durch astronomische Arbeiten, lange auf den Inseln zugebracht und eine vorläufige Schilderung seines Aufenthaltes bereits in der „Rundschau" veröffentlicht, aus welcher mancher Leser wohl mit Staunen ersah, wie wenig die Wirklichkeit mit seinen vorgefaßten Meinungen übereinstimmt. Er vermuthete in Hawaii eine Wildniß, und es ist ein Paradies; er glaubte es mit nackten Halbwilden bevölkert und hört von reichen, ganz europäisirten, schönen Menschen, die den neuesten Moden folgen, allem Sport huldigen und es mit allen alten Culturvölkern aufnehmen! Es ist wirklich staunenswerth, welche Erfolge die Nordamerikaner auf diesen Inseln aufzuweisen haben. Honolulu ist eine ganz moderne Stadt mit elektrischer Beleuchtung, prachtvollen Gebäuden und allen Errungenschaften der Neuzeit. Schulwesen, Cultur, Medicinalpolizei, Alles ist so gut wie nur irgendwo in den Vereinigten Staaten organisirt. Gewerbszweige verschiedener Art, Plantagenbau und Handel blühen; Armuth ist fast unbekannt. Unter den Weißen spielen neben den Amerikanern die Engländer und Deutschen die Hauptrolle. Viele wichtige Firmen liegen in ihren Händen. — Besondere Aufmerksamkeit hat A. Marcuse der Natur der Inseln gewidmet. Er liefert mit Hülfe vieler schöner Illustrationen von den reizenden Landschaften und der großartigen Gebirgsscenerie der Inseln ein fesselndes Bild.

ζ. **The partition of Africa.** By J. Scott Keltie. London, Edward Stanford. 1893.

Die Karte Afrika's, noch vor wenig Jahren nur ein großer weißer Fleck mit wenigen, europäische Besitzungen andeutenden, bunten Rändern, ist heute dicht mit Strömen, Gebirgen und Staatengrenzen bedeckt. Die europäischen Mächte haben in fieberhafter Hast den dunklen Continent aufgehellt und mit noch größerer Hast unter sich vertheilt. Schon ist fast kein Fußbreit Landes mehr vollkommen frei, und die Grenzstreitigkeiten sind beinahe so häufig und erbittert, wie in Europa. Es gehören schon verschiedene Hülfsmittel und eingehende Studien dazu, um unter den zahlreichen sich kreuzenden Ansprüchen sich zurechtzufinden und die Rechtstitel der verschiedenen Colonialmächte nach Gebühr zu würdigen. Vor einigen Jahren hatte der Belgier E. Banning einen Leitfaden zu diesem Zwecke verfaßt, in welchem die Thaten und Ansprüche des Kongostaates naturgemäß im Vordergrunde standen. Aber so rasch schreitet die Entwicklung auf diesem Gebiete vorwärts, daß heutzutage sein Werk, „le partage politique de l'Afrique", bereits in wesentlichen Punkten veraltet ist. Die hier genannte Schrift des englischen Geographen Keltie begegnet daher einem wirklichen Bedürfnisse. Seine Arbeit ist um so verdienstvoller, als sie weit umfassender als alle ihre Vorgängerinnen ist. Sie gibt nämlich in einer Reihe von Capiteln eine wenn auch knappe so doch vollständige Geschichte Afrika's von Anbeginn der historischen Kunde bis zur Gegenwart. Das meiste Interesse werden natürlich die Abschnitte erregen, in welchen die neueste Phase der Afrikapolitik behandelt ist. Die deutsche coloniale Bewegung steht dabei mit Recht im Vordergrunde und wird trotz mancher Ungenauigkeiten in ihren Grundzügen richtig dargestellt. — Mit einem Worte: „the partition

of Africa" ist ein vortreffliches Hand- und Nachschlagebuch, dessen Brauchbarkeit für jeden Politiker noch durch zahlreiche übersichtliche Karten und genaue Inhaltsverzeichnisse erhöht wird.

ζ. **Amerika.** Eine allgemeine Landeskunde. In Gemeinschaft mit Dr. E. Deckert und Prof. Dr. W. Rückenthal herausgegeben von Prof. Dr. Wilhelm Sievers. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut. 1894.

Den beiden stattlichen Bänden über Afrika und Asien ist nun ein noch glänzender ausgestatteter gefolgt, welcher in kurzen Zügen die natürlichen und politischen Verhältnisse Amerika's schildert. Herr Sievers sowohl wie seine beiden Mitarbeiter sind hier auf ihrem eigensten Boden. Ersterer ist durch langen Aufenthalt mit Südamerika vertraut, Dr. Deckert und Prof. Rückenthal sind nicht minder gute Kenner des nördlichen Theils dieses Continents. Der Raum ist freilich für den überreichen Stoff etwas beschränkt. Wo Elisée Reclus mehrere seiner Riesenbände zur Verfügung standen, mußten die deutschen Autoren sich mit etwa 40 Bogen einrichten. Dafür ist das Buch zum Nachschlagen und zur raschen Orientirung um so mehr geeignet. Wenn erst die noch fehlenden Bände über Europa und Australien vorliegen, wird dieses Werk das handlichste und beste populäre deutsche Geographiebuch sein.

ξ. **Die neueren Schnelldampfer der Handels- und Kriegsmarine** von Carl Busley. Mit 156 in den Text gedruckten Abbildungen. II. Auflage. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1893.

Herr Busley, kaiserlicher Marineingenieur und Professor an der Marineakademie zu Kiel, gilt für einen der besten Sachverständigen in Fragen von Schiffsbau und -Technik. Die hier vorliegende Schrift verdient daher doppelte Aufmerksamkeit. Sie dient hauptsächlich dem Zwecke, dem gebildeten Laienpublicum einen Begriff von der Entstehung und dem Wesen der schwimmenden modernen Paläste und Festungen zu geben. Und mit Hülfe zahlreicher, sehr belehrender Abbildungen gelingt ihm das in ausgezeichneter Weise. Ueber die zulässigen Größenverhältnisse, die Geschwindigkeit, Einrichtung und Sicherheit der Schiffe ist hier in faßlicher Form alles Nöthige zusammengestellt. Man erfährt, warum die moderne Technik bei den Schnelldampfern von einer zu zwei, drei und mehr Schrauben übergegangen ist, welche Vortheile und Nachtheile damit verbunden sind. Ueber die Einrichtung und Ausrüstung der großen Kriegsschiffe der verschiedenen Völker findet man ebenfalls höchst interessante und oft überraschende Angaben. Besonders erfreulich ist es, aus der Schrift zu ersehen, daß Deutschland im Schnelldampferverkehr gegenwärtig alle anderen Nationen überflügelt hat, und daß die deutsche Schiffahrt in jeder Hinsicht auf einer außerordentlichen Höhe steht. Im Jahre vom 1. Juli 1890 bis 1. Juli 1891 haben deutsche Postdampfer zwischen Europa und New-York 136 Reisen ausgeführt, während die Engländer nur 130 und die Franzosen gar nur 51 aufzuweisen hatten.

βλ. **Erinnerungen von Alexander Lwowitsch Seeland.** Bibliothek Russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Paul Schiemann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Der Verfasser der von G. Freiherrn von Saß übersetzten Denkwürdigkeiten war ein Mitkämpfer in der ersten polnischen Revolution, ein patriotisch gesinnter Russe deutscher Abstammung, der wenig über seine persönlichen Schicksale sagt und sich darauf beschränkt, das, was er als Officier in Polen von 1830 bis 1833 erlebt und mit angesehen, wahrheitsgetreu zu berichten. In der Form, in welcher sie vorliegen, sind diese Aufzeichnungen übrigens erst vierzig Jahre nach den Ereignissen, mit Zuhülfenahme des angesammelten historischen Materials und der Tagebücher des Verfassers niedergeschrieben worden. Er betrachtet die Polen als „chronische Revolutionäre" und bringt ihnen keine Sympathien entgegen, aber der schlichte, einfache Ton seiner Erzählung verräth keine Absichtlichkeit. Für die Mißerfolge des Feldzuges macht er die verfehlte Führung von Diebitsch verantwortlich. Hätten die Polen, sagt er, Prondzynski statt Skrzynecki zu ihrem Führer gewählt, als Chlopicki von der Bühne abtrat, so würden die Dinge eine entscheidende Wendung zu ihren Gunsten genommen haben. A. L. Seeland's Erlebnissen ist ein Brief seines Bruders beigefügt, der, ebenfalls russischer Officier, die Schreckenstage von 1832 in Warschau miterlebte und nur durch einen Zufall dem Tode entging.

γ. **Friedrich der Große und General Chasot.** Nach der bisher ungedruckten Handschrift eines Zeitgenossen. Von Karl Theodor Gädertz. Bremen, C. Ed. Müller. 1893.

Friedrich der Große hat in der ersten Fassung der „histoire de mon temps" von 1746 des Grafen Chasot, der während des polnischen Erbfolgekrieges infolge eines Zweikampfes den französischen Dienst mit dem österreichischen und dann dem preußischen vertauscht hatte, wiederholt in ehrenvollster Weise erwähnt; nachdem er sich aber mit Chasot überworfen hatte und dieser Commandant der freien Reichsstadt Lübeck geworden war (wo er 1797 im Alter von 81 Jahren starb), hat der König in der Ausgabe von 1775 den Namen des Generals überall gestrichen, mit Ausnahme des Unfalls von Marschendorf. Diese Behandlung veranlaßte Chasot, ein für den Kronprinzen von Dänemark bestimmtes Schriftstück zu verfassen, das betitelt war: „Mémoires occasionnés par les omissions qui se trouvent dans l'histoire de mon tems de Frédéric II." Von diesem Schriftstück steht zu vermuthen, daß es im Archiv zu Kopenhagen sein könnte; gefunden ist es bis jetzt nicht. Dagegen hat der Lübecker Obergerichtsprocurator Mathias Eberhard Kröger, der mit Chasot ohne Zweifel sehr vertraut war, es zu lesen bekommen und hat es in den drei Vorträgen, die er im December 1797 über den damals jüngst verstorbenen Commandanten hielt, ausgiebig benutzt. Diese Vorträge finden sich in den Protokollen der Lübecker „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit", vor der sie gehalten

wurden, und Gädertz hat sie nunmehr durch den Druck bekannt gemacht, nachdem bisher weder Kurt von Schlözer noch Deecke, noch Mantels, der den Artikel über Chasot in der Allg. Deutschen Biographie verfaßt hat, etwas von ihnen gewußt hatten. Die Vorträge sind in der That wohlthuend schlicht, ansprechend und inhaltreich; zur Charakteristik Friedrich's des Großen liefern sie manchen hübschen Beitrag, und daß Chasot — unter dem Oberbefehl des trefflichen Generals von Geßler — ein wesentliches Verdienst an dem berühmten Angriff der Bayreuth-Dragoner bei Hohenfriedberg am 4. Juni 1745 gehabt hat, geht aus seiner durchaus ruhig und sachlich gehaltenen Darstellung, auf die sich Kröger stützt, mit aller Bestimmtheit hervor; auch hat der König ja selbst dies in seinem amtlichen Bericht mit Wärme anerkannt. Auffallend aber erscheint uns der Umstand, daß Chasot des Commandeurs Martin von Schwerin in seiner Erzählung mit keiner Silbe gedenkt; er bezeichnet sich als „Premier-Major" des Regiments und erzählt, daß er von Geßler — den er mit hohen Ehren nennt — den Befehl zum Angriff direct erhalten und ihn sofort ausgeführt habe. In dem soeben erschienenen apologetischen Schriftchen „Abwehr einiger . . . Einwendungen" (Bremen 1894) meint Gädertz, daß Chasot keinen Grund gehabt habe, die Tapferkeit Schwerin's zu betonen, da dessen Name vom König in der Ausgabe von 1775 nicht gestrichen war. Daß diese Erklärung so gut wie nichts erklärt, liegt auf der Hand; zwischen „einem Betonen der Tapferkeit Schwerin's" und einem völligen Auslassen seines Namens liegt ein Mittleres. Auf die Streitfrage, ob die Bayreuth-Dragoner, wie Chasot berichtet, am 4. Juni 1745 erstmals, ohne Wissen des Königs, ihre soeben angelangten neuen blauen Waffenröcke getragen haben (statt der weißen), gehen wir hier nicht näher ein; wir sehen aber nicht ein, aus welchem Grunde Chasot eine solche Angabe hätte erfinden sollen. Wer mehr hierüber zu wissen wünscht, findet es in dem erwähnten gedruckten Schriftchen von Gädertz.

γ. **Martin Luther's Romfahrt.** Nach einem gleichzeitigen Pilgerbuche erläutert von Adolf Hausrath. Berlin, G. Grote. 1894.

Ein reizendes Büchlein, wie man es aus der Feder des kunstsinnigen Heidelberger Kirchenhistorikers erwarten durfte. Wir wissen heute über den Anlaß der im October 1511 unternommenen Romreise Luther's, dank den Forschungen Kolde's, daß es sich um Schlichtung des Streites zwischen den beiden Fractionen des Augustinerordens gehandelt haben muß; über die Reise selbst aber ist nur wenig und nur Gelegentliches überliefert. Hausrath unternimmt nun den wissenschaftlich, wie wir glauben, gerechtfertigten Versuch, mittelst der in Luther's Tischreden verstreuten Stellen über Süddeutschland und Italien und mittelst eines alten Reisehandbuches für Pilger, das in mehrfacher Gestalt erhalten ist und das wohl auch Luther in Händen gehabt hat, die Lücken unseres Wissens auszufüllen. Daß Luther das Büchlein kannte, das schließt Hausrath aus dem unverkennbaren Zusammenstimmen seiner Angaben über die heiligen Orte mit dem Büchlein. Daß wir auch mittelst der Heranziehung der Tischreden und des Pilgerbuchs nicht über Vermuthungen hinauskommen, gesteht Hausrath selbst zu; aber, sagt er treffend, bei einem Leben, wie bei dem Luther's, hat schon die Erwägung der Möglichkeiten einen Reiz. Wenn Luther z. B. ausruft, „Gott kümmere sich um die Gräber der Heiligen nicht mehr, als um die Kühe in der Schweiz", so drängt sich von selbst die Ansicht auf, daß er die Schweizer Matten voll ungezählten Viehes einst vor sich gesehen; und wenn er den rothen Veltliner lobt, weil er der Verdauung dienlich sei, und sagt, Cäsar Augustus habe von ihm bei jeder Mahlzeit anderthalb Nösel getrunken, so ist die Vermuthung wenigstens nicht ganz abzuweisen, daß er diesen Labewein an Ort und Stelle gekostet habe. Wir wollen auch nicht vergessen zu erwähnen, daß Hausrath den Nachweis zu liefern versucht, daß der eigentliche Bevollmächtigte von Staupitz damals der frühere Prior Johann von Mecheln und Luther nur, nach mönchischer Sitte, sein Reisebegleiter gewesen sei; war er doch 1511 nur erst Baccalaureus. Daraus, daß Luther eine untergeordnete Rolle spielte, erklärt es Hausrath auch, daß er in seinen Berichten über die Reise nie von den Aufträgen seines Ordens spricht. Damit erledigt sich auch die Verleumdung des Cochläus, daß Luther nach Rom gegangen sei, um gegen Staupitz Ränke zu schmieden.

βλ. **Die italienische Einheitsidee in ihrer literarischen Entwicklung von Parini bis Manzoni.** Von Oskar Bulle. Berlin, P. Hüttig. 1893.

Es gibt Bücher, die man geschrieben haben möchte. Ein solches ist das vorliegende, das einer noch ungeschriebenen Geschichte des modernen geistigen Lebens in Italien als Vorstudie bestimmt ist. Was die Politiker handelnd verwirklichten, wurde zuerst in der Literatur angebahnt, und wie in allen Culturländern unserer europäischen Welt, brechen die Gedanken den Thaten ihre Bahn. Die ersten Regungen des nationalen Einheitsgedankens in seiner modernen Form weist der Verfasser in den beiden Dichtern Parini und Alfieri nach. Während der Revolutions- und der Napoleonischen Zeit bezeichnet Monti ein Stadium des Ueberganges, Ugo Foscolo im seltsamen Gemisch von Idealität und Niedrigkeit, das den Menschen zu Grunde richtete, und die Wirkung seines schriftstellerischen und dichterischen Werkes beeinträchtigte, die revolutionäre Seite der kommenden Bewegung. Ihrem größten Dichter und reinsten Verkünder, Alessandro Manzoni, ist der überwiegende und weitaus anziehendste Theil von Bulle's Arbeit gewidmet. Diese edle, harmonische Existenz klärte alle Mißtöne ab und überwand die von außen eingedrungenen intellectuellen Conflicte und künstlerischen Verirrungen, bevor sie zur Lösung der Aufgabe sich befähigt glaubte, den Italienern nationale Gestalten und hohe patriotische Ideale zurückzubringen. Es ist ein besonderes Verdienst der

schönen Darstellung von Bulle, daß sie das Geheimniß der tiefen Einwirkung Manzoni's auf die Zeitgenossen nicht auf seinen Dichtergenius beschränkt, sondern auf die Lebensanschauung zurückführt, die den Menschen und sein Wirken sub specie aeternitatis betrachtet.

βλ. **Criticisms on Contemporary thought and thinkers.** By R. H. Hutton M. A. London, Macmillan and Co. 1894.

In den vorliegenden zwei Bänden, die sich schon durch ihre mustergültige Ausstattung empfehlen, hat der verdiente, langjährige Herausgeber des Wochenblattes „The Spectator" die Essays gesammelt, in welchen er zwanzig Jahre hindurch, auf hoher geistiger Warte stehend, der Gedankenarbeit der hervorragendsten Gelehrten, Dichter und Schriftsteller seiner Nation, vornehmlich auf religionsphilosophischem und ethischem Gebiete, gefolgt ist. Mit ganz besonderer Vorliebe hat er das Lebenswerk von Carlyle, Leslie Stephen, John Stuart Mill, Dr. Martineau, Ruskin, Dean Church, Tennyson, Cardinal Newman seiner feinen, geistvollen und durchaus unabhängigen Kritik unterzogen. Aber auch Ausländer wie Edgar Poe, Emerson unter den Amerikanern, Renan, Amiel, Auguste Comte, der mustergültige, politische Roman eines anonymen amerikanischen Verfassers, „Democracy", sind eingehend von ihm besprochen; seiner bekannten Liebe für die Thierwelt verdanken wir die interessanten Berichte über Sir John Lubbock's mit Recht berühmte Studien auf naturwissenschaftlichem Gebiete, seine Entdeckungen im Mikrokosmus der Bienen- und Ameisenstaaten. R. H. Hutton ist vor Allem ein scharfer, klarer, ehrlicher Denker, einer von jenen, die sich niemals durch Worte täuschen und durch Systeme unterjochen lassen. Seine wohlwollende Nachsicht für die Menschen findet ihre Grenze überall, wo den höchsten und letzten Fragen gegenüber Halbheit des intellectuellen Wollens und geistige Frivolität ihm entgegentreten. Renan's sentimentales Tändeln mit den tiefsten Problemen empört seinen gewissenhaften Ernst; die damit verwandte Theologie, die Mrs. Humphry Ward in einem Roman untergebracht hat, erscheint ihm geistig ebenso confus als künstlerisch unbrauchbar. Den Genius von Carlyle findet er größer im Haß als in verständnißvoller Liebe, und Huxley's wissenschaftlicher Bedeutung spricht er das Recht des Urtheils in den Gebieten der geistigen Welt ab, welche sich seinem Verständniß verschließt. Wer sich Rechenschaft über die geistige Bewegung in England während der letzten zwanzig Jahre geben will, der wird kaum eine bessere Anregung dazu als die Lectüre dieser tiefsinnigen Essays finden.

βλ. **Nationalgefühl.** Von Georg Brandes. Köln u. Paris, A. Langen. 1894.

Der Vortrag von Georg Brandes ist an die freisinnige Studentenschaft Kopenhagens gerichtet und der Ueberschuß aus dem Verkauf der Schrift von seinem Verleger für eine literarische Preisaufgabe bestimmt, die vom Verfasser zuerkannt werden soll. Er spricht als Däne zu Dänen und richtet einen muthigen Appell zu hoffnungsvollem Selbstvertrauen an die Nation, die seit 1864 die Verkleinerung des Vaterlandes nach außen, im Innern die Rückwirkungen einer reactionären Strömung erfahren hat, welche G. Brandes als das größere Uebel betrachtet. Er erhebt gegen das System, nach welchem in Kopenhagen regiert wird, den Vorwurf, „das Land geistig zu verheeren und in eine Oede zu verwandeln . . . . die Charaktere zu brechen und das gesunde Selbstvertrauen zu tödten." Ein Regiment der Gerontokratie, sagt er, herrsche in Dänemark. Es steht uns nicht zu, ihm darin zu widersprechen. Allein er selbst ist der Ansicht, daß die Dänen, einige Namen von europäischer Bedeutung abgerechnet, unter welchen er seinen, „ohne Sören Kirkegaard undenkbaren" Liebling Ibsen obenan stellt, den vom stolzesten Selbstbewußtsein getragenen Norwegern an künstlerischem Vermögen nicht nachstehen. Es fehle ihnen nur der Glaube an die eigene Kraft und das Geschick der Reclame dazu. Die Talente zu ersticken, ist demnach der so arg beschuldigten Regierung nicht gelungen. Den dänischen Ackerbau nennt Brandes mustergültig; Wissenschaft und Kunst stehen, sagt er, relativ hoch. Es bleibt die Beschuldigung, „einen Zustand geschaffen zu haben, wo für Unabhängigkeit kein Raum ist, wo der Charakter eine Art von Ausfatz geworden ist, so daß das jüngere Geschlecht kein einziges politisches Talent, geschweige denn einen politischen Charakter aufzuweisen hat." Die Klage ist tragisch, aber das Uebel reicht weit über Dänemarks Grenzen hinaus. Oder spräche G. Brandes viel anders, wenn sein Auditorium aus jungen Italienern, aus der Pariser Jugend des Quartier latin sich zusammensetzte?

βλ. **Les Principes de 89 et le Socialisme.** Par Yves Guyot. Paris, Delagrave.

Dieses schneidige kleine Buch ist zunächst auf französische Verhältnisse berechnet, allein jeder ernste Schriftsteller, welchen das sociale Problem und die Form desselben, welche als Socialismus auf die Oberfläche strebt, beschäftigt, wendet sich in unseren Tagen an ein internationales Publicum. Als Politiker und Oekonomist leistet Herr Yves Guyot seiner Sache den großen Dienst, daß er Klarheit verlangt, und scharfe Definitionen fordert und gibt. Wenn er die socialistischen Theorien bekämpft, so geschieht es an der Hand des Beweises, daß ihre Durchführung nur um den Preis einer völligen Vernichtung der individuellen Freiheit denkbar ist. Der Gedanke ist nicht neu, allein es bleibt immer nützlich, der Gesellschaft zu wiederholen, wohin sie geräth, wenn sie die Principien des modernen Lebens in Frage stellen läßt. Die revolutionären Socialisten, sagt er, betrügen sich und Andere, wenn sie erklären, daß sie vorwärts gehen. Ihr Ideal liegt hinter ihnen, in einer überwundenen Zeit. Ihr Auskunftsmittel ist das primitivste von allen, die rohe Gewalt. Die Principien von 1789 verkündeten den Sieg des Individualismus. Die Vernichtung der Persönlichkeit ist die logische Consequenz des Evangeliums der rothen Internationale.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bernhardi. — Die Anfänge der neuen Aera. Tagebuchblätter aus der Zeit der Stellvertretung und Regentschaft des Prinzen von Preußen. Von Theodor von Bernhardi. Leipzig, S. Hirzel. 1894.

Bilz. — Gomorrha's Ende. Litterarische Komödie in drei Akten von Karl Bilz. Berlin, J. A. Stargardt. 1894.

Blodig. — Die Selbstverwaltung als Rechtsbegriff. Eine verwaltungsrechtliche Monographie. Von Dr. Hermann Blodig jun. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1894.

Boeheim. — Philippine Welser. Eine Schilderung ihres Lebens und ihres Charakters von Wendelin Boeheim. Mit siebzehn Text- und sieben doppelseitigen Illustrationen. Innsbruck, Museum Ferdinandeum.

Browning. — Ausgewählte Gedichte von Robert Browning. Uebersetzt von Edmund Ruete. Bremen, M. Heinsius Nachfolger. 1894.

Buchheim. — German Classics, edited with english notes etc. by C. A. Buchheim. Volume XI. Halm's Griseldis. Oxford, Clarendon Press. 1894.

Croahhon. — La science du point d'honneur. Commentaire raisonné sur l'offense, le duel, ses usages et sa législation en Europe, la responsabilité civile, pénale, religieuse des adversaires et des témoins, avec pièces justificatives. Par A. Croabbon. Paris, Librairies-Imprimeries Réunies. 1894.

Dannehl. — Cäsarenwahn oder Professorenwahn? Biographisch-historische Studie über Duidde's Caligula. Von Gustav Dannehl. Zweite Aufl. Berlin, W. Pauli's Nachf. 1894.

Die strafrechtlichen Nebengesetze des Deutschen Reiches. Erläutert von Dr. M. Stenglein, Dr. H. Appelius und Dr. G. Kleinfeller. II. Supplement. Berlin, Otto Liebmann. 1894.

Dörpfeld. — Troja 1893. Bericht über die im Jahre 1893 in Troja veranstalteten Ausgrabungen. Von Wilhelm Dörpfeld. Mit 2 Plänen und 83 Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1894.

Dreher. — Münchener Originale. Von Conrad Dreher. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Dubois. — Die anarchistische Gefahr. Von Felix Dubois. Deutsch von Max Trüdsen. Amsterdam, Aug. Dieckmann. 1894.

Dupuy. — Bernard Palissy. Par Ernest Dupuy. Paris, Lecène, Oudin & Cie. 1891.

Eckardt. — Von Carthago nach Kairuan. Bilder aus dem orientalischen Abendlande. Von J. T. v. Eckardt. Berlin, Wilhelm Hertz. 1894.

Eckart. — Stand und Beruf im Dichterwort und Volksmund. Herausgegeben von Rudolf Eckart. Erster Band: Fürsten und Adel. Zweiter Band: Medicin und Justiz. Hannover, Carl Meyer. 1894.

Erdmann. — Ein Ei des Columbus. Klärende sociale Betrachtungen. Von Carl Erdmann. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894.

Ernst am See. — Der Sang vom Rozberg. Epische Dichtung von Ernst am See. Luzern, Geschw. Doleschals Buchhandlung. 1894.

Farinelli. — Grillparzer und Lope de Vega. Von Arturo Farinelli. Mit den Bildnissen der Dichter. Berlin, Emil Felber. 1894.

Fewkes. — A journal of american ethnology and archaeology. Editor J. Walter Fewkes. Volume IV. Boston and New-York, Houghton, Mifflin and Company. 1894.

Goethes sämtliche Werke in 36 Bänden. Mit Einleitungen von Carl Goedeke. Bd. 13—15. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1894.

Graffunder. — Traum und Traumdeutung von Dr. P. Graffunder. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1894.

Greinz. — Kultur- und Litteraturbilder. Herausgegeben von Rudolf Heinrich Greinz. Heft 2: Heinrich Heine und das deutsche Volkslied. Neuwied und Leipzig, August Schupp. 1894.

Große. — Rudolf. Eine lyrische Erzählung. Von P. J. Große. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894.

Grotowsky. — Gedichte von Paul Grotowsky. Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge. 1894.

Gumppenberg. — Alles und Nichts. Dichtung in drei Abtheilungen und zwölf Bildern von Hanno v. Gumppenberg. Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge. 1894.

Harnack. — Lehrbuch der Dogmengeschichte von Dr. Adolf Harnack. 2. Bd. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Freiburg i. B. und Leipzig, Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. 1894.

Haym. — Briefe von Wilhelm von Humboldt an Georg Heinrich Ludwig Nicolovius. Herausgegeben von R. Haym. Mit zwei Anhängen. Berlin, Emil Felbor. 1894.

Hirsch. — Genie und Entartung. Eine psychologische Studie von Dr. William Hirsch. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. E. Mendel. Berlin und Leipzig, Oscar Coblentz. 1894.

Hirth. — Die Localisationstheorie angewandt auf psychologische Probleme. Von Georg Hirth. München, G. Hirth's Verlag. 1894.

Kandt. — Ueber die Entwickelung der australischen Eisenbahnpolitik, nebst einer Einleitung über das Problem der Eisenbahnpolitik in Theorie und Praxis. Von Dr. Moritz Kandt. Berlin, Hans Mamroth. 1894.

Keller. — Das Leben des Meeres. Von Dr. Conrad Keller. Lieferung 3. Leipzig, T. O. Weigel Nachf. 1894.

Keyserling. — Strandgeschichten von Gräfin Margarete Keyserling. Berlin, Friedrich Pfeilstücker. 1894.

Keyserling. — Aus den Tagebuchblättern des Grafen Alexander Keyserling. Philosophisch-religiöse Gedanken mit einzelnen Einsätzen aus Briefen. Herausgegeben von seiner Tochter Freifrau Helene von Keyserling. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlg. Nachf. 1894.

Koegel. — Geschichte der deutschen Litteratur bis zum Ausgange des Mittelalters. Von Rudolf Koegel. Erster Band, erster Theil. Die stabreimende Dichtung und die gotische Prosa. Strassburg, Karl J. Trübner. 1894.

Kont. — Lessing et l'antiquité. Etude sur l'hellénisme et la critique dogmatique en Allemagne au XVIIe siècle. Par J. Kont. Tome premier. Paris, Ernest Leroux. 1894.

Koschwitz. — Französische Volksstimmungen während des Krieges 1870/71. Von Dr. E. Koschwitz. Heilbronn, Eugen Salzer. 1894.

Kummer. — Lockende Liebe. Moderner Roman von Friedrich Kummer. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1894.

Legrelle. — La mission de M. de Rebenac à Madrid et la mort de Marie-Louise, reine d'Espagne. Par A. Legrelle. Paris, Librairie Pichon. 1894.

Leimbach. — Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Herausgegeben von Karl L. Leimbach. Sechster Band, erste Lieferung. Leipzig und Frankfurt a. M., Messelring'sche Hofbuchhandlung.

Longfellow. — Henry W. Longfellow's Lied von Hiawatha. Deutsch in Versmass der Urschrift von Dr. F. Reubaux. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. o. J.

Maurel — Marsyas. Roman par André Maurel. Paris, Lemerre. 1894.

Meyer's Conversationslexikon. Fünfte Auflage. Fünfter Band. Dinger bis Ethicus. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. 1894.

Meyer's Reisebücher. Süddeutschland, Salzkammergut, Salzburg und Nordtirol. Sechste Auflage. Mit 28 Karten, 29 Plänen und Grundrissen und 5 Panoramen. — Oesterreich und das angrenzende Ungarn. Sechste umgearbeitete Auflage. Mit 21 Karten, 23 Plänen und Grundrissen, 6 Panoramen. Thüringen. Zwölfte Auflage. Mit 14 Karten, 4 Plänen und 1 Panorama. — Der Hochtourist in den Ostalpen. Von L. Purtscheller und H. Hoss. Zwei Bändchen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1894.

Meyer. — Telaetia oder der Weltknoten. Von Georg Meyer. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1894.

Moore. — History of German Literature. Par K. W. Moore. Colgate University Press, Hamilton, N. Y. 1894.

Müllberger. — Zur Kenntniß des Marxismus. Kritische Skizzen von Dr. Arthur Müllberger. Stuttgart, G. J. Göschen. 1894.

Müller. — Ueber die Zulassung der Frauen zum Studium der Medicin. Von Dr. P. Müller. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1894.

Muret. — Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lieferung 12. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Neumanns Ortslexikon des Deutschen Reiches. Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage von Director W. Keil. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1894.

Nissel. — Mein Leben. Selbstbiographie, Tagebuchblätter und Briefe von Franz Nissel. Aus dem Nachlaß herausgegeben von seiner Schwester Caroline Nissel. Mit dem Bildniß des Dichters. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger 1894.

Oberziner. — I destini del progresso umano. Di Dr. Ludovigo Oberziner. Roma, Ermanno Loescher & Co. 1894.

Pappritz. — Aus den Bergen Tirols. Vier Novellen von A. Pappritz. Berlin, Max Rüger.

Pasquier. — Mémoires du Chancellier Pasquier. Publiés par M. le Duc d'Audiffret-Pasquier. Deuxième partie. Restauration. 1815—1820. Tome quatrième. Paris, Librairie Plon. 1894.

Peixoto. — Message adressé au congrès national par le maréchal Floriano Peixoto. Rio de Janeiro. Leuzinger. 1894.

Plechanow. — N. G. Tschernischewsky. Eine literarhistorische Studie von G. Plechanow. Stuttgart, J. H. W. Dietz. 1894.

Pohlmann. — Die Juden und die körperliche Arbeit. Von Prof. Dr. W. Pohlmann. Berlin, Max Harrwitz. 1894.

Ranke. — Der Mensch. Von Prof. Dr. Johannes Ranke. Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Zweiter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1894.

Rehbein. — Gedichte von Arthur Rehbein. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1894.

Rein. — Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein. Erster Band, erste und zweite Lieferung. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1894.

Ricotti. — La pazzia e la sua influenza nel secolo XIX. Di Giuseppe Ricotti. Chieti, Camillo Marchionne. 1894.

Rohrscheidt. — Satans Erlösung. Dichtung in sechs Gesängen von Kurt von Rohrscheid. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1894.

Roland. — Die Geschichte eines Lächelns und andere Novellen von Emil Roland. Berlin, Alexander Duncker. 1894.

Routier. — L'amour de Marguerite. (Roman contemporain.) Par Gaston Routier. Sixième édition. Paris, H. Le Soudier. 1894.

Sauer. — Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte Herausgegeben von August Sauer. Erster Band, erstes Heft. Bamberg, C. C. Buchner. 1894.

Schafheitlin. — Aus der Lazzaroniwelt. Neapolitaner Abenteuer und andere Skizzen von Adolf Schafheitlin. — Der Geistertampf und neue hebräische Lieder. Nachtrag zu den „Letzten Gedichten" von Adolf Schafheitlin. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Schiemann. — Victor Hehn. Ein Lebensbild von Theodor Schiemann. Mit Porträt. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1894.

Schiller's Briefe. Kritische Gesamtausgabe, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1894.

Schiller's sämtliche Werke in 16 Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Bd. 5—7, 15—15. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1894.

Schmidt. — Die Erziehung des Soldaten. Den Kameraden gewidmet von Paul von Schmidt. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung. 1894.

Schmidt. — Deutsche Kriegertugend in alter und neuer Zeit. Der Jugend und dem Heere gewidmet von Paul von Schmidt. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung. 1894.

Schneegans. — Geschichte der grotesken Satire von Dr. Heinrich Schneegans. Mit 28 Abbildungen. Strassburg, Carl J. Trübner, 1894.

Schultzer. — Käthe und ich. Erlebnisse und Erfahrungen aus junger Ehe. Von Manuel Schultzer. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1894.

Soreé. — Mudder Dreiern ehr Geschichten. Ein half Stieg Vertellels ut Meckelborg. Dalschrewen von Fedor Soreé. Wismar, Willgeroth & Menzel.

Sperl. — Lebensfragen. Aus den Papieren eines Denters herausgegeben von August Sperl. München, C. H. Beck. 1894.

Steffensen. — Zur Philosophie der Geschichte von Karl Steffensen. Auszüge aus seinem handschriftlichen Nachlaß. Mit einem Vorwort von Professor R. Eucken. Basel, C. Detleff's Buchhandlung. 1894.

Steinbrecht. — Ewige Krankheiten. Novelle von Gustav Steinbrecht. Berlin, Eduard Rentzel. 1894.

Steinschneider. — Ueber Bildung und den Einfluß des Reisens auf die Bildung. Von Moritz Steinschneider. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1894.

Stenzel. — Weltschöpfung, Sintfluth und Gott. Die Urüberlieferungen auf Grund der Naturwissenschaft erklärt von Arthur Stenzel. Braunschweig, Rauert & Rocco Nachfolger. 1894.

Stoffel. — Eine Bauernrevolution. Von Fritz Stoffel. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1894.

Stolp. — Die Untrennbarkeit und die Durchführung der nothwendigen religiösen und socialen Reform von Dr. Hermann Stolp. Berlin, Friedrichs & Co. 1894.

Strehlke. — Deutsche Lieder in lateinischer Uebersetzung von Fr. Strehlke. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894.

Tany. — Malgré la mort. Par Paul Tany. Paris, Alphonse Lemerre. 1894.

Tolstoj. — Das Pathentind. — Gespräch müßiger Leute. Zwei Erzählungen von Graf Leo Tolstoj. Aus dem Russischen von Dr. Alexis Markow. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894.

Türck. — Die Uebereinstimmung von Kuno Fischer's und Hermann Türck's Hamlet-Erklärung. Von Hermann Türck. — Kuno Fischer's kritische Methode. Eine Antwort auf seinen Artikel „Der Türck'sche Hamlet". Von Hermann Türck. Jena, Fr. Mauke's Verlag. 1894.

Uhle. — Walther von der Vogelweide. Von Theodor Uhle. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1894.

Vrchlicky. — Episches und Lyrisches. Gedichte von Jaroslav Vrchlicky. Autorisirte Uebersetzung von Edmund Grün. Prag, H. Dominicus. 1894.

Westarp. — Idyllen und Elegien aus den bayerischen Bergen von Adolf Graf von Westarp. München, Oskar Beck. 1894.

Widmann. — Jung und Alt. Zwei Novellen in Romanzen von J. V. Widmann. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1894.

Wildberg. — Alpen-Novellen. Von Bodo Wildberg. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1894.

Wilkingson. — The great alternative. A plea for a national policy. By Spenser Wilkingson. London, Swan Sonnenschein & Co. 1894.

Winter und Wünsche. — Die jüdische Literatur seit Abschluss des Kanons. Herausgegeben von J. Winter und August Wünsche. 19. und 20. Lieferung. Trier, Siegmund Mayer. 1894.

Wittowski. — Die Walpurgisnacht im ersten Theile von Goethes Faust. Von Georg Wittowski. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 1894.

Wolters und Gjellerup. — Eine Million. Schauspiel in drei Aufzügen von Wilhelm Wolters und Karl Gjellerup. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Wolf. — Die physische und sittliche Entartung des modernen Weibes. Von Max Wolf. Leipzig, August Schupp. 1894.

Zapp. — Die Frau des Dichters. Roman von Arthur Zapp. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1894.

Zeitschrift für Kulturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Georg Steinhausen. Bd. I. Berlin, Emil Felber. 1894.

Zetsche. — Aus den Umgebungen Wiens. Schilderungen und Bilder von Eduard Zetsche. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1894.

Zobeltitz. — Die ewige Braut. Roman von Hanns von Zobeltitz. Jena, Hermann Costenoble. 1894.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Julius Petri** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Der Herr Pathe.

Erzählung

von

Ernst Wichert.

(Schluß.)

Lieutenant von Stresow kam pünktlich. Er befand sich augenscheinlich in nervöser Aufregung und gab sich keine Mühe, sie zu verbergen. Breckenberger nöthigte ihn Platz zu nehmen. Er setzte sich auch, stand aber bald wieder auf, da der alte Herr den Fall etwas breit zu erörtern anfing. „Sagen Sie mir nur, was wir von Ihrer Seite zu erwarten haben," bat er mit merklicher Hast. „Ich erfuhr durch Frau von Torsten, daß Sie Ihre Genehmigung zu Wanda's Verlobung mit mir versagen. Indessen haben Sie Erkundigungen über meine Person eingezogen —"

„Die mich sehr beruhigen könnten, mein lieber Herr Lieutenant," fiel Breckenberger feuerroth ein. „Gestatten Sie mir nur die Frage, wie Sie sich die Zukunft eigentlich gedacht haben."

„Ich liebe Wanda."

„Das setze ich als selbstverständlich voraus. Weiter aber . . . Sie besitzen kein Vermögen."

„Nein."

„Ihr Herr Vater —"

„Kann für mich nichts thun."

„Und wußten Sie, daß Wanda ebenso unbemittelt ist?"

Herr von Stresow hielt eine kleine Weile die Antwort zurück. „Nein," sagte er dann. „Ich habe allerdings wenig darüber nachgedacht, aber die ganze Lebenshaltung der Familie schien mir dies auch entbehrlich zu machen. Ich hielt Frau von Torsten gewiß nicht für reich, aber ich zweifelte nicht, daß sie ihrem einzigen Kinde, wenn auch vielleicht mit Opfern, die unerläßlichen Bedingungen für die Verbindung mit einem Officier würde schaffen können. Wenn ich gewußt hätte, daß sie — es muß gesagt sein — daß sie von den Wohlthaten eines Freundes ihres verstorbenen Mannes lebte —"

„Nun? dann würden Sie sich als ein kluger Mann in das hübsche und liebenswürdige, aber arme Fräulein nicht so voreilig verliebt haben."

„Herr Breckenberger!" brauste der Lieutenant auf. „Sie sind Wanda's Vormund und Wohlthäter, aber Sie haben nicht das Recht, mich zu beleidigen. Es hing nicht von meinem Willen ab, ob ich Wanda liebte oder nicht. Vom ersten Augenblick ab, als ich sie sah, war mir dies eine unumstößliche Gewißheit. Aber ich gebe zu, daß ich, wenn ich die näheren Verhältnisse gekannt hätte, mein Gefühl besser in Schranken zu halten bemüht gewesen wäre, daß ich Wanda meine Liebe nicht so offen zu verstehen gegeben, daß ich ihr kein Jawort abgefordert haben würde. Ich wäre lieber selbst tief unglücklich, als an des geliebten Mädchens Unglück Schuld geworden."

„Das ist brav gedacht," murmelte Breckenberger, „das gefällt mir." Er reichte ihm die Hand. „Aber gesprochen haben Sie nun einmal, und jetzt wissen Sie, wie die Sache steht. Da darf ich denn gewiß von Ihrer Ehrenhaftigkeit erwarten, daß Sie einen Schluß machen und Wanda das sehr unvorsichtig gegebene Wort zurückgeben werden, damit sie wieder zum Frieden mit sich selbst kommt".

Der Officier beugte sich erstaunt vor. „Aber Wanda liebt mich."

„Wie? Sie wollten trotz alledem —"

„Gewiß."

„Aber . . ."

„Herr Breckenberger, ich werde mein Versprechen halten, nicht nur weil mir dies eine Ehrenpflicht ist, sondern weil ich es auch als tiefstes Herzensbedürfniß empfinde. Ich bin mit Leib und Seele Soldat, stamme aus einer alten Soldatenfamilie, werde der Erste in ihr sein, der es nicht wenigstens zum Major bringt. Trotzdem und obgleich ich ein schweres Zerwürfniß mit meinem elterlichen Hause für unvermeidlich halte, werde ich nicht zögern, meiner Liebe ein Opfer zu bringen. Ich werde um meinen Abschied bitten und mir eine Lebensstellung gründen, die mir erlaubt, frei meiner Herzensneigung zu folgen."

Der alte Herr nahm jedes seiner Worte mit wachsendem Erstaunen auf. „Herr Lieutenant —" rief er, immer den Ton steigernd, „Sie wollten —? Aber das ist ja — Donnerwetter! ich muß sagen —"

Er ergriff wieder des jungen Mannes Hand und schüttelte sie kräftig. „Aber das ist doch mit der Gründung einer neuen Lebensstellung eine schwierige Sache," fuhr er bedenklicher fort. „Darf ich Sie fragen — hm, hm, — wie Sie sich das etwa vorgestellt haben?"

„Man braucht verabschiedete Officiere bei der Polizei, bei der Feuerwehr, beim Telegraphenamt, bei der Eisenbahn. Was sich da im besten Falle erreichen läßt, ist vielleicht nicht viel und fordert jedenfalls den Verzicht auf die gesellschaftliche Auszeichnung, deren sich jeder jüngste Lieutenant zu erfreuen hat. Es fallen aber auch mancherlei Rücksichten auf den Stand fort, und einen Consens zur Verheirathung habe ich mir nicht mehr zu erbitten."

Breckenberger schien indes wieder sehr beunruhigt. „Und Sie glauben, daß Wanda mit dieser Veränderung — hm, hm . . ."

„Wenn sie mich liebt!"

„Und Sie, Herr von Stresow, Sie selbst — werden Sie nicht nach einiger Zeit — wenn die jetzige Spannung nachgelassen hat, meine ich, werden Sie nicht bereuen, sich die Thür verschlossen zu haben?"

Der Lieutenant zuckte die Achseln. „Das muß abgewartet werden." Er richtete sich in den Schultern auf. „Und jedenfalls bleibt mir kein anderer Weg — das erleichtert mir sehr die Entscheidung."

Breckenberger fühlte, daß die Unterredung damit ihr Ende erreicht hatte. Ein ganz unerwartetes Ende. Er hätte mit dem Ergebnisse zufrieden sein können, wenn er entschlossen war, das junge Paar sich selbst zu überlassen. Gleichwohl hielt er den Lieutenant noch mit allerhand Fragen über seine persönlichen Verhältnisse zurück. „Sie werden Schulden gemacht haben — hm?" fragte er.

Herr von Stresow schien durch diese Frage unangenehm berührt. „Ich weiß nicht, mit welchem Recht —"

„Eine ganz freundschaftliche Erkundigung. Es könnte doch sein, daß Jemand —"

„Nun gut denn, ich will auch hierin ganz aufrichtig sein. Man braucht als junger Officier nicht gerade unsolide zu leben und nimmt doch mit der Zeit Verbindlichkeiten auf, deren Tilgung man einem Glücksfall überlassen muß. Ein Lotteriegewinn, eine unerwartete Erbschaft, eine reiche Heirath schweben als Nothhelfer vor." Er zog ein kleines Notizbuch vor, schlug es auf und reichte es Breckenberger zu. „Wenigstens können Sie sich überzeugen, daß ich über meine Schulden ganz ordnungsmäßig Rechnung führe."

„Das ist schon immer Etwas", meinte der alte Herr. Er schien die einzelnen Posten sehr aufmerksam zu prüfen. „Na — ganz unbedeutend ist der Betrag nicht," sagte er, das Büchelchen zurückgebend, „aber ich muß gestehen, daß ich Schlimmeres befürchtet hatte. Wenn nun gleichwohl kein Lotteriegewinn und keine unerwartete Erbschaft und auch keine reiche Heirath —"

„Die Gläubiger werden sich zu einem Arrangement verstehen müssen."

„An dem Ihre neue Wirthschaft sofort krankt. Ah — ah — ah! Das Exempel stimmt immer weniger . . ."

Der Lieutenant erhob sich rasch und verabschiedete sich militärisch. „Ich habe Sie also als einen Gegner zu betrachten," sagte er sehr kühl, „und werde meine weiteren Schritte danach einrichten. Empfehle mich."

Breckenberger folgte ihm nach der Thür. „Wenn Sie mich durchaus verkennen wollen, lieber junger Freund —"

„Ersparen Sie sich alle solche Versicherungen, die für mich doch keinen Werth haben."

„Aber Sie wissen nicht . . . Herr des Himmels! so sehr eilt's doch nicht. Ueberlegen Sie ruhig — lassen Sie mir Zeit zur Ueberlegung. Ich mein's gut mit Ihnen! Es kann ja sein, daß mir etwas einfällt —"

„Darauf werde ich schwerlich warten können. Adieu!"

„Jedenfalls fordern Sie nicht eher Ihren Abschied, bis —"

„Adieu. Ich weiß, was ich zu thun und zu lassen habe."

Er entfernte sich schnell, und Breckenberger blieb in jämmerlicher Stimmung zurück. Es war seine Absicht gewesen, entschieden durchzugreifen, und nun hatte er nach allerhand Verhandlungen am Schluß sogar alle Mühe aufgewendet, den Lieutenant zu überreden, daß noch Hoffnung sei. Wäre die ganze Geschichte nur ein paar Tage früher an ihn herangetreten — wer weiß, wozu er sich doch noch entschlossen hätte? Aber jetzt, nachdem er mit Adele gesprochen — da war doch in der Hauptsache gar nichts mehr zu bedenken. Daß er's trotzdem nicht lassen konnte! Er ward mit sich innerlich mehr und mehr unzufrieden.

Adele konnte nicht klug aus ihm werden. Es war, als ob er ganz vergessen hätte, daß er Bräutigam sei. Er hielt sich in scheuer Entfernung von ihr, sprach wenig, wagte sie kaum anzusehen. So fremd hatten sie in der ersten Woche ihres Zusammenseins nicht gestanden. Auf ihre Frage, ob er krank sei, antwortete er nur mit einem mürrischen Kopfschütteln. Manchmal hörte sie ihn aber vom Nebenzimmer aus schmerzlich seufzen, und es entging ihr auch nicht, daß er ihr sehnsüchtige Blicke nachschickte, wenn er sich unbeobachtet glaubte. Daß seine verdrießliche Stimmung mit Wanda's heimlichem Verlöbniß zusammenhing, war klar, und daß die Sache ihren Fortgang hatte, bewies ihr der Besuch des Lieutenants. Aber wie konnte dieser Zwischenfall ihren lieben Alten so außer sich bringen, und warum sprach er sich nicht einmal mit ihr darüber aus?

So vergingen einige recht unerquickliche Tage. Dann langte wieder ein Brief von Wanda an. Adele nahm ihn dem Briefträger ab und brachte ihn herein. „Rege Dich nicht auf," bat sie, ihm die Schulter streichelnd.

„Glaubst Du . . ." fragte er scheu.

„Ich weiß ja ungefähr, um was es sich handelt," sagte sie und küßte seine kahle Stirn, die sich rasch geröthet hatte.

„Ungefähr," murmelte er.

„Schenkst Du mir so wenig Vertrauen —"

„Jetzt nicht; jetzt nicht," brach er ab.

Adele entfernte sich traurig.

Der Brief lautete: „Lieber Onkel! Berndt hat mir nun auf meine dringende Bitte mitgetheilt, was Ihr beide mit einander gesprochen habt. Er will seinen Abschied nehmen, um mir sein Wort halten zu können. Aber das leide ich nicht. Er ist aus Neigung Soldat geworden und taugt nur zum Officier. In einem subalternen Posten würde er sich bald sehr unglücklich fühlen, wenn er auch jetzt glaubt, daß meine Liebe ihm Kraft geben würde, jedes Mißgeschick zu überwinden. Ich habe nicht den Muth, mich auf die Probe zu stellen, ob ich einer solchen Aufgabe gewachsen sein würde. Wäre ich's nicht, käme alle Erkenntniß zu spät. Der Gedanke, mit ihm in den Tod zu gehen, hätte für mich nichts Schreckhaftes, aber vielleicht täglich und stündlich Zeuge sein zu sollen, wie er sich in widerwärtiger Arbeit abmüht, wie er gegen den Vorwurf ankämpft, ein hoffnungsreiches Leben durch eine unselige Leidenschaft zerstört zu haben — nein! das könnte ich nicht ertragen. Ich liebe ihn zu sehr! Darum habe ich ihm gesagt, daß ich nicht seine Frau

werden kann. Er wollte den wahren Grund nicht gelten lassen, und so bin ich genöthigt gewesen, mich recht häßlich zu machen, als hätte ich als ein rechtes Weltkind Furcht vor einer Ehe voll Sorgen und Einschränkungen. Das wird ihm, hoffe ich, die Entsagung erleichtern. Was ich selbst darunter leide — laß mich davon schweigen. Du kannst mir nichts davon abnehmen. Ich weiß jetzt, daß ich über meine Lage in einem schweren Irrthum befangen gewesen bin. Alles, was mich in heiterer Fülle umgab, ließ mich ja gar nicht einmal zu der Frage kommen, auf welchem Grunde es ruhte. Du hattest nicht gewollt, daß ich's erführe, und die Mutter sah mich so gern unbefangen glücklich. Ich werde nicht heirathen, und deshalb ist's gut, wenn ich mir recht bald eine Stellung suche, die meine volle Thätigkeit in Anspruch nimmt, und mich zu dummen Gedanken gar nicht kommen läßt. Eine Verwandte meines Vaters ist Vorsteherin in einem Diakonissenhause. Wenn Du's erlaubst, schreibe ich an sie und frage an, ob ich als Schwester aufgenommen werden könnte. Widersprich nicht; ich könnte mich doch davon nicht abbringen lassen. So — nun hab' ich abgeschlossen. Es war ein kurzer, aber sehr schöner Traum des Glückes. Die Erinnerung an ihn wird mich nicht verlassen, und so kann ich nicht ganz unglücklich werden, hoffe ich. Verzeih, daß ich Dich so kindisch mit unerfüllbaren Wünschen bestürmt habe — ich wußte nicht, was ich that. Und sei für alles Gute, was Du mir gethan, des herzlichsten Dankes versichert! Wanda."

Breckenberger waren die Augen feucht geworden. Lange ging er im Zimmer auf und ab, und immer tiefer sank ihm der Kopf auf die Brust. „Wer weiß, was sie noch für Tollheiten begehen," murmelte er in sich hinein. „Das glaubt er ihr ja doch nicht, wenn er sie auch nur ein klein bißchen lieb hat — das nicht. Man braucht ihr ja nur in die lieben Augen zu sehen — und das hat er schon gründlich gethan. Barmherzige Schwester —! Dummes Zeug. Aber sie wird sich's nicht ausreden lassen. Wenn's nicht gleich gestorben sein kann . . . Na ja! sie sind beide jung — gerade in den Jahren, wo man das beste Recht hat, unverständig zu sein. Und nun des elenden Geldes wegen, und weil ich alter Knabe . . ."

Er hatte die letzten Worte so laut gesprochen, daß er vor sich selbst erschrak. Und damit hatte der Monolog ein Ende. Nach einer Weile setzte er sich an den Schreibtisch, nahm sein Wirthschaftsbuch aus dem Fach, ließ den Finger über die Zahlenreihen gleiten und schrieb Notizen auf ein Stück Papier, das er dann wieder zerriß und in den Korb warf. „So und so geht's nicht", rief er ärgerlich, „und so oder so . . . ja, da steckt's. Wer soll heirathen?"

Er stand auf, zog den Pelz an und ging fort. Der Wind blies scharf und jagte ihm den aufgewirbelten Schnee ins Gesicht. Auf den Augenbrauen und dem Bart saß er bald in einer dichten Kruste fest. Es war kein Wetter zum Spazierengehen. Und doch schien er Anfangs kein sicheres Ziel zu verfolgen. Nach einer guten Stunde erst mochte er so weit mit sich fertig geworden sein. Er kehrte plötzlich um und lenkte seine Schritte nach der Wohnung der Frau von Torsten.

Er fand sie sehr bekümmert. Wanda sei krank, liege zu Bett und fiebere stark. Der Arzt hätte bedenklich den Kopf geschüttelt. Wanda habe Herrn von Stresow einen Brief geschrieben, den er aber mündlich zu beantworten gekommen sei. Er habe sehr aufgeregt Wanda wegen ihres Kleinmuths Vorwürfe gemacht, von einer Trennung nichts wissen wollen und endlich in leidenschaftlicher Aufwallung gedroht, daß er sich erschießen werde, wenn sie ihn abweise. Darauf sei Wanda in einen Weinkrampf verfallen, der mit einer tiefen Ohnmacht geendet habe. Und nun sei sie wohl wieder bei Bewußtsein, liege aber mit gefalteten Händen und spreche kein Wort. In der Nacht werde bei ihr gewacht werden müssen.

„Glauben Sie denn, daß der Lieutenant wirklich . . .“ fragte Breckenberger kreidebleich und brach ab.

„Es wäre schrecklich,“ antwortete sie.

„Ah! junge Leute sprechen so etwas hin — es ist nicht ernst gemeint.“

„Hoffen wir. Er war in sehr verzweifelter Stimmung. Ach, lieber Freund, wenn ich an meinen Mann denke . . .“

„Ja, ja. Der Fall lag freilich anders, aber immerhin —“

Sie drückte die Hände gegen die Stirn. „Wenn meine Tochter erleben müßte, was ich . . .“

„Beruhigen Sie sich nur, beste Frau,“ bat er. „Zum Todtschießen ist doch auch noch kein rechter Grund. Wanda hat ja ganz verständig gehandelt — ich weiß es aus ihrem Brief an mich — aber wenn er's durchaus so haben will, es ginge ja allenfalls auch so. Und auch anders . . . Das letzte Wort ist doch eigentlich noch gar nicht gesprochen.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte Frau von Torsten.

„Das ist kein Wunder,“ antwortete er. „Sehen Sie, ich selbst . . . Na, sagen Sie Wanda, ich lasse sie grüßen, und es könnte ja Alles noch gut werden. Sie möchte erst mal gesund werden, dann könnten wir weiter über die Sache reden. Vielleicht . . . Ich will nichts versprechen, es hängt nicht mehr von mir allein ab, und ein Wort ist ein Wort; aber man weiß nie, was unverhofft der andere Tag bringt. Und dem Lieutenant schreiben Sie ein paar Worte, er solle kein dummes Zeug machen und morgen oder übermorgen zu mir kommen. Ich hätte mit ihm zu reden. Wollen Sie? Was nicht auf der Stelle geschieht, geschieht oft gar nicht. Und das will ich mir auch merken.“

Er küßte ihr wiederholt die Hand und verabschiedete sich dann rasch, ohne ihren fragenden Blick zu beachten. Unten auf der Straße schlug er den Pelzkragen auf und zog den Kopf tief ein. „Ach,“ seufzte er, „es hat nicht sein sollen. Aber schade ist's doch, recht schade.“

Adele half ihm im Flur den Pelz abziehen und klopfte die Schneeflocken vor der Flurthür ab; dann brachte sie ihm die Lampe ins Zimmer, stellte sie auf den Tisch, rückte ihm den Stuhl zurecht, holte die Zeitungen herbei und wollte sich entfernen.

„Delchen,“ sagte er mit sehr weicher Stimme, „warte noch ein Weilchen. Da — setze Dich zu mir.“

Sie blieb vor dem Tisch stehen. „Lieber Onkel . . .“

Es durchzuckte ihn. „Lieber Onkel — ja — da sind wir wieder so weit. Ich hatte Dich gebeten . . . Du weißt es doch noch?“

„Gewiß. Aber wenn Du finster und still für Dich bist und mich gar nicht ermunterst, Deine Bitte ernst zu nehmen . . . Ich habe mir schon gedacht, es thue Dir leid.“

„Was?“

„Das Ganze. Wenn Du Dich übereilt hast . . .“ Die Thränen rollten ihr über die Wangen.

Er verstand sie, ergriff ihre Hand und zog sie zu sich heran. „Ich habe mich nicht übereilt,“ sagte er, „meine Gesinnung ist noch ganz dieselbe. Aber es ist unvermuthet etwas dazwischen gekommen. Und freilich, wenn ich das hätte mit in Betracht ziehen können — ich weiß nicht . . .“

„Fräulein Wanda von Torsten,“ sprach sie kopfnickend vor sich hin, „Dein Pathenkind.“

„Ja,“ antwortete er, „Sie und . . . Du hast ja den Brief gelesen.“

„Aber Du sagtest sogleich, daß Du ihr nicht helfen könntest.“

„Ja, leicht wäre mir's nicht geworden, für die Bedürfnisse eines solchen Haushalts zu sorgen, selbst wenn Frau Martha sich entschlossen hätte, zu den Kindern zu ziehen. Aber ich hätt's am Ende möglich gemacht, wenn ich selbst . . . Ich habe das Kind so lieb, als ob's mein eigenes wäre —! Und was braucht ein alter, einsamer Mann auch viel, wenn er sich einschränkt? Allenfalls hätt's reichen können.“

Die Thränen perlten in rascherer Folge. „Und nun meinst Du . . .“

Er streichelte ihre Hand. „Darüber ist leider kein Zweifel, Delchen. Wenn ich heirathe, reicht's nicht. Ein bißchen völlig muß man doch rechnen, es kommen immer unvorhergesehene Ausgaben. Und wenn ich eine Frau habe — was kann ich ihr denn in meinen Jahren bieten, als ein angenehmes Haus und einen gewissen Wohlstand und reichliche Vergnüglichkeiten? besonders wenn sie so viel jünger ist als ich, und doch ihr Leben erst genießen will. Beides zugleich geht also nicht. Und da hab' ich denn in diesen Tagen hin und her überlegt . . . Hm, hm.“

Ihre Hand zuckte. „War das wirklich nöthig?“

Er blinzelte verlegen. „Das heißt, anfangs war ich mit mir ganz einig. Ich hatte mich nun einmal entschlossen, zu heirathen, und war so glücklich darüber, daß ich mir bei Dir keinen Korb holte — Du weißt ja, wie glücklich ich war. Nein, sagt' ich mir, das kann kein Mensch von mir verlangen, auch der liebste nicht. Erst hab' ich gegen mich Verpflichtungen! Und doch auch gegen Dich. Dann aber . . .“

Adele lächelte bitter. „Dann wurdest Du schwach.“

„Ja, ich gesteh's, dann wurde ich schwach,“ antwortete er, den Kopf senkend. „Wenn man an so einem Kinde von frühester Jugend ab Vaterstelle vertreten und bei ihm Hoffnungen erweckt hat, und nun plötzlich von ihm die Hand abziehen soll — und wenn man sieht, wie ein tüchtiger Mensch aus seiner Bahn gerissen wird und auf Abwege kommt — so und so . . . Das

läßt sich doch nicht leicht abschütteln. Und dann auf der andern Seite ein alter Junggeselle, der eigentlich mit dem Leben schon fertig sein könnte —"

„Das sollst Du nicht sagen," wendete Adele eifrig ein.

„Na . . ." Er zuckte die Achseln. „Die Welt urtheilt so. Und ob es vernünftig ist, in so späten Jahren nachzuholen, was zu rechter Zeit versäumt ist — darüber hat sie auch ihre Meinung. Ich will nur andeuten, daß da die Wage nicht gleich steht. Und was Dich betrifft, Delchen . . . so närrisch verliebt in mich selbst bin ich doch nicht, daß ich mir einbildete, es wäre Dir ein großer Schmerz, wenn aus dieser Heirath nichts würde. Was nach meinem Tode hinterbleiben wird, gehört Dir ja doch, und wird immer noch genug sein, Dich unabhängig zu stellen. Da dachte ich denn, wenn ich Dir das zusicherte, würde ich Dich bitten können, Dein freundliches Herz —"

Ihre Hand zog sich aus der seinigen. „Nein," fiel sie ihm erregt ins Wort, „da kennst Du mich schlecht. So ein freundliches Herz habe ich nicht, daß ich dem liebsten Menschen gefällig bin, sich selbst aus unzeitiger Gutmüthigkeit zu schädigen. Es wird Dir nicht gelingen, Dich bei mir anzuschwärzen, als wärest Du nur einer Laune gefolgt, als Du mir Deine Hand anboteſt, und hättest eigentlich dem Schicksal zu danken, daß es Dich auf gute Manier zur Vernunft brächte. Und ich . . . Ja, das glaubst Du doch in Wirklichkeit gar nicht, daß ich Dir hätte mein Jawort geben können, wenn ich Dir nicht mit ganzem Herzen zugehörte. Ein recht aufrichtiges Glück hat es mir bedeutet, eines so guten und rechtlichen Mannes Neigung gewonnen zu haben und sie freudig erwidern zu können. Und jetzt soll das auf beiden Seiten ein thörichter Irrthum gewesen sein? Nein, lieber Alter, davon wirst Du mich nicht überzeugen. Wenn Du wieder frei sein willst, so läßt sich das ja in einem einzigen Wort aussprechen, und verstehen werde ich es gewiß, aber selbst löse ich das Band nicht, nach dem Du Dich gesehnt hast, darauf kannst Du Dich verlassen."

Breckenberger schien diese Auseinandersetzung mit gemischten Gefühlen anzuhören. Auf seinem Gesicht wechselten Sonnenschein und Wolkenschatten wie auf einer Landschaft bei unzuverlässigem Wetter. Was Adele von ihm und von sich sagte, ging ihm warm bis an das alte und doch noch kräftig schlagende Herz. Und doch stieß es ihn wieder von der Brücke zurück, die er mit schwerer Mühe geschlagen hatte, um dieses Glück hinter sich zu lassen. „So — so — so," sagte er, immer mit einer längeren Pause zwischen dem kurzen Wörtchen, das so gewichtig klang und doch in Wirklichkeit kaum etwas Anderes bedeutete, als ein schwächliches Auskunftsmittel, ihm über die eigentliche Herzensnoth hinwegzuhelfen.

„Ganz im Gegentheil," fuhr sie fort, „ich werde mir alle Mühe geben, Dich zu überzeugen, daß Du Dir selbst diesmal denn doch unter allen Umständen die erste Rücksicht schuldig bist. Davon will ich nicht einmal sprechen, daß Du mir Dein Wort gegeben hast, bevor dies an Dich herantrat. Aber was hast Du für eine Verpflichtung, den größten Theil Deines Vermögens mit warmer Hand an ein junges Mädchen zu verschenken, dem Du zufällig der Herr Pathe bist? Es mag sein, daß Dir diese Menschen besonders theuer

geworden sind. Hast Du sie nicht auch schon mit Wohlthaten überhäuft? Und sollst Du aufhören, ihnen ein Wohlthäter zu sein? Du bist Wanda väterlich zugethan; aber wenn Du wirklich ihr Vater wärst, hättest Du nicht allen Grund zu überlegen, ob Du Deiner Tochter die Verbindung mit einem Officier gestatten könntest? Ich weiß es doch nicht anders, als daß in solchem Fall auch sehr gütige Väter vernünftigen Einspruch thun. Und hast Du nicht noch mehr Pathenkinder? Willst Du Dich diesem einen zu Liebe außer Stand setzen, ihnen die Unterstützung zukommen zu lassen, an die Du sie schon gewöhnt hast? Verträgt sich das mit Deinem guten Herzen? Ich will schon glauben, daß es für Wanda ein schwerer Kummer ist, sich von einem geliebten Manne trennen zu müssen; aber so tief ist es in dieser kurzen Zeit doch gewiß nicht gegangen, daß die Wunde nicht mehr vernarben könnte. Bei ihrer Jugend!"

Breckenberger athmete kurz. Eine Weile starrte er vor sich hin, dann hob er ruckweise den schweren Kopf, bis er ganz aufrecht saß. Und nun lehnte er sich in den Stuhl zurück und blickte seitwärts nach Adele, die sich mit der rechten Hand auf den Tisch stützte und kampfmuthig auf ihn herabsah. „Du hast ganz Recht," sagte er, „so weit . . . ja, das ist's eben — so weit Du den Kreis der Dinge übersehen kannst. Aber da ist etwas — ich weiß nicht, ob es etwas ist, aber mir scheint es so — da hinten, ganz verborgen, Niemand hat Kenntniß davon, als ich, selbst Frau Martha nicht. Und das . . . siehst Du, Delchen, darüber komm' ich nicht hinweg. Es mag thöricht sein, ganz und gar thöricht; aber wie ich nun einmal bin — darüber komm' ich nicht hinweg. Ich habe geglaubt, es ins Grab mitnehmen zu können, aber nun sehe ich wohl, daß ich schuldig bin zu sprechen. Du darfst mich nicht verkennen — Du nicht. Es hat manchmal etwas Macht über uns . . . eine bloße Einbildung vielleicht, eine Vorstellung, eine immer wache Erinnerung, der Schatten einer Thatsache, der einmal unser Gemüth verfinstert hat . . . ich kann's nicht ausdrücken, aber es ist eine Macht, die uns bestimmt, und mit Gründen läßt sie sich gar nicht schwächen. So etwas . . . Gut! ich will Dir sagen, was davon gesagt werden kann."

Das kam Adele völlig unerwartet. Blitzschnell zuckte es durch ihre Nerven: was kann es sein? Ihre Augenbrauen spannten sich, der Mund blieb halb geöffnet. Wie gehört das zu ihm — was kann es sein? „Onkel," rief sie, wie plötzlich erleuchtet, „wäre Dir Wanda wirklich mehr, als —"

„Nein, nein," wehrte er rasch ab, indem er heftig mit dem Kopfe schüttelte. „Das ist's nicht. Aber Du sollst doch wissen, daß ich vor länger als zwanzig Jahren jene Martha Elbeck aus tiefstem Herzensgrunde geliebt habe, die dann meines Freundes Weib wurde. Ich hatte vielleicht zu lange gezögert, mich ihr zu eröffnen, und als ich nun Torsten meinen Entschluß mittheilte, erfuhr ich, daß er dieselbe Flamme nährte und sich mit soldatischer Dreistigkeit bereits Martha's Neigung gesichert hatte. Torsten war mein Jugendfreund. Ich kannte ihn genau und wußte, daß er bei den liebenswürdigsten Anlagen und dem wärmsten Herzen ein leichtsinniger Wirth, ein leidenschaftlicher Spieler und unverbesserlicher Sportsmann war. Seine

Verhältnisse befanden sich in traurigster Unordnung, wiederholt habe ich ihn den schlimmsten Verlegenheiten entzogen. Du kannst Dir vorstellen, wie mich sein Geständniß erschütterte. Ich bot Alles auf, ihn zu überzeugen, daß er Martha nur ins Unglück reißen könne, hielt nicht einmal den Zweifel zurück, ob er wirklich ehrliche Absichten mit dem schönen, aber ganz armen Mädchen habe. Das brachte ihn gegen mich auf. Er warf mir die Freundschaft zu Füßen und erklärte, daß er Martha, die er tausendmal mehr liebe als ich, zum Altar führen werde. Er hielt Wort — sie wurde Frau von Torsten.

„Ich zog mich zurück und mied jeden Verkehr im Hause des früheren Freundes. Auch er suchte längere Zeit in seinem Stolz, vielleicht auch in erklärlicher Eifersucht, keine Wiederannäherung. Erst als dann das Kind geboren war, und ihm sein häusliches Glück immer stärker zu befestigen schien, sprach auch in ihm das alte Freundschaftsgefühl so stark, daß er mir das Pathenamt anbot. Ich hielt Wanda über die Taufe — das Kind der einst geliebten, noch immer verehrten Frau und des Freundes. Als die Ceremonie beendet war, und ich ihm Glück wünschte, zeigte er sich ungewöhnlich bewegt. Ich weiß wohl, sagte er, daß die Pathenschaft den meisten Menschen nicht mehr viel bedeutet, aber dir soll sie diesmal eine ernste Pflicht aufgelegt haben. Ich werde Wanda nicht immer ein so guter Vater sein können, als ich möchte; ich bin ein sehr leichtsinniger Mensch — und du kannst Recht gehabt haben, daß ich nicht hätte heirathen sollen. Nun suche ich die Folgen von Frau und Kind abzuwehren, aber es kann sein, daß meine Kraft plötzlich erlahmt oder irgend ein böser Zufall mir alle Zirkel stört. Wenn es mir schlecht gehen sollte, nimm dich des kleinen Mädchens an um einen Gotteslohn. Willst du mir die Hand darauf geben? — Und darauf gab ich ihm die Hand. Das geschah nicht so leicht hin. Ich kannte ja seine zerrütteten Verhältnisse, sah ihn nach wie vor bei Rennen und Wetten betheiligt und wußte, daß der Spieler nur durch fortgesetztes Spiel sich über Wasser halten konnte. Daß freilich . . ." Er schluckte ängstlich und suchte die Kehle durch Husten frei zu machen. „Ich komme gleich zum Schluß. Eines Tages trat er bei mir ein und vertraute mir, daß es mit ihm zu Ende sei, wenn ich ihm nicht helfen wolle. Er nannte mir eine sehr große Summe, die auf Ehrenschein fällig sei. Er hatte die ganze Nacht durch mit sehr reichen Cavalieren gespielt, immer in der Hoffnung, daß ihm endlich das Glück hold sein werde. Die Karten hatten meist gegen ihn geschlagen. Und nun sagte er zu mir: wenn du mir nicht das Geld verschaffst, bleibt mir nichts übrig, als mich zu erschießen. — Was er von mir verlangte, war ungefähr das, was ich damals mein ganzes Vermögen nannte. Das wollte er mir nicht glauben, und wenn schon — ich sei sein einziger Rettungsanker, und er hätte gedacht, daß mich vielleicht Mutter und Kind erbarmten, wenn ich auch den Freund fallen lassen wollte. Uebrigens könne er sich auch herausreißen und mir künftig gerecht werden, wenn er über diese Klippe hinwegkäme. Das hielt ich für Selbsttäuschung. Es war eine unsinnige Anforderung, nicht wahr? Mein ganzes Vermögen — und einem Manne, der offenbar schon jeden Halt verloren hatte, sich nicht mehr scheute, den Freund mit ins Verderben zu reißen.

Ich überlegte kaum. Es schien unmöglich im Ernst auf eine solche Hülfe gezählt sein zu können. Hätte es sich um einige Tausend Thaler gehandelt . . . Es war nicht meine Art, das Geld auf die Straße zu werfen, und hier hätt's ungefähr denselben Nutzen geschafft. Und doch! Wäre ihm nach meiner Ueberzeugung zu helfen gewesen, kann sein, ich hätte mit ihm gleich und gleich getheilt. Ich weiß es nicht — ich bin nicht auf die Probe gestellt, denn er forderte so gut wie Alles. Und so that ich, was man in solchem Fall zu thun pflegt, wenn man die Hand in der Tasche behalten will: bedauerte, gab billigen Rath, er solle seinen Abschied nehmen, ins Ausland gehen. Du willst — also nicht —? sagte er und sah mich dabei mit wilden Augen, wie mir schien, verächtlich an. Und als ich schwieg und nur mit den Schultern eine Bewegung machte, die ausdrücken sollte: es geht nicht — da drehte er kurz um, zog eine Pistole aus der Tasche und jagte sich eine Kugel durch die Schläfe."

Breckenberger's Stimme hatte einen zitternden Klang, während er die letzten Worte sprach, und dann schien sie ganz zu versagen. Das Kinn sank ihm auf die Brust, und der Rücken beugte sich so tief, daß der Kopf auf dem Arm zu liegen kam, der sich auf den Tisch stützte. Adele war tief erschüttert, umfaßte ihn und suchte ihn aufzurichten. Sie lehnte ihn an ihre Brust.

„Es war das traurige Werk einer Secunde," fuhr er matt fort. „Der Tod trat sogleich ein — ich hatte nur noch die schmerzliche Aufgabe, die ahnungslose Frau zu benachrichtigen von dem Entsetzlichen, was — in meinem Hause — geschehen war. Den Jammer schildere ich nicht. Und die kleine Waise . . . Als ich an das Bettchen trat und das Kind mir lachend seine Aermchen entgegenstreckte — da war mir's, als ob mir etwas in der Brust springen müßte. Wie ein recht armseliger Sünder kam ich mir vor. Ich wagte gar nicht zu gestehen, daß ich dieses Furchtbare hätte abwenden können. Für alle Zeit, meinte ich, müßte ich Martha und dem Kinde verhaßt sein. Um des elenden Geldes willen! — Wenn ich die That jetzt hätte ungeschehen machen können, allen Besitz würde ich hingegeben haben. Gewiß und wahrhaftig! Aber sie war nicht ungeschehen zu machen. Und ich konnte mir nur geloben, der armen Wittwe fortan eine Stütze zu sein und für das Kind wie ein Vater zu sorgen. Das gelobte ich mir, und bisher hab' ich dies Gelübde treu gehalten."

„Du hattest Dir nichts vorzuwerfen," sagte Adele nach einer Weile, als er schweigend vor sich hinstarrte. „Auch der hülfreichste Freund würde nicht anders gehandelt haben. Und wärest Du so thöricht gewesen, ein solches Opfer zu bringen, wie Torsten es Dir in der Verzweiflung zumuthete, was hätte es Dir genützt? In kürzester Zeit wäre er wieder am Rande des Abgrundes gewesen, von dem Du ihn dann nicht mehr fortziehen konntest, und Du hättest Dich nur um die Mittel gebracht gehabt, der armen Frau und dem unschuldigen Kinde ein Helfer in der Noth zu sein."

„Vielleicht —" antwortete er, „wahrscheinlich. Aber wer will mit Sicherheit voraussagen, was geschehen wäre, wenn das nicht geschehen wäre, was doch geschehen ist! Und wenn wir auch vernunftmäßig ganz überzeugt sind —

der Eindruck des Entsetzlichen, was wir erleben müssen, ist doch nicht fortzuwischen; er bleibt mitbestimmend für alle weiteren Entschlüsse. Er hinderte mich, der Wittwe meine Hand anzubieten, mich ihr auch nur mit den Gefühlen zu nähern, die vor ihrer Heirath in mir stark gewesen waren. Torsten stand zwischen uns, nicht der lebende, aber der todte. Als ob ich seinen Tod verschuldet hätte — des elenden Mammons wegen! Und jetzt . . . Ich kann nicht über ihn hinweg, da handelt es sich nun um seiner Tochter Lebensglück. Und nichts steht ihm im Wege, als wieder dieses jämmerlichste Nichts, das doch leider im Leben so viel bedeutet. Ich *kann* helfen, wenn ich will — es kostet nicht einmal meinen ganzen Besitz — was übrig bleibt, reicht ungefähr für mich aus . . . Und da stutze ich und überlege und markte mit allerhand Gründen und möchte mich freimachen von jeder Verbindlichkeit, die mir ein wirkliches Opfer auferlegt. Aber der todte Freund . . . Adele! wenn Du ihn mit meinen Augen da liegen sehen könntest, die rauchende Pistole in der Hand, blutüberströmt, die glasigen Augen weit offen . . . Und wer sagt mir nun, daß Wanda den Schmerz überwinden und bald wieder gesund sein wird? Wer sagt mir, daß Stresow die Drohung, sich erschießen zu wollen, wenn Wanda ihm verloren ist, nie wahr machen wird? Es mag ja ganz richtig sein, daß ich nicht dafür verantwortlich bin. Aber wenn ich zwei junge Menschen zu Grunde gehen lasse — wieder des elenden Mammons wegen . . . Nie könnte ich meines Lebens froh werden. Es hat jeder ein Gewissen nach seiner Art. Und nun gar, wenn ich hartherzig wäre, um mir selbst zu schaffen, was ich ihnen versage . . . Nein, Adele, das bring' ich nicht über mich. Nachdem Du jetzt Alles weißt, wirst Du meine Bitte begreiflich finden."

Sie verhielt sich wieder eine Weile schweigend. Die Hand hatte sie geschlossen aufs Herz gedrückt, die noch feuchten Augen blickten trotzig ins Weite, und die Lippe, in die sich die scharfen Zähne eindrückten, war blutleer, während sich auf der Wange ein rother Fleck abrandete. Wenn sie jetzt gesprochen hätte, ihre Worte wären bitter gewesen. Aber sie beherrschte sich. Und allmälig veränderte sich das Gesicht, wie sich die Stimmung veränderte. Der Kampfmuth wich, die Ergebung trat an seine Stelle. Sie schien einzusehen, daß jeder Versuch, den lieben Alten auf andere Gedanken zu bringen, vergeblich oder gar sündhaft sein müßte. Und so sagte sie denn zuletzt ganz ruhig und nur ein wenig kühl: „Ich kann mich wohl in Dich hineinversetzen, lieber Onkel, und begreife jetzt Deine Sorge. Dir die Gewißheit geben, daß Alles sich zum Guten wenden würde, wenn Du fest bliebest, kann ich leider nicht. Es wäre unehrlich, wollte ich die Macht gebrauchen, die ich schon über Dein Herz gewonnen zu haben glaubte. Deine Ruhe ist mir heilig. Und so thue ich denn jetzt, was ich vorhin meinte zu Deinem Wohl verweigern zu müssen; ich trete zurück und gebe Dir den Weg frei. Mache die Liebenden glücklich."

Breckenberger seufzte schwer: „Und Du zürnst mir nicht, Adele —?"

„Wie könnte ich das!" antwortete sie mild. „Ich bin nur traurig, daß Du Dir und mir weh thun mußt. Weher vielleicht, als Du jetzt meinen magst. Denn daß wir beide, nachdem wir miteinander verlobt gewesen sind, nun nicht länger zusammenbleiben können —"

„Adele —!“ rief er erschreckt.

„Aber das versteht sich für mein Empfinden doch ganz von selbst. Und auch Du wirst bei ruhiger Ueberlegung nicht einmal wünschen können, daß es anders wäre. Wir können ja doch gute Freunde bleiben. Morgen, wenn es Dir recht ist —“

„Ich kann Dich nicht halten,“ sagte er. „Gewiß — es versteht sich von selbst.“

„Gute Nacht, lieber Onkel.“

„Gute Nacht.“ —

Er schlief schecht. Aber am nächsten Morgen hatte sich doch in seinen Entschließungen nichts geändert. Er frühstückte mit Adele, die schon ihre Sachen gepackt hatte, zum letzten Mal und besprach mit ihr, daß er künftig den eigenen Haushalt ganz aufgeben und für sich eine Pension nehmen wolle. Es werde zwar nicht durchaus nöthig sein, daß er sich so einschränke, aber Freude an seiner Häuslichkeit könne er doch nicht mehr haben, wenn sie ihm fehle, und so sei's besser, er gehe ganz in die Fremde. Sie mußte ein reichliches Zehrgeld „von dem alten Onkel“ annehmen und ihm versprechen, auf einer Karte sogleich Anzeige zu machen, wo sie ein erstes Unterkommen gefunden hätte. „Und das vergiß nicht,“ sagte er, „daß ich noch immer so viel habe, um Dich unterstützen zu können. Wenn ich nicht fürchtete, daß Du zu stolz wärst, Delchen . . .“ Er schluckte seine Rührung herunter.

„Ich werde nie zu stolz sein, mich in Noth an meinen besten Freund zu wenden,“ versicherte sie.

Dann gingen beide aus. Auf der Straße reichten sie einander die Hand zum Abschied, als trennten sie sich nur für ein paar flüchtige Stunden. Ihre Sachen werde sie holen lassen, sagte Adele schon mit halb abgewendetem Gesicht.

Breckenberger fühlte das Schwerste hinter sich. Er suchte die Wohnung des Lieutenants auf, hörte, daß er im Dienst sei, und gab einen Brief ab, den er für diesen Fall schon ganz früh geschrieben hatte. Damit war er nun wieder einen guten Schritt weiter gekommen; jeder folgende war gegeben. Seine Stimmung erheiterte sich mehr und mehr, und als er bei Frau von Torsten eintrat, leuchteten ihm die alten Augen fast schon wieder in früherem Glanz.

„Na — wie geht's Wanda?“ fragte er hastig. „Bestellen Sie ihr nur, daß sie gleich wieder gesund werden kann. Ich hab' ihr eine Medicin mitgebracht, die ihre treffliche Wirkung gar nicht verfehlen kann.“

Frau von Torsten legte die Hand auf den Mund. Er war so wunderlich aufgeregt und sprach ungewöhnlich laut: „Wanda ist trauriger, als Sie zu glauben scheinen, lieber Freund,“ bemerkte sie ein wenig empfindlich.

„Ja, ja,“ sagte er, ohne den Ton zu ändern, „aber ich kenne ja doch den Grund, und der ist jetzt beseitigt. Wahrhaftig, es ist so. Mit einem Wort: sie soll ihren Lieutenant haben.“

„Herr Breckenberger —“

„Sie dürfen seinetwegen ganz ruhig sein. Ich war eben in seiner Wohnung, und nun hat er's ja auch gar nicht mehr nöthig. Wie Sie mich

ansehen! Als ob Sie fürchten, daß es mir im Kopf nicht ganz richtig wäre. Aber es freut mich nur so . . . Herr Gott! es wird doch nicht mit Wandachen —"

„Sie ist wirklich recht krank."

Er nahm ihre Hand, führte sie zu einem Sessel und setzte sich ihr gegenüber. „Bringen Sie ihr's nur vorsichtig bei," sagte er nun ganz leise. „Ich habe mir's gründlich überdacht. Herr von Strejow ist ein sehr braver Mensch, und Wanda ist ein sehr braves Mädchen. Und wenn sie so ernstlich in einander verliebt sind, und wir haben's dazu, sie glücklich zu machen, wär's doch eine rechte Sünde zu knausern. Wanda ist mein liebes Pathenkind und sollte einmal meine Erbin werden. Na — warum soll sie warten, bis ich gestorben bin. Nicht wahr, das ist Unsinn? Ich werde dafür sorgen, daß die beiden lieben Leutchen ganz anständig leben können. Damit sind Sie doch einverstanden?"

Frau von Torsten schien Mühe zu haben, sich in dieses ganz Unerwartete zu finden. „Aber wie dürfen wir Ihre Güte so über alles Maß in Anspruch nehmen?" sagte sie mit zitternder Stimme. „Wanda freilich . . . Nein, ich muß für sie Vernunft haben. Sie dürfen sich selbst nicht so vergessen, liebster Freund. Und es gibt doch auch noch Jemand, der Ihnen näher steht, als Wanda. Sie haben eine liebe Verwandte —"

„Davon sprechen Sie nur gar nicht," bat er, schnell einfallend. Dabei zuckte es ihm um den Mund.

„Ich muß doch," entgegnete sie. „Adele ist Ihnen sehr lieb geworden, und es schien mir wirklich so, daß Sie den stillen Wunsch hegten —"

„Es braucht Sie nicht weiter zu beunruhigen," wies er sie scharf ab. Sein eben noch so freundliches Gesicht hatte einen finsteren Ausdruck angenommen. Es erhellte sich jedoch rasch wieder. Aufstehend sagte er: „Nein, glauben Sie mir nur, da ist kein Hinderniß. Und nun denken Sie als gute Mutter einzig und allein an Ihr Kind. Nicht wahr, das ist Ihre Pflicht? Nichts weiter als das. Grüßen Sie die liebe Wanda herzlichst von mir, und lassen Sie mir bald gute Nachricht zukommen. Sie soll sich nur sputen, recht fix wieder gesund zu werden. Die Hochzeit kann dann jederzeit sein."

Als er nach Hause kam, war's ihm, als ob er in eine Sterbewohnung eintreten sollte. Er ging in Adelen's Stübchen, das er sonst nicht betreten hatte, und fand es leer. Auf dem Tisch lag ein Zettel mit der Anzeige, wo sie sich vorläufig einquartirt habe, „damit er wisse, wohin er sie der Polizei abzumelden hätte." Die Magd fragte, ob das Mittagessen aus einem Speisehause geholt werden solle. Sie möchte nur für sich sorgen, antwortete er, es sei seine Absicht, jetzt wieder auswärts zu essen. Er ließ aber die Stunde vorübergehen. Ihm war recht schlecht zu Muth. Abends begnügte er sich mit einer Tasse Thee und den Resten aus der Speisekammer.

Am andern Tage schon fand Frau von Torsten selbst sich bei ihm ein, um ihm Bericht zu erstatten. Die erhoffte Wirkung sei eingetreten; Wanda habe eine sehr ruhige Nacht gehabt und wünsche heute nichts sehnlicher, als sich „dem goldenen Papa" mit ihrem Bräutigam recht bald vorstellen zu können. Darüber werde freilich noch gut eine Woche vergehen müssen, ein so

trefflicher Arzt die Freude sei. Sie sehe so jämmerlich aus, daß Herr von Strejow nicht einmal zu ihr gelassen werden dürfe. Aber gestern sei er gleich nach Mittag da gewesen und habe glückstrahlend den Brief ins Krankenzimmer hineingeschickt, und heute hätten sie schon durch die halboffene Thür länger geplaudert, als es eigentlich erlaubt sein sollte. „Aber wo ist denn Adele?“ fragte sie, nachdem sie eine Weile gesessen und offenbar auf ihr Eintreten gewartet hatte. „Ich möchte sie doch gern begrüßen.“

Breckenberger wurde roth, „Adele —“ sagte er, mit den Mundwinkeln zuckend, „ja . . . die ist nicht mehr hier.“

„Schon ausgegangen?“

„Nein — überhaupt nicht . . .“

„Wie? Sie haben sich von Adele getrennt?“

„Wenigstens . . . Hm! Sie riethen ja selbst dazu.“

„Ich —? Aber . . .“ Sie sah ihn eindringlich an. „Wann ist das geschehen?“

„Gestern.“

„Gestern?“ Sie schien den Zusammenhang zu begreifen. „Ich will nicht fürchten, liebster Freund . . .“

„Ach nein! Es war auch wirklich so besser.“

„Das heißt, unter gewissen Voraussetzungen.“

„Setzen Sie nichts mehr voraus — gar nichts, wenn ich bitten darf.“

Er wollte dabei lächeln, als ob er auf eine scherzhafte Anspielung antwortete, aber plötzlich wurden ihm die Augen naß. Er wendete sich ab und hustete in die Hand.

„Wollen Sie nicht ganz aufrichtig gegen mich sein?“ fragte Frau von Torsten nach kurzem Besinnen. „Ich täusche mich doch wohl nicht, daß Sie mit dem Gedanken umgingen, Adele zu heirathen.“

„Ach, man denkt flüchtig einmal an so Etwas.“

„Flüchtig?“

„Na . . .“ Er rückte gepeinigt hin und her.

„Adele wußte doch davon?“

„Sie ist ein sehr vernünftiges Mädchen.“

„Und gestern —?“ Sie nahm seine Hand. „Sie müssen mir Alles sagen, lieber Freund. Ja, wenn Adele fortgegangen wäre, um als Ihre Frau wieder hier einzuziehen —“

Er schüttelte den Kopf.

„Vor Allem,“ bat er, „sagen Sie Wanda kein Wort von Ihrer Vermuthung. Es möchte sie ganz unnütz beschweren. Die Sache ist wirklich völlig abgemacht.“

Das sagte er nun so ernst und bestimmt, daß Frau von Torsten wohl daran glauben mußte. Sie erkundigte sich nur noch nach der jetzigen Wohnung seiner Nichte, mit der sie gern in freundschaftlicher Beziehung bleiben wolle. Er gab ihr die gewünschte Auskunft, und sie entfernte sich dann mit wiederholten Dankesagungen.

Als einige Tage darauf aber Breckenberger sich den Muth zutraute, Adele wiedersehen zu können, und in dem bezeichneten Hause nach ihr fragte,

erfuhr er zu seiner äußersten Verwunderung, daß sie sich nur kurze Zeit dort aufgehalten habe. Sie hätte erklärt, Berlin ganz verlassen und nach ihrer Heimath abreisen zu wollen. Es stieg in ihm der Verdacht auf, daß Frau von Torsten sie beeinflußt haben möchte. Er begab sich sogleich zu ihr, fand sie aber ganz unbefangen.

Breckenberger sah nun auch Wanda, deren Wangen sich wieder zu röthen anfingen, und wurde von ihr mit Liebkosungen überhäuft. Sie wolle auch recht knapp wirthschaften, versicherte sie, damit sie gut auskämen. „Das möcht' ich Dir auch rathen," sagte er lächelnd, „denn wegen der Erbschaft bist Du nun abgefunden."

Der Lieutenant war schon bei ihm gewesen, seinen Dank auszusprechen, und nach einer Woche galt die erste Visite des Brautpaars ihm. Tages zuvor waren die Karten versendet.

Wegen der Hochzeit hatten sie gar keine Eile. Wenn er es wünsche, könnte sie auch ein paar Jahre hinausgeschoben werden. Aber der Herr Pathe meinte, ein langer Brautstand sei nicht wünschenswerth, und er wolle die Freude haben, sie recht bald in den sicheren Hafen der Ehe einlaufen zu sehen. Sechs Monate seien die äußerste Frist, die er zugestehen wolle.

Es wurden dann fünf Monate daraus, damit vor den Manövervorbereitungen noch Zeit zu einer netten Hochzeitsreise bleibe.

Indessen ordnete Breckenberger nun in Erwartung des frohen Ereignisses seine Verhältnisse. Er verkaufte seinen Grundbesitz und ließ für sich Hypotheken eintragen, die er dann bei einem Notar an Wanda abtrat. Auch sonst wendete er ihr den sichersten Theil seines Vermögens zu. Dann bereitete er das Erforderliche vor, seine eigene Wirthschaft auflösen zu können. Er wolle sich irgendwo einen kleinen hübsch gelegenen Ort aufsuchen, wo er in aller Ruhe seine letzten Jahre verbringen könne. Berlin sei ihm schon viel zu geräuschvoll. Was er für sich übrig behielt, erfuhr Niemand. Frau von Torsten durfte nicht zweifeln, daß er noch immer recht wohlhabend sei.

Dieser Annahme entsprechend, richtete er denn auch die Hochzeit aus. Obschon man bei den Einladungen die Grenzen möglichst enge zog, fand sich am Hochzeitstage doch erst in der Kirche und dann in dem ganz in einen Blumengarten umgewandelten Saale eines vornehmen Hotels, eine zahlreiche Gesellschaft von Gästen, Verwandten beider Theile, hohen Officieren und Kameraden des Bräutigams, Freundinnen der glücklichen Braut zusammen. Breckenberger hatte in seinem langen Junggesellenleben Erfahrungen gesammelt, wie solchen Festen behagliche Vornehmheit zu geben. Kein übermäßig langer Speisezettel, aber ein paar ausgezeichnete Gänge, und dazwischen eine ganz feine Marke Wein, wie sie nur der Kenner auszuwählen und an den richtigen Platz zu stellen vermochte, Blumen und Früchte in reizvoller Abwechslung und in durchweg musterhafter Auswahl. Er saß neben Frau von Torsten und schien sehr glücklich zu sein, daß Alles so gut gelang. Natürlich wurde auch auf den „Herrn Pathen" getoastet, und er erwiderte dann humoristisch mit einem Hoch auf sein „liebstes Pathenkind", das er nun mit wehmüthiger Freude und mehr noch freudiger Wehmuth seiner Obhut entlasse, wofür er von Wanda durch einen herzlichen Kuß statt der Dankrede belohnt wurde.

Dann gegen Abend entfernte sich das junge Paar, um rechtzeitig zur Bahn zu kommen. Breckenberger hatte sich's ausgebeten, benachrichtigt zu werden, sobald der Wagen bereit sei. Beim Abschied steckte er Herrn von Stresow ein gefülltes Couvert in die Brusttasche seines Ueberrocks. „Amüsirt Euch gut," sagte er, „und nachher recht vernünftig sein. Vorwärts, Kutscher!" Er reichte ihm noch ein Trinkgeld auf den Bock. Und dann bot er Frau Martha den Arm und führte sie in den Saal zurück. „Na, ich denke, es war Alles recht anständig," bemerkte er vergnügt.

Er hielt dann bei ihr Stand, bis die letzten Gäste aufgebrochen waren. Als Frau von Torsten sich ebenfalls zur Abfahrt anschickte, sagte er zu ihr: „Lassen Sie mich hier gleich von Ihnen Abschied nehmen, verehrte Frau. Es geht so in Einem hin."

„Abschied?" fragte sie verwundert, denn sie sah es seinem Gesicht an, daß etwas Anderes gemeint sein sollte, als das übliche Adieu. „Ich kann Sie doch in den nächsten Tagen bei mir erwarten?"

Er schüttelte den Kopf jetzt auffallend schwermüthig. „Erwarten Sie mich nicht. Ich bin hier fertig und will zusehen, was ich anderswo mit mir anfange. Viel wird's nicht mehr sein, aber man muß sich doch verbrauchen. Jedenfalls bleibe ich längere Zeit fort, bis erst alle Fäden so gründlich abgerissen sind, daß an den Versuch des Zusammenknüpfens gar nicht mehr zu denken ist. Der Herr Pathe hat nun seine Schuldigkeit gethan und kann von der Bühne abtreten. Was von ihm übrig bleibt, wenn seine Specialität nicht mehr mitspricht, ist ein so unbedeutendes Nichts, daß es sich am besten der Beachtung früherer Freunde und Lebensgenossen gänzlich entzieht." Er drückte ihre Hand. „Nein, sprechen Sie mir gar nicht dagegen. Ich bin gewillt —" er lächelte dabei, „zwar nicht ein Bösewicht, aber ein Sonderling zu werden. Dergleichen Leute sind unbequem, und ich bliebe gern den Wenigen, die ich lieb habe, in gutem Andenken. Ihnen zumal! Darum leben Sie wohl — vielleicht auf Nimmerwiedersehen."

Frau von Torsten hielt seine Hand fest. „Sie denken sich's im Augenblick so," sagte sie, „und ich weiß wohl, daß man da auch mit Engelszungen vergeblich einredet. Morgen aber — oder übermorgen meinetwegen — werden Sie merken, daß Sie von sich gar nicht loskönnen, und dann hoffe ich die Erste zu sein, die den alten Freund begrüßen darf."

Da er hierauf nicht antwortete, ging sie einige Schritte, von ihm begleitet, der Thür zu, blieb dann aber nochmals stehen. „Für alle Fälle möchte ich doch nicht verschweigen," sagte sie leise und mit nicht ganz sicherer Stimme, „daß ich gewünscht hatte, Ihnen heute eine besondere Freude bereiten zu können. Es ist mir leider nicht gelungen. Es war mir geglückt, Adelen's Aufenthalt in ihrer Heimath zu ermitteln. Ich hatte sie zur Hochzeit eingeladen, und der eingeschriebene Brief muß sie erreicht haben. Sie ist aber nicht gekommen und hat auch nichts von sich hören lassen."

Diese Mittheilung überraschte ihn sichtlich; es war nicht sogleich zu entscheiden, ob angenehm oder unangenehm. Erst als Frau von Torsten ihren

Weg fortsetzte, bückte er sich tief und küßte ihre Hand. „Dank — Dank!“ murmelte er, „ich wußte — Sie sind gut.“

Nachdem er sie in den Wagen gehoben hatte, kehrte er nochmals ins Hôtel zurück und ging ins Bureau, um abzurechnen. Er hatte schon am Morgen verlangt, daß Alles dazu bereit sei. Es wäre ihm am liebsten so, sagte er, wenn er das Geld gleich los würde und hinterher keine Weiterungen mehr hätte.

Dann begab er sich nach Hause. Es war ein sehr schöner Sommerabend, der Tag nicht zu heiß gewesen, und jetzt die frische Luft nach dem langen Aufenthalt in den geschlossenen Räumen recht erquicklich. Auf mancherlei Umwegen schlenderte er, den Hut in der Hand und den leichten Ueberzieher auf dem Arm, durch die Straßen. Die Stirn war ihm warm, der feurige Rheinwein zuckte in den Adern. Es war ihm, als ob er noch immer das wirre Durcheinander der Stimmen an der Hochzeitstafel, das Klappern der Teller, das Klingen der Gläser hörte. Wenn er wollte, sah er ganz deutlich das junge Paar mit den glückstrahlenden Gesichtern. Wo sie jetzt wohl sein möchten, dachte er. Ob sie ein Coupee für sich allein bekommen hätten? Wo sie die erste Rast machen würden? Gewiß nicht weit. Er meinte mit sich zufrieden sein zu können. Es war ein hübscher Abschluß. Und Niemand ahnte, was es für ihn bedeutete. „Strich darunter!“ Er war fertig mit Allem.

Es dunkelte schon, als er auf sein Haus zuschritt. Ohne bestimmte Absicht blickte er zu seinen Fenstern hinauf und bemerkte zu seiner nicht geringen Verwunderung dahinter Licht. Sollte sich seine Aufwärterin noch so spät da zu schaffen machen? Es gab für sie gar nichts zu thun. Oder spiegelte sich nur der Mond —? Nein, er stand hoch über dem Hause. Und so viel getrunken hatte er doch wahrlich nicht . . .

Er fand sein Zimmer unverschlossen. Als er eintrat, erhob sich Jemand von seinem Lehnstuhl am Schreibtisch. „Adele —!“ rief er, und ließ Rock und Hut zur Erde fallen.

„Erschrick nur nicht — ich bin's wirklich,“ sagte sie, seine Hände fassend. „Und ich warte schon eine gute Weile auf Dich. Wer konnte sich auch vorstellen, daß das Diner so lange dauern würde.“

„Aber wenn Du hier warst, warum kamst Du nicht —“

„Ach nein! Frau von Torsten hatte mich freundlich eingeladen — doch wohl in der Hoffnung, daß ich nicht kommen würde.“

„Du darfst überzeugt sein —“

„Gut, gut! es war sehr freundlich. Ich passe doch da nicht hinein, hätte euch nur Verlegenheiten bereitet. Und meine Garderobe ist auch nicht —“

„Wenn Du mir eine Zeile geschrieben hättest, Adele . . .“

„Das hätte ich mir nie verzeihen können.“

„Aber sage mir doch nur —.“ Er schlug in die Hände, faßte sie an den Schultern und drehte sich mit ihr herum, bis das Lampenlicht ihr Gesicht voll beleuchtete. „Wo kommst Du denn her? Und heute gerade . . . Nein, ist das eine unverhoffte Freude!“

„Dein Gast wollte ich doch sein,“ antwortete sie, „wenn auch nicht dort. Ganz allein mußte ich Dich für mich haben. Ich war Frau von Torsten

sehr dankbar, daß sie mir den Hochzeitstag angezeigt hatte. Denn den wollte ich ja nur abwarten . . . Aber setze Dich und trinke eine Tasse Thee. Sie wird Dir nach der heutigen Ausschweifung wohl thun."

Erst jetzt gab er darauf Acht, daß der Tisch gedeckt stand, wie sonst, und die Theekanne darauf dampfte. Eine Serviette war herumgelegt. Sie führte ihn zu seinem Stuhl und setzte sich ihm gegenüber. „Hungrig wirst Du nicht sein. Aber ich habe nach der Reise guten Appetit. Erlaube, daß ich zugreife."

Es war ihm noch immer wie im Traum. Und so starrte er sie denn auch an, als ob sie im nächsten Augenblick wieder in die Luft zerfließen müsse. Wie hübsch sie aussah in ihrem einfachen hellen Sommerkleide, das faltig um den Hals schloß. Als einzigen Schmuck trug sie ein Kettchen mit angehängter Kapsel, das er ihr zum Geburtstage geschenkt hatte, und er wußte, daß sein Bild eingeschlossen war. Sie reichte ihm die Tasse zu, und er streifte ihre warme Hand. „Wie komisch Du bist," sagte sie.

„Nicht wahr?" antwortete er. „Aber es ist auch Alles so sonderbar . . . Bist Du denn wirklich so lange fortgewesen — und ich hab's ohne Dich aushalten können? Und jetzt —"

„Jetzt kann ich doch wieder bei Dir bleiben?" fragte sie neckisch.

„Ja, heut und morgen . . ." sagte er ganz verwirrt. „Wenn es Dich nicht genirt . . . Ja so. Du weißt nicht, daß ich selbst ausziehe — in allernächster Zeit, Delchen. Was sollte ich mit der großen Wohnung — in meinen jetzigen Verhältnissen? Hab' ich Recht?"

„Vollkommen. Aber Du wirst doch irgendwo sonst bleiben müssen."

Er schien zu zweifeln, ob er sie verstehen dürfe und doch nichts sehnlicher zu wünschen. „Und Du wolltest —"

„Das hängt freilich von Dir ab."

„Von mir? Was?" Das Gesicht fing ihm an zu glühen. „Es war freilich meine Absicht, mich ganz klein einzurichten."

„Aber umsomehr wirst Du Jemanden brauchen, der Dich ein bißchen — bemuttert. Sonst ist's zu ungemüthlich."

Er streckte zaghaft die Hand aus. „Ja, wenn Du . . ."

„Fortgegangen bin ich, freilich," fuhr sie lächelnd fort, „und mit gutem Grund. Ganz aus den Augen mußte ich Dir kommen, damit Du nicht dächtest, ich wollte nur Zeit und Gelegenheit abpassen, Dich wieder von Deinem Entschluß abzubringen. Denn ich wußte wohl, daß er Dir schwer geworden war, weil er Deine eigenen Wünsche bei Seite schieben mußte, und daß ihre Erfüllung Dir doch keine Befriedigung schaffen könnte, wenn Du nicht Dein Gewissen völlig beruhigtest. Deshalb habe ich in der Ferne abgewartet, bis die Hochzeit gefeiert sein würde. Dann war Alles, was Du für das junge Paar thun wolltest, unwiderruflich geworden, und Du hattest Dich dann gar nicht mehr zu beschweren, wenn Du Dich etwa fragtest, was ich Dir noch sein könnte. Verlassen wollte ich Dich nur, um zur rechten Zeit wiederzukommen. Und da bin ich nun. Schickst Du mich fort, so muß ich's hinnehmen. Erlaubst Du mir aber zu bleiben, so wirst Du Dich jetzt nicht mehr mit Ge-

danken plagen, daß ich mich in dem täuschen könnte, was Du mir zu bieten hast. Und nun entscheide über mich!"

„Du bist gut," rief er, „Du bist engelgut, ich verdien's gar nicht um Dich. Aber wie darf ich Dich bitten, bei mir zu bleiben, wenn ich künftig nur zwei Stübchen zu meiner Verfügung habe. In solcher Enge . . . Das ist doch unmöglich, nicht wahr? Es sei denn . . ." Er stockte und blickte hülfebedürftig zu ihr hinüber.

„Es sei denn —?" wiederholte sie herausfordernd.

„Ach, das kann ich ja gar nicht sagen, Delchen," versicherte er, indem er ihre Hand wie begütigend streichelte.

„So wird mir wohl nichts übrig bleiben, als es zu rathen," bemerkte sie. „Rathe ich falsch, so werde ich die Beschämung haben. Aber auf die Gefahr hin! Du hast mich einmal zur Frau haben wollen."

„Ja, ja!"

„Und für Mann und Frau wären allenfalls auch zwei Stübchen ausreichend."

„Unter Umständen, Delchen, unter Umständen."

„Das heißt, wenn die Frau damit vorlieb nimmt und sich auch in allem Uebrigen so bescheiden einzurichten versteht, wie es zu den beiden Stübchen paßt."

„Das meine ich — ja, ja — das meine ich."

„Und wenn ich Dir nun sage, daß ich ganz zufrieden damit wäre und mir die allergrößte Mühe geben würde —"

Nun hielt's ihn aber auf dem Stuhl nicht länger. Er sprang auf und schloß Adele in seine Arme. „Ja, dann, dann —" rief er, „dann ist ja Alles wieder gut und tausendmal schöner, als es je gewesen ist. Wenn Du aus reiner himmlischer Güte einen alten Mann nehmen willst, der seine Frau nicht einmal in Gold fassen kann . . . Herr Gott! Das ist fast zu viel Glück für meinen schwachen Verstand."

„Aber gewiß nicht für Dein gutes Herz," antwortete sie und bot ihm den Mund zum Kusse. —

Andern Tages ging Breckenberger aufs Standesamt, die Trauung zu bestellen. In der kürzesten Frist fand er sich dort mit Adelen ein, den Ehebund zu besiegeln. Nur Frau von Torsten wußte darum, und sie war auch der einzige Hochzeitsgast.

Breckenberger beschenkte an diesem Tage alle seine Pathenkinder, und jedem schrieb er einen Abschiedsbrief, in dem er anzeigte, daß er verreise und wahrscheinlich nie mehr zurückkehren werde.

Er war nämlich mit Adele übereingekommen, daß sie die beiden Stübchen irgendwo an einem kleinen hübschgelegenen Ort miethen wollten, wo sie in stiller Zurückgezogenheit ganz für sich leben könnten. Den wollten sie auf ihrer Hochzeitsreise aufsuchen. Ehe Berndt und Wanda von der ihrigen heimkehrten, hatten sie schon die Stadt verlassen.

Ob Breckenberger sein Wort halten und nie wieder ein Pathenamt übernehmen wird —?

Die deutsche Universität als Unterrichtsanstalt und als Werkstätte der wissenschaftlichen Forschung.

Von

Friedrich Paulsen.

I.

Der eigenthümliche Charakter der deutschen Universität beruht darauf, daß sie die beiden Zwecke, Unterricht und Forschung, mit einander verbindet; sie ist zugleich *Hochschule* und *Akademie*, wenn mit dem letzteren Namen eine Anstalt für wissenschaftliche Forschung bezeichnet wird. Das Verhältniß, in dem diese beiden Aufgaben zu einander stehen, ist für die Gestalt der Universität in den verschiedenen Epochen ihrer Entwicklung bestimmend.

Gegenwärtig ist sichtlich die Neigung herrschend, die Forschung dem Unterricht voranzustellen. In der Selbstschätzung der Universitäten stehen die wissenschaftlichen Leistungen obenan; nicht minder sieht die öffentliche Meinung in den Universitätsprofessoren vor Allem Gelehrte, und auch das Ansehen, das die deutschen Universitäten im Ausland genießen, beruht in erster Linie auf ihren wissenschaftlichen Leistungen. Die Schätzung wird auch den Thatsachen entsprechen; man wird den deutschen Professoren nicht Unrecht thun, wenn man sagt, daß viele unter ihnen im Unterricht weniger leisten, als in der gelehrten Arbeit, daß sie mehr Akademiker sind als Lehrer.

Es war nicht immer so; ja, es ist eigentlich erst seit Kurzem so. Bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein stand der Unterricht im Vordergrund; erst das neunzehnte Jahrhundert hat die Wandlung gebracht. Ich versuche in kurzer *geschichtlicher Uebersicht* die Entwicklung und ihre Ursachen darzulegen. Es wird damit zugleich ihre Würdigung erleichtert.

Die Universitäten sind im *Mittelalter* als *Schulen* entstanden. Besonders waren die in Deutschland gegründeten Universitäten anfänglich ganz, was sie hießen: Schulen. Ihr officieller Name ist studium generale, allgemeine Studienanstalt; auf deutsch werden sie gefreite (d. h. mit Freiheiten, Privilegien versehene) oder hohe Schulen genannt. So heißen auch die Pro-

fessoren ursprünglich Schulmeister magistri regentes, sc. scholas) und die Studierenden: Schüler (scholares). Besonders hatte die artistische (jetzt philosophische) Facultät, die regelmäßig den weitaus größten Theil der Studierenden umfaßte, durchweg etwa $^2/_3$—$^3/_4$ der Gesammtheit, ganz und gar den Charakter einer Schule; ihre Aufgabe war, jungen Leuten im Alter von etwa 15—20 Jahren eine allgemein-wissenschaftliche Bildung zu geben. Sie erfüllte diese Aufgabe, indem sie in sogenannten Vorlesungen (praelectiones) Textbücher, die den anerkannten Wissensbestand enthielten (größtentheils Schriften des Aristoteles) erklärte und in Repetitionen und Uebungen einprägte. Nach heutigem Sprachgebrauch könnte man sie als Obergymnasium mit Internat bezeichnen. In den englischen und amerikanischen Colleges besteht die Form der alten artistischen Collegien und Bursen noch heute fort.

Hierin änderte sich auch im sechzehnten Jahrhundert nichts Wesentliches. Die Aufgabe der philosophischen Facultät, wie Melanchthon sie faßte, ist im Ganzen dieselbe, nur daß der classische Unterricht zu dem wissenschaftlich-philosophischen hinzukommt. Vollendung der allgemein-wissenschaftlichen Bildung, die mit dem grammatisch-rhetorischen Cursus auf den niederen Schulen ihren Anfang genommen hat, durch einen literarisch-philosophischen Cursus, das ist das Ziel des Unterrichts, wie ihn Melanchthon zu Wittenberg zweiundvierzig Jahre lang ertheilt hat. Es ist Schulunterricht in schulmäßiger Form, so weit dies die äußeren Verhältnisse zulassen. So wird von Melanchthon berichtet, daß er die Gewohnheit hatte, am Anfang der Stunde in den Vorlesungen gelegentlich Fragen an die Hörer zu richten; ebenso sind die Declamationen und Disputationen, die er abhielt, reine Schulübungen. Am Ende seines Lebens rühmt er einmal von sich und seinem Freunde Camerarius, daß sie ihr Leben lang in der Niedrigkeit des Schullebens, der vita scholastica, ausgehalten hätten, um der Jugend und den schönen Wissenschaften zu dienen. Eine Aenderung in der Gesammtverfassung der Universität beginnt nur darin sich zu vollziehen, daß die sogenannten oberen Facultäten, die theologische und die juristische, an Zahl beständig zunehmen: für das geistliche und weltliche Amt wird die Absolvirung des Universitätscursus mehr und mehr als Vorbedingung durchgesetzt. Doch ist auch hier der Unterricht der Form nach nicht wesentlich von dem der philosophischen Facultät verschieden; er besteht in der Ueberlieferung einer der Substanz nach feststehenden Lehre; nur daß die Hörer hier durchweg in etwas höherem Lebensalter stehen. Und damit hängt zusammen, daß die mittelalterlichen Lebensformen absterben: aus dem Scholaren wird seit dem siebzehnten Jahrhundert der Student.

Diese Verhältnisse dauerten fast unverändert bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein. Es ist kürzlich eine lehrreiche Studie über Kant's Lehrthätigkeit erschienen (von Arnoldt in Königsberg, Altpreußische Monatsschrift, Bd. XXX, S. 7, 8). Sie gleicht der Melanchthon's in allem Wesentlichen. Wie dieser, so las auch Kant, und ebenso vor ihm Chr. Wolff in Halle, über alle philosophischen Wissenschaften, über Mathematik und Physik, über Logik und Metaphysik, über Ethik und Naturrecht, dazu über Anthropologie und physische Geographie, sogar einmal über Mineralogie. Wie dieser, so hatte

auch Kant zu Zuhörern junge Leute, die nicht etwa Mathematik oder Physik oder Philosophie als ihr Specialfach studierten, sondern die auf der Universität zunächst eine Ergänzung ihrer allgemeinen Bildung suchten, um dann dem Fachstudium der Theologie oder Jurisprudenz sich zuzuwenden. Wie Melanchthon, so las auch noch Kant die einzelnen Disciplinen nach Lehrbüchern, das war sogar strenge Vorschrift; auch hielt er neben den Vorlesungen Repetitionen und Disputationen ab. Man sieht, es handelt sich hier noch durchaus um einen schulmäßigen Unterricht, wie denn Kant auch bis zu vierunddreißig Stunden wöchentlich angezeigt, wenn auch wohl nicht gelesen hat; doch hat er häufig zwanzig Stunden und darüber wirklich gelesen. Nur der grammatisch-rhetorische Unterricht mit den Vorlesungen über griechische und römische Autoren, der noch ein Hauptstück der Vorlesungen Melanchthon's bildete, ist fortgefallen; er spielt überhaupt auf den Universitäten des achtzehnten Jahrhunderts keine wesentliche Rolle mehr; theils weil er durch den ausgedehnteren Vorbereitungscursus der Schule überflüssig geworden war, theils auch weil der classische Unterricht an Bedeutung und Schätzung verloren hatte.

Vergleicht man hiermit den gegenwärtigen Universitätsunterricht, so springt der Unterschied in die Augen: er hat den schulmäßigen Charakter vollständig abgelegt; er zielt nicht mehr auf allgemeine Bildung ab, sondern ist wissenschaftlicher Fachunterricht. Am bestimmtesten tritt der Unterschied in der philosophischen Facultät hervor. Mathematik und Naturwissenschaften werden nicht mehr von den „Philosophen" für Angehörige aller Facultäten, sondern von Specialisten für Specialisten gelesen. So werden auch die alten Schriftsteller nicht, wie vor dreihundert Jahren von Melanchthon, wie noch vor hundert Jahren von Heyne in Göttingen, von Ernesti in Leipzig, für den allgemeinen Hörer zum Zweck der allgemeinen Bildung und Erbauung gelesen, sondern für Philologen, in der Absicht, diese in die Technik der wissenschaftlichen Behandlung der Texte einzuführen. Der Name Fr. A. Wolf's, dem nachgerühmt zu werden pflegt, daß er die Alterthumswissenschaften zum selbstständigen Studium erhoben habe, bezeichnet hier den Umschwung. Am meisten erinnern an den früheren Zustand noch die sogenannten philosophischen und vielleicht auch einige historische Vorlesungen, die literatur- und kunstgeschichtlichen eingeschlossen; hier finden sich am ersten noch Hörer verschiedener Facultäten zusammen, hier handelt es sich vielfach noch mehr um eine Ergänzung und Vertiefung der allgemeinen Bildung, als um die Einführung in das Fachstudium. Doch ist auch hier die Tendenz zur Umbildung sichtbar: deutlich in der Geschichte: viele Vorlesungen und noch mehr die begleitenden Uebungen haben hier schon rein den Charakter des fachmäßigen, specialistischen Unterrichts. Und Spuren der Wandlung beginnen auch in dem philosophischen Unterricht sichtbar zu werden; vor Allem fängt die Psychologie an, sich als Specialgebiet wissenschaftlicher Forschung zu isoliren. Bemerkenswerth ist hierbei übrigens dies, daß die Facultäten ihr Verhältniß in diesem Stück im neunzehnten Jahrhundert umgekehrt haben. War früher der Unterrichtsbetrieb in der philosophischen Facultät am meisten elementar und allgemein gehalten, so ist er jetzt in vielen Zweigen am meisten specialistisch-fachwissenschaftlich

zugeschnitten. Handelt es sich in den übrigen Facultäten in erster Linie um die Vorbildung von Praktikern für den Beruf, von Aerzten, Seelsorgern, Richtern, was denn doch im Unterricht nie ganz vergessen werden kann, so gestaltet sich in der philosophischen Facultät der Unterricht vielfach so, als ob die Ausbildung von eigentlichen Gelehrten oder Technikern der wissenschaftlichen Forschung der einzige Zweck wäre. Daß die Studierenden auch dieser Facultät meist einen praktischen Beruf vor sich haben, den Lehrerberuf, darauf deutet fast nichts hin. Am deutlichsten tritt der Unterschied wohl in den Seminaren und Uebungen hervor. In den oberen Facultäten zielen sie auf die Vorbildung zur Praxis ab; so die klinischen Curse der Mediciner; so auch die neuerdings stärker hervortretenden seminaristischen Uebungen in der juristischen Facultät, und ähnlich wird es mit den theologischen Uebungen bestellt sein. Dagegen haben die Seminare der philosophischen Facultät den Charakter von Schulen der wissenschaftlichen Forschung, sowohl die philologischen und historischen, als die naturwissenschaftlichen und mathematischen; wie denn auch aus ihnen die Dissertationen mit eigentlich wissenschaftlichem Charakter vorzugsweise hervorgehen. Dagegen sind die schulmäßigen Uebungen, die alten Declamationen und Disputationen, völlig in Wegfall gekommen.

II.

Fragen wir nach den Ursachen dieser Veränderung, so tritt als die entscheidende die große Wandlung hervor, die sich seit dem siebzehnten Jahrhundert im wissenschaftlichen Selbstbewußtsein der modernen Welt vollzogen hat. Der ganze Wissenschaftsbetrieb des Mittelalters und auch des sechzehnten Jahrhunderts beruhte auf der Voraussetzung, daß die Wissenschaft vom Alterthum hervorgebracht und im Wesentlichen auch vollendet sei. Vor Allem gilt Aristoteles als höchste Autorität in Sachen der Wissenschaft: er ist der Philosoph; seine Schriften sind die kanonischen Lehrbücher, die auf den Universitäten überliefert, ausgelegt und angeeignet werden. Durch die Copernicus, Galilei, Kepler, Descartes, Bacon, Harvey wurde die Autorität des Aristoteles niedergebrochen und die neue Anschauung begründet: die Wissenschaft ist nicht als vollendete vorhanden, sie ist vielmehr erst durch unsere Arbeit hervorzubringen.

Diese neue Anschauung beginnt im achtzehnten Jahrhundert auch im Universitätsunterricht durchzudringen, vor Allem und zuerst in Deutschland. Die neue Universität des aufstrebenden brandenburgisch-preußischen Staats, Halle, hat das neue Princip, das Princip der libertas philosophandi, zuerst zur Anerkennung gebracht. Nicht die Ueberlieferung der anerkannten Schulphilosophie ist die Aufgabe des Universitätslehrers, sondern Selbstdenken und zum Selbstdenken anleiten. Die Philosophie Chr. Wolff's ist die erste freie Philosophie, die Schule gemacht hat; durch sie ist erst im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts die scholastische Philosophie von den deutschen Universitäten verdrängt worden. Ihr Princip aber ist das Selbstdenken: nichts ohne zureichenden Grund! Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts beginnt die Kantische Philosophie ihr die Herrschaft zu entwinden; Kant steht aber

wenn möglich noch entschiedener auf demselben Boden, dem Boden des unabhängigen Denkens. Diese Anschauung durchdringt nun den ganzen Universitätsbetrieb: die Wissenschaft ist nicht ein Gegebenes, sondern eine Aufgabe. Der Beruf eines Professors ist in erster Linie, an ihrer Hervorbringung zu arbeiten und zu dieser Arbeit auch die heranwachsende Generation anzuführen; die Universität wird zur Werkstätte und Pflanzschule der wissenschaftlichen Forschung. Das ist die Anschauung, die in Deutschland seit dem vorigen Jahrhundert allmälig die Herrschaft erlangt hat; der Ruhm einer Universität sind die Männer, welche die Wissenschaft vorwärts bringen und Schule machen.

Anders als in Deutschland und den unter deutschem Einfluß stehenden Ländern war der Verlauf in England und Frankreich. Hier sind die Universitäten ihrer alten Stellung näher geblieben. Höhere Schulen für allgemeine Bildung zu sein, ist bis auf diesen Tag die wesentliche Aufgabe der englischen Universitäten geblieben und war es auch in Frankreich, bis die Revolution die alten Formen zerstörte. Es hängt das zusammen einerseits mit dem Umstand, daß in jenen centralisirten Ländern für die neue Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung die großen wissenschaftlichen Institute zu London und Paris entstanden. In dem zersplitterten Deutschland blieben die Gesellschaften der Wissenschaften verhältnißmäßig unbedeutend oder waren von Anfang an nichts als Annexe von Universitäten, wie sie es jetzt thatsächlich alle sind. Andererseits mit der Verschiedenheit der inneren Constitution der Universitäten: in den westlichen Ländern war die philosophische Facultät mit den öffentlichen Vorlesungen fast verschwunden; der Unterricht hatte sich in die Collegien zurückgezogen und hier in den Internaten ganz schulmäßige Form angenommen. Damit war dem Eindringen der neuen Philosophie der Weg versperrt. In Deutschland waren umgekehrt die mittelalterlichen Collegien abgestorben und die philosophischen Facultäten mit ihrem öffentlichen Unterricht am Leben geblieben; sie erwiesen sich jetzt als die Organe, mit denen hier das neue wissenschaftlich-philosophische Leben aufgenommen wurde.

Wirkte diese Wandlung in der wissenschaftlichen Welt dahin, dem Universitätsunterricht, besonders dem Unterricht der philosophischen Facultät den schulmäßigen Charakter zu nehmen und ihm dafür einen rein wissenschaftlichen zu geben, so kamen dazu secundäre Ursachen. Vor Allem ist hier zu nennen die Entwicklung der alten Lateinschule zum Gymnasium. Begonnen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, hat diese Wandlung in den beiden ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts ihren Abschluß gefunden. Das heutige Gymnasium unterscheidet sich von der alten Lateinschule dadurch, daß es außer dem sprachlich-literarischen Cursus einen ziemlich ausgedehnten Cursus in den Wissenschaften, in Mathematik und Naturwissenschaft, in Geschichte und Geographie, gibt. Dadurch ist der philosophischen Facultät ihre alte Aufgabe einigermaßen abgenommen worden; der angehende Student, der jetzt im Alter von etwa zwanzig Jahren zur Universität kommt (statt wie früher etwa im achtzehnten Lebensjahre), wendet sich jetzt sogleich dem Studium der Fachwissenschaft zu, in der Meinung, daß die nothwendige all-

gemein-wissenschaftliche Ausbildung mit der Abiturientenprüfung zum Abschluß gebracht sei. Nur von den Angehörigen der philosophischen und theologischen und von gelegentlichen Gästen aus den beiden andern Facultäten werden daneben auch philosophische und historische, literar- und kunstgeschichtliche Vorlesungen gehört.

Die Folge war, daß die philosophische Facultät ihren Unterrichtsbetrieb ändern konnte und mußte; der allgemeine und elementare Unterricht in den Sprachen und Wissenschaften wurde nicht mehr wie früher verlangt; der Unterricht durfte mehr voraussetzen, weil die Hörer mehr mitbrachten. Zugleich aber stiegen die Anforderungen an die Wissenschaftlichkeit des Unterrichts aus einem andern Grunde. Der Zweck der Hörer änderte sich. Es hat sich in diesem Jahrhundert ein neuer gelehrter Beruf gebildet: der Gymnasiallehrerstand. Bisher war das Lehramt an den Lateinschulen durchweg von Theologen versehen worden, es war Durchgangsstufe zum geistlichen Amt. Das neue Gymnasium forderte Fachmänner; seine Lehrer sind nicht Candidaten der Theologie mit einer allgemeinen philosophisch-philologischen Bildung, sondern gelernte Philologen, Mathematiker, Naturforscher, Historiker, jetzt auch Neuphilologen, Geographen u. s. w. Die Einführung des Examens pro facultate docendi (in Preußen im Juni 1810) bezeichnet die neue Forderung. Die eigentliche Aufgabe der philosophischen Facultät wurde nunmehr die: Fachgelehrte für den Unterricht an den Gymnasien auszubilden. Dieser neuen Sachlage hat die philosophische Facultät nun ihren Unterricht angepaßt, wobei sie übrigens die Aufgabe thatsächlich so gewendet hat, daß sie, absehend von der späteren praktischen Verwendung ihrer Hörer im Lehramt, sie zu Gelehrten schlechthin ausbildet. Der Unterricht in den philologischen, historischen, mathematischen, naturwissenschaftlichen Fächern ist ein solcher, als ob Alle, die an ihm theilnehmen, die wissenschaftliche Forschung als eigentlichen Lebensberuf vor sich hätten. Man rechtfertigt sich darüber etwa durch die Erwägung, daß unter den Zuhörern thatsächlich auch der Nachwuchs für die wissenschaftliche Forschung sich befindet, daß auch die Gymnasiallehrer einen ehrenvollen Antheil an der wissenschaftlichen Arbeit haben, endlich daß auch der Gymnasialunterricht selbst die vorbereitende Erziehung zu wissenschaftlichem Denken zum Ziel hat und daß demnach streng wissenschaftliche Bildung das erste Erforderniß eines deutschen Gymnasiallehrers ist. — Der Vorgang, dessen geschichtlicher Verlauf im Obigen angedeutet ist, ging von der philosophischen Facultät aus; er ist aber nicht auf sie beschränkt geblieben. Auch die theologische und juristische Facultät haben daran Theil, und vor Allem die medicinische, deren Aufschwung dem der philosophischen parallel läuft, wie sie denn auch durch die Naturwissenschaften zu ihr immer in engster Beziehung stand, oder als Wissenschaft geradezu in ihr ihren Ort hat. Es handelt sich jetzt nirgends mehr um Ueberlieferung einer feststehenden Lehre, sondern um die Erforschung der Wirklichkeit, natürlicher oder geschichtlicher; und zur Theilnahme an dieser Arbeit heranzuziehen, gilt jetzt in allen Facultäten für ein wesentliches Stück der Aufgabe eines akademischen Lehrers.

III.

Achten wir nun auf die Folgen dieser Entwicklung, so tritt als erste hervor ein erstaunlicher Aufschwung der wissenschaftlichen Forschung, der in Deutschland hauptsächlich von den Universitäten ausgeht. Während unser Volk im siebzehnten Jahrhundert weit hinter den westlichen Nachbarn zurückstand, hat es seit der Umbildung der Universitäten im achtzehnten Jahrhundert in allen Zweigen wissenschaftlicher Arbeit eine sehr geachtete, in manchen die führende Stellung gewonnen. Daß es dies in erster Linie seinen Universitäten verdankt, darüber sind inländische und ausländische Zeugen einig. Hier haben die wissenschaftlichen Forscher einerseits die der stillen Arbeit zusagende Umgebung, die nothwendigen äußern Mittel und die nicht minder nothwendige Anerkennung bei Mitarbeitern und Jüngern gefunden; hier bot sich andererseits im Verkehr mit der akademischen Jugend Antrieb und Gelegenheit, Schüler zur Mitarbeit heranzuziehen und zu Fortsetzern des Werks zu bilden. Die Continuität in der wissenschaftlichen Arbeit, der Deutschland einen großen Theil seines Erfolges auf diesem Gebiet verdankt, beruht sicherlich in erster Linie auf dieser Verbindung von Forschung und Lehre auf unsern Universitäten.

Wie eng die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland im letzten Jahrhundert mit der Geschichte der Universitäten zusammenhängt, das stellt uns jetzt das große, vom preußischen Cultusministerium veranlaßte, von Lexis herausgegebene Werk über die deutschen Universitäten (1893) sichtbar vor Augen. Jeder Fortschritt der wissenschaftlichen Forschung und ihre dauernde Einfügung in die regelmäßige Arbeit stellt sich dar in der Begründung neuer Lehrstühle und neuer Institute an den Universitäten. Am sichtbarsten ist das Wachsthum in der Ausdehnung der philosophischen und medicinischen Facultät; statt der acht oder zehn Lehrstühle in der philosophischen und der zwei oder drei in der medicinischen Facultät, die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert zur Tradition der Wissenschaft für ausreichend angesehen wurden, haben wir jetzt nicht bloß an den großen, sondern auch an den mittleren und kleineren Universitäten mit Einrechnung der Extraordinarien den drei- und vierfachen, wohl auch den sechs- und achtfachen Bestand. Die Institute aller Art stammen beinahe alle aus dem letzten Jahrhundert. Noch am Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte eine Universität an Instituten fast nur eine kleine Bücherssammlung.

Es ist ein sehr bedeutender Aufwand, den das deutsche Volk für seine Universitäten gemacht hat und alle Jahre macht. Kein anderes Volk wendet nach Verhältniß so große Mittel für die Ausstattung seines Hochschulunterrichts auf. Wir werden sagen dürfen: es ist keine fruchtlose Capitalsanlage gewesen und wird es hoffentlich auch in der Zukunft nicht sein. Das Ansehen des deutschen Namens unter den Völkern der Erde beruht auch heute noch zu einem nicht ganz geringen Theil auf seinen Universitäten. Man hat gelegentlich darauf hingewiesen, daß die Lehrthätigkeit der Inhaber mancher Lehrstühle, z. B. für orientalische Sprachen, an den Universitäten eine sehr geringfügige sei, man hat die Kosten des Unterrichts für den Kopf ausgerechnet und

sehr hoch gefunden, auch wohl darauf den Vorschlag begründet: nur an ein paar großen Universitäten Lehrstühle für solche Specialgebiete zu erhalten. Die Rechnung ist doch wohl nicht nur etwas knauserig, sondern auch nicht ganz richtig. Das Dasein einer größeren Anzahl von Lehrstühlen ist für den Bestand der wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit des deutschen Volks auf diesen Gebieten von nicht geringer Bedeutung, gerade weil wir nicht ein reiches Volk sind. Die wenigen tausend Mark, die Männern wie Rückert und Bopp an Gehalt gezahlt worden sind, würde doch wohl auch dann Niemand für verschwendet ansehen, wenn ihre Lehrthätigkeit gleich Null gewesen wäre. Der Lehrstuhl an der Universität ist in Deutschland eben zugleich die Form der Dotation für wissenschaftliche Arbeit; sie ist der äußere Antrieb, nach Auszeichnung auch in solcher Arbeit zu streben, die keinen augenblicklich einlösbaren Marktwerth hat; sie bietet zugleich die Möglichkeit, sich ihr dauernd zu widmen. Kommt dabei auch minderwerthige Arbeit vor, nun, in welchem Gebiet liefe die nicht mit unter? —

Wir wenden uns zu den Folgen für den Unterricht. Hier beginnen ernstere Zweifel: sind unsere Universitäten als Unterrichtsanstalten nicht zurückgegangen? Ist nicht wenigstens die Gefahr vorhanden, daß bei der Verbindung von Forschung und Unterricht der letztere zu kurz kommt? Sind nicht die Professoren geneigt, über ihrer gelehrten Arbeit die Lehrthätigkeit zu vernachlässigen? Neigen sie nicht auch dazu, ihre Hörer allzusehr nach dieser Seite zu ziehen, und kommt nicht darüber häufig die Ausbildung für den praktischen Beruf zu kurz? Sind nicht unsere Lehrer und Pfarrer, unsere Richter und Beamten und selbst unsere Aerzte vielfach zu sehr Theoretiker, zu sehr der Doctrin, zu wenig dem Leben und der Wirklichkeit zugewendet? Und bringen sie nicht diesen Habitus von der Universität mit? Werden sie nicht durch die Lehrer und durch die Einrichtungen selbst zur Ueberschätzung der rein wissenschaftlichen Thätigkeit angeleitet? Ja, kommt nicht Manchem die praktische Thätigkeit als eine minderwerthige vor, die er nur als Auskunft ergreift, weil ihm die vornehmere akademische Laufbahn aus irgend einer Ursache nicht zugänglich ist?

Vielleicht sind Besorgnisse von dieser Art, wie sie heute oft ausgesprochen werden, nicht ohne allen Grund. Zunächst möchte ich aber doch eine andere Folge der Verbindung von Forschung und Unterricht auf unseren Universitäten hervorheben. Ich habe darauf in dem Aufsatz „über das Wesen der deutschen Universitäten" in dem oben genannten Werk schon hingewiesen und gestatte mir, daraus ein paar Sätze zu wiederholen. „Nach deutscher Auffassung ist der Universitätsprofessor zugleich Lehrer und wissenschaftlicher Forscher und zwar steht letzteres in erster Linie, so daß man eigentlich sagen muß: in Deutschland sind die wissenschaftlichen Forscher zugleich die Lehrer der akademischen Jugend. Hierauf beruht die Stellung des Gelehrten im Leben des deutschen Volks. Unsere Denker und Forscher sind uns nicht bloß als Schriftsteller vom Papier her, sondern als persönliche Lehrer von Angesicht zu Angesicht bekannt. Männer wie Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher haben auf ihre Zeit vor Allem als akademische Lehrer gewirkt. So haben Kant und Chr. Wolff, Heyne und F. A. Wolf als persönliche Lehrer unserm Volk seine Leiter

und Lehrer gebildet." — „Ohne Zweifel ist das für beide Theile ein höchst fruchtbares Verhältniß. Die deutsche Jugend, die auf der Universität mit den geistigen Führern des Volks in unmittelbare Berührung kommt, empfängt hier tiefste und nachhaltigste Anregungen. Auf der anderen Seite ist das Verhältniß für unsere Gelehrten und Forscher ein erfreuliches und fruchtbares: sie bleiben jung im Verkehr mit der Jugend; die persönliche Gedankenmittheilung hat durch die stille und doch verständliche Gegenwirkung der Hörer etwas Erregendes und Belebendes, was dem einsamen Schriftsteller fehlt. Und wenn in Deutschland die Wissenschaft dem Herzen des Volkes näher steht, als bei andern Völkern der Fall sein mag, so wird auch das mit dem Umstand zusammenhängen, daß hier von jeher die großen Männer der Wissenschaft auch die persönlichen Lehrer der Jugend waren."

Ich denke, das sind Vortheile, die uns wohl auch über einige Hemmnisse und Nachtheile, wenn solche aus der Verbindung von Unterricht und Forschung entspringen sollten, trösten könnten. Sollte es wirklich hin und wieder vorkommen, daß ein akademischer Lehrer über seinen wissenschaftlichen Untersuchungen den Unterricht nicht ganz mit dem ihm gebührenden Fleiß und Eifer triebe, so würden wir darum doch das bei uns durch geschichtliches Wachsthum entstandene Verhältniß nicht aufgeben oder auch nur lockern wollen. Wir würden uns dadurch auch nicht irre machen lassen an der Ueberzeugung, daß im Ganzen und Großen die tüchtigsten Gelehrten und Forscher auch die besten Lehrer sind, die wir für die akademische Jugend gewinnen können. Es mag Ausnahmen geben; es wird vorkommen, daß sehr tüchtige Gelehrte zur Lehrthätigkeit weder Neigung noch Geschick haben. Von Immanuel Bekker, dem Philologen, wird erzählt, daß er von der Erfüllung der ihm peinlichen Lehrpflicht dadurch sich zu befreien wußte, daß er zu den angekündigten Vorlesungen sich Meldende auf mehr oder minder gute Weise abmahnte und abschob; und von einem Orientalisten wird behauptet, daß er auf die Frage: warum er von 1—2 Uhr lese? geantwortet habe: „Da kommt Keiner." Vielleicht rechtfertigten den Letzteren früher gemachte Erfahrungen; er mochte um ein paar zufällig zu gelegener Stunde sich einfindender Hörer Willen nicht seine Zeit verlieren und wollte durch die unbequeme Stunde sich eine Garantie schaffen. Manche Professuren dieser Art wird man ja überhaupt, wie schon bemerkt, nicht so sehr als Lehrämter, denn als Dotationen für wissenschaftliche Arbeiter anzusehen haben. Aber im Ganzen wird doch gelten, daß der Trieb zum Forschen und der Trieb zum Lehren innerlich verwandt sind und darum auch in der Regel zusammen auftreten. Am meisten wird es für Gebiete gelten, wo es sich um Dinge handelt, die entweder für die allgemeine philosophische Anschauung der Dinge oder für praktische Aufgaben von Bedeutung sind. Will man übrigens hierin das Zeugniß der Geschichte hören, dem denn doch in dieser Frage ein großes Gewicht beizulegen sein wird, so wird es keinem Zweifel unterliegen, daß die größten Wirkungen auf die Bildung der akademischen Jugend bis auf diesen Tag von Solchen ausgegangen sind, die auch in der wissenschaftlichen Welt eine führende Rolle gespielt haben. Ich erinnere nochmals an Männer, wie Kant und Schleiermacher, denen man eine

lange Reihe von berühmten Namen aus allen Facultäten anfügen könnte, die alle für den Satz zeugen, daß wissenschaftliche Leistungsfähigkeit und Beruf zum akademischen Lehrer parallel gehen.

Ebenso wenig werden wir nun auf der anderen Seite fürchten, daß ein Uebermaß von wissenschaftlicher Bildung an und für sich den Studierenden gefährlich, d. h. für den praktischen Beruf hinderlich werden könne; vielmehr wird im Allgemeinen auch hier gelten: je gründlicher die wissenschaftliche Ausbildung und je größer das Interesse für die Wissenschaft, das Jemand von der Universität mitbringt, desto besser ist er für den practischen Beruf ausgerüstet. Freilich kann es geschehen, daß durch die Hinneigung zur wissenschaftlichen Forschung das Interesse für den Beruf vorübergehend geschwächt wird. Das wird wohl besonders bei den Angehörigen der philosophischen Facultät nicht ganz selten stattfinden; der junge Lehrer, der auf der Universität zu historischen, philologischen, mathematischen, naturwissenschaftlichen Untersuchungen angeleitet worden ist und dafür Interesse gewonnen hat, empfindet wohl, wenn er nun vor eine Klasse von Knaben gestellt wird, denen er die ersten Elemente beibringen soll, als sei er nicht am rechten Ort; die Arbeit will ihm wohl Anfangs gering und unter seiner Würde vorkommen. Ist er aber nur der rechte Mann, dann wird er sich schon zurechtfinden; und keineswegs wird ihm dann sein wissenschaftliches Interesse die Schularbeit erschweren. Im Gegentheil, hat er neben der Schularbeit für dieses einige Zeit und Kraft übrig — und das muß sein, wenn das Amt nicht eine unbillige Last aufladen soll — so wird er bald die Erfahrung machen, einen wie großen Schatz er an einem Arbeitsgebiet besitzt, das außerhalb der täglichen Pflichtarbeit liegt; es ist wie ein Zier- und Wurzgärtlein neben dem Schulacker, in das er sich nach des Tages Last und Hitze zurückzieht. Es gibt keinen besseren Schutz gegen das Versinken in geistlose Routine oder den Untergang in den kleinlichen Interessen des Tags, als die fortdauernde Theilnahme an der wissenschaftlichen Arbeit, den Rückzug in das obere Stockwerk, wie einer meiner Freunde, der der Schule angehört, aber zugleich der Wissenschaft regste Theilnahme zu widmen nie aufgehört hat, sich auszudrücken pflegt. Und ebenso wird die Schule die Erfahrung machen, wie sehr ihr mit Lehrern von dieser Art gedient ist. Das gilt namentlich vom Gymnasium. Die tiefsten und nachhaltigsten Wirkungen, das wird wieder die Geschichte, wie sie namentlich in Autobiographien niedergelegt ist, bezeugen, gehen nicht von den Lehrern aus, die im Drillen und in der Fixigkeit es am weitesten gebracht haben, sondern von denen, die ein innerliches, geistiges Leben führen, die durch wissenschaftliche Arbeit sich beständig selber befreien und erneuern. Die Schüler haben für die Lehrer und ihre Art eine feine Witterung; gründliche Gelehrsamkeit und ernste Theilnahme an wissenschaftlicher Arbeit haben noch zu allen Zeiten dem Lehrer in den Augen der Schüler einen besonderen Respect gesichert, und manchem Schüler ist in der Anschauung eines solchen Lebens, so wenig es in glänzender Erscheinung vor ihm stehen mochte, die Achtung vor dem Geistigen zuerst aufgegangen. Uebrigens wird auch für die übrigen gelehrten Berufe gelten: es gibt nichts, was die Widerstandskraft gegen die niederziehenden

Momente, die ja keinem Beruf fremd sind, mehr stärkte, als ein fortdauerndes Interesse für die Wissenschaft. Vor Allem wirkt die Theilnahme für theoretische Dinge dem Herabsinken auf den reinen Geschäftsstandpunkt entgegen, der heutzutage, namentlich in der medicinischen und juristischen Welt, nicht selten eine für die Würde des Standes bedrohliche Rolle zu spielen scheint.

Also auf keine Weise werden wir in der Richtung des Universitätsunterrichts auf die wissenschaftliche Forschung an sich ein Uebel sehen wollen; im Gegentheil, je reiner und tiefer das theoretische Interesse ist, das unsere Studenten von der Universität ins Leben mitbringen, um so besser für sie, um so besser für die Sache, der sie im Beruf zu dienen haben.

IV.

Wenn dennoch eine Gefahr hier vorliegt, und ich glaube, die Ansicht ist nicht ohne allen Grund, daß die Kraft unserer Universitäten als Unterrichtsanstalten im Sinken ist, so werden wir die Ursachen nur in nebenhergehenden Umständen suchen können.

Unter diesen tritt zunächst ein mit der Entwicklung der wissenschaftlichen Forschung selbst in engem Zusammenhang stehender Umstand hervor: das ist die fortschreitende Arbeitstheilung und das damit gegebene Specialistenthum. Die Sache ist an sich unvermeidlich; die Specialisirung der Arbeit ist hier wie überall eine Bedingung gesteigerter Fruchtbarkeit; wir können nicht zu der Universalität der Studien zurückkehren, wie sie im Alterthum oder im Mittelalter und noch im achtzehnten Jahrhundert möglich war. Aber mit der Specialisirung ist eine Gefahr verbunden: die Zersplitterung der wissenschaftlichen Arbeit in zerstreute, kleine und oft kleinliche Detailforschung schwächt das allgemein menschliche Interesse an der Wissenschaft. Das unmittelbare Interesse an der Erkenntniß ist auf das Ganze gerichtet, auf Philosophie, von der man über alle Dinge, göttliche und menschliche, zusammenhängende Auskunft erwartet. Mit dem Suchen nach einer Theorie des Universums begann einst bei den Griechen die lange, durch die Jahrtausende gehende Arbeit des Geistes, als deren Fortsetzung unsere wissenschaftliche Forschung sich darstellt. Im achtzehnten Jahrhundert wußte man das noch; im Zeitalter der Leibniz, Wolff, Kant wußte man noch, es handle sich bei aller wissenschaftlichen Arbeit zuletzt um „Weltweisheit," um Einsicht in Wesen und Sinn der Welt und des Lebens. Heutzutage haben es Manche vergessen; sie haben über der zersplitterten Einzelarbeit das Ziel aus dem Auge verloren. Ja, Manche setzen wohl gar ihren Stolz darein, nichts davon zu wissen; sie schließen sich mit Wissen und Willen in ihr Specialfach ein, auf seine Selbständigkeit pochend, und verachten getrost, was jenseits seiner Grenzen liegt; im Besonderen richtet sich ihre hochmüthige Geringschätzung gegen die Philosophie, nicht bloß diese oder jene Philosophie, sondern gegen Philosophie überhaupt, gegen das Streben nach universeller, auf die letzten Dinge gerichteter Erkenntniß.

Dieser Geist des Specialismus ist die Gefahr. Er hat die Tendenz, den theoretischen Trieb zu lähmen; denn es bleibt doch dabei, daß der Wissenstrieb ursprünglich nicht auf dies oder jenes Einzelne, sondern auf das Ganze,

sein Wesen und seine Bedeutung, gerichtet ist. Hörte die Wissenschaft einmal überhaupt auf, auf diese Fragen eine Antwort zu geben, so würde sich das allgemeine Interesse von ihr ganz abwenden: man würde die Forschung dann mit ähnlichen Empfindungen ansehen, wie man irgend einem Sport zusieht, in dem große Kraft an ein an sich nichtiges Ziel gesetzt wird. Ob nicht diese Empfindung schon heute draußen ziemlich oft vorkommt, wenn sie auch noch nicht oft laut geäußert wird? Was hat wohl einem seltsamen Buch, das vor Kurzem so großes Aufsehen machte, ich meine den Rembrandt als Erzieher, die vielen Tausende von Lesern zugeführt? Der Rembrandtcultus? Ueberhaupt das Positive an dem Buch? Oder das Negative? Die Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Gestalt unseres geistigen Lebens, besonders mit unserer Wissenschaft, die nichts Ganzes schaffen kann, sondern in endloser Sammlung und endloser Analyse bis zur Erschöpfung sich abmüht, die Entrüstung über den Hochmuth, mit dem der Fachgelehrte nicht bloß die Mitarbeit, sondern beinahe auch schon die Theilnahme und die Wißbegierde der Nichtkenner, der Dilettanten, ablehnt? In der That, mit der Beschränkung kommt leicht die Beschränktheit und mit der Beschränktheit kommt der Dünkel, jener Specialdünkel, der sich Allen überlegen dünkt, weil er auf seinem Gebiet Niemanden neben sich sieht.

Eben dieser Geist des Specialismus wird nun auch dem Universitätsunterricht gefährlich; er lähmt Lehrtrieb und Lernfreude. Was zu lehrhafter Mittheilung drängt, das ist im Grunde überall das Philosophische an jeder Wissenschaft. Seine Ueberzeugungen, seine Weltanschauung, seinen Glauben fortzupflanzen, ist ein eingeborener Trieb des Menschen; es ist der Eros, der den Sokrates trieb, den Verkehr mit Jünglingen zu suchen. Dem Specialisten fehlt mit dem philosophischen Trieb auch der Lehrtrieb, der Eros. Eine ihm auferlegte Lehrthätigkeit erscheint ihm leicht als Raub an seiner kostbaren Zeit. Dem entspricht die sinkende Theilnahme des Hörers. Was ihn anzieht, das ist wieder das Philosophische, das menschlich Bedeutende des Unterrichts; das Detail und die Virtuosität und die Exactheit können jenes nicht ersetzen.

Hierzu kommt ein Weiteres. Je mehr der Unterricht specialistisch wird, um so weniger wird er dem Hörer bieten, was er zunächst nöthig hat: eine faßliche Uebersicht über das Ganze eines Erkenntnißgebiets. Man nehme die Geschichte. Statt einer Vorlesung über Universalgeschichte oder Geschichte des deutschen Volks fünf oder zehn Vorlesungen über ebenso viele Bruchstücke oder einzelne Seiten des Gegenstandes: sie werden, so vortrefflich und gründlich sie an sich sein mögen, dem Anfänger weniger leisten als jene. Was er zunächst braucht, das sind große Richtungslinien für die Auffassung des Ganzen, und diese werden, auch wenn sie der Lehrer hat und geben will, bei dem Umfang des Details und der Zerstreuung durch die Zeit weniger deutlich hervortreten. Oder man nehme die Naturwissenschaft oder die Alterthumswissenschaft: vor hundert Jahren trug ein Lehrer in einer mäßigen Anzahl von Vorlesungen das ganze Gebiet vor; jetzt theilen sich überall mehrere Lehrer in die Aufgabe, von denen jeder ein Specialgebiet in einer Reihe von Vorlesungen behandelt. Es liegt auf der Hand, wie viel schwieriger es dabei für den Hörer ist, zu

einer einheitlichen Auffassung des Ganzen zu gelangen. Nur allzu leicht wird es geschehen, daß er durch das massenhafte Detail verwirrt und zerstreut wird, daß er zwischen den verschiedenen Auffassungen und Behandlungsweisen verschiedener Lehrer rathlos hin- und hertappt und überhaupt nicht oder erst nach manchem verlorenen Semester zu klaren Grundanschauungen und freierer Uebersicht über das Ganze kommt. Oder sucht er diesem Uebel dadurch zu entgehen, daß er an einen Lehrer sich anschließt, dann droht ihm ein Anderes: daß er sich in dessen Specialgebiet einengt, daß er sich, vielleicht unter Anleitung des Lehrers, von Anfang an auf die Bearbeitung einer bestimmten Frage wirft, und sich hier bald so tief eingräbt, daß er darüber von Himmel und Erde sonst nichts mehr sieht und als verkümmerter Specialist, als banausischer Wissenschaftstechniker die Universität verläßt.

Noch an Eines erinnere ich; mit der fortschreitenden Arbeitstheilung hängt es auch zusammen, daß die Beziehung der Universitätslehrer zur Praxis sich gelockert hat. Macht sich das zunehmende Specialistenthum mit seinen Wirkungen besonders im Unterricht der philosophischen und mediciniſchen Facultät geltend, so treten die Wirkungen der Loslösung der Theorie von der Praxis in der theologischen und juristischen Facultät am fühlbarsten hervor. Die juristischen Professoren waren früher als Mitglieder der Spruchcollegien regelmäßig in hervorragendem Maße an der Rechtsprechung betheiligt; jetzt stehen sie fast ganz außerhalb der Praxis, und die Justizverwaltung zeigt wenig Neigung, dem von Manchen geäußerten Wunsch, an der Rechtspraxis Antheil zu haben, entgegenzukommen. So wird wenigstens in einem Artikel von Professor Stampe in Greifswald „über Lehrmittel und Lehrerfolge des Rechtsunterrichts in Preußen“ (Kreuzzeitung vom 7. bis 9. Februar 1894) ausgeführt. Die Folge ist, daß bei den Universitätslehrern Mangel sowohl an Material als an Uebung in der Behandlung von Rechtsfällen sich einstellt, und das wirkt auf den Unterricht zurück, er wird abstracter und dogmatischer. Auch in der theologischen Facultät dürfte ein ähnlicher Vorgang mit ähnlichen Wirkungen stattgefunden haben. Die Universitätsprofessoren hatten auch hier früher an der Predigt und Seelsorge, am Kirchen- und Schulregiment regelmäßig Antheil; ursprünglich war das Verhältniß nicht selten so, daß das Pfarramt als Hauptamt und die theologische Professur als Nebenamt erscheint; man denke an die Wittenberger, Bugenhagen und Justus Jonas, und noch an die Hallenser, A. H. Francke und Breithaupt. Es wird kein Zweifel sein, daß der theologische Unterricht seither an Wissenschaftlichkeit ungemein gewonnen hat; ebenso wenig aber auch daran, daß die Studierenden bei Jenen eine unmittelbarere Anleitung zur Praxis fanden; ihre Vorlesungen selbst, exegetische wie dogmatische, waren wesentlich Anleitungen zur Predigt und Lehre.

V.

Nicht ohne einige Scheu berühre ich endlich einen Punkt, der jüngst in Verhandlungen der bayrischen Kammer zur Sprache kam: es wurde Klage geführt über den auch in die Universitäten eindringenden Capitalismus. Ob die dort berührten Verhältnisse zu Klagen Anlaß geben, ist mir völlig

unbekannt; daß aber von diesem Punkt her den deutschen Universitäten Gefahr droht, halte ich für richtig. Daß das Einkommen einzelner Universitätslehrer gegenwärtig eine Höhe erreicht, die alles Frühere sehr weit hinter sich läßt, ist eine unzweifelhafte Thatsache; die Anhäufung von Studierenden an den großen Universitäten hat für die Inhaber einiger Stellen, namentlich in der medicinischen und juristischen Facultät, aber auch für die Vertreter gewisser naturwissenschaftlicher Fächer ungemein hohe Honorarbezüge zur Folge, wozu vielleicht noch sehr beträchtliche Einkünfte aus der Praxis kommen, die auch von der Stellung abhängt. So geschieht es, daß sich jetzt im akademischen Lehramt neben Männern mit sehr beschränktem Einkommen meist auch einige mit Millionäreinkünften finden. Uebrigens wird auch das durchschnittliche Gesammteinkommen der heutigen Universitätsprofessoren das ihrer Vorgänger sehr beträchtlich überragen, einerseits durch die Steigerung des Amtseinkommens aus Gehalt und Honorar, dann aber auch dadurch, daß die Professoren jetzt mehr als früher aus wohlhabenden oder reichen Familien hervorgehen und heirathen. Das gilt namentlich auch für die philosophische Facultät, deren Professuren, dem Schulamt nächst verwandt, noch im vorigen Jahrhundert wenig angesehen und wenig begehrt waren, und darum durchweg Bewerbern aus den niederen Kreisen der Bevölkerung überlassen blieben. Ich kann das hier nicht nachweisen und erinnere nur an Männer, wie Gesner und Heyne, Kant und Fichte, die alle aus geringen Handwerkerfamilien abstammten. Gegenwärtig stehen auch diese Professuren in so hoher Schätzung, daß die mit ihnen gegebene sociale Stellung auch hohen Ansprüchen genügt. Die Folge ist, daß sie auch von reichen Leuten, namentlich aus dem neuen großbürgerlichen Stande, gesucht werden.

Mir scheint nun nicht zweifelhaft, daß diese Entwicklung für die Universität als Lehranstalt keine günstigen Wirkungen hat. Großes Einkommen hat die Tendenz, die Lebenshaltung zu steigern. Ein Professor aber, der sich auf großem Fuß einrichtet, der ein vornehmes Haus macht, rückt dadurch unmittelbar den Studierenden ferner, äußerlich und innerlich. Sein Haus und seine Person schließt sich gegen sie ab. Man denke, was es heutzutage den meisten Professoren für eine Empfindung erregen würde, wenn ihnen die Aufnahme von Studenten als Pensionären, wie sie noch im vorigen Jahrhundert ganz gewöhnlich war, zugemuthet würde. Aber auch die Lehrthätigkeit wird schwerlich ganz unberührt bleiben. Ein Millionär-Einkommen — die bescheidene Thätigkeit eines Lehrers, auch eines Universitätslehrers, will dazu nicht stimmen. Goethe sagt einmal von sich, er könne in einem reich ausgestatteten Raum nicht arbeiten, die productive Stimmung bleibe aus. Aehnlich wirkt, möchte ich glauben, ein sehr reiches Einkommen und eine glänzende Lebenshaltung auf die Lehrthätigkeit: die Stimmung dafür schwindet; der große Mann kommt sich zu groß für die kleine Thätigkeit vor, Studenten die Elemente der Wissenschaft zu lehren.

Uebrigens wäre vielleicht auch die Frage zu erwägen, ob die staatliche Verleihung von Titeln und Auszeichnungen aller Art an akademische Lehrer die Leistungsfähigkeit der Universität als Lehranstalt zu heben geeignet

ist? Da die Wirkung aller dieser Auszeichnungen darin besteht, vornehm zu machen, d. h. die sociale Stellung zu erhöhen, so wäre die Antwort auf die Frage von der Antwort auf die Vorfrage abhängig: ob Vornehmheit die Lehrkraft steigert? Nach dem eben Gesagten würde ich eher das Gegentheil fürchten. Der Titel eines Geheimraths, der neuerdings in der Universitätswelt so gewöhnlich geworden ist, wird einem Professor, der ein Menschenalter oder länger sein Lehramt ausübt, nichts mehr anhaben. Aber ob nicht zu besorgen ist, daß er auf das Verhältniß der Schüler zu ihm doch etwas störend wirkt? ob nicht dem Studenten der Abstand vom Geheimrath etwas größer vorkommt als vom Professor? Und ob nicht auch auf den akademischen Nachwuchs jener Titel etwas verwirrend wirken könnte? Wird er nicht ein wenig geeignet sein, den Blick vom Hörsaal abzulenken und den Ehrgeiz in eine andere Sphäre zu weisen, in der vielleicht auch andere Verdienste Geltung haben, als um Wissenschaft und Unterricht?

Honos et praemium, sagt ein alter Spruch, alunt artes. Bis zu einem gewissen Grade wird das gelten. Ein gesichertes Auskommen und eine ehrenvolle Lebensstellung sind gewiß Dinge, die dazu dienen, einem Beruf tüchtige Bewerber zuzuführen. Steigt aber beides über einen gewissen Punkt, dann schlägt die Wirkung ins Gegentheil um; der Beruf wird dann, durch die Ausschließungstendenz, die dem Reichthum und der Vornehmheit innewohnt, allen Bewerbern, die nicht einen gewissen Einsatz mitbringen, thatsächlich, wenn auch nicht rechtlich, verschlossen. Unsere Universitäten sind davon noch sehr weit entfernt, doch wird man wohl sagen müssen: für einen jungen Mann ohne Vermögen und ohne Beziehungen war es noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erheblich leichter, den Beruf des akademischen Lehrers zu erreichen als heute. Und im vorigen Jahrhundert stammten die Universitätslehrer noch, wie die Lehrer überhaupt, vorzugsweise aus den unbemittelten Gesellschaftsklassen. Der Göttinger Professor Meiners schreibt im Jahre 1802 über die Professoren seiner Zeit, daß der größte Theil noch aus Männern bestehe, „die man nicht wohl außer ihrem Kreise in gemischte Gesellschaft führen könnte, ohne daß sie Anstoß oder Stoff zum Lächeln geben." Er bringt es mit der niedrigen Herkunft zusammen; ein „Theil von ihnen besteht aus Söhnen von Professoren; die Uebrigen, welche durchgehends die größte Zahl ausmachen, sind entweder von niedriger Herkunft, oder, wenn auch aus guten, so doch nicht aus wohlhabenden Familien. Die meisten genossen auf Schulen und Universitäten öffentliche Wohlthaten oder halfen sich mit Unterricht durch." Und als akademische Lehrer befänden sich die meisten in drückender Lage, die ihnen ein Uebermaß von Arbeit auferlege, so daß für die Ausbildung geselliger Talente kein Raum übrig bleibe (Meiners, Verfassung und Verwaltung der deutschen Universitäten, II, 10 ff.). Diese Gattung von Professoren ist auf unseren Universitäten selten geworden. Im Roman und auf der Bühne erscheint der deutsche Professor jetzt nicht mehr wie früher als der weltfremde Sonderling, sondern als der gewandte und überall heimische Weltmann. Ob er aber dabei als Lehrer durchweg gewonnen hat, wird man mindestens als fraglich hinstellen müssen; der Unterricht ist keine weltmännische Kunst. —

So vollziehen sich innere Wandlungen, welche die Tendenz haben, die Leistungsfähigkeit der Universität als Unterrichtsanstalt herabzusetzen. Dazu kommen Hemmungen aus gewissen äußeren Verhältnissen, die ich bloß erwähne: die starke Zunahme der Zahl der Studierenden im letzten Menschenalter und besonders ihre Anhäufung auf den großen Universitäten, ohne entsprechende Vermehrung der Lehrkräfte. Ferner der häufigere Wechsel der Universität, der mit der allgemeinen Ausbildung des Verkehrs, auch wohl mit der neuen Reichseinheit zusammenhängt. Während im vorigen Jahrhundert der Studiencursus häufig ganz auf der heimischen Universität absolvirt wurde, ist jetzt der Wechsel zur Regel geworden; in den letzten fünfzig Jahren ist die durchschnittliche Dauer des Aufenthalts auf einer Universität von über vier auf drei Semester zurückgegangen (Conrad, Das Universitätsstudium in Deutschland Seite 27). Beide Umstände wirken offenbar dahin, das Entstehen eines näheren Verhältnisses zwischen Lehrern und Schülern zu erschweren.

VI.

Auf der andern Seite ist nun nicht zu verkennen, daß im Verlauf dieses Jahrhunderts auch sehr ernsthafte und erfolgreiche Anstrengungen gemacht worden sind, den wissenschaftlichen Unterricht fruchtbarer zu gestalten. Hier kommen vor Allem die Uebungen, Seminare und Institute aller Art in Betracht, die sich jetzt in so reicher Fülle den Studierenden darbieten. Ferner die Ausbildung der Unterrichtsmittel, im Besonderen die immer ausgedehntere Benutzung von Demonstrationen, die den Lehrvortrag begleiten. Endlich ist nicht zu unterschätzen die große Vermehrung und die erleichterte Benutzung der Bibliotheken.

Den ersten Seminaren, die in Gestalt philologisch-pädagogischer Seminare an den neuen Universitäten Halle und Göttingen entstanden, sind in diesem Jahrhundert, vor Allem in den letzten Jahrzehnten eine lange Reihe ähnlicher Anstalten für alle Lehrfächer gefolgt. Gegenwärtig kann man es als Regel ansehen, daß der Universitätslehrer in irgend einer Form auch Uebungen leitet, sei es in offizieller oder privater Form. Wer die Gelegenheit, unter Anleitung eines Lehrers zu arbeiten, sucht, dem steht sie jetzt in der Regel offen. Namentlich ist das an den kleineren Universitäten der Fall; auf den großen wird die Sache in manchen Fächern durch die große Zahl der Studierenden erschwert.

Die seminaristischen Uebungen sind an die Stelle der alten Uebungen, der Disputationen, getreten. Diese waren obsole geworden und starben seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts ab; sie setzen voraus: eine schulmäßig tradirte Wissenschaft mit allgemein anerkannten Principien und ein schulmäßiges Verhältniß von Lehrern und Schülern. In dem Maße, als diese beiden Voraussetzungen hinfällig wurden, kamen sie in Verfall. Dafür treten seit dem achtzehnten Jahrhundert allmälig die neuen Uebungen auf. Sie haben, wie einen doppelten Zweck, so eine doppelte Gestalt; es handelt sich dabei entweder um Uebungen, welche die Vorlesungen begleiten, und deren Absicht die Einübung der Begriffe ist; man pflegt sie Repetitorien, Examinatorien,

Colloquien zu nennen. Oder es handelt sich um die Anleitung zu eigentlich wissenschaftlichen Untersuchungen, um die Einübung der in der Wissenschaft einheimischen Methoden: dieser Zweck steht bei den eigentlichen Seminaren im Vordergrund, wie sie vor Allem in der philosophischen und in anderer Form auch in der medicinischen Facultät bestehen. Als eine dritte Form der Uebungen erscheint die gemeinsame Lectüre classischer Autoren der Wissenschaft; sie ist besonders in der philosophischen und theologischen Facultät einheimisch.

Uebungen der ersten Art sind in den letzten Jahrzehnten, besonders in der juristischen Facultät in Aufnahme gekommen. Ueber ihre Einrichtung und ihre günstigen Erfolge in Greifswald berichtet Professor Stampe in dem schon erwähnten Artikel. Es wird dort für die älteren Semester ein Jahrescurs von zehn zweistündigen Conversatorien über alle Zweige der Jurisprudenz gehalten; durch Fragen und Disputiren wird darin, mit beständiger Beziehung auf praktische Rechtsfälle, das Verständniß der wichtigeren und schwierigeren Materien den Theilnehmern nahe gebracht. Außerdem werden Themata zu schriftlicher Bearbeitung gegeben, ein Rechtsfall oder eine theoretische Frage; die Arbeit wird eingehend recensirt und je nachdem umgearbeitet, bis sie genügt. Ueber die Benutzung dieser Einrichtungen durch die Studierenden äußert sich der Berichterstatter befriedigt; die einzelnen Conversatorien würden, bei einer Studentenzahl von 70—90, von 25—35 Theilnehmern das ganze Semester hindurch regelmäßig besucht; die Betheiligung am Fragen und Disputieren sei allgemein; die schriftlichen Arbeiten gingen sehr reichlich ein. Die Erfolge seien denn auch recht günstig: die Zahl Derer, die das Examen nicht bestehen, sei sehr gering geworden; auch sei eine erhebliche Verbesserung in den Prüfungsleistungen eingetreten. — Es bestehen auf allen preußischen Universitäten ähnliche Einrichtungen. Wo nicht eine übermäßig große Zahl von Studierenden die Durchführung der Sache hemmt, da werden die Wirkungen gewiß ähnliche sein. Allerdings stellt Professor Stampe hierfür noch eine Forderung: er verlangt außer der Betheiligung der Rechtslehrer an der Rechtspraxis, die Zuführung von Material, von Acten aus der Praxis; die Veröffentlichung von Entscheidungen sei nicht ausreichend, weil aus ihnen keine genügende Kenntniß des Thatbestandes zu gewinnen sei. Und darum handle es sich beim Unterricht in erster Linie, er müsse erkennen lassen, wie ein Rechtssatz ins Leben eingreife.

Was den medicinischen Unterricht anlangt, so beruht er gegenwärtig, wenigstens im Princip, ganz auf Demonstration, selbstthätiger Arbeit und praktischer Einübung. Verglichen mit dem alten Betrieb, wie er im siebenzehnten und wohl auch noch im achtzehnten Jahrhundert hin und wieder bestand, ist der Fortschritt ein gewaltiger: statt der Vorlesungen über einige Textbücher, haben wir jetzt von Anfang an neben den Vorlesungen Demonstration und Uebung. Anatomie und Physiologie erfreuen sich eines Reichthums der Einrichtungen, einer Fülle der Demonstrationsmittel, einer Gelegenheit zu selbständigem Arbeiten, wovon sich noch am Anfang dieses Jahrhunderts Niemand hätte träumen lassen. Auch der klinische Unterricht hat eine Fülle von Material, eine Vielheit von Instituten für die abgezweigten Specialgebiete zur

Verfügung, neben dem die Einrichtungen des vorigen Menschenalters noch dürftig erscheinen.

Wenn dennoch über eine mangelhafte Ausbildung der Aerzte eben jetzt vielfach bittere Klage erhoben wird, so liegt die Ursache vor Allem darin, daß die Anleitung zur Uebung der ärztlichen Kunst mit der theoretischen Ausbildung nicht Schritt gehalten hat. „Wir bilden nicht Aerzte, sondern wissenschaftliche Mediciner," so heißt es in einer kürzlich erschienenen kleinen Schrift von Dr. Mendelssohn „über ärztliche Kunst und medicinische Wissenschaft." Und dieselbe Klage hören wir in A. Hartmann's Schrift „über die Reform des medicinischen Unterrichts" (1894). Die Sache hängt mit zwei Umständen zusammen: mit dem wachsenden Specialismus und mit der ungeheuren Zunahme der Studierenden der Medicin. Der Specialismus beherrscht den Unterricht; die Zahl der Vorlesungen und Curse, die der Mediciner hören muß, wächst beständig. Jeder Professor aber trägt sein Fach als Specialist für Specialisten vor: Physiologie, pathologische Anatomie, oder was immer; vielleicht an sich sehr vorzüglich, aber nicht eigentlich für das Bedürfniß von Studierenden, die sich in wenigen Jahren zu praktischen Aerzten ausbilden müssen. So wird, da auch die Prüfung in jedem Fach wieder in der Hand des Specialisten liegt, eine ungeheure Lernlast dem Studierenden auferlegt, worüber die Uebungen, namentlich die praktischen Uebungen in der Krankenbehandlung, vielfach zu kurz kommen. Unerträglich aber sind, nach den beiden oben genannten Autoren, die Uebelstände, die aus dem Mißverhältniß der Zahl der Lernenden zu der der Lehrenden erwachsen, besonders im klinischen Unterricht. Unter Hunderten von Hörern in einem Raum, der nur für den dritten oder vierten Theil ausreicht, von ferne und auf den Fußspitzen stehend einer Diagnose oder Operation beiwohnen, kann in der That zu garnichts helfen. Wirksam kann der Unterricht offenbar allein dann sein, wenn der Studierende Gelegenheit hat, der ganzen Behandlung des Kranken durch einen erfahrenen Arzt und Lehrer von Anfang bis zu Ende in kleiner Gruppe beizuwohnen. Geht er dann allmälig dazu über, selbst unter Leitung und Controlle des Lehrers die Untersuchung und Behandlung in die Hand zu nehmen, dann werden wir hoffen dürfen, daß aus dem Unterricht wirklich ausgebildete Aerzte hervorgehen, nicht Theoretiker, die erst auf Kosten der Kranken Erfahrungen machen und sich zurechttasten müssen. Die Voraussetzungen hierfür sind, wie bei Hartmann dargelegt wird, Vermehrung des Lehrpersonals, Heranziehung der Krankenhäuser zum Unterricht und veränderte Prüfungsordnungen. Zu wie unerfreulichen Vorkommnissen die Ueberfüllung der Institute, die Monopolisirung des Unterrichts und der Prüfungen in wenigen Händen führt, ist eben dort mit vielen, zum Theil überaus peinlichen Thatsachen belegt.

Auch in der theologischen Facultät haben Uebungen aller Art in dem letzten Menschenalter an Ausdehnung sehr gewonnen; in allen Fächern sind seminaristische Einrichtungen den Vorlesungen zur Seite getreten. Exegetische, kirchenhistorische, dogmatische, homiletische, katechetische Uebungen bieten Jedem Gelegenheit, sich unter persönlicher Leitung eines Lehrers zu versuchen und zu

üben. War es vor dreißig Jahren noch eine Ausnahme, daß ein Professor Uebungen leitete, so ist es jetzt Ausnahme, wenn er es nicht thut. Vielleicht sind gegenwärtig in keiner Facultät die Lehrerfolge weniger Gegenstand der Klage, als in der theologischen. Die Unzufriedenheit mit der Ausbildung unserer Geistlichen, die in gewissen Kreisen freilich lebhaft genug ist, richtet sich offenbar nicht gegen Unzulänglichkeit der wissenschaftlichen Vorbildung, eher möchte man sagen, gegen ein Uebermaß: mehr Wissen als Glauben werde aus den Universitäten ins Amt gebracht. Das wird nun im Charakter der Universität als solcher liegen. Diejenigen, die in der Wissenschaft eine Bedrohung des Glaubens sehen, müßten consequenter Weise die Ausbildung auch der protestantischen Geistlichen in Predigerseminaren, statt auf der Universität, empfehlen; denn auf den protestantischen Universitäten wird der Geist der Kritik, der durchaus nicht mit dem Geist der Verneinung gleichbedeutend, wohl aber mit dem Geist der Wahrhaftigkeit nahe verwandt ist, hoffentlich niemals wieder zu ersticken sein. — Im Uebrigen zeigt sich, wenn ich mich nicht täusche, bei der theologischen Jugend in jüngster Zeit eine entschiedene Hinwendung zum praktischen Leben der Gegenwart und seinen großen Fragen; sollte darüber das Interesse für gewisse dogmatische Fragen und für scholastische Metaphysik ein wenig abnehmen, so würde das der Befähigung und Neigung für die seelsorgerische Wirksamkeit schwerlich Eintrag thun.

In der philosophischen Facultät treten die beiden Hälften, die naturwissenschaftlich-mathematische und die philologisch-historische, in Hinsicht auf die Gestaltung des Unterrichts so auseinander, daß die erstere sich mehr der medicinischen, die andere der juristischen und theologischen Facultät annähert: dort Demonstrationen und Arbeiten in Instituten, hier seminaristische Uebungen in der Behandlung von Literaturdenkmälern, sowie Colloquien und Repetitorien. Daß auch hier ungemeine Fortschritte gemacht sind, liegt auf der Hand, vor Allem auf dem ersten Gebiet: unsere physikalischen, chemischen, naturhistorischen Institute sind ja alle Schöpfungen der jüngsten Vergangenheit. Aber auch auf der andern Seite ist viel geschehen; ich erinnere an die archäologischen, epigraphischen, kunsthistorischen, historischen, staatswissenschaftlichen, statistischen Seminare, Apparate und Uebungen; am Anfang des Jahrhunderts war von alle dem noch kaum die Rede. Ebenso sind die neuen Gebiete philologischer Forschung alle mit Seminaren und Uebungen ausgestattet. Auch in der Philosophie gehören Uebungen irgend welcher Art jetzt regelmäßig zur Lehrthätigkeit; für die Psychologie sind in jüngster Zeit an einigen Universitäten auch eigentliche Institute errichtet worden.

Andererseits ist nicht zu verkennen, daß die Verhältnisse der philosophischen Facultät ihre besonderen Schwierigkeiten bieten. Sie hängen hier wesentlich damit zusammen, daß diese Facultät nicht, wie die übrigen, einen einheitlichen Cursus hat; sie kann ihn nicht haben, denn sie hat nicht ein einheitliches Ziel. Die anderen Facultäten haben Aerzte, Richter und Beamte, oder Pfarrer mit der für den praktischen Beruf erforderlichen wissenschaftlichen Ausbildung auszustatten; die philosophische hat kein gleichartiges Ziel. Wollte man die Ausbildung von Lehrern für die höheren Schulen als solches bezeichnen, so liegt

hier doch die Sache wesentlich anders: die Aufgabe der Lehrer und damit ihre wissenschaftliche Ausbildung ist für die verschiedenen Fächer durchaus verschieden, und selbst innerhalb der einzelnen Fächer, man nehme Philologie oder Geschichte, gibt es keinen durch die Natur der Sache geregelten Cursus, wie etwa in der Medicin. Die praktisch-pädagogische Ausbildung aber liegt außerhalb der Aufgabe der Universität, sie hat in Preußen neuerdings in den mit den Schulen verbundenen Gymnasialseminaren ihren Ort gefunden. Dazu kommt, daß der philosophischen Facultät anderweitige Aufgaben obliegen; vor Allem ist von ihrer alten Aufgabe: den Studierenden aller Facultäten eine Ergänzung der allgemein-wissenschaftlichen Bildung zu bieten, noch ein nicht ganz geringer Rest geblieben; sicher ist, daß in ihren Hörsälen die bunteste Mischung sich findet; in mancher Vorlesung begegnen sich hier doch auch heute noch alle Facultäten und alle Semester. Endlich fällt von der zweiten großen Aufgabe der Universität: der Erhaltung und Fortpflanzung der wissenschaftlichen Forschung, ihr ein sehr großer Theil zu. Es kann nicht befremden, daß die Lösung so schwieriger Aufgaben nicht ohne Rest gelingt. Vielleicht ist in keiner Facultät langes Umhertappen und verspätetes Erreichen des Ziels so häufig als hier. Aber das liegt nicht so sehr in einem Mangel der Einrichtungen, als in der Natur der Dinge, zum Theil auch in der Ungewißheit der Studierenden selbst: Viele treten in die Facultät ein, ohne selbst zu wissen, wohin sie wollen; sie hören und treiben, von diesem und jenem Interesse angezogen, einstweilen alles Mögliche, um endlich erst nach mancher Irrfahrt das ihnen Gemäße zu finden. Uebrigens sind Irrfahrten auf diesem Gebiet, wenn man sie nur mit offenen Augen macht, nicht ohne Gewinn für die geistige Bildung. Für schwache Kräfte freilich, denen es an Energie und an der Fähigkeit, sich selbst zu berathen und das der eigenen Natur Angemessene zu erkennen, fehlt, ist die Gefahr zu scheitern hier besonders groß.

VII.

Ich eile zum Schluß. Nach Allem werden wir sagen: die Verbindung von wissenschaftlicher Forschung und wissenschaftlichem Unterricht, wie sie auf den deutschen Universitäten sich in geschichtlicher Entwicklung herausgebildet hat, dürfen wir als eine glückliche Fügung betrachten, die wir alle Ursache haben, der Zukunft zu erhalten. Die Universitäten sind bisher beiden Aufgaben gerecht zu werden ernstlich und im Ganzen mit gutem Erfolg bestrebt gewesen. Das gilt im Ganzen doch auch von der Aufgabe des Unterrichts. Freilich ist die Zahl Derer, die den nächsten Weg verfehlen oder das Ziel überhaupt nicht erreichen, eine betrübend große. Aber dagegen gibt's keine Sicherheit. Wenn man hin und wieder hiervon redet, als sei das die Schuld der Universität, und wenn man dann im Namen besorgter Eltern von ihr fordert, durch Controlle, Fleißzeugnisse und vermehrte Prüfungen solchen Vorkommnissen vorzubeugen, so ist das eine unbillige Anschuldigung und eine unerfüllbare Forderung: die Universität ist keine Schule, sie will und kann es nicht sein. Die Schule übernimmt in gewissem Maße eine Garantie für den Erfolg ihres Unterrichts; sie nimmt die Schüler an die

Hand, bezeichnet ihnen täglich ihre Aufgabe und hält sie auch ohne den eigenen Willen zum Lernen des vorschriftsmäßigen Pensums an. Die Universität ist eine Anstalt für Erwachsene, die auf eigene Verantwortlichkeit leben; sie erbietet sich zur Führerin, aber sie nöthigt nicht zur Nachfolge; Jeder mag seinen eigenen Weg gehen, und will er gar keinen gehen, sie treibt ihn nicht an. Daß nicht Alle die Freiheit recht zu brauchen verstehen, ist kein Beweis gegen die Einrichtung. Man müßte denn zeigen, daß schulmäßige Einrichtungen für dieses Lebensalter überhaupt bessere Erfolge versprächen, und zwar nicht bloß für Diesen und Jenen, es gibt geborene Schülernaturen, die es ihr Lebenlang bleiben, sondern für die Allgemeinheit; und nicht bloß für den Tag der Prüfung, sondern für die ganze Ausbildung des jungen Mannes für Wissenschaft und Leben. Die Ueberzeugung aller Einsichtigen stimmt aber darin überein, erstens, daß eine mehr oder minder gelinde Nöthigung junger Leute im Alter von 20—25 Jahren zum Lernen im Allgemeinen eher das Gegentheil des Beabsichtigten hervorbringen würde. Zwang würde einen Geist des Widerstandes, des passiven und auch des activen, großziehen, der zu heillosen Zuständen führen müßte. Zweitens aber würde, auch wenn es wirklich gelänge, den heutigen Studenten wieder in den unselbständigen Scholaren des Mittelalters zurück zu verwandeln, die beste Frucht des akademischen Studiums verloren gehen: der Geist der Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit, der nur in der Freiheit erworben werden kann. — Es wird wohl einmal auf England und Amerika hingewiesen, wo im College der junge Mann unter Aufsicht lebt und in schulmäßigen Formen zur Arbeit angeleitet und angehalten wird. — Das College-System mag da, wo es auf altnationaler Tradition beruht, möglich sein und für seinen Zweck seine Vorzüge haben. Man vergesse aber nicht, daß die deutsche Universität einen völlig verschiedenen Charakter und eine völlig verschiedene Aufgabe hat; sie will nicht, wie jenes, jungen Leuten, die im Alter von etwa achtzehn Jahren von der Lateinschule kommen, eine höhere allgemein-wissenschaftliche Bildung geben, sondern sie hat gereifteren jungen Männern, die auf dem Gymnasium ihre allgemein-wissenschaftliche Bildung zu einem gewissen Abschluß gebracht haben, die für einen gelehrten Beruf nothwendige fachwissenschaftliche Belehrung zuzuführen. Das Universitätsstudium endet mit der Staatsprüfung und führt für die Meisten in Kurzem zu einer selbständigen und verantwortlichen Thätigkeit im Staats- oder Kirchenamt, in der Schule oder im ärztlichen Beruf. Hierfür ist die Universität die Vorschule und zugleich die Erprobung des Charakters: sich selbst regieren, das ist die große Kunst, in der sich zu üben die Universität reichste Gelegenheit gibt. Daß auch diese Kunst Zeit und Lehrgeld fordert, daß Mancher sie zeitlebens nicht lernt, ist kein Beweis gegen die Richtigkeit des Weges: sie kann nur in der Freiheit gelernt werden. Wer sie so nicht lernen kann, der kann sie überhaupt nicht lernen. Es ist denkbar, daß ein Solcher ohne das Experiment besser durchs Leben gekommen wäre; gewiß kommt Mancher flügellahm von der Universität heim. Aber wir können um derer willen, die nicht im Stande sind, das Fliegen zu lernen, nicht darauf

verzichten, es denen, die zu Führern und Lehrern unseres Volkes bestimmt sind, zuzumuthen. Und je deutlicher die Universität es den jungen Leuten und ihren Eltern sagt: sie sei keine Schule für Kinder und Knaben, desto besser. Träfe sie Einrichtungen, wie Fleißzeugnisse und Semesterprüfungen und derartige Dinge, so würde sie nur den Schein einer Sicherheit erzeugen, die doch nicht vorhanden wäre. Auch hier gilt das Wort: plus de risque, moins de danger.

Sonach wäre an der Verfassung der Universität als Unterrichtsanstalt im Ganzen nicht zu rütteln. Es kann sich nur darum handeln, das Gegebene fruchtbar zu machen und den schädlichen Tendenzen nach Möglichkeit zu wehren. Die Aufgaben, wie sie von hieraus für die Studierenden, die Lehrer und die Universitätsverwaltung sich ergaben, sei es gestattet, zum Schluß mit ein paar Strichen anzudeuten.

Für die Studierenden wird es sich handeln um vernünftigen Gebrauch der dargebotenen Unterrichtsmittel. In den ersten Semestern werden für die Meisten die Vorlesungen im Vordergrund stehen; die Aufgabe ist, mit ihrer Hülfe sich auf dem gewählten Studiengebiet zu orientiren. Es wird auch heute noch gelten, daß es hierzu ein besseres Mittel als eine Reihe guter, nach Form und Inhalt der Aufgabe entsprechender, mit Verstand gehörter und benutzter Vorträge nicht gibt. Die Geringschätzung der Vorlesung, wie sie neuerdings hin und wieder laut kund gegeben wird, ist thöricht; es mag unzulängliche Erfüllung der Form vorkommen, die Form selbst ist heute so unentbehrlich als je. Ja, sie hat an Wichtigkeit gewonnen; der Rath, ohne das veraltete Hülfsmittel der Vorlesungen allein mit Hülfe von Büchern seine Studien zu machen, war im sechzehnten und noch im achtzehnten Jahrhundert leichter ausführbar als gegenwärtig, wo die ungeheure Vermehrung der Literatur, die große Verschiedenheit der Grundanschauungen und die steigende Verwicklung der Probleme dem Anfänger die Orientirung so sehr erschwert. Dazu kommt auf vielen Gebieten die wachsende Bedeutung der den Vortrag begleitenden Demonstrationen. Ob Einer im sechzehnten Jahrhundert die Physik Melanchthon's hörte oder in seinem Lehrbuch nachlas, machte am Ende keinen großen Unterschied: wer heute Vorträge über experimentelle und theoretische Physik verschmähen wollte, um bloß aus Büchern zu lernen, würde sich gewiß nicht wohl berathen.

Im weiter vorschreitenden Studium käme sodann die Betheiligung an Uebungen hinzu. Auch diese sollte Niemand unterlassen. Wo es sich um medicinische oder naturwissenschaftliche Studien handelt, ist das selbstverständlich. Aber auch in den Fächern, in denen das einsame Buchstudium mehr thun kann und muß, sind sie selbst dann, wenn die Leitung auch nicht in hervorragend begabten Händen liegt, ein unverächtliches Förderungsmittel. Sie führen zu näherer Bekanntschaft mit dem Lehrer und mit Fachgenossen, und gerade die letztere ist von großem Werth. Man wird sich über sich selbst erst klar, wenn man mit Anderen sich mißt. Auch das Kennenlernen der schulmäßigen Methoden der Behandlung einer Materie ist von Werth; wem sie

fremd geblieben sind, der bleibt ihnen gegenüber leicht unsicher, sie unter- oder überschätzend. Es gilt hier ein Wort Herder's:

Lerne die Lehren der Schulen; doch gleich der Leukothea Binde,
Bist du am Ufer, so wirf sie in die Wellen zurück.

Großen Nutzen können übrigens auch wissenschaftliche Uebungen von Studierenden unter sich haben. Wissenschaftliche Vereine bringen ältere und jüngere Fachgenossen zusammen; in ihnen bildet sich eine hodegetische Tradition; Arbeiten geben Gelegenheit, freier die Kräfte zu versuchen; im freieren Austausch klären und vertiefen sich die Ansichten.

Ein großes Hemmniß für die fruchtbare Benutzung aller dieser Studienmittel ist ein allzu häufiger Wechsel der Universität. Wer jedes Semester eine neue Universität aufsucht, der wird auf keiner heimisch; er wird weder mit den Lehrern noch mit den Commilitonen bekannt und verliert mit Versuchen sich zu orientiren seine Zeit. Im Allgemeinen möchte es sich empfehlen, zuerst drei oder vier Semester auf einer kleineren Universität, wenn sich's fügt, der heimischen, zu studieren; dann, wenn man in seiner Wissenschaft und in den akademischen Verhältnissen sich einigermaßen zurechtgefunden hat, ein paar Semester auf einer oder auch auf mehreren auswärtigen Universitäten zuzubringen, um endlich die Studien auf der heimischen Universität abzuschließen.

Für die Lehrer wird ein Punkt besonderer Beachtung werth sein: sich deutlich machen und beständig gegenwärtig halten, daß es die Aufgabe ist, die vorhandenen Hörer zu belehren. Vielleicht wird diese Forderung nicht immer genügend in Acht genommen. Ein Professor docirt, was ihn interessirt; er versteigt sich auf die höchsten Höhen oder vertieft sich in die feinsten Specialuntersuchungen, die vielleicht für einen gelehrten Fachgenossen sehr interessant wären, aber dem Anfänger in der Wissenschaft nichts sind: bleiben die Hörer nun weg, so schilt er ihren gemeinen Sinn oder ihren niedrigen Standpunkt, und wenden sie sich einem andern Lehrer zu, der auf ihre Bedürfnisse mehr eingeht, so wird er den geringschätzen als einen, der sich zu dem gemeinen Fassungsvermögen herablasse oder wohl gar die Wissenschaft profanire. Dem gegenüber also wird gelten: das Bedürfniß und die Fähigkeit der Hörer ist der Maßstab des Unterrichts. Freilich ist dabei nicht das Bedürfniß der Trägheit und Unfähigkeit gemeint, die fertige Antworten auf Examensfragen schwarz auf weiß nach Hause tragen will.

Auch das sei berührt: der akademische Lehrer hat zur nächsten Aufgabe die wissenschaftliche Ausbildung seiner Hörer; vielleicht gibt es aber für ihn noch eine weitere und nicht geringere Aufgabe. Die Universität ist keine Erziehungsanstalt; und doch kann auch der Universitätslehrer als Erzieher wirken. Er wird es thun, wenn er seine Schüler mit Anschauungen und Gedanken, mit Ideen erfüllt, die zu thätigen Kräften des Wollens und Wissens werden. Das kann auf allen Gebieten geschehen, auf dem der Theologie und Philosophie, der Philologie und Geschichte, aber auch auf dem der Medicin und der Jurisprudenz. Ein rechtes Wort zur rechten Zeit über die ideelle Aufgabe des Arztes, des Richters, eine Bemerkung über Gefahren und Entartungen in dem Stande, mag, von einem verehrten Lehrer gesprochen, tiefe Spuren in der

Seele der Hörer zurücklassen. Das ist die Form, in der auch die Universität noch erziehend wirken kann.

Endlich ein Wort über die Aufgabe der Universitätsverwaltung. Die erste und wichtigste wird sein: den rechten Mann an den rechten Platz zu bringen. Sofern hierbei ein Zusammenwirken mit den Facultäten stattfindet, wie es in Deutschland herkömmlich und ohne Zweifel zweckmäßig ist, wird es Sache der Facultät sein, in erster Linie auf die wissenschaftliche Tüchtigkeit zu achten, Sache der Verwaltung dagegen, der Lehrfähigkeit die ihr zukommende Beachtung zu sichern. Sie wird eben daher sich nicht durchaus an die Vorschläge der Facultäten binden dürfen; Gleichartigkeit der Richtung, Schulverwandtschaft und ähnliche Dinge, die auf das Urtheil über die wissenschaftliche Tüchtigkeit eines Mannes, einen unvermeidlichen Einfluß üben, denn jedem Menschen leuchten die eigenen Ansichten mehr ein als fremde und gegnerische, möchte sonst über die Besetzung der Lehrstühle in einem Sinn entscheiden, daß dabei die Unterrichtszwecke nicht zu ihrem Recht kämen. Im Besonderen möchte das Augenmerk der Verwaltung auch darauf zu richten sein, aus den außerhalb der Universität stehenden Kreisen vorzügliche Kräfte der akademischen Lehrthätigkeit zuzuführen. Vor Allem sind aus den Gymnasien vielfach ausgezeichnete Lehrer, besonders für den philologischen und mathematischen, doch auch für den philosophischen, historischen und theologischen Unterricht gewonnen worden. Die Kenntniß der Ausstattung, die der Student auf die Universität mitbringt, die Gewöhnung, den Unterricht den Fähigkeiten der Schüler anzupassen, sind nicht zu unterschätzende Vortheile für den Universitätslehrer, vor Allem der philosophischen Facultät. Es wäre sehr zu bedauern, wenn die fortschreitende Zertrennung der Unterrichtsformen die Folge haben sollte, daß dieser Uebergang seltener würde und die Ergänzung des akademischen Lehrkörpers ausschließlich aus dem Kreise der Privatdocenten stattfände.

Ein anderes Augenmerk der Verwaltung wird sein: einer übermäßigen Concentrirung des Unterrichts entgegenzuwirken. Wird die Zahl der Hörer, die auf einen Lehrer kommen, allzugroß, dann wird dadurch die Einwirkung auf den Einzelnen geschwächt: es kann nicht ein Lehrer den Anforderungen vieler Hunderte von Schülern genügen. Das liegt auf der Hand, wo es sich um die Einführung in die Arbeit, um die Handhabung von Methoden, um die Erlernung einer Kunst, wie z. B. der ärztlichen, handelt. Aber auch wo das nicht der Fall ist, bleibt die Anhäufung von einigen hundert Hörern in einer Vorlesung etwas dem Verhältniß von Lehrer und Schüler Widersprechendes; die Entfernung zwischen beiden wird dadurch vergrößert, die Theilnahme für den Einzelnen erschwert oder unmöglich gemacht; der Hörer traut sich dann gar nicht mehr, dem Lehrer, der voraussichtlich so viel in Anspruch genommen wird, lästig zu sein. Wie die Dinge liegen, wird die Sache nicht überhaupt verhindert werden können; sie wird auch, wo es sich wesentlich um die Wirkung durch den Katheder vortrag handelt, ohne zu großen Nachtheil sein; der vorzügliche Lehrer kann auf diese Weise auf einen großen

Kreis wirken. Dennoch wird die Verwaltung Ursache haben, so viel an ihr liegt, solcher Anhäufung entgegenzuwirken.

Sie kann es auf zwei Wegen thun: durch die Errichtung von Parallelprofessuren und durch den Schutz der kleineren Universitäten. Wenn in der Schule die Zahl der Schüler über eine gewisse Höhe steigt, dann fordert die Verwaltung die Errichtung von Parallelclassen, in der Ueberzeugung, daß die Lehrkraft eines Mannes nur für eine bestimmte Anzahl von Schülern ausreicht: er kann in der Stunde nicht mehr übersehen und beschäftigen, noch die häuslichen Arbeiten bewältigen. Die Sache liegt für die Universität anders; der bloße Vortrag ist an sich für beliebig viele Hörer. In dem Maße aber, als neben dem Vortrag Uebungen aller Art an Bedeutung gewinnen, wird man auch hier zur Anerkennung jenes Princips kommen müssen: es gibt eine Maximalzahl, über die hinaus eine Lehrkraft nicht zureicht, oder bei deren Ueberschreitung ihre Wirkung allzusehr verdünnt wird. Da eine Regulirung der Frequenz der einzelnen Universitäten nicht möglich oder rathsam sein wird, so bliebe nur die Theilung oder die Errichtung von Parallelprofessuren; freilich eine Sache, die, noch abgesehen von den Kosten, auch ihr Mißliches hat. Doch findet sie ja in manchen Fällen schon statt, und meines Erachtens wird sie doch mit dem Wachsthum der großen Universitäten mehr und mehr unvermeidlich.

Freilich ist dies Wachsthum an sich nicht wünschenswerth. Und damit ist denn als zweite Aufgabe der Verwaltung in dieser Absicht gegeben: der Schutz der kleineren Universitäten. Kleine, doch lebensfähige Universitäten, und in Deutschland gibt es gegenwärtig wohl nicht eine, der Jemand die Lebensfähigkeit absprechen wollte, können als Unterrichtsanstalten in mancher Hinsicht mehr wirken, als die ganz großen. Das wird namentlich für die Fächer gelten, wo es sich hauptsächlich um die Benutzung von Instituten aller Art handelt. Es gilt aber auch für die übrigen Fächer, besonders für die ersten und letzten Semester: der Anfänger bedarf der Berathung, um den Weg zu finden, und der angehende Candidat hat wieder persönliche Theilnahme und Berathung für seine Arbeiten nöthiger. Wo sich von hier aus dauernde, auch über die Studienzeit hinaus dauernde Verhältnisse bilden, wird es für beide Theile sehr erfreulich und fruchtbar sein. Voraussetzung hierfür ist aber natürlich eine gewisse Seßhaftigkeit der Professoren. Vielleicht ist der Wechsel in den letzten Jahrzehnten etwas allzu rasch geworden; es hängt mit den ökonomischen Verhältnissen zusammen, und hier würde denn die Verwaltung einzusetzen haben: es müßte die Dotation der Professuren auf den kleineren Universitäten auf eine Höhe gebracht werden, daß dem Uebergang an eine große in dieser Hinsicht wenigstens etwas von dem Verlockenden genommen würde. Doch dürfte die Ausgleichung meines Erachtens nicht durch einen Eingriff in die Einrichtung der Collegienhonorare geschehen. Ein solcher würde die Tendenz haben, nicht nur das Interesse des Lehrers und des Hörers an dem Unterricht zu schwächen, sondern auch dem ganzen Verhältniß von Lehrer und Hörer, wie es auf den deutschen Universitäten sich gestaltet hat, seinen alten freien und persönlichen Charakter zu nehmen: der Professor würde

mehr Beamter, während jetzt doch noch ein Rest des alten Verhältnisses durchscheint: der Magister der frei gewählte und honorirte Lehrer seiner Hörer.

Endlich würde es ein weiteres Augenmerk der Verwaltung sein: dem zu weit getriebenen Specialistenthum im Unterricht entgegenzuwirken. Die wissenschaftliche Forschung hat die Richtung auf Specialisirung, daran läßt sich nichts ändern; sie ruft auch die Neigung hervor, im Unterricht sich immer mehr auf ein enges und ganz beherrschtes Gebiet einzuschränken. Das Bedürfniß des Hörers dagegen fordert Einheit und Zusammenhang, und dieses Bedürfnisses wird sich die Verwaltung annehmen können und müssen; die Bestimmung des Lehrauftrags bei Besetzung der Lehrstühle bietet dazu Gelegenheit. Sie wird es thun müssen, schon um einer Ausdehnung der Studienzeit, die ja nothwendig mit der Zahl der Vorlesungen, in denen ein Studiengebiet absolvirt wird, wächst, ins Endlose zu wehren. Die Facultäten sind meist sehr unbefangen in der Forderung einer Verlängerung der obligatorischen Studienzeit. Wo sich der Einzelne freiwillig dazu entschließt, wird die Sache vortrefflich sein; eine zwangsweise Verlängerung hat schwere Bedenken; einerseits wirkt sie im Sinne der Aussperrung der weniger bemittelten Bevölkerungsclassen vom Universitätsstudium, was schwere socialpolitische Gefahren mit sich bringt, andererseits hat sie Verspätung des Anfangs der praktischen Thätigkeit und der wirthschaftlichen Selbständigkeit zur Folge, was für die persönliche Entwicklung sehr bedenklich ist. Dazu kommt das schon oben berührte Moment: die Ausdehnung des Specialistenthums hat Einengung des Horizonts zur unmittelbaren Wirkung. Je specialisirter die Vorlesungen, desto unzugänglicher werden sie dem Nichtspecialisten. Ist es heute auch nicht mehr möglich, was im vorigen Jahrhundert noch gewöhnlich war, daß Theologen und Juristen außer den Studien der eigenen Facultät den ganzen Umkreis der philosophischen Facultätswissenschaften, philologisch-historischer und mathematisch-naturwissenschaftlicher Studien, durchlaufen, so ist es doch möglich und wünschenswerth, daß jeder Studierende auch jenseits seines eigenen Gebiets durch Vorlesungen sich zu orientiren Gelegenheit habe.

Hierauf zu halten bietet der Verwaltung auch eine überkommene Bestimmung der Lehraufträge eine Handhabe: die Verpflichtung zu öffentlichen Vorlesungen. Die Bedeutung der publica war ursprünglich die: daß jeder besoldete Professor, dafür erhielt er eben sein Gehalt, sein Fach publice, das heißt unentgeltlich für Alle, die sich einfinden wollen, vortragen mußte, und zwar in der Regel in einer vierstündigen Vorlesung. So las noch Kant seit seiner Ernennung zum ordinarius für Logik und Metaphysik diese beiden Disciplinen abwechselnd vierstündig publice. Daneben hielt er private Vorlesungen gegen Honorar. Im neunzehnten Jahrhundert sind die publica, die schon im achtzehnten Jahrhundert im Zurückgehen sind, immer mehr verkümmert. Jetzt wird in ihnen vielfach irgend ein specielles Capitel, das in der Privatvorlesung nicht Raum hat, in einer Ergänzungsstunde abgehandelt; oder man kündigt Uebungen für einen kleinsten Kreis als publicum an. Wäre es nicht möglich und zweckmäßig, sie in dem alten Sinne herzustellen, d. h. wieder die Regel einzuführen, daß jeder Professor aus seinem Fach eine zur allgemeinen Orientirung dien-

liche Vorlesung öffentlich hielte, so daß der Student Gelegenheit hätte, über Gegenstände allgemeinen Interesses sich durch Vorlesungen Belehrung zu verschaffen? Die deutsche Universität ist stolz darauf, nicht bloße Fachschule zu sein, sie rühmt sich ihrer Universalität. Es wäre billig, daß sie darauf achtete, ihren Angehörigen die reichen Bildungsmittel, die sie besitzt, wirklich allgemein zugänglich zu machen. Hoffentlich wird nicht dereinst die Geschichte zu berichten haben, daß in derselben Zeit, wo die alten, einst so abgeschlossen lebenden englischen Universitäten mit ihrem Unterrichtsangebote selbst an die breiteren Schichten der ungelehrten Bevölkerung sich wendeten, die deutschen Universitäten, die im vorigen Jahrhundert auf die allgemeine Bildung des Volkes eine so tief reichende Wirkung ausübten, sich mehr und mehr in isolirte, specialistische Fachschulen aufgelöst hätten. Es wäre eine Schmach, wenn die Anstalten, die Männer wie Kant und Wolff und Melanchthon, die Lehrer des deutschen Volkes, zu den ihren zählten, im Specialismus verkümmern sollten. Das darf nicht geschehen. Vielleicht darf man auch sagen: es wird nicht geschehen. Manche Zeichen scheinen darauf hinzudeuten, daß eine Wandlung in den Anschauungen im Begriff ist sich zu vollziehen. Wenn nicht Alles täuscht, hat die einseitige Hochschätzung des Specialistenthums und der Exactheit ihren Höhepunkt schon überschritten. Die lange verachtete Philosophie gewinnt wieder an Theilnahme, vor Allem auch in den Kreisen der wissenschaftlichen Forschung selbst, ein Zeichen dafür, daß die Idee der Einheit des Wissens sich lebendiger regt. Was aber die Philosophie gewinnt, das gewinnt die Universität als Unterrichtsanstalt, als die hohe Schule der allgemeinen Bildung.

Ein Staatsmann der alten Schule.

Aus dem Leben des mecklenburgischen Ministers Leopold von Plessen.

Nach Staatsacten und Correspondenzen

von

Ludwig von Hirschfeld.

(Schluß.)

VIII.

Die diplomatische Phase in dem Leben Leopold's von Plessen, welche darzustellen wir uns vorgenommen hatten, schließt mit dem Jahre 1823 ab. Die Wirksamkeit der folgenden Jahre war ausschließlich dem innern Staatsdienst gewidmet. Nur zweimal noch entzogen ihn besondere Aufträge seines Fürsten vorübergehend der ministeriellen Thätigkeit. Im Jahre 1834 nahm er an den Conferenzen Theil, welche vom 13. Januar bis 12. Juni in Wien abgehalten wurden und neben der Berathung über Mittel zur Abwehr staatsfeindlicher Umtriebe auch eine partielle Revision der Schlußacte von 1820 bezweckten. Drei Jahre später, 1837, wurde er aus Anlaß der sensationellen Orleans'schen Heirathsangelegenheit noch einmal mit einem diplomatischen Auftrag betraut. Auf diesen werden wir weiter unten aus besonderen, dort näher zu erörternden Gründen zurückkommen. Würde es sich hier um eine Biographie Plessen's handeln, so würden natürlich auch die soeben erwähnten Wiener Conferenzen ausführlich zu besprechen sein. Wir können aber dem Leser nicht zumuthen, noch einmal den mühsamen Gang durch die langwierigen und unfruchtbaren Verhandlungen jenes Ministercolleginms anzutreten, zumal deren Endergebniß ein sehr dürftiges, für die Geschichte des Deutschen Bundes ziemlich belangloses war. Nur der Vollständigkeit wegen und weil Plessen auch in dieser Versammlung wieder seinen Einfluß und seine Arbeitskraft zur Geltung brachte, schließlich auch in Berücksichtigung dessen, daß es die letzte der das Bundeswerk zum Abschluß bringenden Conferenzen war, mag sie hier mit wenigen Strichen skizzirt werden.

Der Plan zu dieser vertraulichen Ministerzusammenkunft war in einer Begegnung festgestellt, welche Fürst Metternich im Juli 1833 mit dem

preußischen Minister Ancillon in Teplitz gehabt hatte. Letzterer war dem 1832 abgetretenen Grafen Bernstorff im Amte gefolgt und sicher nicht der Mann, sich dem Einfluß Metternich's zu entwinden. Indessen waren diesmal die Vorschläge des österreichischen Staatskanzlers doch weniger verhängnißvoll für Preußen, als bei jener früheren Teplitzer Unterredung im Juli 1819. Sie beschränkten sich auf allgemeine Andeutungen über die gefährlichen Umtriebe der revolutionären Partei und die Nothwendigkeit, Mittel zu ihrer Abwehr aufzusuchen. Welcher Art diese Mittel sein sollten, war auch in dem Einladungsschreiben, das die beiden Großmächte im August erließen, nicht gesagt. Auf die Anfrage einiger Höfe, wie man denn dem Uebel zu begegnen gedenke, erfolgte von Wien die harmlose Antwort: „Das wolle man ja gerade von ihnen erfahren." Die Undurchsichtigkeit dieses Verhaltens erregte zwar bei den constitutionellen Regierungen Mißtrauen und Verstimmung, doch konnten sie die Beschickung der Conferenz nicht wohl ablehnen. Preußen hatte gewünscht, daß die Staaten durch ihre Minister und nicht durch ihre Bundesgesandten vertreten würden, weil es sonst auf eine Zusammenkunft des Bundestags, nur an einem anderen Orte, hinausliefe. So fand denn Plessen diesmal nur wenige Bekannte aus der Versammlung von 1820 vor. Es waren dies Fritsch, Du Thil, Berg und Smidt. Bernstorff fehlte ihm sehr. Zwar war diesem, da Ancillon gerade kurz vor dem Eröffnungstermin erkrankt war, die Vertretung Preußens vom König angeboten worden. Allein der über seine Entlassung verstimmte Staatsmann lehnte eine solche Gastrolle ab. Der Justizrath Graf Alvensleben ward nun nach Wien delegirt; später kam auch Ancillon nach.

Wie bei den früheren Conferenzen wurden auch diesmal die Materien an verschiedene Commissionen vertheilt. Plessen war Mitglied der drei wichtigsten, sowie der Redactionscommission, bei welcher an Stelle des vor anderthalb Jahren verstorbenen Gentz jetzt der Hofrath Freiherr v. Werner als Protokollführer betheiligt war. Metternich hatte sich doch entschließen müssen, eine Art von Programm aufzustellen, in welchem vier Punkte als der Abhülfe zumeist bedürftig bezeichnet waren: Der Mißbrauch, welcher mit mehreren Bestimmungen der in Deutschland eingeführten Constitution getrieben werde, die Einwirkung der revolutionären Faction auf die Jugend, die Zügellosigkeit der Presse und der Zwiespalt, welcher zwischen den Particularverfassungen und der Bundesverfassung bestehe. War auch Plessen an einen langsamen Geschäftsgang derartiger Ministerconferenzen gewöhnt, so wurde diesmal seine Geduld doch auf eine äußerst harte Probe gestellt. Monate vergingen mit Commissionsberathungen, deren Ergebniß schließlich nur ein sehr unbefriedigendes war. Gelang es auch, ein Schlußprotokoll von 59 Artikeln zu Stande zu bringen, so war doch eine Ausgestaltung des Bundesorganismus, eine Kräftigung der Bundesgewalt, wie Plessen sie erhofft und in den Commissionen zur Geltung zu bringen sich redlich bemüht hatte, in keiner Weise erreicht. Das einzige befriedigende Resultat war noch die Einsetzung eines permanenten Schiedsgerichts, welches die Zwistigkeiten zwischen den Regierungen und ihren Ständen definitiv beizulegen bestimmt war. Im Uebrigen

enthielt das Schlußprotokoll allgemeine Phrasen und einige polizeiliche Verordnungen bezüglich der Presse und des Universitätswesens. Von einer Revision der Schlußacte, wie sie Metternich im Auge gehabt, war nicht mehr die Rede. Ueberall, wo man versucht hatte, dem Bunde eine stärkere Einwirkung auf das Verhalten der Regierungen ihren liberalen Kammern gegenüber zuzuweisen, hatten die süddeutschen Bevollmächtigten die Bestimmungen abgeschwächt, die Ausdrücke verallgemeinert. Selbst der Impresario des ganzen Unternehmens, der sieggewohnte Metternich konnte sich nicht verhehlen, daß der Ausgang der Verhandlungen ein verschleiertes Fiasco war, und viel hätte nicht gefehlt, so wäre ihm das mit so viel Mühe zu Stande gebrachte Werk noch im letzten Augenblick in der Hand zerschlagen worden. Wie vor vierzehn Jahren Württemberg, so war diesmal Bayern der Störenfried. Am 29. Mai 1834 waren alle Bevollmächtigte zur Unterschrift autorisirt, nur der bayrische nicht. Vergebens wartete man einige Tage auf das Eintreffen des Münchener Couriers. Man erfuhr unter der Hand, daß der sehr einflußreiche Minister des Innern, Fürst von Oettingen-Wallerstein das ganze Conferenzproject bekämpfe, weil die Souveränetät des Königs durch die von ihm geforderten Verpflichtungen gegen den Bund beeinträchtigt werde. Der König, hieß es, sei gewillt, seinen Beitritt zu versagen. Es bedurfte der ungewöhnlichen Gewandtheit Metternich's und seines geheimen Einflusses in den Münchener Hofkreisen, um diesen Schlag abzuwenden. Jedoch mußte die Conferenz sich bequemen, das ganze Protokoll noch einmal durchzunehmen und nach den bayrischen Wünschen zu amendiren. Was darin für die Autorität des Bundes noch von Werth sein konnte, ging dabei verloren.

Enttäuscht kehrte Plessen nach der Heimath zurück. Der ganze Verlauf der Conferenz war nur ein neuer Beleg für die Unzulänglichkeit des Bundesorganismus, für die innere Zerfahrenheit Deutschlands und den allgemeinen Mangel an Verständniß für die Einheitsidee bei den Fürsten, wie bei den Völkern. Die Freudigkeit an solchen Arbeiten, die doch zu nichts führten, war ihm genommen, aus dem Bunde das nicht geworden, was ihm vor zwanzig Jahren vorschwebte, als er den Entwurf einer deutschen Verfassung herausgab. Er, der Minister, und sein hochsinniger Herr hatten andere Pläne gehabt, andere Hoffnungen gehegt!

Am 24. Juni traf er wieder in Ludwigslust ein. Es war das seine letzte Dienstreise gewesen. Während der drei Lebensjahre, die ihm noch beschieden waren, verließ er Mecklenburg nur zweimal, in diesem und im nächsten Sommer, für einige Wochen, um seine Frau nach Marienbad zu begleiten, wo sie beide die Kur gebrauchten. Frau von Plessen litt seit einigen Jahren an einem organischen Uebel, welches sie zwang, in jedem Jahr regelmäßig eine Brunnenkur vorzunehmen, übrigens aber keinen gefährlichen Charakter bekundete. Sie konnte ihren häuslichen und gesellschaftlichen Pflichten durchaus nachkommen und befand sich meistens wohl und in heiterer Stimmung. So schrieb sie noch am 3. April 1835 an ihren Bruder Hermann:

„Auf dem Segen unseres theuren vortrefflichen Vaters, den er bei meinem Abschied von ihm auf mich und Alle, die mir dereinst zugehören würden, ausgesprochen hat, ruht auch der

Segen Gottes! Wie fühle ich das täglich mit tief gerührtem, dankbarem Herzen! Es geht mir wohl auf Erden, meine Verhältnisse sind alle glücklich. Mein Lebensschicksal ist an einen Mann gebunden, der zu den vorzüglichen, ausgezeichneten gehört, und der es ist, weil seine Seele glaubensvoll dem ergeben ist, von dem allein alle guten und vollkommenen Gaben kommen. Auch an meinen Kindern erlebe ich nur Freude. Wie lange aber dies Erdenglück noch währen wird, steht in Gottes Hand. Ich werde jetzt oft daran gemahnt, daß ich wohl nahe dem Zeitpunkt stehe, wo mich mein himmlischer Vater zu sich rufen will."

Und dieser Zeitpunkt war näher, als sie damals glauben mochte. Freilich fehlte es auch an bestimmten Anzeichen dafür. Die Marienbader Kur des Sommers 1835 hatte einen guten Erfolg gehabt, und es war sogar die Rede davon, daß Frau von Plessen die Erbgroßherzogin auf einer Reise nach Petersburg begleiten sollte. Das russische Kaiserpaar war im Frühjahr mit Paul Friedrich und seiner Gemahlin am Berliner Hofe zusammengetroffen. Dort hatten die beiden Schwestern den Besuch in der russischen Hauptstadt verabredet und Kaiser Nikolaus dabei ausdrücklich den Wunsch ausgesprochen, Frau von Plessen möge sich den mecklenburgischen Herrschaften anschließen, um ihr Geburtsland und den dortigen Verwandtenkreis bei dieser Gelegenheit wiederzusehen. Die Reise, die ursprünglich für den Herbst desselben Jahres 1835 geplant war, wurde auf das nächste Frühjahr verschoben. Sophie von Plessen sollte aber ihre russische Heimath nicht wiedersehen. Im September befand sie sich in Gesellschaft ihrer Tochter, Frau von Oertzen, in Dolgen, während der Minister beim Großherzog in Doberan weilte. Ein Unwohlsein, welches leichter Art zu sein schien, veranlaßte sie, für einige Tage gleichfalls nach Doberan zu gehen, um einen der dortigen Aerzte zu consultiren. Dort trat ganz unerwartet eine Verschlimmerung ein, und zwar so plötzlich, daß die Kranke am 21. September, ohne vorher bettlägerig gewesen zu sein, in den Armen ihres Gatten verschied. Auf dem freundlichen Friedhofe des Orts wurde sie bestattet.

Tief erschüttert kehrte Plessen von der Grabstätte zurück. Nach dem Einblick, den wir in den Schriftwechsel der beiden Gatten gethan, können wir ermessen, was diese Frau ihm im Leben gewesen, und wie der Verlust für ihn ein unersetzlicher sein mußte. Nach menschlicher Berechnung war nicht zu erwarten gewesen, daß die treue Gefährtin ihm im Tode vorangehen werde. Mit ihr erlosch auch der wärmende Strahl, der den Abend seines Lebens erleuchtete. Schwer lastete auf ihm die Vereinsamung in dem öden Hause, das die Kinder längst verlassen hatten. So wurde aus dem ernsten ein stiller, trauriger Mann. In der Arbeit suchte und fand er das Mittel, sich seinen schmerzlichen Gedanken zu entreißen, und als eine besondere Fügung mochte er es erkennen, daß sich gerade jetzt das Feld seiner Wirksamkeit noch erweiterte.

Am 12. April 1836 verschied im einundachtzigsten Lebensjahre sein alter Freund und langjähriger College Freiherr von Brandenstein. Es war natürlich, daß Plessen an seine Stelle rückte. Hatte in den letzten Jahren seine Thätigkeit auch schon mehrfach in die amtliche Sphäre des alternden Collegen eingegriffen, so war er doch stets bedacht gewesen, die Würde und Stellung des letzteren zu schonen. Dies bezog sich namentlich auf die Abneigung Brandenstein's gegen jedwede Neuerung in der Administration. Diese war

von einem veralteten Bureaukratismus durchwachsen, von schwerfälligem Geschäftsgang und mancher Reform bedürftig. Soweit es, ohne die Bequemlichkeit und die Gewohnheiten des betagten Ministerpräsidenten zu stören, irgendwie thunlich gewesen, hatte Plessen schon einige kleine Verbesserungen in dem Regierungsmechanismus eingeführt. Jetzt, wo er freie Verfügung hatte, ging er energischer vor. Die angestrengte Thätigkeit, welche die Verwaltung mehrerer Aemter — denn er hatte auch das eines Cabinetsministers behalten — von ihm erforderte, bot eine willkommene Ableitung von schmerzlichen Rückblicken. Dazu gesellte sich ein häufiger Wechsel des Aufenthalts in Ludwigslust und Schwerin. Die Geschäfte des Cabinets waren am Hoflager des Großherzogs zu erledigen. Die Kanzleien der Regierung befanden sich in der Landeshauptstadt.

An den Einzelheiten der Regierungsgeschäfte konnte sich Friedrich Franz nicht mehr in dem Maße wie früher betheiligen. Am 10. December 1836 vollendete er sein achtzigstes Lebensjahr. Die Schwächen des Alters machten sich geltend. Zwar blieb sein Geist rege und ungetrübt. Allein das asthmatische Leiden, das ihn schon seit zwanzig Jahren quälte, zehrte an seinen Kräften. Sein Verhältniß zu Plessen war stets das gleiche, sein Vertrauen in dessen Rath ein unbedingtes, seine Zuneigung zu ihm echt und warm.

Es war daher ein neuer schmerzlicher Verlust, wenngleich in anderer Art wie der zuletzt erlittene — als am 1. Februar 1837 der Tod ihm auch den fürstlichen Freund von der Seite riß. Ein langes Leben hatte den Altersunterschied allmälig ausgeglichen. Schulter an Schulter hatten die beiden Männer den schweren Schicksalsschlägen, welche das Vaterland trafen, die Stirn geboten, Hand in Hand waren sie auf der Lebensbahn fortgewandert, jeder in seinem Stande, in seinem Wirkungskreise bedacht für Mecklenburg's Wohlfahrt, für die Ehre des Fürstenhauses, für des Deutschen Reiches Einheit. Das war es gewesen, was sie so fest verbunden, daß während eines fünfunddreißigjährigen Zusammenwirkens auch nicht ein einziges Mal eine Störung oder auch nur eine Trübung des vertrauten Verhältnisses eintrat. Gewiß ein seltener Fall in den Beziehungen zwischen Fürst und Diener! So verschieden auch der religiöse und sittliche Standpunkt dieser beiden höchst eigenartigen Männer war, so häufig sie auch in ihren Neigungen und Gewohnheiten, in den Aeußerungen ihres Geschmacks contrastirten — der Patriotismus, diese geradezu rührende Anhänglichkeit an das Geburtsland, an seine Bevölkerung und seine Einrichtungen war der Boden, auf dem sie sich stets wieder zusammenfanden, und das heiße Streben, diesem Vaterlande zu dienen und zu nützen, der eigentliche Kitt ihrer Freundschaft.

Mit warmen Worten hatte der verewigte Fürst in seinem schon im Jahre 1823 aufgesetzten Testament dem Thronfolger seinen Freund, den Minister von Plessen, empfohlen, dessen Anhänglichkeit an seine Person hervorgehoben und die Erwartung ausgesprochen, sein Enkel werde denselben in „einen solchen Geschäftskreis und in ein Dienstverhältniß setzen, wie er selbst es für sich angemessen finden" werde. Bei Paul Friedrich bedurfte es indessen einer solchen Empfehlung nicht. Seit lange stand er, wie wir wissen, zu

Plessen in einem intimen Verhältniß. Er kannte den Werth dieses Mannes und war an seinen Rath und Einfluß so gewöhnt, daß ein Wechsel in der Person des leitenden Ministers gar nicht in Frage kam. Am Wenigsten wäre der damalige Augenblick dazu geeignet gewesen. Zu keiner Zeit war Paul Friedrich des Beistands eines erfahrenen Rathgebers mehr benöthigt als eben jetzt, wo eine äußerst schwierige und verwickelte Frage der Entscheidung des Familienhaupts unterlag. Wir können hier auf die Einzelheiten der einst so viel besprochenen Orleans'schen Werbung um die Hand der Herzogin Helene nicht näher eingehen. Selten hat ein Heirathsproject die politische Welt Europa's, die Höfe und die Salons der Aristokratie so in Spannung erhalten, die Köpfe der Rechtsgelehrten und gefühlvolle Frauenherzen in gleichem Maße lebhaft beschäftigt. Wir dürfen die Vorgänge selbst als hinlänglich bekannt voraussetzen, zumal erst neuerdings der Verlauf der Angelegenheit, die Stellung des preußischen Hofes zu dieser Frage, die correcte Haltung des Großherzogs Paul Friedrich an der Hand zuverlässiger Documente actenmäßig dargestellt ist[1]). Da aber dem Minister von Plessen hierbei eine besonders schwierige Rolle zufiel — eine Rolle, die ihm noch Gelegenheit gab Charakterfestigkeit, Tact und Umsicht in hervorragender Weise zu entfalten —, da außerdem der Tag des Abschlusses seiner Aufgabe auch mit dem Abschluß seines Lebens zusammenfiel, so mögen zur Ergänzung der schon publicirten Acten und Correspondenzen hier noch einige Schriftstücke vorgelegt werden, welche sich im Nachlaß Plessen's vorgefunden haben. Sie werfen ein eigenthümliches Streiflicht auf die Personen, welche bei dieser Angelegenheit in der Coulisse standen und deren Intriguen auf die Handlungen der eigentlichen Acteurs nicht ohne Einfluß blieben.

Zur allgemeinen Orientirung des Lesers wollen wir kurz vorausschicken, daß der erste Gedanke einer Verbindung des französischen Thronerben mit der Prinzessin Helene in dem Kopf des in Berlin beglaubigten französischen Gesandten Herrn Bresson entsprungen war. Dieser hatte die junge anmuthige Fürstentochter in Teplitz kennen gelernt und die Reise des Herzogs von Orleans nach Berlin im Mai 1836 zu dem Zwecke veranlaßt, das Wohlwollen des Königs für den Sohn Ludwig Philipp's und dessen Heirathspläne zu gewinnen. Gleichzeitig hatte er zwei am Hofe Friedrich Wilhelm's III. sehr einflußreiche Personen in diese Pläne eingeweiht und auf seine Seite zu ziehen gewußt. Es waren dies der Minister des Königlichen Hauses Fürst Wittgenstein und der Oberhofmeister von Schilden, beides Männer, welche in hohem Grade das Vertrauen und das Ohr des Monarchen besaßen. Friedrich Wilhelm war alt und wollte Frieden haben. Die Befestigung des Julithrones erschien ihm als politische Nothwendigkeit und die Aufnahme der Orleans in die Reihen der legitimen Fürsten als das nächste Mittel, ihr Ansehen in Frankreich selbst zu stärken. Inzwischen hatten auch bei anderen altfürstlichen Häusern vertrauliche Anfragen des Tuilerienhofes bezüglich einer

[1]) Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und seine Vorgänger. Von L. v. Hirschfeld. Bd. I, Cap. 5: Die Verbindung mit dem Hause Orleans. Leipzig, Duncker & Humblot. 1891.

Familienverbindung stattgefunden; aber sie alle hatten diese Zumuthung mit großer Kälte, einige sogar mit verletzender Schroffheit zurückgewiesen. Alle legitimen Höfe und die Aristokratie ihrer Länder sahen in Ludwig Philipp einen Thronräuber und würden eine Familienallianz mit der Julidynastie für unzulässig und selbst schmachvoll gehalten haben. Diese Anschauung herrschte auch in der Berliner Königsfamilie und den ihr zunächst stehenden Kreisen so unbedingt vor, daß Friedrich Wilhelm mit der Ansicht völlig isolirt stand: eine Werbung des Herzogs von Orleans verdiene, wenn sie stattfinde, nicht nur volle Berücksichtigung, sondern es könnten ihr auch politische Bedenken in keiner Weise hinderlich werden. Außer ihm gab es wohl in dem ganzen monarchisch-konservativen Lager Deutschlands nur noch einen Mann, der diese Ansicht theilte, und zwar aus dem gleichen Motiv eines im Alter sich steigernden Ruhebedürfnisses. Dieser Mann war Metternich. Sein Opportunismus gestattete ihm das Banner der Legitimität, das er so oft hatte flattern lassen, wenn es seine reactionäre Politik zu decken hatte, gemächlich einzuziehen, sobald dadurch eine momentane Schwierigkeit beseitigt und sein geliebtes Stabilitätsprincip für einige Zeit wieder in Sicherheit gebracht wurde.

In Mecklenburg waren Gerüchte von einer beabsichtigten Werbung des Tuilerienhofes längst im Umlauf. Die ausländische Presse hatte dies Thema schon wiederholt besprochen, und das „Journal d'Anvers" in seiner Nummer vom 4. November 1836 sogar eine ausführliche, übrigens wenig schmeichelhafte Schilderung der Personen und Verhältnisse des Ludwigslust er Hofes entworfen. Der kranke Großherzog, dessen Ende man bereits entgegen sah, war nicht mehr im Stande, sich mit dieser Angelegenheit näher zu befassen. Das erbgroßherzogliche Paar aber hatte zu der Frage längst Stellung genommen, und zwar in entschieden ablehnendem Sinne. Schon die Möglichkeit einer Verbindung des uralten, nahezu tausend Jahre regierenden mecklenburgischen Fürstenhauses mit der durch Barrikadenkämpfe auf den Thron gelangten Familie Orleans erschien dem Erben der Wendenkrone als eine beleidigende Zumuthung.

Uebrigens konnte er sich seit dem Herbst 1836 nicht verhehlen, daß eine solche bevorstehe. Die Gerüchte aus Paris nahmen immer bestimmtere Gestalt an. Herr Oerthling, der bei der französischen Regierung accreditirte mecklenburgische Ministerresident erhielt, als er zu Anfang October von einer Urlaubsreise nach der französischen Hauptstadt zurückkehrte, die Besuche fast aller Mitglieder des diplomatischen Corps, welche ihn mit Fragen bestürmten; ob die Angelegenheit schon geordnet, wann der Zeitpunkt der Vermählung sei u. s. w. Man wollte wissen, der zwischen Mecklenburg und Frankreich kürzlich abgeschlossene Handelsvertrag enthalte nur deshalb so günstige Bedingungen für das Großherzogthum, weil er in Verbindung stehe mit anderen Allianzprojekten. Die Thatsache, daß der Vertrag Mecklenburg Vortheile gewährte, war richtig; aber Plessen hatte diese erst nach langen Verhandlungen und nicht ohne Mühe erwirkt.

Ein auffallender Schritt des Pariser Cabinets aber war allerdings die Ernennung eines sehr vornehmen Franzosen, des Baron de Mauffion, zum

Consularagenten in Rostock. „Dieser aus einer der ältesten Adelsfamilien stammende und mit den Montmorency's nahe verwandte Cavalier" — berichtete Oerthling am 19. October 1836 — „ist einer der habitués in den Tuilerien und steht in täglichem vertrautesten Verkehr mit der königlichen Familie. Man hat hier ausgesprengt, der König habe ihm, weil er in derangirten Verhältnissen lebe, aus besonderem Wohlwollen einen Posten im Staatsdienst zugewendet, der ohne Bedeutung und eigentlich eine Sinekure sei. Es ist aber einleuchtend, daß die Ernennung als Consularagent nur eine Maske ist und der geheime Zweck seiner Sendung darin besteht, die Verhältnisse am Ludwigslust Hofe kennen zu lernen und über die dortigen Persönlichkeiten, namentlich über die Herzogin Helene, zu berichten." Baron Maussion traf in der That Anfangs December auf seinem bescheidenen Posten ein, begab sich aber zum 10., dem Geburtstage des Großherzogs, nach Ludwigslust, wo er während der dortigen Festlichkeiten vollauf Gelegenheit hatte, die ihm aufgetragenen Beobachtungen anzustellen.

Der Erbgroßherzog hatte von seiner entschiedenen Abneigung gegen den Tuilerienhof zu keiner Zeit und jetzt am Wenigsten ein Hehl gemacht. Er war dem vertriebenen König persönlich attachirt. Während manche der kleineren deutschen Fürsten ängstlich die Blicke nach dem Sitz der großen Cabinete richteten, ungewiß, welcher Partei sie sich zuwenden sollten, trat das Schweriner Fürstenhaus in loyaler Weise offenkundig auf die Seite des Entthronten. Als dieser 1830 in die Verbannung ging, in Hamburg landete und, auf der Weiterreise nach Prag, Ludwigslust berührte, wurde er dort gastlich aufgenommen und mit königlichen Ehren empfangen. Karl X. war davon tief gerührt und schied mit warmen Dankesworten. Auch in den folgenden Jahren hatte der Schweriner Hof mit den verbannten Bourbons in brieflichem Verkehr und freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Diese Stimmung konnte daher für Herrn von Maussion kein Geheimniß bleiben. Allein man schien sich in den Tuilerien nicht daran kehren zu wollen. Wittgenstein und Schilden hatten inzwischen die Gerüchte, welche von Zeit zu Zeit über den Rhein drangen und die Lage des Julithrons als gefährdet darstellten, geschickt benutzt, um den König von Preußen für die Bresson'schen Pläne günstig zu stimmen. Der Gesandte hielt nun zu Anfang des Jahres 1837 den Zeitpunkt für gekommen, offen vorzugehen und ließ durch Wittgenstein den König bitten, seinen Antrag in Ludwigslust zu unterstützen. Die Vollmacht, welche ihn zu einer einleitenden Demarche autorisirte und zu diesem Behufe bei dem Minister von Plessen als Unterhändler beglaubigte, lag längst in seinem Schreibtisch.

Am 15. Januar schrieb Friedrich Wilhelm an seine Tochter, die Erbgroßherzogin Alexandrine, benachrichtigte sie von der nahe bevorstehenden officiellen Werbung und sprach sich dann, in der Voraussetzung, daß es ihr und ihrem Gemahl erwünscht sein werde, seine Ansicht darüber zu kennen — sehr unumwunden zu Gunsten des Heirathsprojekts aus. In politischer Hinsicht sei „kein Hinderniß vorhanden, das erheblich genug wäre, um den Antrag zurückzuweisen", und, was die persönlichen Erwägungen beträfe, so rathe er, die Entscheidung ganz in die Hände der Prinzessin und ihrer Mutter zu legen.

Fast gleichzeitig mit jenem Briefe traf in Ludwigslust ein Schreiben des Fürsten Wittgenstein an Minister von Plessen (d. d. 16. Jan.) ein, dem ein anderes, gleichfalls an Plessen gerichtetes, des Herrn Bresson beigeschlossen war. Der Gesandte bat darin zum Zweck einer hochwichtigen confidentiellen Mittheilung um eine mündliche Unterredung, fügte aber hinzu, daß es wünschenswerth sei, wenn dieselbe, um ein öffentliches Aufsehen zu vermeiden, weder in Schwerin noch in Ludwigslust stattfinde. Der Ton des Briefes war knapp, geschäftsmäßig und ziemlich unverbindlich. Das Schreiben des Fürsten Wittgenstein lautete:

„Hochwohlgeborener Freiherr! Hochzuverehrender Herr Geheimrathspräsident!

Ich bin von einem Mann, den ich fast täglich bei mir sehe, ersucht worden, das anliegende Schreiben an Ew. Excellenz einzuschließen. Man hat von dem für Ew. Excellenz bestimmten Auftrag, hier vertraulich Kenntniß gegeben und, in so weit dieses in dergleichen Familienangelegenheiten zulässig ist, die hiesige Verwendung in Anspruch genommen. Da wir schon recht lange das Glück entbehrt haben, Ew. Excellenz hier zu besitzen, so wünsche ich sehr, daß diese Angelegenheit uns die Freude verschafft, Sie bei uns zu sehen. Es könnte dieses auch zu manchen interessanten Aufschlüssen die Veranlassung geben. Eine Zusammenkunft an einem dritten Orte würde immer Aufsehen erregen und zu allerhand voreiligen Gerüchten die Veranlassung geben. Ich hoffe, daß Ihre Gesundheit und Geschäfte diese kleine Reise gestatten. Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung u. s. w."

Der Brief des Königs versetzte das erbgroßherzogliche Paar in nicht geringe Bestürzung. Paul Friedrich sah mit Recht voraus, daß die Differenz der Ansichten auch eine Spannung in den persönlichen Beziehungen zu seinem königlichen Schwiegervater veranlassen würde. Er schrieb an den Großherzog Georg von Strelitz, theilte ihm den Brief des Königs mit und bat ihn als Agnaten um seine Unterstützung in dem Widerstande gegen die französischen Anträge. Gleichzeitig legte er seiner Schwester Helene und deren Mutter die Ansicht des Königs und seine eigene gegentheilige offen dar. Am 18. früh erhielt Plessen ein Billet der verwittweten Erbgroßherzogin Auguste, welche ihn von allen diesen Vorgängen und von dem Entschluß ihrer Tochter Helene unterrichtete, die Werbung *nicht* zurückzuweisen. Sie bat ihn zugleich, „sich in diesem geschwisterlichen Conflict als Anwalt in Helenen's Sache erfinden zu lassen".

So sah sich Plessen in eine dynastisch-politische Frage und einen peinlichen Familienconflict hineingezogen. Seine persönliche Stellung dazu konnte bei seiner ausgesprochen conservativen deutschen Gesinnung nicht zweifelhaft sein. Aber abgesehen von der Principienfrage, mißtraute er dem Bestand der Julidynastie. Wenn er demnach unbedingt für eine Ablehnung der Werbung war, so hielt er doch vor Allem eine Schonung des augenscheinlich unter fremdem Einfluß handelnden Königs für dringend geboten und ermahnte den Erbgroßherzog zur Ruhe und Mäßigung. Er rieth, die Sache dilatorisch zu behandeln und erklärte, daß er die Briefe Wittgenstein's und Bresson's unbeantwortet lassen werde. Leider hatte er sich am 17. in Schwerin befunden und daher die Absendung des Briefes nach Strelitz nicht verhindern können. Die Rückwirkung dieses etwas voreiligen Schrittes läßt der nachstehende Brief Wittgenstein's erkennen, den Plessen am 25. Januar erhielt und sogleich an Paul Friedrich sandte:

„Ich habe mir erlaubt, Ew. Excellenz unter dem 16. d. M. zu schreiben und zugleich ein anderes Schreiben anzuschließen. Die inzwischen hier eingegangenen Briefe aus Strelitz machen es mir erklärlich, weshalb mich Ew. Excellenz bis jetzt mit keiner Antwort beehrt haben. Nachdem die Höchsten Herrschaften in Schwerin, ohne vorher die Genehmigung Sr. Majestät einzuholen, für angemessen gefunden haben, ein ganz vertrauliches Schreiben des Königs anderweitig mitzutheilen, so ist hier mit Recht die Besorgniß entstanden, als ob die Höchsten Herrschaften in Schwerin dem Gedanken Raum gäben, daß Se. Majestät die Absicht hätten, Sich in eine Höchsteigene fremde Familienangelegenheit einmischen zu wollen. Ew. Excellenz werden es daher nicht auffallend finden, daß ich bei dem stattgefundenen Mißbrauch mit dem vertraulichen, väterlichen, königlichen Schreiben ermächtigt bin, Ihnen bemerklich zu machen, daß eine Einmischung in fremde fürstliche Familienangelegenheiten dem Charakter Sr. Majestät durchaus entgegen und fremd ist. Se. Majestät haben vermuthen dürfen, daß es dem Herrn Erbgroßherog K. H. angenehm sein würde, die Ansicht Sr. Majestät in politischer Beziehung zu kennen, und dieses allein hat zu dem Schreiben an die Frau Erbgroßherzogin K. H. die Veranlassung gegeben. Wäre in dieser ganzen Angelegenheit irgend Etwas, was dem Großherzoglichen Hause zur Unehre hätte gereichen können, so würden Se. Majestät Sich zuverlässig nicht in einer solchen Weise in ihrem Schreiben an Höchstihre Frau Tochter ausgesprochen haben. Ein ähnlicher Antrag bei dem Hause Oesterreich ist in einer ganz anderen Weise als in Schwerin aufgenommen worden; alle hierauf Bezug habenden Papiere sind durch den Herrn Fürsten von Metternich Sr. Majestät mitgetheilt worden, und man würde kein Bedenken gehabt haben, selbige vertraulich zu Ihrer Kenntniß zu bringen, wenn Ew. Excellenz oder ein anderer dortiger Staatsbeamter hierher gekommen wäre.

Man hat von Strelitz den Wunsch ausgedrückt, daß Sich Se. Majestät gegen die Prinzessin Helene in einem Sinne aussprechen möchten, als dieses in dem Schreiben der Frau Erbgroßherzogin K. H. stattgefunden hat; aber auch dieses ist dem Charakter und der Denkungsweise Sr. Majestät zuwider. Das Schreiben an die Frau Erbgroßherzogin K. H. ist nach reiflicher Ueberlegung abgefaßt worden, und die in demselben ausgesprochene Ansicht in politischer Beziehung werden Se. Majestät nicht zurücknehmen. Selbige ist auch zu genau mit der politischen Ansicht des hiesigen und des österreichischen Cabinets verwebt. Beide Höfe, welche von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß die Erhaltung des Friedens für beide Staaten und für Deutschland die erste Pflicht ist, bemühen sich seit Jahren, den König Louis Philippe zu bewegen, seine Politik, so viel dieses seine Lage und Verhältnisse erlauben, derjenigen der conservativen Mächte anzuschließen. Wenn aber derselbe von anderen Fürstenhäusern zurückgestoßen und isolirt, auch eine Verbindung mit seinem Sohn als beschimpfend betrachtet wird, so werden die oben bemerkten Bemühungen von Oesterreich und Preußen künftig ohne Erfolg bleiben müssen. Ich fühle wohl, daß eine andere Verbindung angenehmer sein kann und, wenn man sich hier in derselben Lage befände, so würde man auch so denken, die Sache aber dennoch lediglich der Entscheidung der Hauptperson, nämlich der Prinzessin, überlassen. Es ist nicht gut, daß in einer so wichtigen Sache eine aufgeregte Stimmung vorherrschend zu sein scheint. Mit der ausgezeichnetsten Verehrung ꝛc. Wittgenstein."

Diesem Schreiben lag noch ein vertrauliches, anscheinend nur für Plessen allein bestimmtes Billet folgenden Inhalts bei:

„Ich kann Ew. Excellenz im Vertrauen sagen, daß die Art, wie man diese Angelegenheit dorten behandelt hat, Sr. Majestät recht unangenehm ist; selbst das Schreiben des Königs ist über Strelitz wieder hierher gekommen. Daß man bei Ihnen eine andere Ansicht hat, ist eine Sache für sich, und dieses kann von Niemandem übel genommen werden; denn es ist nicht unsere, sondern Ihre Angelegenheit. Warum dieses nicht Alles ruhig entwickeln! Man muß doch bei Ihnen die freundschaftlichen und theilnehmenden Gesinnungen des Königs kennen. Mir scheint die Hauptsache, daß Ew. Excellenz zu uns kommen und daß, wenn Sie die Reise nicht unternehmen können, Sie einen anderen vertrauten Beamten zu uns senden. Wittgenstein."

Der Erbgroßherzog schrieb am 26. Januar an Plessen:

„Liebe Excellenz! — Ich remittire Ihnen hierbei das Schreiben des Fürsten Wittgenstein. Ein ähnliches, jedoch nicht so spitzig abgefaßtes, erhielt meine Frau gestern vom König. Beide

Schreiben haben auf unsere Gesinnungen weder den gewünschten Eindruck gemacht, noch uns zu einer Sinnesänderung bewogen. Daß der Fürst Wittgenstein Gift und Galle speit, wundert mich gar nicht, indem gewiß durch ihn allein der König zu dem ersten Briefe an meine Frau bestimmt worden ist, und davon, daß der König innerlich viel darum gäbe, ihn nicht geschrieben zu haben, bin ich auch überzeugt. Möge der Fürst Wittgenstein, wenn er politische Opfer haben will, sie in anderen Häusern als den unsrigen suchen. Rußland, was hierin doch auch wohl eine Stimme haben möchte, erwähnen Se. Durchlaucht gar nicht, und wohl aus sehr triftigen Gründen. Daß unter den jetzigen hiesigen Umständen dem Bresson nicht geantwortet werden kann, würde der Fürst als Minister des königlichen Hauses sich wohl selbst erklären können. Wer aufgeregter geschrieben hat, Wittgenstein oder meine Frau, überlasse ich Ihrer Entscheidung. Wie immer

Ihr ergebener Freund

Paul."

Inzwischen hatte Plessen unter dem 27. Januar das zweite Schreiben Wittgenstein's dahin beantwortet, daß es ihm bei dem Besorgniß erregenden Gesundheitszustand des Großherzogs nicht möglich sei, Mecklenburg zu verlassen, er bitte dies Herrn Bresson mitzutheilen. Sodann hatte er ruhig und sachlich die Stellung des Großherzogs zur Frage entwickelt. Wittgenstein erwiderte darauf, man bedauere am Berliner Hofe lebhaft die betrübende Veranlassung, welche zur Zeit eine Reise des Ministers nach Berlin verhindere, nicht minder „die unangenehmen Verwicklungen, wozu die bewußte Angelegenheit die Veranlassung gegeben" habe. Man werde dortseits bemüht sein, zu „einer freundlichen Entwicklung der Verhältnisse" beizutragen. „Se. Majestät haben Ihr Schreiben gelesen und Allerhöchstdieselben sind mit Ihren sehr richtigen Ansichten und Bemerkungen vollkommen einverstanden, und Se. Majestät werden in der Folge die einmal genommene Entschließung der Prinzessin gewiß gern unterstützen. Es ist aber hierzu demnächst auch erforderlich, daß Ew. Excellenz zu uns kommen."

Der entschiedene Widerstand des Erbgroßherzogs, welcher der Lage nach in wenig Wochen zum Chef der Familie aufrücken mußte, war den in Berlin wirkenden Anhängern und Agenten der Orleans doch unerwartet gekommen. Man überlegte, was zu thun sei, wenn Paul Friedrich als Chef des Hauses sein Veto aufstellte, und suchte nach juristischen Waffen, um die Gründe dieses Veto zu entkräften oder doch in der öffentlichen Meinung zu discreditiren. Der König selbst war verstimmt, mehr durch das Ungestüm, mit dem sein Schwiegersohn die Frage behandelte, als durch die Ablehnung selbst. Indessen konnte er, nachdem sein Brief in weiteren Familienkreisen bekannt geworden, füglich nicht mehr zurück. Auf Wittgenstein's Vorschlag beauftragte er den Grafen Lottum mit der Aufstellung eines staatsrechtlichen Gutachtens, welches dieser am 28. Januar einreichte und das Plessen am 1. Februar zugesandt wurde. Die darin enthaltenen Deductionen waren sehr matt: Eine Verbindung mit dem Hause Orleans könne an sich wohl von keinem fürstlichen Hause als ungleichartig betrachtet oder eine dahin gehende Zumuthung als Kränkung empfunden werden. Der dagegen sich äußernde Widerwille könne also nur in den Ereignissen des Jahres 1830 seinen Grund haben. Da nun aber diese unglückseligen Ereignisse einmal stattgefunden hätten, käme Alles darauf an, den König Ludwig Philipp von der Bahn der Revolution abzudrängen. Wenn man ihn aber von der Gemeinschaft der Fürsten ausschließe,

so hieße das so viel, als den deutschen und polnischen Revolutionsmännern einen Triumph bereiten, welche die Erbitterung in der Seele des verschmähten französischen Thronerben geschickt benutzen würden u. s. w. Das Schreiben übte in Schwerin nicht die geringste Wirkung.

Inzwischen erfolgte am 1. Februar der Hintritt Friedrich Franz' I. Die tiefe, aufrichtige und allgemeine Trauer, welche dieser Todesfall hervorrief, die Vorbereitungen zur Beisetzung in Doberan, endlich diese Feier selbst drängten die Heirathsangelegenheit selbstverständlich in den Hintergrund. Außerdem aber gaben sie dem neuen Landesherrn auch den willkommenen Anlaß, Aeußerungen darüber zurückzuhalten. Er befahl dem mecklenburgischen Gesandten in Berlin, Grafen von Hessenstein, „sich auch weiter, wie er schon gethan, hinter den drei Monaten Landestrauer, während welcher er von nichts sehen und hören dürfe, fest zu verschanzen, sowie dem alleinigen Anstifter dieses Unglücks Bresson (so hatte ihn Hessenstein bezeichnet) so deutlich als möglich zu verstehen zu geben, daß von seiner (Paul Friedrich's) Seite nie und nimmer die Einwilligung zu dieser Ehe erfolgen werde und die Prinzessin nur ohne den Segen der Familie dieses Bündniß eingehen könne. Mit Bresson habe der Gesandte den Verkehr sonst möglichst zu meiden."

Den geschäftigen Seelen in Berlin kam die Vertagung der Frage sehr ungelegen. Man suchte neue Fäden anzuspinnen, und Schilden eröffnete eine Correspondenz mit seiner Cousine, der Gräfin Marie von Bassewitz, geb. von Lützow, welche Oberhofmeisterin bei der Gemahlin Paul Friedrich's, der nunmehrigen Großherzogin, war. Durch sie versuchte man auf ihre Herrin und auf Plessen einzuwirken. „Was wird die Welt sagen," schrieb Schilden am 9. Februar, „wenn in dieser Sache die Kinder mit dem sie vermittelnden Vater in völligem Widerspruche sich befinden. Durch solches Benehmen geben die kleinen Herren Anlaß zu Unfrieden und zu den gefährlichsten Verwicklungen. Kommt es dann zu etwas Ernstem, so sitzen sie da, können weder sich noch andere schützen, und alle Last und Vertretung fällt auf die großen deutschen Mächte. Das sollten die Rathgeber den kleinen Herren nur deutlich sagen! Bresson besorgt mit Recht, daß die Angelegenheit bald bekannt und von den Pariser Journalen ausgebeutet wird. Dies könnte nachtheilige Eindrücke selbst für die Prinzessin herbeiführen, für den Herzog von Orleans ebenfalls. Der Widerspruch der Familie wäre ein gefundener Stoff für die Opposition. Er drängt daher auf Beschleunigung."

In dem nächsten Briefe hieß es: „Der König hat mir das vertrauliche Schreiben des hochseligen Großherzogs an den Thronfolger gezeigt, welches Höchstderselbe aus Ludwigslust erhalten hat. Nach diesem letzten Willen hat die verwittwete Frau Erbgroßherzogin eine sehr ausgedehnte Gewalt über die Kinder aus der zweiten Ehe des hochseligen Erbgroßherzogs. Käme es auf das Aeußerste, so wäre davon Gebrauch zu machen . . . In Paris ist die lebhafte Opposition jetzt vollständig bekannt. Wieder ein neues désagrément für den König! Man ist in Paris sehr entrüstet, gibt aber die Sache keineswegs auf."

Auch in dem fürstlichen Familienkreise fand eine lebhafte und zum Theil leidenschaftliche Correspondenz statt. Alle Mitglieder des preußischen Königshauses standen auf der Seite Paul Friedrich's. Der Entschluß der Prinzessin Helene, dem ihr unbekannten Bewerber, allen Abmahnungen zum Trotz, die Hand zu reichen, wurde nicht begriffen und vielfach offen gemißbilligt. Da aber Friedrich Wilhelm III. in einem neueren Schreiben an seine Tochter sich dadurch verletzt zeigte, daß man in Ludwigslust eine Verbindung für unehrenhaft hielt, die er selbst angerathen habe, da er sich in dieser Weise auch in einem an Plessen gerichteten Schreiben aussprach, so mußte ein Ausweg gefunden werden. Plessen rieth daher dem Großherzog, sich seiner Rechte als Chef des Hauses für den vorliegenden Fall zu begeben und diese Rechte in die Hände seiner Stiefmutter, der Erbgroßherzogin Auguste, niederzulegen. Paul Friedrich stimmte zu, und in einem Schreiben vom 12. Februar theilte der Minister diesen Entschluß seines Herrn dem Fürsten Wittgenstein unter dem Ersuchen mit, Se. Majestät davon in Kenntniß zu setzen. Der König war aber keineswegs dadurch befriedigt. Er fand, daß man sich gegen den französischen Hof über die Gründe dieser auffallenden Handlungsweise doch werde aussprechen müssen. Das werde in Paris einen peinlichen Eindruck machen. Wittgenstein schrieb darüber an Plessen am 18. Februar:

„. . . . . Eine Verlegenheit für Se. Majestät kann aus dieser ganzen Angelegenheit nicht entstehen, und in dieser Beziehung verlangen Allerhöchstdieselben keine Rücksichten. Der König hat seine Ansicht ausgesprochen und eine Veränderung derselben ist nicht zu erwarten. Se. Majestät haben indessen über die Legitimitätsfrage eine ganz verschiedene Ansicht als Se. Königl. Hoheit der Großherzog und würden, wenn ein solcher Antrag für eine preußische Prinzessin gemacht worden und die Prinzessin sich demselben geneigt erklärt, kein Bedenken getragen haben, Höchstihre Einwilligung als Chef des Hauses zu ertheilen. Die weitere Behandlung dieser Angelegenheit müssen Se. Majestät dem französischen und großherzoglichen Hofe anheimstellen . . . . . Es ließe sich wohl denken, daß die Ehepakten zwischen dem König Louis Philippe oder dem Herzog von Orleans und der verwittweten Frau Erbgroßherzogin abgeschlossen und von dem Könige und Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog ratificirt würden. Wenn diese Ratification aber unterbleiben soll, so wird man von französischer Seite verlangen, die Gründe zu wissen, weshalb Se. Königl. Hoheit jede Einwilligung verweigere. Da diese Legitimitätsfrage von Seiten des großherzoglichen Hofes auf eine so bestimmte Weise zur Sprache gebracht worden, so haben Se. Majestät dem Herrn Justizminister von Kamptz den Auftrag ertheilt, ein staatsrechtliches Gutachten auszuarbeiten. Se. Majestät schenken dieser Ausarbeitung Ihren Beifall und haben dem Herrn Justizminister den Auftrag ertheilt, sich nach Schwerin zu begeben, um dasselbe Sr. Königl. Hoheit vorzulegen und die erforderlichen Erläuterungen zu geben. Der Herr Justizminister ist ein geborener Mecklenburger, der für das Großherzogliche Hohe Haus die treueste und ehrerbietigste Anhänglichkeit hat. Se. Majestät haben diese Sendung angemessener gefunden als die meinige . . . ."

Plessen hatte auch auf den Unterschied der Confession als ein eventuell in Betracht kommendes Hinderniß hingewiesen. Wittgenstein erwiderte darauf:

„Was die Religionsfrage betrifft, so habe ich selbige dem Herrn Bresson auch mitgetheilt. Er hat mir hierauf zwei Briefe des Herzogs von Orleans vorgelegt, welche folgende Aeußerungen enthalten:

„Quant à la religion, à aucun prix je ne voudrais épouser une femme, qui se serait convertie pour faciliter un mariage. Je demande donc, que, dans aucun cas, il ne puisse être question de conversion ou d'abjuration; je m'y oppose formellement. Mais je suppose que l'on comprendra, qu'il serait indispensable, que tous mes enfants fussent catholiques."

lind ein zweiter Brief enthält folgende Aeußerung über diesen Gegenstand:

„Je crois cependant devoir Vous dire que je tiens d'une manière toute particulière, à ce que dans la négociation qui va s'ouvrir aucune insinuation ne soit faite, si indirecte qu'elle puisse être, pour engager la princesse à changer de religion; car je ferai plus que désavouer une tentation de ce genre, qui du reste ne me semble même pas devoir être regardée comme possible."

Es scheint fast, daß der Herzog von Orleans die Besorgniß hegt, daß man ohne sein Vorwissen irgend Etwas über diesen Gegenstand äußern könnte und daß ihn dieses veranlaßt hat, sich so bestimmt auszusprechen."

In einem Briefe vom nächsten Tage, den Herr von Kamptz überbrachte, hieß es weiter:

„. . . . . Da Ew. Excellenz die Ansicht haben, daß, ehe Herr Bresson zu Ihnen kommt, Alles vorbereitet sein muß, so läßt mich dies vermuthen, daß über den eigentlichen Auftrag dieses Gesandten ein Irrthum obwaltet. Sein Geschäft besteht nur in einer vertraulichen Einleitung und Vorbereitung. Er ist gar nicht in dem Fall, eine Audienz von Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog oder einem Mitglied des Großherzogl. Hauses zu verlangen. Er hat nur ein Schreiben des Grafen Molé für Ew. Excellenz. Dem Herrn Bresson wird nicht die Ehre der Anwerbung zu Theil werden. Hierzu werden wohl höher stehende französische Familiennamen ausgesucht werden . . ."

Diesem Schreiben lag eine Note Bresson's an Wittgenstein bei, in welcher Ersterer sich bereit erklärte, mit Plessen in Hamburg oder irgend einem anderen unweit der mecklenburgischen Grenze gelegenen Ort zusammenzukommen. Am Schluß hieß es: „Ich verlange nicht, daß Herr von Plessen den anderweitigen Verpflichtungen entsagt, welche ihn zur Zeit von einer solchen Begegnung abhalten können. Aber ich glaube von Sr. Excellenz eine Mittheilung darüber erwarten zu dürfen, ob und wann dieselbe stattfinden soll."

Plessen fand indessen, daß dazu immer noch Zeit sei und verharrte bei seinem Schweigen. Auch gefiel ihm der anmaßende Ton des Franzosen nicht. Paul Friedrich hatte inzwischen sein Hoflager nach Schwerin verlegt. Das gespannte Verhältniß zwischen ihm und seinen nächsten Verwandten machte ihm den Aufenthalt in Ludwigslust unleidlich. Am 20. Februar traf Kamptz in Schwerin ein und legte dem Großherzog sein Memoire vor. Dasselbe war betitelt: „Ueber Legitimität in Beziehung auf Vermählungen", und suchte in breiter Ausführung und spitzfindiger Casuistik einen Unterschied aufzustellen und zu begründen zwischen einer Regierungs- und Familienlegitimität. Die erstere gründe sich auf Erbrecht, Wahl ꝛc. oder auch auf die Anerkennung der auswärtigen Regierungen, wie dies bei der Napoleonischen Dynastie der Fall gewesen. Der Begriff der Usurpation falle damit fort und die Ausübung der höchsten Staatsgewalt involvire, wenn sie von anderen Fürstenhäusern anerkannt werde, zugleich auch die Rechte, welche insgemein als mit der Legitimität verbunden angesehen würden. Die Familienlegitimität verlange dagegen nur die Zugehörigkeit zu der bisher herrschenden Dynastie. Es genüge, Mitglied dieser Familie zu sein. Man könne einem neuen Regenten um so weniger die Anerkennung versagen, wenn die bisherige Dynastie nicht durch eine andere illegitime verdrängt worden sei, sondern nur ein Kronwechsel unter ihren Mitgliedern stattgefunden habe (wie beim Julikönigthum). Ob dies Verfahren gesetzwidrig oder nicht, sei bisher stets von den auswärtigen

Höfen als eine innere Angelegenheit des betreffenden Staates angesehen worden. Ein Einspruch seitens des Auslandes sei schon deshalb nicht möglich, weil alle Mitglieder einer Dynastie ein gleich (?) starkes Successionsrecht hätten, wenn auch die Successionsordnung eine bestimmte Reihenfolge vorschreibe. Auf den concreten Fall der Orleans eingehend, suchte der Verfasser die Julirevolution als den zwar bedauerlichen, aber doch zulässigen Ausdruck des Volkswillens und die Einsetzung Ludwig Philipp's als einen legalen Act darzustellen. Letzterer sei ohne sein Zuthun zum König ausgerufen und somit legitim. Was den bisherigen Regenten (Karl X.) betreffe, so habe derselbe durch eigene Handlungen in seinem Lande einen Zustand herbeigeführt, der ihm factisch und moralisch nicht gestatte zu regieren. Er und seine Nachkommen wären „in Folge der Proscription dem Fürstenstuhl und dem Lande bürgerlich abgestorben."

Diese kurzen Andeutungen werden genügen, das Kamptz'sche Machwerk zu kennzeichnen. Von einem so gewandten Stilisten und erfahrenen Juristen hätte man in der That ein besseres Advocatenstück — denn um ein solches handelte es sich doch eigentlich — erwarten können. Die Fadenscheinigkeit der Gründe, die Entstellung der historischen Vorgänge, die Beugung und Verdrehung der allereinfachsten Rechtsbegriffe, Alles dies war so in die Augen fallend, so wenig verschleiert, daß Paul Friedrich die Zumuthung, er werde durch diese Art der Beweisführung in seiner Ueberzeugung erschüttert werden, mit Recht hätte übel nehmen können. Allein er ließ sich eine Verstimmung dem Unterhändler gegenüber nicht anmerken, nahm dessen mündliche Erläuterungen, sowie eine Reihe anderer Schriftstücke, welche Kamptz während seines Schweriner Aufenthaltes noch einreichte, gelassen entgegen und behandelte ihn mit ostentativer Freundlichkeit. Als der preußische Unterhändler sah, daß seine juristischen Deductionen nicht verfingen, ging er auf das politisch-juristische Gebiet über und holte seine Argumente aus der Geschichte europäischer Fürstenhäuser, welche analoge Verbindungen anstandslos abgeschlossen hätten. Aber auch dies machte natürlich keinen Eindruck. Schließlich suchte er das Herz Paul Friedrich's durch den Hinweis auf die peinliche Lage seines königlichen Schwiegervaters zu rühren und malte in düsteren Farben die politischen Folgen, welche eine Kränkung des reizbaren Louis Philipp für den Frieden Europa's haben könnte. Die Orleans würden sich dann mit sämmtlichen revolutionären Parteien verbünden, und der Umsturz vieler Throne sei gewiß. „Wegen Helena von Troja," hieß es in seiner letzten Abhandlung, „gerieth Griechenland in Brand, und wegen Helena von Mecklenburg wird die Brandfackel über Europa geschleudert, um die Resultate der vieljährigen, von Gott so sichtbar gesegneten Bemühungen der Fürsten zu zerstören!" Es war das eigentlich nicht die Sprache des alten trockenen Polizeimanns und Untersuchungsrichters. Wahrscheinlich wurde ihm manches von Wittgenstein soufflirt, mit dem er in lebhaftem Briefwechsel stand. Als Paul Friedrich das letzte Schriftstück dieser Art an Plessen, durch dessen Hände es gegangen war, zurücksandte, schrieb er dabei: „Ich habe Kamptzens Schrift zweimal aufmerksam gelesen. Sie verändert meine Ansicht nicht im mindesten. Im Gegentheil sehe ich nur darin den Aerger über das

Mißlingen einer unrechtmäßig begonnenen und ebenso durchgeführt werden sollenden Sache."

In der That war Kamptz sehr enttäuscht und verdrießlich. Er hatte sicher gehofft, den kleinen Hof umzustimmen, die Unterhandlung einzuleiten, Dank und Geschenke zu ernten. Verstimmt kehrte er am 2. März nach Berlin zurück, wo ihn der König sehr ungnädig empfing. Er beklagte sich darüber in einem Brief an Plessen vom 12. März und stellte einen für seinen königlichen Herrn nicht gerade schmeichelhaften Vergleich auf zwischen diesem und seinem Schwiegersohn: „Ich habe eine wahre und innige Verehrung für den Großherzog mit aus Mecklenburg gebracht, da ich keinen Mann kenne, der bei entgegengesetzten Ansichten so offen ist, und sie denjenigen, der sie hat, gar nicht entgelten läßt, sondern außer der Sache immer gnädig und freundlich bleibt. Von einem anderen Fürsten, der einige vierzig Jahre mein recht wohlwollender gnädiger Herr war, kann ich dies seit meiner Rückkehr leider nicht rühmen. Dafür lobe ich mir den Großherzog, der in einer ihn so nahe angehenden Sache doch Freimüthigkeit gnädig aufnimmt, sie selbst gern hört und die Sache nicht auf die Person überträgt." Weiter heißt es dann: „Ich habe hier eine sehr aufgeregte Stimmung gefunden. Die Sache steht sehr übel und darf schlechthin nicht ohne schleunige Erledigung bleiben. Der König Louis Philippe hat sich unmittelbar an den König gewandt in einem wahrhaft edlen Schreiben, und Bresson hat die allergemessensten Befehle erhalten. Er kann ihrer Ausführung nicht länger Anstand geben. Unter uns gesagt, ist er sehr aigrirt, daß er von Ihnen nicht eine Zeile Antwort hat. Wenn der Großherzog doch nur, auf der von ihm selbst gewählten Basis verbleibend, recht bald einen Schritt thun und die mütterliche Hand, in welche er die Angelegenheit gelegt hat, nicht binden und aufhalten wollte."

Dies lag auch keineswegs in Paul Friedrich's Absicht. Die unbedingte Zustimmung, welche sein Verhalten von Seiten vieler Fürstenhäuser, der ganzen conservativen Partei des Landes und neuerdings auch durch ein sehr energisches Schreiben seines Oheims und Schwagers, des Kaisers Nicolaus, erfahren hatte, that ihm wohl. Die Aufregung der ersten Tage hatte sich gelegt. Er verfuhr fortan mit Ruhe und Entschiedenheit. Ein Schreiben des Königs vom 13. März, welches ruhig und ziemlich freundlich gehalten war, bot den Anlaß zur Aufnahme einer directen Correspondenz, welche zu einer Verständigung führte. Der König nahm Act von der Uebertragung der Rechte an die Erbgroßherzogin Auguste, sprach den Wunsch aus, daß dies in formeller Form geschehen möge und die Einleitung von Verhandlungen zwischen ihr und dem französischen Hof ungehindert ihren Anfang nehme. Daß letzterer entschlossen war, die Werbung auch unter dieser beschränkenden Form vorzunehmen, wußte man bereits. Mit einer gewissen Schadenfreude schrieb Wittgenstein an Plessen: Er könne ihn benachrichtigen, daß der Tuilerienhof von der Ansicht des Großherzogs genau in Kenntniß gesetzt und ihm dessen lebhafte Abneigung gegen diese Verbindung nicht unbekannt geblieben sei. Bei den Ansichten der beiden mächtigsten Monarchen des deutschen Bundesstaates scheine der französische Hof diese Abneigung zwar zu bedauern, aber weiter nicht zu berücksichtigen.

Damit stimmten auch die Berichte Oerthling's. Diesen hatte man absichtlich ohne Instructionen gelassen, und der Aermste war, um sich den peinlichen Fragen seiner Collegen zu entziehen, mitten im Winter aufs Land gegangen. Die Nothwendigkeit aber, seine neuen Creditive zu überreichen, rief ihn nach Paris zurück. Er erhielt seine Audienz am 11. März und bediente sich bei der Uebergabe der Beglaubigungsschreiben der üblichen Formel. Der König antwortete mit auffallender Kälte und, als er die Redewendung gebrauchte, daß es sein Wunsch sei, die guten Beziehungen zu erhalten, welche bisher zwischen den beiden Familien bestanden hätten, verbesserte er sich schnell mit den Worten: „zwischen den beiden Staaten". In Paris beschäftigte man sich in Hof- und Diplomatenkreisen jetzt sehr lebhaft mit dieser Frage. Die Orleans'schen Blätter hielten den Widerspruch eines kleinen deutschen Fürsten nicht für beachtenswerth. Es genüge, daß der König von Preußen diese Verbindung protegire. Man erzählte sich, ein preußischer Minister werde nach Paris kommen, um den Ehecontract zu unterzeichnen, die Vermählung aber solle in Weimar bei den mütterlichen Verwandten der Braut stattfinden.

Inzwischen hatte die Entsendung des Generals von Both nach Wien, wo er den Thronwechsel anzuzeigen hatte, Gelegenheit gegeben, die in der Hofburg herrschende Stimmung näher zu erkunden. Wittgenstein und Schilden hatten wiederholt behauptet, man sei dort sehr entrüstet über das Verhalten des Großherzogs. Dies war ganz unrichtig. Dem Kaiser Franz war die Sache ziemlich gleichgültig. Als man von Paris aus vertraulich wegen der Hand einer Tochter des Erzherzogs Karl angefragt, hatte er diese wie alle unbequemen Angelegenheiten seinem Staatskanzler zu ordnen übertragen, und dieser sich mit gewohnter Geschicklichkeit herausgewunden. Zu seinen Intimen äußerte Metternich, es sei zu viel von Oesterreich verlangt, daß es eine dritte Erzherzogin opfern und ihr Schicksal in den Untergang einer dritten französischen Dynastie verflechten solle. Aber dem französischen Botschafter gegenüber fand er andere Ausflüchte. Man wollte indessen in Wien sich dem König Friedrich Wilhelm gern gefällig zeigen, dessen Lage in der That eine peinliche war. Der General Freiherr von Marschall, welcher zur Beglückwünschung des neuen Landesherrn nach Ludwigslust ging, erhielt zugleich den geheimen Auftrag, auf Plessen dahin einzuwirken, daß er den Großherzog zur Nachgiebigkeit bestimme. Er überbrachte ihm einen Brief Metternich's, worin es unter Anderem hieß: „Freiherr von Marschall ist in der vollen Kenntniß meiner politischen Gefühle und Ansichten. Er ist von mir eigens beauftragt, Sie in deren Kenntniß in Beziehung auf die Heirathssache zu setzen, und hat hierüber mit Niemand Anderem als Ew. Excellenz zu sprechen, dies aber mit aller Freimüthigkeit. Ich berufe mich sonach ganz auf ihn . . . Regierungswechsel sind stets ein hartes Ereigniß, und den Gewandtesten bieten sie von vornherein nicht zu lösende Aufgaben. Ein nicht zu berechnendes Glück für jeden an die Regierung gelangenden Fürsten ist das Dasein eines im Staatsdienste gereiften Ministers. Dieses Glückes ist der neue Herr Großherzog theilhaft, und er wird es sicher zu würdigen wissen."

Die Wiener Demarche hatte indessen bei Plessen und seinem Herrn ebenso wenig Erfolg wie die Mission des Ministers von Kamptz. Die Verzichtleistung

des Großherzogs, von Plessen entworfen, war bereits unterzeichnet. Sie war ernst und würdig gehalten. Die Erbgroßherzogin sollte ihre Tochter noch einmal ernstlich auf die Lage und ihre Pflichten gegen das Großherzogliche Haus aufmerksam machen, dann aber befugt sein, „nicht nur Anträge und Erklärungen entgegenzunehmen, sondern auch verbindende Gegenerklärungen darüber abzugeben, fürstliche Ehepacten abzuschließen und überhaupt Alles zu thun oder zu unterlassen, was Höchstdieselbe der Wohlfahrt und dem Interesse unserer Schwester entsprechend und den Verhältnissen angemessen finden wird, so wie Wir daher unserer Frau Mutter in Allem, was sie in vorerwähnter Hinsicht thun oder unterlassen wird, völlig freie Hand lassen." Gleichzeitig wurde Plessen durch einen besonderen Erlaß ermächtigt, der Erbgroßherzogin mit seinem Rath beizustehen und die Unterhandlungen mit dem französischen Gesandten in deren Namen zu führen.

Am 22. März überbrachte ein französischer Legationssecretär der Erbgroßherzogin ein Schreiben des Herrn Bresson, welches die officielle Werbung und die Bitte um Bestimmung eines Bevollmächtigten für den Abschluß der Ehepacten enthielt. Die Herzogin Helene sprach das entscheidende Wort, Erbgroßherzogin Auguste erwiderte dem Gesandten, daß Minister von Plessen zu ihrem Bevollmächtigten ernannt sei. Für diesen begannen nun anstrengende Tage. Er mußte häufig nach Ludwigslust fahren und hatte dort lange ermüdende Besprechungen über die Einzelheiten des Vertrages. Außerdem mußte er Auskunft und Rath ertheilen, vermitteln und beruhigen; denn die beiden fürstlichen Damen befanden sich in einer begreiflichen Aufregung. War er dann nach Schwerin zurückgekehrt und hatte dem Großherzog umständlich Bericht erstattet — denn dieser wollte, wenn er auch officiell zurücktrat, doch natürlich von dem Verlauf der Angelegenheit in Kenntniß erhalten werden — so langte gewöhnlich eine Estafette an mit einem Billet der Erbgroßherzogin, welche neue Bedenken und Fragen geltend machte oder das Verabredete wieder zu ändern wünschte. Es liegt eine große Zahl solcher Schreiben vor. Es war nicht leicht, den wechselnden Ansprüchen der Hohen Frau gerecht zu werden. Doch gelang es Plessen endlich, die kleinlichen Einwände zu beseitigen und den Ehevertrag in der Weise festzustellen, daß die Interessen der fürstlichen Braut, welche er dabei in erster Linie im Auge hatte, gewahrt wurden. Namentlich bestand er auf dem Zusatz eines geheimen Artikels, nach welchem das zugesicherte Witthum von 300 000 Francs Rente nicht durch die königliche Civilliste, sondern durch den Privatbesitz des Hauses Orleans garantirt sein sollte. Das Bedenken der Erbgroßherzogin, daß das darin ausgesprochene Mißtrauen gegen den Bestand des Königthums die Orleans verletzen könne, beseitigte er mit der Erklärung, daß er nur unter dieser Bedingung den Vertrag negociiren würde. Auch die Wahl des Orts für die Zusammenkunft war umständlich. Plessen hatte erst Ludwigslust vorgeschlagen, und der Großherzog dies, wenn auch ungern, genehmigt. Die Erbgroßherzogin aber wünschte, daß Plessen nach Berlin ginge, um Bresson, der „schon so oft den Fuß im Wagen gehabt", die Reise zu ersparen. Sie hielt es überdies für schwierig, „in einem ausgestorbenen Orte einige Tage einen Mann von fremder Zunge, gewöhnt an

großweltliches Leben, nicht nur zu unterhalten, sondern selbst zu ertragen." Ihr Hausstand sei nicht auf solchen Besuch eingerichtet. Es fehle an passendem Logis außer im Schloß, und dort wiederum könne sie ihn nicht gut empfangen. Plessen lehnte es aber entschieden ab, nach Berlin zu gehen und schlug in einem Schreiben an Bresson vom 27. März Perleberg als Begegnungsort vor. Der Gesandte nahm dies an, und am 4. April Vormittags trafen die beiden Bevollmächtigten in dem besten Gasthof des kleinen Städtchens zusammen. Jeder von Beiden hatte einen Secretär mitgebracht. Die Begegnung war eine durchaus freundschaftliche; der Störungen und Zwischenfälle wurde nicht gedacht. Man ging sogleich an die Aufsetzung eines Protokolls. Bresson nahm den Ehevertrag anstandslos an, und nach weniger als einer halben Stunde war das Schicksal der mecklenburgischen Fürstentochter besiegelt. Die Franzosen zeigten sich überglücklich über den endlichen Abschluß. Plessen kehrte mit gemischten Empfindungen nach der Heimath zurück. Er fand den Großherzog in einer trüben Stimmung. Das weiche Gemüth Paul Friedrich's, der seine Schwester aufrichtig liebte, litt unter der Spannung dieser Tage. Er, der gewohnt war, das Leben von der heiteren Seite aufzufassen, der gern Freude genoß und Freude bereitete, empfand schmerzlich den klaffenden Riß in seiner Familie. Dieser umwölkte Regierungsantritt erfüllte ihn mit düsteren Ahnungen. Dennoch blieb er fest in seinen Entschlüssen. Eine neue Verstimmung erwuchs ihm aus dem Anspruch der Erbgroßherzogin, eine officielle Anzeige der stattgehabten Verlobung an die Stände zu erlassen und in den Zeitungen zu veröffentlichen. Plessen hielt dies nach dem Sinn der an die Erbgroßherzogin abgetretenen Rechte für zulässig und rieth dem Großherzog, diese Publication zu genehmigen. Dieser aber war entschieden dagegen. „So gern, wie ich auch" — schrieb er an Plessen — „wenn es mir immer möglich ist, Ihre Ansicht theile (Sie wissen ja, wie lieb ich Sie habe), so ist es mir leider in diesem Falle nicht möglich. Mein Gewissen, meine innerste Ueberzeugung verbieten es mir. Mein Brief an meine Mutter ist schon fort, und ich gestehe offen, daß er mich nicht gereut. Ich muß nun ruhig abwarten, was die Mutter thut. Sollte sie wider Erwarten doch noch darauf bestehen, so muß ich es mir vorbehalten, selbst eine Anzeige an den Engern Ausschuß zu machen. In den hiesigen Blättern lasse ich aber unter keiner Bedingung Etwas einrücken. Ich wollte, die ganze Sache wäre zu Ende."

Für Plessen sollte sie es sein! Es war dies der letzte Brief, den der Großherzog ihm schrieb. Keiner von Beiden konnte ahnen, daß der Tod so bald zwischen sie treten würde. Der junge Landesherr hatte in den letzten Wochen eine Charakterfestigkeit und Selbständigkeit gezeigt, welche seine Umgebung überraschte und die Gewähr bot, daß er die Zügel der Regierung mit sicherer Hand führen werde. Ohne diese Wahrnehmung, welche sich in der Folgezeit bestätigen sollte — denn die Regierung Paul Friedrich's war eine kurze, aber segensreiche — wäre der Verlust einer so bedeutenden Persönlichkeit wie Plessen von dem Fürsten und Lande noch schmerzlicher empfunden worden. Daß der Hintritt eines Staatsmannes, dessen ganzes Leben dem Dienst seines Vaterlandes gewidmet gewesen, der, wie keiner, mit allen Ver-

hältnissen vertraut und durch eine dreißigjährige Erfahrung besonders befähigt war, ein Rathgeber seines Fürsten zu sein — daß ein solcher Todesfall eine unersetzliche Lücke reißen mußte, wird nach der Schilderung seines Lebens, die wir hier abschließen, nicht zweifelhaft sein. Paul Friedrich betrauerte den älteren Freund aufrichtig. Das Unerwartete und Plötzliche dieses Todesfalls erschütterte ihn. Am 21. April wurde Plessen von einem grippeähnlichen Unwohlsein befallen, welches man in Hinsicht seines perniciösen Verlaufs heute wohl als Influenza bezeichnen würde. Weder er noch seine Umgebung maßen der Unpäßlichkeit irgend welche Bedeutung bei. Doch mußte Plessen, da der Zustand sich etwas verschlimmerte, die auf den 24. angesetzte Reise nach Warnow aufgeben, wo am folgenden Tage eine zweite Zusammenkunft mit Bresson zwecks Austausches der Ratificationsurkunden stattfinden sollte. Ein Beamter des Ministeriums wurde noch schleunigst mit den nöthigen Vollmachten versehen und trat an Stelle des Ministers die Reise an. Da er den französischen Gesandten in Warnow nicht vorfand, fuhr er weiter nach Perleberg, wo er Bresson antraf und mit ihm den Austausch vollzog. Am Morgen dieses Tages, des 25. April, war Plessen an einer plötzlich eingetretenen Lungenlähmung verschieden.

Der Minister hatte, seitdem er durch Uebernahme des Präsidiums genöthigt war, einen Theil des Jahres in Schwerin zu verweilen, dort das neustädtische Palais bewohnt, welches einst der Wittwensitz der Mutter Friedrich Franz' I. gewesen war und lange unbenutzt gestanden hatte. Nach diesem Hause und den anliegenden Straßen strömte am 28. April die Bevölkerung Schwerins und vieler anderer Ortschaften, um dem Mann die letzte Ehre zu erweisen, den man überall im Lande kannte, liebte und achtete. Eine lange Reihe von Männern aller Stände, geführt von ihrem Fürsten, gaben bis zum Thore dem Trauerwagen das Geleit. Dann setzte dieser, von Freunden und Angehörigen gefolgt, die einsame Fahrt nach Doberan fort, auf demselben Wege, den zwei Monate zuvor der fürstliche Conduct eingeschlagen hatte. Leopold von Plessen wurde an der Seite seiner Gattin bestattet, nur wenige Schritte entfernt von den ehrwürdigen Mauern der alten Kirche, einem herrlichen Denkmal gothischer Baukunst, dem Mausoleum der mecklenburgischen Herzöge, in deren Mittelschiff sich der steinerne Sarkophag Friedrich Franz' I. erhebt. So ruhen sie auch im Tode nahe bei einander, die drei Menschen, deren Schicksale im Leben eng verflochten waren. Wir sind ihnen auf diesen Blättern häufig begegnet. War es auch kein Charakter-, sondern ein Zeitbild, welches wir zu entwerfen suchten, so hat sich doch die Gestalt des Einen von diesen Dreien deutlicher von dem geschichtlichen Hintergrunde abheben sollen. Leopold von Plessen verdiente, daß die Nachwelt ihn als das kennen lernt, was er war: ein edler Mensch, ein bedeutender Staatsmann und — was man von seinen Zeitgenossen nur selten sagen konnte — ein deutscher Patriot! —

Ernst Curtius.

Zum achtzigsten Geburtstage (2. September 1894).

Von

Arthur Milchhöfer.

„Jedes Fest ist ein Höhenpunkt, von dem man rückwärts und vorwärts schaut, und darum feiern wir Jubiläen, damit wir aus dem Gedränge der Gegenwart auf eine freie Höhe hinaustreten, wo ein weiterer Gesichtskreis sich aufthut.“ So sprach vor fünfundzwanzig Jahren der Mann, der auf diesem festtäglichen Standpunkt eigentlich von Natur aus heimisch ist, der vollends als Gegenstand unserer Huldigung an seinem eigenen Ehrentage gar nicht anders gefeiert werden kann und möchte, als durch gleichgestimmte Umschau über bedeutende Gebiete des geistigen Lebens. In unserem Falle ist es die Erkenntniß des griechischen Alterthums, welche wir mit Curtius' Wesen und Wirken selber so innig verflochten sehen, daß die Geschichte seiner Person zum guten Theil auch diejenige seiner Wissenschaft bedeutet.

„Hellas“ und „Rom“ verkörpern sich dem Gebildeten heute und längst in den Namen Curtius und Mommsen als ihren classischen Interpreten. Die Meisten haben wohl auch ein Bild davon, wie sehr die Eigenart der beiden Gelehrten dem besonderen Charakter ihrer Gebiete wahlverwandt ist. Bei Ernst Curtius, dem diese Zeilen gewidmet sind, nennt man zunächst „die griechische Geschichte“, „die Aufdeckung von Olympia“, und hat mit diesen seinen bekanntesten Werken zugleich die beiden Wege, den theoretischen und den praktischen, bezeichnet, durch deren Verbindung er das lebendige Verständniß jener Vergangenheit so mächtig zu fördern wußte. In der That zeichnet sich die Gestalt des Meisters schon aus der Ferne kaum minder klar erkennbar ab, als sie in der Nähe seinen Jüngern erscheint; er gehört eben zu jenen bedeutend veranlagten Naturen, die in allen ihren Aeußerungen von der gleichen durchsichtigen Einfachheit und Gesetzmäßigkeit beherrscht werden.

War es uns somit schon lange verstattet, über Curtius, der noch in ungeschwächter geistiger Spannkraft unter uns wirkt, wie über eine abgeschlossene historische Persönlichkeit zu urtheilen, so können diese Urtheile kaum anders

als sich wiederholen. Auch die vorliegenden Blätter werden dem Kundigen nichts Neues zu sagen vermögen. Sie erfüllen ihren Zweck, wenn man sie wie eine Widmungstafel betrachten will, die in knappem Umriß die denkwürdigsten Thatsachen und Leistungen einer reich gesegneten Gelehrtenthätigkeit von Neuem zusammenfaßt.

Gewiß, die Verhältnisse begünstigten in seltener Weise den harmonischen Grundzug in E. Curtius' Streben und Vollbringen. Noch vor Kurzem hob der Achtzigjährige in seiner bescheidenen Art hervor, wie dankbar er die Gunst der äußeren Lebensführung anzuerkennen habe. Ein Patriciersohn der freien Reichsstadt Lübeck, nahm er schon als Knabe die entscheidenden Eindrücke einer historischen Umgebung, einer erlesenen Erziehung, eines bedeutenden Umgangskreises in sich auf. Mit fünfzehn Jahren bereits stand ihm die Erforschung des classischen Alterthums der Griechen als sein zukünftiger Beruf fest, wie ja auch sein jüngerer Bruder Georg nicht minder frühzeitig erkannte, daß er zum Sprachgelehrten geboren sei. Da war es eine glückliche Fügung, daß ihm die deutschen Hochschulen gerade diejenigen Männer entgegen brachten, welche für die wahre Belebung des Hellenismus in allen seinen Zweigen die ersten Bahnbrecher waren: Welcker in Bonn, Otfried Müller in Göttingen und Böckh in Berlin. Namentlich Otfried Müller war es, an dessen jugendlicher Begeisterung sich die seinige nährte, der ihm das denkwürdigste Volk, sein Land und seine Kunst so nahe vor das geistige Auge stellte, als es mit den damaligen Hülfsmitteln eben möglich war, und ihm damit die bestimmte Richtung auf das Anschaulich-Concrete gab. Aber die Anschauung der classischen Stätten selber, die nothwendige Ergänzung, auf welche alle jene Lehre hindrängte, war auch den Meistern noch versagt. Noch lag Griechenland weit entfernt, wie auf einem fremden Erdtheile, ein Ziel der Sehnsucht, das der Gelehrte damals wohl schon mit der Seele, aber noch nicht mit bestimmten Hoffnungen zu suchen wagte. Auch hierin ward Curtius eine seltene Gunst des Schicksals zu Theil, fast genau im Anschluß an die geeignetsten Vorstudien und in demjenigen Jugendalter, dessen erste Blüthen, um zur Frucht zu reifen, für gedeihliche Einwirkung gerade am meisten empfänglich sind. Mit dreiundzwanzig Jahren (1837) gelangt er als Hauslehrer in der Brandis'schen Familie nach Athen. In vierjährigem Aufenthalt erwirbt er sich auf hellenischem Boden gleichsam das geistige Bürgerrecht und die grundlegenden Anschauungen für all' sein späteres Schaffen. Nach seiner Rückkehr war Curtius der Erste, der als begeisterter und anregender Augenzeuge ein leibhaftiges Stück Hellas in die Heimath zu verpflanzen schien. Zu diesen bedeutenden Wirkungen seines öffentlichen Auftretens gehörte vornehmlich eine Rede über die Akropolis von Athen, welche er 1843 in der Singakademie zu Berlin hielt.

Damals erkannte die Prinzeß Wilhelm von Preußen, spätere Kaiserin Augusta, in Curtius den geeigneten Erzieher für ihren Sohn, den Prinzen Friedrich Wilhelm. Während dieses nahe und glückliche Verhältniß zum Fürstenhause den Keim zu neuen künftigen Förderungen legte, reifte in so vielbeschäftigter Zeit neben Anderem die erste große Frucht seines griechischen Aufenthaltes: „Der Peloponnesos". Als einstens, gegen Ende seiner athenischen

Zeit, sich die Freude, den geliebten Lehrer Otfried Müller auf dem classischen Boden begrüßen und geleiten zu können, in herbes Leid verwandelte — denn ein tückisches Fieber entraffte als Folge einer gemeinschaftlichen Reise nach Delphi den großen Gelehrten in der Vollkraft seiner Jahre — da schrieb Curtius fast rathlos: „Hier wie überall sucht man vergebens nach dem, der das Angefangene fortsetzen könnte." Curtius selber war es, der diese Erbschaft im weitesten Umfange antreten sollte. Hatte Müller den Wanderzügen der Volksstämme, wie der Dorer und Minyer, seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt und Curtius auch zu diesem Thema später in seinen „Joniern vor der ionischen Wanderung" ein berühmtes Gegenstück geschaffen, so befähigte ihn die erworbene Landeskenntniß noch ganz besonders, in den beruhenden Einflüssen von Boden und Klima, in dem intimen Zusammenhang von Land und Leuten die ergänzende und auf diesem Gebiete ganz neue Art historischer Betrachtung hervorzukehren. Auch hierin war ihm methodische Schulung durch einen Lehrer ersten Ranges, den „Vater der Geographie", Karl Ritter, zu Theil geworden.

Der Peloponnesos mit seiner überreichen Gliederung nach außen und innen kam solcher Betrachtungsweise in hohem Grade entgegen, und so wurde das gleichnamige Buch nicht nur die erste und sofort als classisch anerkannte Leistung wahrhaft geschichtlicher Landeskunde, es steht innerhalb der hellenistischen Literatur in seiner Art noch heute unübertroffen und leider fast einzig da. Mit Recht hat man darauf ein Wort Herder's angewandt: „Ein Schriftsteller," sagt er, „kann nachher an Reife, an Kraft, an Gelehrsamkeit, an Kenntniß sehr gewinnen, — seine Morgenröthe aber und erste duftvolle Jugendblüthe liefert er im ersten Werke."

Nach dem Erscheinen des „Peloponnesos" (1851) schreitet Curtius dem noch höheren Ziele, einer Geschichte der Griechen bis zum Ende ihres Freiheitsalters, zu. Fünfeinhalb Jahre lang hatte er die Erziehung des nachmaligen Kronprinzen bis zum Antritt des Studiums an der Bonner Hochschule geleitet, dann noch sein Lehramt an der Berliner Universität fortgesetzt, als ihn im Jahre 1856 eine Berufung zum ordentlichen Professor nach Göttingen führte. Von hier aus trat bereits 1857 der erste Band der „Griechischen Geschichte" ans Licht, dem später noch zwei andere und eine stattliche, bis heute nicht abgeschlossene Reihe von Auflagen und Uebersetzungen folgen sollten. Ein Werk, das der reinsten Begeisterung für das jugendfrische Griechenthum und namentlich seine begabtesten Stämme entsprungen ist und dieser auch im Herzen des Lesers Bahn schaffen will, mochte man leicht als idealisirt bezeichnen. Gewiß, es überwiegen die hellen leuchtenden Farbentöne, aber der darstellende Historiker darf und soll auch in seiner Weise Künstler sein. Wenn irgendwo in Geschichte und Cultur ein Entwicklungsproceß sich organisch und gleichsam planmäßig abspielte und damit selber schon künstlerischen Gesetzen zu gehorchen schien, so ist es bei den Griechen der Fall gewesen. Diese Züge hervorzukehren, war das gute Recht des nachschaffenden Geschichtschreibers. Es ist sehr oft nicht minder seine Aufgabe, zu ergänzen und zu verbinden mit jener Kraft der Phantasie, die Wilhelm von

Humboldt als unentbehrliche Eigenschaft des Historikers verlangt. Hier vor Allem, wo es sich um die innere Wahrheit handelt, wird die künstlerische Begabung und der Geist offenbar, mit dem der Bildner seinen Gegenstand durchdrungen hat. Erst in jüngerer Zeit haben die großen Entdeckungen auf dem Gebiete der vorhomerischen und homerischen Cultur gezeigt, wie nahe Curtius in seinen Grundanschauungen der Wirklichkeit gekommen ist. Für jene uralten geschichtlichen Bezüge, die zwischen Ost und West über die Inselbrücke des ägäischen Meeres hinwegführten, treiben selbst wissenschaftliche Gegner der berühmten „Jonierhypothese" heute ganz verwandten Formulirungen zu. Mit dem Accord „Asien und Europa" beginnt denn auch das unvergleichliche Präludium zur „Griechischen Geschichte", ein Muster orientirender Stimmungsmalerei und sprachlichen Wohllautes, der dem Rauschen des gastlichen Meeres und seiner günstigen Fahrwinde abgelauscht zu sein scheint: „Zwischen Asien und Europa," heißt es da, „ist kaum ein Punkt zu finden, wo bei klarem Wetter ein Schiffer sich einsam fühle zwischen Himmel und Wasser; das Auge reicht von Insel zu Insel, bequeme Tagfahrten führen von Bucht zu Bucht; — — und wie sich ein Wellenschlag vom Strande Joniens bis Salamis fortbewegt, so hat auch niemals eine Völkerbewegung das eine Gestade ergriffen, ohne sich auf das andere fortzupflanzen." Und von den Luftströmungen, die sich während des größten Theiles des Jahres einer bestimmten Regel fügen: „und jeden Morgen erhebt sich der Nordwind von den thrakischen Küsten und weht das ganze Inselmeer hinab; — oft haben diese Winde wochenlang den Charakter eines Sturmes, und bei wolkenlosem Himmel sieht man Schaumwellen, so weit das Auge umschaut; sie sind aber ihrer Gleichmäßigkeit wegen nicht gefährlich, und sowie die Sonne sinkt, lassen sie nach; die See glättet sich, Luft und Wasser wird still, bis sich fast unmerklich ein leiser Gegenwind erhebt, ein Luftzug aus Süden. Dann löst der Schiffer in Aegina seine Barke und wird in wenig Nachtstunden nach dem Piräus getragen." Wo solche Vorzüge, Formenadel, Wärme des Tones und congeniale Durchdringung des Stoffes sich vereinigen, da ist es kein Wunder, wenn die „Griechische Geschichte" jugendfrisch geblieben ist bis auf den heutigen Tag; ja man kann sich nicht leicht vorstellen, daß diese Wirkung je nachlassen werde, es müßte denn unsere Jugend selber altern.

Bald nach Vollendung des dritten Bandes, nach mehr als zwölfjähriger erfolggekrönter Lehrthätigkeit in Göttingen, gelangte Curtius (1868) durch seine Zurückberufung an unsere erste Landesuniversität Berlin zugleich in diejenige Einflußsphäre, welche eine Vorbedingung für seine späteren praktischen Erfolge war. Er, der den Deutschen Griechenland durch die genannten und bereits zahlreiche kleinere Schriften so nahe vor die Seele gebracht hatte, sollte uns dort noch in anderem und viel realerem Sinne heimisch machen. Schon vor Jahren hatte er vorsorglich den Samen zu späteren Entwicklungen ausgestreut. Sein Verhältniß zum Herrscherhause und namentlich zu seinem hohen Zögling bot ihm längst einen werthvollen Schatz von Garantien, welche die Zukunft einlösen sollte. Insbesondere hatte (bereits im Jahre 1852) eine überaus formvollendete, mit hinreißender Kunst vorgetragene und später

oft citirte Rede über Olympia auch an jener Stelle gezündet. Dabei kann es wiederum als eine providentielle Fügung gelten, daß solche Pläne und Wünsche der Erfüllung nur langsam entgegenreiften. Die fünfziger und sechziger Jahre hätten immer nur relativ bescheidene Unternehmungen zeitigen können; erst mußte das große Jahr 1870 vorüberbrausen und der neue Frühling des Deutschen Reiches angebrochen sein, um nun auch für Friedensarbeiten in wahrhaft großem Stile den rechten Boden zu bereiten. Es war vor Allem das Verdienst von Curtius, wenn hier der Pflege der classischen Studien die erste Anwartschaft zugestanden wurde. Um die greifbarsten Resultate vorwegzunehmen, nenne ich die Begründung eines archäologischen Institutes zu Athen (neben dem alten, römischen), die Ausgrabungen von Olympia und die topographische Vermessung des attischen Landes.

Mit dem Boden Italiens war die deutsche Wissenschaft schon seit Winckelmann's Tagen in zunehmend regeren Verkehr getreten. Curtius war, wie wir sahen, der Erste, welcher in der Heimath über Griechenland aus eigener Anschauung berichten konnte. Heute gibt es, namentlich unter den jüngeren Archäologen, kaum Einen, der den classischen Boden von Hellas nicht auch betreten hätte. Was früher mühsam erwandert und erschlossen werden mußte, wird dem Gelehrten jetzt auf sorgfältig vorbereiteten Karawanen oder gemietheten Dampfern bequem und unter fachkundigster Führung zugänglich gemacht. Allzu bequem! sagt man bereits. Gewiß, nicht Jeder bringt gegenwärtig Reisefrüchte heim, wie vordem Curtius. Aber dem Umfange nach hat heute neben der Büchergelehrsamkeit eine lebendige Anschauung, eine persönliche Fühlung mit dem griechischen Alterthum Platz gegriffen, welche nicht bloß unseren Universitäten, sondern auch bereits einer großen Zahl der anderen höheren Lehranstalten zu Gute gekommen ist. Den Ausgangs- und Mittelpunkt dieser Wirkungen bildet (seit 1874) das oben erwähnte, auf Curtius' Anregung hin begründete archäologische Zweiginstitut in Athen.

Die ein Jahr später begonnenen Ausgrabungen von Olympia, seit Winckelmann ein Sehnsuchtsziel der deutschen Alterthumsforscher, können in noch höherem Grade als das persönlichste Werk von Curtius gelten. Der Eifer und die Energie, mit der er diesen Lieblingsplan förderte, legen das beredteste Zeugniß ab für seine reale, vom bloß Hypothetischen und Constructiven nicht befriedigte Tendenz in der Erfassung der classischen Vergangenheit. Hier galt es neue Quellen aus dem Boden zu schlagen, und als die Erdtiefe nach fünf Jahrescampagnen ihre Schätze wieder ans Licht gespendet hatte, gingen von Olympia nicht bloß für alle Einzelgebiete der Alterthumswissenschaft befruchtende und selbst schöpferisch belebende Ströme aus: die in so großem Stile durchgeführte Unternehmung stand als solche selber wie ein Stück Wissenschaft da, als erste und für immer vorbildliche Leistung der experimentellen Methode im Dienste der Geschichte.

Die generalstabsmäßige Aufnahme von Attika durfte man mit gleichem Recht als etwas „Einziges auf dem Gebiete der Topographie" bezeichnen. Hatten Curtius die verzweigten Stammes- und Staatenbildungen des Peloponnesos als wissenschaftliche Aufgabe gelockt, Olympia als der nationale

Sammelpunkt für Festfeier, Gottesdienst und Kunst, so galt seine Neigung doch von jeher der Stadt und dem Lande der Athener, als dem feinst organisirten Gebilde, gleichsam dem Extract griechischer Culturentwicklung. In diesem einen Umkreise wahrhaft heimisch werden, hieß ihm das Ganze im Besonderen und an seinem besten Theil erkennen. Gleich von Anfang an sehen wir Curtius mit der historischen Ortskunde der attischen Halbinsel und namentlich ihres Stadtgebietes beschäftigt; die Häfen Athens bildeten schon das Thema seiner Doctordissertation; zahlreiche Einzeluntersuchungen folgten derselben, so über Mauern und Thore, über älteste Siedelungen und die Marktbauten. Für die Würdigung der festen Unterlagen, welche solche Studien erst durch die übersichtliche Darstellung der Bodengestalt erhalten, hatte bereits Moltke, praktisch, wie auch in seinen Schriften gewirkt. So traf es sich, daß Curtius gerade in dem Chef unseres Generalstabes den geneigtesten und verständnißvollsten Förderer seiner Absichten fand. Schon konnte ihn auf zwei früheren Reisen (1862, 1871) je ein höherer Officier begleiten und mit seiner technischen Beihülfe wirksam unterstützen. Seit 1874 erhielt diese friedliche Thätigkeit von Officieren und Beamten unseres höchsten Armeeinstitutes auf attischem Boden eine feste Organisation. In der Person des damaligen Vermessungsinspectors, jetzigen Geheimen Kriegsrathes Kaupert, trat Curtius durch Moltke's Vermittelung ein Mann entgegen, der mit glänzenden fachmännischen Eigenschaften und hingebendem Eifer auch volle Einsicht in die wissenschaftlichen Probleme verband. So haben Curtius und Kaupert in glücklichster Ergänzung den Stadtboden von Athen bearbeitet („Atlas von Athen", 1878); so hat sich allmälig unter Kaupert's Oberleitung, zumeist ausgeführt durch unsere Officiere, ein Netz von Karten im Maßstabe der preußischen Landesaufnahme (1 : 25,000) über ganz Attika ausgedehnt. Unter sorgfältiger Berücksichtigung aller noch wahrnehmbaren Spuren des Alterthums bilden dieselben eine Grundlage für die wissenschaftliche Topographie des interessantesten Stückes hellenischer Erde, wie sie für keine andere antike Landschaft existirt.

Auf demselben Boden ist denn auch das jüngste darstellende Werk unseres Altmeisters, die „Stadtgeschichte von Athen" (1891) erwachsen. Wiewohl zugleich eine Zusammenfassung zahlreicher Vorarbeiten, die über einen Zeitraum von fünfzig Jahren hinaufreichen, erscheint das Ganze doch wie aus einem Gusse von voll überzeugender Lebenswahrheit. (Vgl. die ausführliche Anzeige G. Hirschfeld's in dieser Zeitschrift, 1892, Bd. LXX, S. 312 ff.)

Wenn Curtius in der Einleitung zu diesem Buche den Vorsatz betonte, „ein klares Gesammtbild (seines Gegenstandes) zu entwerfen und die Hauptpunkte aus dem Staube, den die antiquarischen Einzelforschungen aufgerührt haben, in eine freiere Luftschicht und einen größeren Zusammenhang zu bringen," so hat er dieses Programm eigentlich bereits in jedem Stadium seiner reichen Lebensarbeit eingehalten; nicht nur im breiten Flusse der großen Compositionen, sondern ebenso sehr in der Behandlung begrenzter Stoffe und Probleme finden wir ihn auf jenem weiten, wahrhaft wissenschaftlichen und wahrhaft künstlerischen Standpunkte wieder, der das Einzelne vor Allem darauf ansieht, wieweit es sich als brauchbares Werkstück zum Ganzen fügt.

Hat doch Curtius gerade durch seine zahlreichen Monographieen antiquarischen Inhaltes (über Verkehrseinrichtungen, Topographie, Ortsnamen, Religion, Kunst, Epigraphik, Numismatik u. s. w., soeben in zwei Bänden „gesammelter Abhandlungen" vereinigt), mehr als ein Anderer dazu beigetragen, die „Alterthümer", oder „Antiquitäten" als eine eigene Disciplin abgesonderter Gelehrsamkeit zu überwinden und unmittelbar in das Quellenmaterial der Geschichtsforschung überzuführen. Im Vorworte zu jenen Schriften führt Curtius seine Gewöhnung, „alle Seiten des classischen Alterthums als eine untrennbare Einheit aufzufassen," in erster Linie auf den Einfluß jener Männer zurück, welche „seinen geistigen Lebensgang geleitet haben", — auch in der Selbstbetrachtung vermag er nur Zusammenhänge und Durchgangspunkte von Entwicklungen zu sehen. Wie er hier den Blick rückwärts wendet, so schaut er in den poetischen Dankesworten an eine jüngere Generation, an die „Siebenundzwanzig," welche ihn zu seinem siebzigsten Geburtstage (1884) mit einer Sammelschrift erfreut hatten, nach vorwärts auf die Fortführung dessen, „was er schüchtern begann":

„Siehe, wie Hand an Hand sich reihen als Glieder der Kette . . .
Und das Vereinzelte schließt sich zum unendlichen Ring."

Dieser vertrauensvolle Zukunftsblick darf uns auch als Mahnung gelten. Curtius hat sie direct in seinen Reden und Aufsätzen oft genug ausgesprochen angesichts der Gefahr, daß über der zunehmenden Arbeitstheilung, einer natürlichen Folge des Stoffzuwachses, wie über der Verschärfung der Methoden jener universale Geist sich wieder verflüchtigen könnte. Gewiß wird er selber einer der Letzten gewesen sein, der seiner Zeit auf vielen Gebieten zugleich voranleuchtete, wie er einer der Ersten war, der sie miteinander verband. Aber in unverbrüchlicher Gültigkeit bleibt die Forderung bestehen, daß jeder an seinem Theile sich der inneren Gemeinschaft, der Aufgabe bewußt bleibe, das gleiche heilige Feuer zu schüren. Unter solchen Voraussetzungen allein sieht Curtius auch der ferneren Mission seiner Wissenschaft wohlgemuth entgegen; ihr ungeschmälertes Mittleramt bleibt ihm eine der vornehmsten Bürgschaften für die Zukunft unseres Volkes, und es kommt ihm, trotz mancher Zeichen der Zeit, niemals ernstlich in den Sinn zu glauben, daß dasselbe sich wohl gar dauernd von dem unversiegbaren Bildungsvorrathe des classischen Alterthums abkehren werde.

Gegen das Vorurtheil Unverständiger, als ob die Beschäftigung mit so fernliegenden Zeiten von den Interessen der Gegenwart abziehe und für ihre Anforderungen untauglich mache, bildet Curtius' Leben und Wirken selber den lebhaftesten Protest. „Alterthum und Gegenwart" ist die stattliche Sammlung seiner jetzt drei Bände füllenden Reden und Vorträge überschrieben. Unter diesen (nahezu sechzig) öffentlichen Kundgebungen ist nicht eine, welche jenen Titel nur im oberflächlichsten Sinne des Wortes verdiente; nirgends ein gewaltsamer Uebergang von gelehrtem Thema zum Gegenstand des Tages, wie ihn so mancher Festredner erzwingt. Ungesucht und in unerschöpflicher Fülle ergeben sich ihm die Beziehungen, welche zwischen den getrennten Zeiträumen obwalten, und in ihrer gegenseitigen Durchdringung tritt ihm aus jedem besonderen Anlaß das Un-

vergängliche hervor. — Die Aufsätze des dritten Bandes tragen noch den Sondernamen: „Unter drei Kaisern". Mit gutem Rechte durfte sie Curtius zugleich als „Urkunden der Zeitgeschichte" bezeichnen; spiegelt sich in ihnen doch auch der persönliche Antheil wider, mit dem es ihm vergönnt war, Freude und Leid unseres Herrscherhauses zu begleiten. Schon von Jugend auf war ihm diese Empfänglichkeit für die Geschichte des Vaterlandes und seiner Lenker eingeimpft. In seinen anmuthigen „Erinnerungen an Emanuel Geibel," mit dem ihn schon früheste Jugendfreundschaft verband, weist er darauf hin, „wie die Lübecker vor allen Deutschen den Jammer des zerrissenen Vaterlandes am unmittelbarsten und schmerzlichsten durchzukosten hatten", und preist es als eine „wunderbare Fügung, daß zu einer Zeit, in der Niemand, ohne sich verdächtig zu machen, von einem deutschen Kaiser zu reden wagen durfte, zwei Lübecker Nachbarkinder, denen die Sehnsucht nach dem Reiche im Blute lag, zu dem künftigen Erben des Kaiserthrons während seiner jugendlichen Entwicklung in nahe persönliche Berührung traten."

Als classische Muster sprachlicher Formvollendung und geistigen Gehaltes haben Curtius' Schriften sich längst dem Volke und namentlich seinen Jugendbildnern empfohlen. Neben diesem wissenschaftlichen und formalen Werthe beruhen ihre Erfolge sicherlich auch auf der starken ethischen Wirkung, die von Allem ausgeht, was Curtius darbietet. Eine solche aber ist stets das Geheimniß edelster und ungetheilter Natur. Sehr zutreffend wurde einmal gesagt, daß man bei vielen bedeutenden Männern den Menschen vom Gelehrten trennen könne, nicht aber bei Curtius. Jeder, der das Glück hatte, ihm näher zu treten, muß sofort die Einheitlichkeit und Einfachheit seines Wesens empfinden, eine Lauterkeit, die durch keinen Anhauch von Hofluft, durch kein Atom Gelehrtenstaub getrübt wird. Curtius ist vielleicht unfähig, selbst einem verbissenen Gegner andere als sachliche Motive unterzuschieben; in die Arena persönlicher Polemik ist er jedenfalls niemals herabgestiegen.

In der Obhut eines beglückenden Familienkreises ist Curtius von den Beschwerden des Alters bis heute in wunderbarer Weise unberührt geblieben. Sehen wir von einigen vorübergehenden Zufällen der letzten Vergangenheit ab, wie sie auch den Jüngeren treffen können, so berechtigt Alles zu der Zuversicht, daß ihm die geistige und körperliche Rüstigkeit, die auch seinen Vater bis in weit höhere Lebensjahre hinein begleitete, noch für lange Zeit erhalten bleiben wird.

Längst hat der nunmehr Achtzigjährige alle die Ehren und Auszeichnungen erfahren, welche Wissenschaft und Krone an ihre größten Gelehrten zu verleihen pflegen. Am empfänglichsten war er stets für Beweise der Anhänglichkeit und der geistigen Gemeinschaft, zumal wenn sich eine solche „über alle trennenden Räume, über die Scheidewände von Stand und Nationalität hinweg aus innerem Triebe offenbart". So dankt er in tiefbewegten Worten jenen Hunderten von Männern diesseits und jenseits des Oceans, welche sich aus Anlaß seines siebenzigsten Geburtstages vereinigt hatten, um ihm sein Bildniß aus Marmor, von Schaper's Meisterhand gefertigt, überreichen zu lassen. „Indem ich mich inmitten solcher Gemeinschaft fühle, hat mein Leben

eine höhere Weihe empfangen, und die herzliche Anerkennung meines Strebens aus nahen und fernen Kreisen ist mir, was dem Hellenen der Olympische Kranz war, der schönste Lohn meiner wissenschaftlichen Arbeit."

Der Kranzzweig vom wilden Oelbaum war das bescheidenste Symbol für den höchsten persönlichen Ruhm, und so wollte es den Freunden scheinen, als ob jetzt, nach zehn weiteren Jahren, auch nur ein mehr symbolischer Act der Verehrung am Platze sei. Unter Genehmigung und Mitwirkung der griechischen Regierung, welche in dieser Form zum ersten Mal einen Ausländer als einen der Ihrigen feiert, wird am zweiten September eine Wiederholung der Marmorbüste in der Vorhalle des neuerrichteten Museums zu Olympia aufgestellt werden, „an der Stätte," wie es in dem Aufrufe heißt, „an der sein segensreiches Wirken am unmittelbarsten vor die Augen tritt." Ich sehe voraus, daß unsere deutschen und griechischen Genossen an diesem Ehrentage dort sinnig auch den Oelkranz zum Bilde fügen werden. Allen kommenden Zeiten und Geschlechtern aber wird es die lebendige Erinnerung wachhalten an Ernst Curtius, den letzten Olympischen Sieger.

Ueber den politischen Conflict in Shakespeare's Coriolan.

Von

Friedrich Curtius.

Das Interesse, mit dem wir Shakespeare's historische Dramen betrachten, erschöpft sich keineswegs in der allgemein menschlichen Theilnahme an Freude und Leid der Gestalten, denen die Kunst Leben geschenkt hat. Im Gegentheil ist diese persönliche Mitempfindung bei Julius Cäsar oder Heinrich VIII. ohne Zweifel minder lebhaft als bei Romeo und Julie. Auch diejenige Betrachtung, welche mit Schiller die Schaubühne als moralische Anstalt begrüßen möchte, muß bei den Historien weniger Befriedigung finden als bei freien Producten der schaffenden Phantasie. Denn wie sich die Geschichte selbst nicht ohne Willkür und Zwang zu einer Mustersammlung für ein ethisches Lehrbuch verarbeiten läßt, so kann auch das geschichtliche Drama, welches ohne schulmeisterliche Gebundenheit an das Detail der Ueberlieferung doch innere Wahrhaftigkeit besitzen soll, dem einseitigen Moralisten unmöglich genugthun. Vielmehr, je echter das poetische Leben der Gestalten ist, um so mehr wird sich in ihnen Schuld und Schicksal zu einem Knoten verschlingen, den der Dichter selbst am wenigsten lösen möchte. Das, was sein *sollte*, das ethische Ideal, kann der historische Dichter, ohne aus der Rolle zu fallen, nicht darstellen. Was aber der große Dichter und was nur er vollkommen zeigen kann, das ist die Selbstdarstellung der die Geschichte beherrschenden geistigen Mächte in den großen Männern der Vergangenheit. Wie gewisse leitende Ideen sich aus dem ganzen Gedankenmaterial einer Epoche hervorheben, so ragen die heroischen Gestalten über das Niveau der Menschheit empor. Zwischen beiden besteht eine gegenseitige Anziehung, denn die Ideen bedürfen der Helden, um Wirklichkeit zu werden, und die Helden der Ideen, um groß zu handeln und zu herrschen. Dies darzustellen, ist eine Aufgabe, welche so entschieden dichterisches Vermögen erfordert, daß der Historiker dem höchsten Ziele seiner Kunst nur so weit näher kommt, als er selbst Dichter ist.

Wenn wir also verpflichtet sind, die geschichtlichen Dramen Shakespeare's nicht etwa als „bürgerliche Trauerspiele" zu betrachten, bei denen zufällig Namen und Localitäten von historischen Ereignissen entlehnt sind, wenn wir dieselben vielmehr als Geschichte, wie sie sich dem Auge des Dichters darstellt, würdigen sollen, so muß es auch erlaubt sein, den Gedankeninhalt solcher Werke, ganz abgesehen von ihrem ästhetischen Werthe, ins Auge zu fassen und nach den Ansichten des Dichters über die großen Fragen des nationalen und politischen Lebens zu forschen. Oder steht etwa der Dichter der Politik so fern, daß wir es als eine Herabsetzung ansehen müßten, wenn man ihm politische Ansichten und Absichten zutraut? Nur Derjenige könnte so urtheilen, der in völlig einseitigem Individualismus das Gemeinschaftsleben der Menschen als etwas Aeußerliches und Nebensächliches, die Politik als einen Sport betrachtete, den Niemand zu theilen brauchte. Wenn aber der Staat Wahrheit ist und sein Werden und Vergehen ein Stück echten Menschenlebens, so kann auch der Dichter demselben nicht gleichgültig gegenüberstehen. Und daß dies Shakespeare's Gesinnung ist, braucht man Niemandem zu beweisen, der auch nur eine Seite der Historien gelesen hat.

Vaterland und Freiheit sind die beiden fundamentalen Probleme der Politik, auf welche sich alle Einzelfragen des staatlichen Lebens zurückführen lassen. Das Grundthema des gewaltigen Gesammtwerkes der Königsdramen bezeichnen die Schlußworte in König Johann:

„So rüste sich die Welt an dreien Enden:
Wir trotzen ihr, nichts bringt uns Noth und Reu',
Bleibt England nur sich selber immer treu."

Im Gegensatze zu diesem einzigartigen Werke nationaler und patriotischer Poesie behandeln die römischen Dramen ein Thema allgemeinster Natur, das jedes Volk und jede Zeit angeht: das Recht des Herrschers. Es ist das Problem der Freiheit in umgekehrter Gestalt. Denn, wie die Unterwerfung des Einzelnen unter die staatliche Herrschaft auszugleichen sei mit dem subjectiven Freiheitsgefühle und Unabhängigkeitsbedürfnisse, das ist eben die Frage. Leichter und populärer ist die Aufgabe des Dichters, wenn er — wie Schiller im Tell, wie Goethe im Götz — an das Freiheitsgefühl appellirt und sich darüber keine Sorgen macht, was aus einem Gemeinwesen werden soll, in welchem Jeder nur auf die Stimme seines eigenen Innern hört und dem mißliebigen Befehle der Obrigkeit den Gehorsam versagt. Aber einem Dichter, der die Welt und den Menschen so genau kennt, wie Shakespeare, der keine Illusionen hat über die Unschuld, Kindlichkeit und Verträglichkeit des durch keine Fesseln der Gesetze beleidigten Menschen, einem solchen realistischen Dichter liegt die Betrachtung dieser Frage aus dem Gesichtspunkte des Herrschers näher. Darum sind Julius Cäsar und Coriolan vornehm, aristokratisch, durchaus politisch gedacht. Im Julius Cäsar siegt der Geist des vor Vollendung seines Werkes gefallenen Helden, ein deutlicher Hinweis, daß es die Idee ist, die schließlich den Sieg davontragen muß. Coriolan ist die Tragödie des Helden, der dem Neide erliegt. Der Dichter zeigt uns, wie der Held und das Volk zusammen-

gehören, und wie deshalb der Sturz des Helden im Grunde die eigene Tragödie des Volkes ist.

Das nämlich ist die politische Grundanschauung des Dichters, welche in keinem seiner Werke mit solcher Bestimmtheit und Ausführlichkeit dargestellt wird, wie in Coriolan, daß das Volk sich nicht selbst regieren kann, sondern um seines eigenen Besten willen beherrscht werden muß. Was das Volk leisten kann, zeigt uns der Dichter an denjenigen Stellen des Dramas, wo das Volk von einem großen, mächtigen Gefühle der Vaterlandsliebe, der bewundernden Verehrung seines gewaltigen Führers hingerissen ist. Da die Ausbildung der Individualität durch die Cultur die Menschen von einander scheidet, so sind die Massen mehr als die Gebildeten fähig, zusammenzufühlen, von einer einzigen Welle der Empfindung sich fortreißen zu lassen. Dann wird das Gefühl des Einzelnen durch die Macht der Sympathie ins Unendliche potenzirt. Diese Naturgewalt zu entfesseln, ist die Kunst des genialen Volksführers, und ein solcher Ausbruch der nationalen Empfindung kann eine unwiderstehliche Macht des geschichtlichen Fortschritts werden. Aber der ruhige, besonnene Wille, welcher allein zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten befähigt, kann aus dieser Gemüthsbewegung nicht geboren werden. Das Volk ist fähig, einer Stimmung Ausdruck zu geben, aber nicht, einen Entschluß zu fassen. Denn Wille ist Denken, und die Beschränktheit des geistigen Horizonts, Mangel an Einsicht, an Uebung im Reflectiren sind Mängel des Willens. Es ist daher der ärgste Mißbrauch des Volkes, wenn man demselben Willensentschlüsse zumuthet. Das gut gestimmte Volk muß geleitet, das durch böse Leidenschaften erregte niedergehalten, in jedem Falle muß es beherrscht werden. Da das die Menge einigende Band nur die gemeinsame Empfindung ist, so muß der sogenannte Volkswille, der in Wahrheit nur Volksstimmung ist, schwankend und wechselnd sein. Das Begehrungsvermögen der Menge wird bald von diesem, bald von jenem Gute in Bewegung gesetzt, und während sich diese Bewegungen der Triebe mit reißender Geschwindigkeit fortpflanzen, ist eine gleichartige, gleich rasch wirkende Mittheilung der vernünftigen Erwägungen, die jenen Begierden entgegenwirken könnten, unmöglich. Wenn es also schon für den Einzelnen innerhalb des eng begrenzten Spielraumes seiner persönlichen Existenz nur durch lange, mühselige Uebung zu erreichen ist, daß die Vernunft mit dem Triebe gleichen Schritt hält, so ist dies für die Evolutionen der Volksseele ganz ausgeschlossen. Das Volk weiß selten, was es will; seltener, was ihm frommt:

„Sein Trachten
Ist nur Gelüst des Kranken, der was schlimmer
Sein Uebel macht, begehrt."

Der Senat muß nach Coriolan's Rath

„in Furcht erhalten,
Die sonst einander fräßen."

Im Kriege folgen auf erhabene Ausbrüche opferfreudigen Muthes schmähliche Verzagtheit und völliger Kleinmuth, der Alles preiszugeben bereit ist. Im Frieden fehlt dem Volke das Verständniß für die Grundlagen der Rechts-

ordnung. Es sympathisirt mit dem Verbrecher: „Es ist eure Tugend," ruft Coriolan den Römern zu,

„Zu preisen den, den Schuld daniederwirft,
Dem Recht dafür zu fluchen."

Ein durch die Vernunft anerkanntes Muß durchzusetzen, auch wo das rein animalische Mitgefühl entgegen ist, das ist nur dem geübten Charakter möglich. Die Menge kann diese Uebung nie erlangen.

Das Volk kann sich also nicht selbst regieren, sondern muß regiert werden. Aber es ist auch nicht fähig, sich seinen Herrscher selbst zu geben. Denn die schwankende Natur der Volksstimmung zeigt sich gerade am meisten in der Beurtheilung der Menschen:

„Jede Minute wechselt euer Sinn,
Den nennt ihr edel, den ihr kaum gehaßt,
Den schlecht, der euer Schmuck war."

Das Volk wird also auch der richtigen Wahl, die es in einem glücklich inspirirten Momente getroffen hat, selten lange Zeit treu bleiben, und wenn die gute Verwaltung der öffentlichen Dinge nichts dringender fordert als eine feste, ruhige Hand, Erfahrung und lange Uebung, so müssen diese wesentlichsten Vorzüge jedem Regimente fehlen, das nur ein getreuer Ausdruck der augenblicklichen Volksstimmung sein will.

Die Frage, woher denn dem Volke der rechte Herrscher kommen soll, kann man nur mit dem frommen Wunsche des Wandsbecker Boten beantworten:

„Der König sei der beste Mann,
Der beste Mann sei König."

Diejenige Staatsverfassung ist die beste, welche am meisten Aussicht gibt, daß die in dem Volke jeweilig vorhandenen Kräfte an Geist und Charakter in den Dienst des Staats gestellt werden, daß der geborene Führer des Volks an die ihm gebührende Stelle gelange und auf derselben festgehalten werde. Seine Herrschaft soll nicht als eine Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit verabscheut, sondern als die Grundlage des Staats verehrt werden. „Man finde," sagt Carlyle, „in einem Lande den Befähigtsten dort, erhebe ihn an die oberste Stelle und lasse ihm treue Ehrerbietung angedeihen — man hat alsdann eine vollkommene Regierung für jenes Land: Keine Stimmurne, parlamentarische Beredtsamkeit, Wahlordnung, kein Verfassungsbau oder sonstige Kunstvorrichtung irgend welcher Art kann es im mindesten verbessern. Es ist ein Zustand der Vollkommenheit, ein ideales Land."

Die politische Entwicklung, welche uns der Dichter im ersten Acte des Stücks schildert, nähert sich diesem Ideal: der beste Mann wird gefunden. Der wilde Aufruhr, in welchem das Volk die Einsetzung des Tribunats erzwingt, wird durch den Volkskrieg beendigt, und in diesem Kriege findet das Volk mehr als Sieg und Ruhm, es findet den Helden und Herrscher, dessen es bedarf, der durch angeborene geniale Kraft alle andern überragt „wie das Capitol das kleinste Haus in Rom". Coriolan's Heldenthum wurzelt in

seinem Idealismus. Er selbst bezeichnet seine Gesinnung, wenn er Jeden auffordert, ihm zu folgen:

„der sein Ich
Geringer schätzt als guten Ruf, der glaubt
Ein edler Tod wög' auf ein ruhmlos Leben
Und höher hält sein Vaterland als sich."

In einem wesentlich kriegerischen Gemeinwesen ist die Tapferkeit diejenige Tugend, deren Besitz zum Herrschen beruft. Es ist dies die naturgemäße Gesammtüberzeugung des römischen Volkes:

„Alle glauben,
Daß Tapferkeit die erste Tugend und zumeist
Den Eigner adelt."

In wie hohem Maße Coriolan diese Tugend besitzt, wird durch die Vorgänge vor Corioli und durch die überschwänglichen Schilderungen seiner Kampfgenossen dargestellt:

„die Flieh'nden hemmt' er,
Und war so selt'nes Beispiel, daß dem Feigen
Furcht ward zu Scherz. Wie Wellen vor dem Schiff,
Das segelt, so gehorchten ihm die Leute
Und sanken seinem Steu'r."

In den Momenten, wo das Volk von einer großen, edeln Begeisterung ergriffen wird, da will es nichts Andres, als seinem Helden folgen:

„Er ist ihr Gott, er führt sie, wie ein Wesen,
Das nicht Natur, nein, eine Gottheit schuf,
Die besser prägt den Mann."

Coriolan's Tapferkeit ist also mehr als bloße Freude am Waffenhandwerk; sie ist kein natürliches Ungestüm des Temperaments, sondern echte Tugend. Denn sie ist die bewußte Hingabe der Person an die Idee des Vaterlands. Daher kennt Coriolan keine Habsucht. Er will keinen Vorrang bei Vertheilung der Beute. Sein Durst nach Ehre ist unstillbar. Dem großen Nebenbuhler Aufidius neidet er seinen Ruhm:

„ein Löwe ist er,
Ihn jagen ist mein Stolz."

Aber die Ehre, die er sucht, ist nicht die öffentliche Anerkennung seiner Thaten. Den bewundernden Kriegern sagt er:

„Ich that, was ihr gethan, was ich vermag.
Mich spornte, was auch euch, mein Vaterland.
Wer seinen guten Willen nur bewies,
Hat mein Verdienst erreicht."

Darum verabscheut Coriolan das Lob:

„Meine Mutter,
Die einen Freibrief hat, ihr Blut zu preisen,
Wenn sie mich lobt, sie kränkt mich."

Er will als ein geborener Herrscher nicht gelobt werden, sondern durch das Gewicht seiner Thaten herrschen. Durch den überwältigenden Eindruck persönlicher Tugend die Heeresfolge erzwingen, das ist die ideale Begründung

der Herrschaft. In diesem Sinne ist Coriolan stolz, „sein Stolz ist so hergehoch wie seine Tapferkeit". Denn sein Stolz ist der durch seine Thaten begründete Anspruch auf die erste Stellung im Staat. So selbstverständlich wie dieser Anspruch, ist die Pflicht zu gehorchen, die demselben gegenübersteht. Darin zeigt sich Shakespeare als gesunder, realistischer Politiker, daß ihm dieses unausweichliche Entweder-Oder von Befehlen und Gehorchen, die Nothwendigkeit der Vertheilung dieser beiden Rollen auf verschiedene Personen, verschiedene Classen der Gesellschaft nicht zweifelhaft ist. „Es gibt," sagt Carlyle, „keine sittlichere Handlung zwischen Menschen, als die der Herrschaft und des Gehorsams." Darum fühlt sich Coriolan in seinem guten Recht, wenn er Gehorsam von denen fordert, die zum Herrschen nicht berufen sind:

„Duldet es,
Und lebt mit Einem, der nicht herrschen kann
Und nicht gehorchen will."

Seinen Standesgenossen ruft er zu:

„ihr seid Plebejer,
Wenn Senatoren sie."

Coriolan hat auch darin Recht, daß die Grundlagen des Staats wanken, sobald dieser einfache, schlichte Gehorsam erkauft werden soll durch Concessionen, die den Begierden der Menge schmeicheln. Daher mißbilligt er die unentgeltliche Kornvertheilung:

„Wer es auch rieth, das Korn des Vorrathshauses
Umsonst zu geben . . . . . .
Der, sag' ich, gab dem Ungehorsam Stoff
Und untergrub den Staat."
„Wie wird dies wirrige Gedärm verdau'n
Die Güte des Senats? Ihr Thun ja zeigt,
Wie sie vermuthlich sprechen: wir verlangten's,
Wir sind die größ're Zahl und nur aus Furcht
That man nach unserm Wunsch. So schänden wir
Das Wesen unf're Sitze, und der Pöbel
Nennt unf're Fürsorg' Furcht, und das durchbricht
Bald den Senat und läßt die Krähe ein,
Die Adler zu zerzausen."

Wenn es einer gesunden Staatskunst widerspricht, den Gehorsam gegen die Obrigkeit durch Geschenke zu erkaufen, so ist es ebenso verkehrt, aus Schonung für die natürliche Eigenliebe das eigene Recht des Herrschers und seinen Anspruch auf Gehorsam zu verhüllen und den anarchistischen Gelüsten der Menge einen Schein des Rechts zu verleihen. Der Verfassungszustand Roms, wie ihn uns der Dichter schildert, weist hier eine innere Unwahrheit auf. Die aristokratische Ordnung des Staatswesens, die Herrschaft der Patricier, ist eine anerkannte Thatsache, welche auch von dem Volke nicht ernsthaft in Zweifel gezogen wird. Aber diese den thatsächlichen Machtverhältnissen entsprechende Ordnung ist mit einer demokratischen Decoration verhüllt: der Bewerber um das Consulat muß unter Vorzeigung der für den Staat empfangenen Wunden die Stimmen der Menge erbetteln und dieser für einen Augenblick die Illusion verschaffen, als sei sie Meister. Coriolan's Natur widerstrebt dieses comödiantenhafte Gebahren. Das Beste, was er dem Volke

geben kann, ist die Wahrheit. Menenius, Volumnia, die Senatoren wollen ihn bereden, das Spiel, das nun einmal hergebracht ist, mitzumachen. Er verspricht, sich ihrem Wunsche zu fügen, zeigt sich aber zu seiner Ehre unfähig, sein Versprechen zu halten. Die Gradheit und der Ernst seiner Gesinnung kommen mit dem bestehenden Mißbrauche in Conflict, und hieran entzündet sich die Feindschaft seiner Gegner.

Wo immer eine festgegründete Staatsgewalt vorhanden ist, wird auch ein Widerspruch gegen dieselbe nicht fehlen. Denn allezeit ist das Muß eine harte Nuß, und ist der Eigenwille versucht, sich gegen den Zwang des Staats aufzulehnen. Der große Fehler der römischen Verfassung ist nur der, daß dieser Widerspruch durch die Rechtsordnung selbst organisirt ist und in dem Tribunat seine Stimme und seine Waffe erhalten hat. Die Tribunen, wie sie uns Shakespeare vorführt, sind keine positiv wirksamen Organe des staatlichen Lebens. Sie vertreten nur, als die Männer des Volks, die auf den Beifall der Masse angewiesen sind, den Widerwillen der Niedrigen gegen die Hochstehenden, den Neid gegenüber der Heldengröße. „Wer Größe erwirbt, erwirbt auch euren Haß," ruft Coriolan den Gegnern zu. Grade das Verdienst weckt den Neid. Die niedrige Gesinnung erträgt noch eher den Anblick des unverdienten Glücks, als den der zu voller Entfaltung gekommenen Größe. Shakespeare hat die Tribunen mit dem ganzen Ingrimm aristokratischer Gesinnung gegen pöbelhafte Frechheit gezeichnet. Unablässig sind dieselben dafür thätig, den Helden anzuschwärzen, seine Fehler zu vergrößern, den Widerspruch gegen seine Herrschaft anzustacheln, und zwar in einem Momente, wo die dringendste Gefahr von dem äußern Feinde den inneren Frieden, die Sammlung aller Kräfte und die Dictatur des Feldherrn gebieterisch fordert. Darum muß Coriolan zu dem Gedanken kommen, daß die Heilung des Staats von der Krankheit, die ihn befallen hat, nur durch die Vernichtung des Tribunats erfolgen kann:

„In einem Aufruhr,
Wo nicht was recht ist, nein, was sein muß, galt,
Da wurden sie gewählt. In bess'rer Zeit
Kann man vom Rechten sagen: so ist's recht,
Und ihre Macht zertrümmern."

Mit Nachdruck wendet er sich an seine Standesgenossen, um ihre Mitwirkung für diesen Umsturz der Verfassung zu gewinnen:

„Drum bitt' ich euch,
Die minder feig ihr als bedächtig seid,
Die mehr des Staates Grundgesetz ihr liebt,
Als seinen Wechsel scheut, ein edles Leben
Dem langen vorzieht und durchgreifende Mittel
Dem Körper wagt zur Heilung aufzuzwingen,
Dem sonst der Tod gewiß — reißt aus mit eins
Die vielgespalt'ne Zung', laßt sie nicht lecken,
Ein Süß, das ihr ein Gift ist. Eure Schmach
Zerrüttet Aller Urtheil und beraubt
Den Staat der Einheit, die ihn schmücken sollte,
Da er die Macht nicht hat zum Gutes thun,
Wie er es wünscht, weil ihn das Böse fesselt."

Man muß diese Aussprüche politischer Weisheit ernstlich erwägen, um dem Charakter Coriolan's gerecht zu werden. Der oberflächlichen Betrachtung tritt vor allem Coriolan's Stolz entgegen, und daraus entsteht die irrige Vorstellung, als wolle der Dichter eine rein psychologische Entwicklung schildern, einen titanenhaften Uebermuth, der zur Katastrophe führen muß. Coriolan's Stolz ist eine Thatsache, aber eine Thatsache, die erst in zweiter Linie steht. Denn die Motive seines Handelns sind nicht Zufälligkeiten des Temperaments, sondern ernste, leidenschaftlose, tiefgründende politische Einsicht. Er ist der ideale Typus einer im besten Sinne conservativen Gesinnung. Er will „des Staates Grundgesetz" gegen Diejenigen vertheidigen, die „den Staat der Einheit berauben" wollen. Nur diese Zusammenfassung aller Kräfte kann dem Staat die „Macht zum Gutes thun," die Fähigkeit zur Erfüllung seiner ethischen Aufgaben sichern. Der freche, zügellose Widerspruch, der jede Maßregel des öffentlichen Wohls hemmen kann, erscheint Coriolan als eine Macht des Bösen, und darum fordert er von seinen Standesgenossen, welche „ein edles Leben dem langen vorziehen," den offenen und entschlossenen Kampf gegen das Tribunat. Seine Anschauung ist vielleicht irrig und einseitig, aber wie man sieht, in sich geschlossen, fest begründet und die unmittelbare Folge seiner Staatsgesinnung. Für Coriolan ist die Macht und Größe Roms mehr werth als Glück und Leben des Einzelnen, und er fordert diese unbedingte Hingabe an das Gemeinwesen, zu der er selbst bereit ist, auch von seinen Mitbürgern. Keine andere Person des Dramas ist ihm in dieser Erhabenheit der Staatsgesinnung gleich, und grade hierin besteht die erschütternde Tragik seines Falls.

Aber allerdings ist auch Coriolan's Persönlichkeit ein menschlich fehlerhaftes Gefäß der Idee, die er vertritt, und seine Fehler bilden die Handhabe, durch welche seine ethisch tief unter ihm stehenden Gegner seinen Sturz herbeiführen können.

Coriolan's Größe ist sittlicher Natur, seine Fehler sind Fehler des Temperaments und der socialen Verhältnisse. Was er von dem Volke fordert, ist sein gutes Recht, aber die Art, wie er es fordert, setzt ihn ins Unrecht. Coriolan brauchte dem Volke nicht zu schmeicheln und könnte ihm doch mehr menschliche Sympathie zeigen. Sein Stolz ist thatsächlich mit Verachtung des gemeinen Mannes gemischt. „Er ist," sagen seine Gegner, „ein Hund gegen das gemeine Volk." Wo er mit dem Volke spricht, ist auch die berechtigte Kritik durch ihre Form nicht darnach angethan zu belehren und zu bessern, sondern nur zu erbittern:

„Wär' nur der Adel nicht so weich gesinnt
Und ließ mir frei mein Schwert, bald läg' ein Tausend
Zerhackter Sclaven aufgethürmt, so hoch
Wie meine Lanze reicht.

Dieser Ausdruck fröhlicher Mordlust, wenn auch nicht vollkommen ernst zu nehmen, kennzeichnet doch eine brutale Gesinnung. Man mag Coriolan verzeihen, daß er seine Gefühle gewaltsamer, rücksichtsloser als seine Standesgenossen ausdrückt, aber thatsächlich ist er in diesem Punkte nicht besser als

sie. Als echter Aristokrat kann er die natürliche Abneigung gegen die ästhetischen Mängel des Volks nicht überwinden.

„Er liebt eu'r Volk,
Doch zwingt ihn nicht, ihr Bettgenoß zu sein,"

so charakterisirt Menenius das Gefühl des Helden, und er selbst drückt dasselbe noch drastischer aus, wenn er bei der Stimmenwerbung seinem Begleiter zuruft:

„heißt ihr Gesicht sie waschen
Und ihre Zähne rein'gen."

Graf Tolstoi nennt die Sauberkeit eine Mauer zwischen Armen und Reichen und stellt in übertriebener, aber nicht unwahrer Weise das gesteigerte, sich niemals genugthuende Streben nach Reinhaltung des Körpers und der Kleidung als ein Mittel dar, Andere von uns fern zu halten und den Verkehr mit ihnen unmöglich zu machen. Thatsache ist, daß die Verfeinerung der Cultur auch in Bezug auf die Pflege der äußern Erscheinung die sogenannte gute Gesellschaft dahin bringt, die geringen Leute, wie man ganz bezeichnend sagt, schließlich nicht mehr „riechen" zu können, daß man die Luft des Volkes nicht mehr theilen mag, und daß in Folge dieser räumlichen Trennung nun auch die geistige Atmosphäre, in der sich das Leben von Hoch und Niedrig vollzieht, immer mehr geschieden, ein gegenseitiges sich Berühren und sich Verstehen immer schwieriger wird. Wer an der verfeinerten Cultur der höheren Classen nicht theil hat, der gehört zu der „Menge," die nur noch gezählt wird wie das Vieh, „wo Einer gut im Tausend," sagt Menenius. Oder man spricht gar von der „Masse," ein Ausdruck, der schon nicht mehr der organischen, sondern der leblosen Natur entnommen ist. Und doch liegt in dieser Beurtheilung eine ungeheure Selbsttäuschung der Gebildeten. Diese „Menge" besteht thatsächlich doch aus Individuen, deren psychologische Beschaffenheit uns nur deshalb gleich erscheint, weil wir fern stehen. Würden wir diese Individuen kennen, so genau wie unsere Lebensgefährten, so würden wir sehen, wie doch jede einzelne Existenz ein eigenthümliches Problem, eine besondere Frage an das Schicksal darstellt. Wir würden dann aufhören, das Volk als eine Anhäufung gleichartiger und gleichwerthiger Größen zu betrachten. Der große Staatsmann und Feldherr ist der Gefahr aristokratischen Vorurtheils besonders ausgesetzt. Für ihn ist das Volk allerdings die Masse, das Material, welchem sein Geist die Form gibt. Denn diese Menge ist handlungsunfähig, todt ohne ihn, wie umgekehrt sein Wille und Gedanke nur zur That werden kann durch die Verfügung über die Tausende. Vor Coriolan's Seele steht als einziges Ziel die Größe Roms, die Niederwerfung der Volsker: Leben, Kraft, Gesundheit der einzelnen Römer sind nur Mittel für diesen Zweck. Es ist die einseitige, ausschließend politische Betrachtung des Staats, welche uns der Dichter in packenden Zügen vorführt. Je schärfer diese Betrachtung betont, je consequenter sie entwickelt wird, um so unvermeidlicher muß ihr gegenüber die sociale Anschauung auftreten. Da heißt die Losung nicht: Roms Größe, Niederwerfung der Volsker, sondern: Brot. Roms Bürger wollen „die Kornpreise selbst machen," sie treibt „Hunger nach Brot, nicht Durst nach Rache." Der

Herrscher und die Seinen werden diesen Gesinnungen nicht leicht gerecht, um so weniger, je edler sie sind. Sie sind zum Tode für das Vaterland bereit und fordern diese Bereitschaft von Jedermann. Es ist aber leichter, für das Vaterland auf dem Schlachtfelde zu fallen, als für die politische Größe desselben zu hungern. Der Gegensatz wird dadurch verschärft, daß „die Speicher der Patricier vollgepfropft sind von Getreide," daß die Herrscher zugleich die Capitalisten sind, welche die Kornpreise machen, daß also die Theuerung, welche das Volk drückt, gradezu ein Vortheil ist für die Patricier. Darum sagen sich die unzufriedenen Bürger: „unser Leiden ist ein Gewinn für sie," „die Magerkeit, die uns drückt, das Bild unseres Elends ist für sie ein Inventarium aller einzelnen Stücke ihres Ueberflusses." Thatsächlich kann keine Aristokratie sich halten ohne eine capitalistische Basis, und insofern haben die Bürger Recht mit ihrer Vermuthung, daß der schroffe Gegensatz des Besitzes gradezu eine Voraussetzung bildet für die aristokratische Ordnung des Staatswesens, und da die politische Größe Roms mit dieser Ordnung seiner Verfassung eng verflochten ist, so erscheint dem Volke nicht nur die bevorzugte Stellung der Aristokratie, sondern die Größe Roms selbst als die Ursache seines Elends. So verschärft sich der Gegensatz zwischen politischer und socialer Anschauung bis zu dem Punkte, wo der Patriotismus selbst, wo Alles, was im politischen Leben groß, erhaben, begeisternd wirken sollte, als eine sociale Calamität empfunden wird.

Der Lösung dieses Gegensatzes ist Coriolan nicht gewachsen. Die Einseitigkeit seiner aristokratischen Denkweise und sein Unverständniß für das Recht der socialen Staatsbetrachtung sind die schwachen Stellen seiner Rüstung.

Wir glauben heute nicht mehr an den „Gesellschaftsvertrag," dessen vorausgesetzter Inhalt es den Staatslehrern leicht machte, ihre Theorien zu begründen. Was aber nicht bewußtes Schaffen war, verdankt einem unbewußten Streben und Bedürfen seine Entstehung. Und wenn es unwissenschaftlich ist zu fragen: was haben die Menschen mit Gründung des Staats bezweckt und dabei verabredet? so ist doch die Frage allezeit unabweisbar: was soll der Staat dem Menschen sein nach dem bewußten oder unbewußten Streben und dem auf der menschlichen Natur beruhenden Bedürfniß? Geht man dieser Frage nach, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die eigentliche gemeinschaftbildende, staatengründende Macht nichts Anderes ist, als das wirthschaftliche Bedürfniß. Die Menschen müssen sich zusammenthun, weil sie nur in der Gemeinschaft der Natur Herr werden und ihr individuelles Leben behaupten können. Erst wenn die aus diesem Bedürfniß entstandenen Gemeinschaften durch Festigkeit und Dauer zu selbständigen, lebendigen Personen geworden sind, ergibt sich aus dem Nebeneinander derselben die eigentliche Politik. Nun eröffnet sich die historische Schaubühne, auf welcher diese Person gewordenen menschlichen Gemeinschaften in freundliche und feindliche Berührung kommen und diejenigen Evolutionen ausführen, in denen der Einzelne nur Object, nur Material ist, dieses unendlich fesselnde Schauspiel, welches unsern Blick von Jugend an so entschieden festhält, daß wir mit einer zweifellosen Uebertreibung den Verlauf desselben als die Weltgeschichte bezeichnen. Das

eigentlich politische Leben, wo Macht und Gedeihen des Gemeinwesens Selbstzweck und die natürliche Anhänglichkeit an den heimischen Boden zur Staatsgesinnung erhoben ist, setzt eine höhere Cultur voraus. Reine Naturvölker unternehmen Raubzüge, überschwemmen die Nachbarreiche, um fetten Ackerboden, reiche Jagdgründe zu erringen. Aber sie führen keine siebenjährigen Kriege, um eine Hegemonie in ihrem Bezirke zu erringen, um dem eigenen Staatswesen eine vorherrschende Stimme in dem europäischen Concert zu sichern. Nun schreitet die Cultur innerhalb des gleichen Volkes nicht gleichmäßig fort. Wenn die oberen Classen der Gesellschaft politisch zu denken gelernt haben, werden die Millionen noch immer wesentlich social empfinden und begehren. Wenn für den römischen Senat der Zweikampf mit Antium die eine, brennende Frage ist, wenn Coriolan es für selbstverständlich hält, daß jedes Opfer gebracht werden muß, um diesen Kampf mit Ehren auszufechten, so fragt die römische Plebs mit ebensoviel Recht: was nützt uns der Sieg über die Volsker, wenn das Getreide immer theurer wird? Wären die politische und die sociale Betrachtung Gegensätze, die sich ausschließen, so würden die Staaten auf schwacher Basis ruhen. Aber es gibt Bindeglieder, Uebergänge von einer Anschauung zur anderen, und diese Wechselbeziehungen sind der Grund, weshalb die Staaten bestehen können. Einerseits nämlich müssen sich die Vertreter der rein socialen Anschauung, welche den Zweck des Staats nur in die Beförderung des Gemeinwohls setzen, doch sagen, daß der Staat dieser Aufgabe nur genügen kann, wenn er selbst fest organisirt, durch das Band der Herrschaft und des Gehorsams zur Einheit zusammengeschlossen ist, und wenn diese Staatspersönlichkeit auch die Macht hat, sich im Kampf mit ihres Gleichen zu behaupten. Andererseits werden die Politiker leicht dessen inne, daß die Größe des Staats bedingt ist durch die Wohlfahrt des Volks, daß ein Haufen von halbverhungerten Proletariern nicht das Material ist, aus welchem kriegstüchtige Heere geschaffen werden.

Der Gegensatz der socialen und der politischen Staatsbetrachtung fällt also keineswegs zusammen mit dem Gegensatz von Herrscherrecht und Anarchie. Jener Gegensatz ist immer vorhanden und muß innerlich überwunden werden in einer Weise, daß beide Tendenzen zu ihrem Rechte kommen. Der zweite Gegensatz ist auch immer vorhanden, aber in gesunden politischen Verhältnissen erscheint das anarchische Bestreben nur als ein von vornherein verurtheiltes — eine reine Negation, in deren constanter Ueberwindung Herrscherrecht und Herrschermacht sich bewähren. Der Zusammenhang beider Gegensätze ist aber der, daß anarchische Gesinnung die Massen dann ergreift, wenn die Herrscher den politischen Gedanken überspannen und die Berechtigung der socialen Forderung verkennen. Socialisten und Politiker können wohl durch die Beschränktheit des persönlichen Gesichtskreises und die Erbitterung des Parteikampfs dahin geführt werden, daß sie sich gegenseitig verabscheuen, aber die Staatsanschauungen, die sie vertreten, schließen sich nicht aus, sondern bedingen sich gegenseitig. Der vollkommene Staatsmann wird immer über diesen Gegensätzen stehen. Es ist nun der offenbare Defect in der Begabung Coriolan's, daß er ausschließlich Politiker ist und den berechtigten wirthschaftlichen For-

derungen des römischen Volkes kein Gehör schenkt. Offenbar herrscht in Rom ein schwerer Nothstand. Auch die Vertreter der Aristokratie bestreiten nicht, daß das Volk hungert. Diese hungernden Magen können unmöglich das ideale Ziel der Politik Coriolan's zu dem ihren machen. Wenn sie der Macht des genialen Führers folgend in den Krieg ziehen, so macht sich selbst im Kriege das wirthschaftliche Bedürfniß geltend: statt zu schlagen, den Sieg auszunützen, plündern sie und stellen dadurch den Erfolg des Siegs in Frage. Und wie können sie auch nur an die ideale Gesinnung ihrer Herrscher glauben, wenn sie sehen, daß diese im Ueberfluß leben, während die Masse darbt? Die Gestalt des Menenius hat der Dichter an die Seite des Helden gestellt, um die Nothwendigkeit einer Vermittelung zwischen Herrscher und Beherrschten, zwischen Politik und socialem Bedürfniß auszusprechen. Aber wie wenig eindrucksvoll und beweiskräftig sind auch seine Reden! „Die Theu'rung ist der Götter Werk, nicht der Patricier." Aber wenn die Theuerung eine Folge natürlicher Ereignisse, so ist es eben die Pflicht des Staats, diese Folgen durch Maßregeln menschlicher Fürsorge und Weisheit zu bekämpfen. Auch die Fabel von dem Bauch und seinem Verhältniß zu den Gliedern ist doch nur eine dürftige Beschwichtigung des öffentlichen Unwillens. Denn es fehlt der Nachweis, daß die Aristokratie ihren Wohlstand zur Erhaltung und Förderung der anderen Glieder des socialen Körpers verwendet, wie die Verdauungsorgane durch die Production von Blut dem ganzen Körper das Leben erhalten.

Shakespeare's Dichtung lehrt uns, daß das Problem, welches den römischen Staat erschüttert, nicht gelöst werden kann durch eine einseitige Durchführung großer politischer Gesichtspunkte mit Vernachlässigung der socialen Aufgaben des Staats, daß vielmehr der geborene Volksbeherrscher seiner höchsten Aufgabe nur dann gerecht wird, wenn er auch die wirthschaftlichen Bedürfnisse des Volks und seine socialen Forderungen an den Staat würdigt und auf diese alte, ewig neue Frage diejenige Antwort gibt, die seine Zeit nach dem Maße ihrer Kenntniß und Erfahrung zu geben vermag.

Wenn in dem Aufruhr, den Coriolan's Begegnung mit Volk und Tribunen hervorruft, die Menge zum Schwerte griffe und den Helden umbrächte, so wäre der tragische Ausgang durch ein richtiges Verhältniß von Schuld und Schicksal vollkommen motivirt. Aber Shakespeare führt die Entwicklung nicht zu einem raschen Ende, sondern setzt dieselbe in einer Weise fort, welche nunmehr das Gegenstück des im Beginne des Dramas geschilderten idealen Verhältnisses von Volk und Herrscher erkennen läßt. Sahen wir dort das römische Volk siegreich und groß unter der Führung seines Helden, so tritt nunmehr das Gegentheil ein. Das Volk beraubt sich seines Führers und verurtheilt sich dadurch selbst zu Schmach und Niederlage. Der Held aber verliert durch die Trennung von seinem Volke die normale Sphäre für die Bethätigung seiner genialen Kraft, so daß eben seine Größe nunmehr sein Unheil werden muß. Coriolan wird nicht getödtet, sondern verbannt, d. h. er wird zur Unthätigkeit verurtheilt. Wohlmeinende, aber nur das Mittelmäßige verstehende Menschen finden eine solche Lösung human. Sie rathen dem zur Muße verdammten Helden, sich mit dem Verzicht auf öffentliche

Wirksamkeit zufrieden zu geben, Landwirthschaft oder wissenschaftliche Studien zu treiben, allenfalls seine Memoiren zu schreiben, aber dafür zu sorgen, daß sie erst nach fünfzig Jahren veröffentlicht werden. Wer einer genialen Herrschernatur solchen wohlmeinenden Rath gibt, zeigt dadurch nur, daß ihm das Verständniß für das Genie fehlt. Denn dieses, wo es nicht ästhetisch, sondern politisch ist, kann Alles eher, als auf Einwirkung auf das öffentliche Leben verzichten. Es kann ebenso wenig ruhen, wie eine Dampfmaschine, so lange die Heizung nicht aufhört. Es gibt passive Tugend und active Tugend: jede ist in ihrer Art verehrungswürdig. Aber es ist unmöglich, von einem Menschen, dessen angeborene Größe in der Thatkraft besteht, Gelassenheit und schweigendes Dulden zu fordern. So erhaben die Gestalt des Märtyrers ist, so sehr man Recht hat, die moralische Größe desselben der des Helden gleichzustellen, so wenig kann man von diesem die Tugenden des Märtyrers verlangen. Denn beide sind aus verschiedenem Stoffe gemacht.

Darum ist Coriolan's Uebergang zu den Volskern die nothwendige Folge seiner Verbannung. Der Dichter bemüht sich nicht im mindesten, diesen dem ersten Anscheine nach unbegreiflichen Schritt zu motiviren. Am wenigsten ist er gemeint, seinen Helden so herabzusetzen, daß er die Rachsucht als treibendes Princip seines Handelns erscheinen ließe. Der Wunsch, daß Rom durch Leiden dafür gestraft werde, seinen größten Sohn ausgestoßen zu haben, liegt diesem ganz fern. Aber Rom hat durch diesen Schritt sich selbst preisgegeben. Die ganze Welt des Stücks ist der Theil des Erdbodens, den Römer und Volsker bewohnen. Nirgends kommt zum Vorschein, daß die Erde auch noch andere Gebiete aufweist. Gerade diese enge Begrenzung des geographischen und politischen Horizonts läßt die Gestalten des Dramas so plastisch hervortreten. Für den aus seinem Vaterlande verstoßenen Helden, dem seiner Natur nach Unthätigkeit unmöglich, ist der Uebergang zu dem Feinde die unmittelbare und unabwendbare Folge seines Schicksals. Wenn die Römer durch die Verbannung ihres Helden sich selbst der Möglichkeit des Sieges beraubt haben, so muß dieser dahin gehen, wo heroisches Handeln allein noch möglich ist. So wendet er sich zu den Volskern, deren großer, Coriolan congenialer Feldherr die veränderte Lage ohne Weiteres versteht und wenigstens im Anfange ihres Zusammenwirkens ohne Widerstreben die aus den Verhältnissen sich ergebende Consequenz zieht, indem er sich selbst dem größeren unterordnet. Wie dieses natürliche Uebergewicht des Genius sich geltend macht, schildert Aufidius selbst:

„Verbannt — kam er an meinen Herd,
Bot meinem Schwert die Kehl', ich nahm ihn auf,
Macht' ihn zu meinesgleichen, gab ihm nach
In jedem Wunsch, ja ließ ihn wählen selbst
Aus meinem Heer, um Vorschub ihm zu thun,
Die besten, stärksten Leute, fördert' ihn
In eigener Person, half ihm zum Ruhm,
Den er ganz nahm für sich, war stolz darauf,
Mir selber weh zu thun — bis ich zuletzt
Sein Untrer schien, nicht sein Genoß, und er
Mit Blicken mich belohnte, gleich als dient' ich
Um Taglohn ihm."

Diese Schilderung zeigt, wie Coriolan in der veränderten Umgebung, ohne irgend welche Berechnung des Ehrgeizes, durch das bloße Uebergewicht seines Heldenthums sich an die Stelle des bisherigen Herrschers setzt, vollkommen harmlos, genialisch unbewußt. In Aufidius aber hält diese ursprüngliche Neidlosigkeit bei dem Hinauswachsen Coriolan's über seine eigene Größe nicht Stand. In der fortgesetzten Reibung mit der rücksichtslosen Art seines ihm nun verbündeten Nebenbuhlers gewinnt die beleidigte Eigenliebe das Uebergewicht. Während Coriolan siegreich wie immer fortschreitet und die Entscheidung des Zweikampfes zwischen Rom und Antium zu Gunsten der Volsker herbeiführt, bereitet der Neid die Verschwörung vor, welche seinen Untergang vollenden soll.

In Rom vollzieht sich indessen die politische Auflösung, welche unvermeidlich ist, wo der Staat seines geborenen Führers beraubt und der Leitung Derjenigen überlassen ist, welche den Herrscher hemmen, bekämpfen, seine Wirksamkeit lähmen konnten, aber nach dem Siege unfähig sind, an seine Stelle zu treten. Die erste Empfindung, nachdem der Gewaltige beseitigt, ist ein allgemeines Aufathmen. „Die Ruhe und Friedlichkeit des Volks, das vorher in Wuth entflammt war, setzt Alles in Erstaunen." Es ist das Behagen der Mittelmäßigkeit, des Drucks entledigt zu sein, welchen die stete Berührung mit der Heldengröße verursacht. Aber dieses Behagen dauert nur so lange, als der Himmel heiter ist. In dem Momente der Gefahr zeigt sich die Hülflosigkeit des Staats, der seines Führers beraubt ist. Zunächst wird das Volk selbst an der Zweckmäßigkeit seines Handelns irre. „Was mich angeht," sagt der erste Bürger, „als ich „verbannt ihn" sagte, sagt' ich: „schade!" — Zweiter Bürger: „Das that ich auch." — Dritter Bürger: „Das that ich auch und, die Wahrheit zu sagen, das thaten sehr viele von uns. Was wir thaten, thaten wir fürs gemeine Beste, und willigten wir gleich von Herzen in seine Verbannung, so geschah es doch wider unsern Willen." Ein ergreifendes Selbstbekenntniß des Volks. Es will und will auch nicht, in Wahrheit ist es unfähig zu wollen, und die Verantwortung für seine Entschlüsse trifft nur Diejenigen, welche von dem Volke Etwas forderten, was es überhaupt nicht leisten kann. Die Führer des Volkes müssen nunmehr ihre Rathlosigkeit offen eingestehen. Den Unglücksboten, der den siegreichen Fortschritt der Volsker meldet, wollen sie peitschen lassen, wohl wissend, daß in dem Augenblicke offenkundiger Gefahr der allgemeine Unwille sich gegen sie wenden muß. Nun steht Coriolan vor den Thoren Roms und ist bereit, den letzten entscheidenden Schlag zu führen. Da erfolgt die Begegnung mit der Mutter, jene wunderbare Scene, deren überwältigende Größe man nur verehren, nicht rühmen kann. Nur so viel darf in diesem Zusammenhange bemerkt werden, daß es doch nicht lediglich die Kindesliebe ist, die Coriolan's Starrsinn bricht, so sehr auch die vom Dichter geschilderte tiefgewurzelte Pietät gegen die Mutter gerade in diesem römischen Stücke historisch motivirt ist. Aber die Mutter vertritt mehr als ihr eigenes Recht, die Idee des Vaterlands. Es wird nun klar, daß auch die gewaltigste Heldengröße innerlich haltlos ist, wenn sie des patriotischen Zieles entbehrt; daß der Held, getrennt von seinem Volke ebenso verloren ist, wie

das Volk ohne seinen Helden. Darum ist in dem Momente, wo Coriolan dem Flehen der Mutter nachgibt, auch der innere Widerspruch in seinem Handeln aufgedeckt. Er kehrt innerlich gebrochen nach Antium zurück, und der erfolgreiche Anschlag des Aufidius ist die nothwendige Lösung des inneren Conflicts, dem er zum Opfer gefallen ist.

Der Schluß des Coriolan ist so hoffnungslos traurig, wie der keiner andern Tragödie Shakespeare's. Ueberall, selbst in Macbeth und Richard III., öffnet sich nach den furchtbarsten Schreckniſſen am Ende doch ein lichter Ausblick in eine bessere Zukunft. In Coriolan fehlt dieser versöhnende Ausklang. Das Stück endigt, wie Beethoven's Ouverture, in tiefster Trauer. Es liegt eben in dieser Tragödie ein Stück echten, nicht affectirten Weltschmerzes. Die tiefste Ueberzeugung des Dichters ist ja die, welche in unsern Tagen Carlyle mit unerschöpflicher Fülle und Kraft ausgesprochen hat, daß es „ein göttliches Verhältniß" ist, welches den großen Mann mit anderen Menschen verbindet, daß „ein edleres Gefühl, als das der Bewunderung eines Höheren in eines Menschen Brust nicht lebt." In der That ist der Glaube an große Männer mit dem innersten idealen Streben der Seele so innig verwachsen, daß, wo dieser Zug in einer Menschenbrust vollkommen erstorben, der geistige Tod eingetreten ist, während man an einem tief gesunkenen Menschen nicht zu verzweifeln braucht, wenn er noch bewundernde Verehrung für große Männer empfindet. Heldenverehrung ist aber nicht nur ein Symptom sittlicher Gesundheit des Einzelnen, sie ist auch die erste aller socialen Tugenden. Denn die gemeinsame Liebe zu den großen Männern der Gegenwart und der Geschichte ist das Band der Vollkommenheit, welches die Existenz der Staaten sichert. Dieser Gesinnung steht allezeit der Geist der Niedertracht gegenüber, welcher die Existenz echter Größe leugnen möchte und sich in glaubenslosen, ethisch zersetzten Zeiten zu einer ganzen Weltanschauung der Kleinheit und Mittelmäßigkeit entwickelt. Dieser Geist nährt und mästet sich von den Fehlern und Schwächen, die bei den größten Menschen am sichtbarsten sind. Der Held, dessen Aufsteigen den Himmel erhellt, wie Glanz der Morgensonne, muß durch seine eigenen Fehler dem Neide den begierig gesuchten Anlaß zu offenem Kampfe geben. Durch die Reibung dieses Kampfes werden jene Fehler nicht gebessert, sondern verschärft und durch dieses Zusammenwirken des Fehlerhaften in der Person des Helden mit der Bosheit, die ihm gegenübersteht, wird sein Sturz herbeigeführt. Trockne Moralisten mögen sich an der Summirung der Fehler des Helden erfreuen und mit dem Behagen des musterhaften Buchhalters feststellen, daß die Rechnung von Schuld und Schicksal schließlich glatt aufgeht. Dem wahrhaft menschlichen Empfinden offenbart sich gerade hierin die Tragik der Geschichte. Und doch hat dieses Heldenlied trotz seines tragischen Ausklangs eine erhebende und befreiende Wirkung. Denn gerade durch die reine ungeschmeichelte Darstellung dieses Heldenlebens werden wir von dem Zweifel an der Existenz wahrer Größe befreit und in der Ueberzeugung befestigt, daß die liebevolle Verehrung derselben einem unaustilgbaren Bedürfnisse unserer Natur entspricht, daß, wie Carlyle sagt, „Heldenverehrung nicht aufhören kann, bis der Mensch selbst aufhört."

Heinrich von Brunn †.

Den 23. Juli ist Heinrich Brunn gestorben. Die Seinigen hatten ihn nach Josefsthal bei Schliersee gebracht, damit er von allgemeiner Schwäche sich erhole. Aber es befiel ihn dort eine neue Krankheit, die ihn dahin raffte. Zweiundsiebzig Jahre ist er alt geworden. Ein einfacher, guter Mensch. Ein Freund seiner Schüler, die ihn liebten und verehrten. Ein von geistiger Arbeit ganz hingenommener Gelehrter, unablässig nur von den Gedanken bewegt, die seine Kunst betrafen. Denn seine Auslegung der antiken Werke war ebenso sehr Kunst als gelehrte Arbeit. Brunn war mit den Schöpfungen der Griechen befreundet gleichsam. Er nöthigte den Marmor, ihm die Gedanken zu vertrauen, durch die er zum Kunstwerke geworden war. Brunn ließ nicht ab, ehe er diese Geheimnisse nicht heraus hatte und das richtige Wort für sie fand. Die Blüthe seines Wirkens war, wenn er mit seinen Schülern vor eine Statue trat und sie vor ihren Augen mit höherem Inhalte sich erfüllen ließ. Das ist sein Amt gewesen. Was er schrieb, war klar und trug einen Stempel von Wahrhaftigkeit, erreichte aber nicht die Kraft des gesprochenen Wortes bei ihm.

Es schien, als habe die Vorsehung Brunn zum Interpreten des geformten Phantasielebens der Griechen vorausbestimmt und den geradesten Weg gewählt, ihn dafür zu erziehen. Als habe sie ihm verboten, irgend ein Bestreben zu hegen, das die Erreichung dieses Zieles hinderte. Und so versetzte sie ihn in die römische Einsamkeit, in der er sich für seine spätere Lehrthätigkeit ausbildete. In Rom lernte ich Brunn kennen. Ich spreche von mir, da, was ich hier vorbringe, unter dem Drange der Erinnerungen geschrieben wird, die mich mit ihm verbinden. Brunn war, als ich im Frühling 1857 zuerst nach Rom gelangte, einer der beiden Secretäre des römischen Instituts, das heute nicht mehr das ist, was es damals war. Er war jung verheirathet; sein erstes Kind, das früh starb, wurde erwartet. Wir gingen, als Rom zu heiß ward, nach Albano; ich zu Cornelius, bei dem ich eine Zeit unbeschreiblicher sömmerlicher Stille da verlebte. In der Frühe eines der ersten Tage dort wurde ich geweckt, ich solle gleich zu Brunn kommen. Er hatte einen Malariaanfall, bei dem es auf Leben und Tod ging. Von diesen Tagen an blieben wir befreundet. Viele Jahre hindurch haben wir uns, wenn Besuche

unmöglich waren, geschrieben. Immer dieselbe Art bei ihm, von seinen Arbeiten und seinen persönlichen Schicksalen zu sprechen. Steht man Jemandem so nahe, so hört man auch schärfer hin, wie die Leute über ihn urtheilen. Dies auch ein Grund, warum er so klar vor mir steht. Ich hatte das Gefühl, als bearbeiteten wir mit den gleichen Werkzeugen den gleichen Boden, aber an verschiedenen Stellen. Unserer Anschauung nach war es unthunlich, ältere und neuere Kunst zu trennen. Brunn sah die Statuen wie Persönlichkeiten an, mit denen man im Verkehr stehen müsse, um ihre Bedeutung zu erkennen. Und nun: das Glückliche für ihn war, daß Rom diesen Verkehr in ungeheurem Maße gewährte und Niemand ihn störte. Darin lag der Vortheil seiner römischen Stellung: daß Brunn in jeder Richtung auf sich allein gestellt war, daß er Niemanden über sich, Niemanden unter sich, ja, Niemanden neben sich hatte. Denn Henzen, der erste Secretär am Institute, beschäftigte sich mit Inschriften. Man lebte wie auf einer Insel in Rom. Schiffe kamen, gingen aber auch wieder. Das gegen Brunn später Vorgebrachte lief immer darauf hinaus, daß er mit hartnäckiger Selbständigkeit auf seinen Meinungen beharrte, oft als existire Widerspruch nicht. Dazu mußte sein römisches Leben ihn führen. Winter für Winter kamen neue Leute; Frühling auf Frühling reisten sie wieder ab, wenn man sich eben miteinander verständigt hatte. Die immer in Rom Bleibenden wurden abgestumpft und zogen sich auf sich zurück. Und ferner, vergleiche ich die heutige archäologische Bewegung mit der von damals, so habe ich den Eindruck umfangreicher, bevölkerter, rauschender Fabrikräume, während damals nur einzelne Handwerker in eigenen stillen Werkstätten hämmerten. Darin überhaupt unterschieden jene Zeiten sich von den heutigen, daß das an archäologischen Dingen theilnehmende Publicum der Masse nach aus vornehmen Dilettanten bestand, und daß es seine Meinungen weniger in gedruckten Mittheilungen als im persönlichen Verkehre zu erkennen gab. Und nun war das Entscheidende bei Brunn, daß er auf diesem Standpunkte stehen geblieben ist, während die ihn umgebende gelehrte Welt sich ausdehnte und sich veränderte und ihn endlich nicht mehr verstand. Brunn ist nie nach Athen, Olympia und Mykenae gekommen; er kannte die kleinasiatischen Fundstätten nicht, deren Ausbeute nur in Photographien, höchstens Abgüssen zu ihm gelangte. Mit dem geübten, fast möchte ich sagen, untrüglichen Blicke, der ihn diese Schätze in die Reihe der Werke Italiens einreihen ließ, konnte er doch nicht das erreichen, was nur persönliche Bekanntschaft möglich macht. So kam es, daß Brunn im Kreise der Gedanken beharrte, in die er jung eingetreten war und die ganz ihm gehörten, ihn im Fortschreiten seiner wissenschaftlichen Bedeutung und Wirksamkeit als Lehrer zuweilen aber als zu den neuen Meinungen in absichtlicher Opposition stehend erscheinen ließen, während er doch nur derselbe geblieben war und die Wissenschaft um ihn herum doch sich verändert hatte.

Brunn's römisches Dasein mußte ein Ende nehmen, als er in die Jahre kam, in denen es nicht mehr für ihn paßte. Er hätte nun nach Berlin gehört. Es sind auch wiederholte Versuche gemacht worden, ihn dahin zu bringen, welche stets erfolglos blieben. Er ist von München, wohin er als Ordinarius berufen wurde, nicht wieder fortgegangen, und seine dortige

Stellung erlaubte ihm, in der gewohnten Einsamkeit weiter zu walten. Die Glyptothek wurde zu dem für ihn, was Vatican und Capitol ihm gewesen waren. Dadurch aber erweiterte sich seine Existenz, daß ein wachsender Kreis von Schülern ihn nun umgab, die mit Begeisterung und Liebe an ihm hingen. Die, welche bei Brunn gehört hatten, kannten sich in Deutschland. Das hat bis zum Schlusse seines Lebens fortgedauert und beglückte ihn. Den ihm anvertrauten Zuhörern in jeder Weise zu nützen, war sein Sinnen und Trachten. Wie stolz war er auf die für ihren Gebrauch zusammengestellte Sammlung von Abgüssen in chronologischen Epochen! Mit sehr geringen Mitteln war hier Bedeutendes geleistet. Wie tief er in den Herzen seiner Freunde jeden Jahrganges wurzelte, haben die beiden letzten Begehungen des siebzigjährigen Geburtstages und des fünfzigjährigen Doctors gezeigt.

Brunn, als älterer Mann, im ganzen Umfange seiner Existenz, gehörte nun zu dem Bestande des öffentlichen geistigen Reichthums in Deutschland. Seine Persönlichkeit und seine Auffassung der Dinge werden in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Wissenschaft feste Stellung behalten.

Wofür ist Brunn eingetreten?

Brunn hat in Rom die Schule Winckelmann's abgeschlossen. Ich erinnere mich eines Tages, als 1857 in der Villa Albani eine von Wolff gearbeitete Colossalbüste Winckelmann's aufgestellt wurde. Brunn hielt die deutsche Rede; es wurde auch eine italienische gehalten. Man hat in Italien eine freundliche einfache Art, festlichen Tagen symbolische Weihe zu geben: der Mittelpunkt der Handlung war, daß vor der hermenartig aufgestellten Büste König Ludwig von Bayern eigenhändig ein junges Lorbeerstämmchen einpflanzte. Von Brunn's Worten, mit denen er den König anredete, blieb mir nur der Satz im Gedächtnisse, daß wir zu Winckelmann „wie zu einem Vater heraufsähen".

Für das Rom jener Tage war Winckelmann — „il gran Stendalese," wie Reumont, ohne den Namen besonders hinzuzufügen, nach italienischem Muster zu sagen pflegte — der Begründer und dauernde Schutzgeist aller Archäologie. Winckelmann und Mengs haben das römische Institut älterer Fassung hervorgebracht. Aeltere und neuere Kunstgeschichte bis zur eigenen Zeit bildeten ein Ganzes für diese Schule. Canova, Thorwaldsen und Cornelius waren die letzten Blüthen der künstlerischen Weltentwicklung. In diesem Sinne wurde Bunsen's „Geschichte der Stadt Rom" gearbeitet. In Deutschland, Italien, Frankreich und England dachte man so. Heute leben die allerletzten Anhänger dieser Anschauung. So viel Neues kommt zu Tage, daß eine mehrfache Trennung der dem Alterthume sich zuwendenden Thätigkeiten geboten erscheint. Dennoch wird das Bestreben der Winckelmann'schen Schule, ein Ganzes hinzustellen, niemals vergessen werden und stets seinen Werth behalten. Goethe und seine Zeitgenossen haben daran geglaubt, und die kommenden Generationen werden schon merken, welche conservative Kraft Goethe's Gedanken und Worten innewohnt. Denn so viel wir heute auch schürfen und wieder ans Licht bringen, der eigentliche Glanz der Dinge ist auf ewig verloren, und aus der ungeheuren Masse der Fragmente wird sich nie wieder etwas zusammenfügen lassen, was lebend wäre. Das Leben der Dinge offenbart sich immer nur

dem schöpferischen Geiste, und was Winckelmann und seine Nachfolger aus den wenigen Werken herausfühlten, die ihnen vor Augen standen, überbietet an Gehalt das der heutigen gelehrten Arbeit. Brunn hatte das, heute beinahe verschwindende Bedürfniß, die Dinge im Ganzen zu fassen. Seine, in ihren geschriebenen Anfängen lange Jahre daliegende, langsam anwachsende griechische Kunstgeschichte hat er in den letzten Jahren noch endlich in den Druck gegeben. Er glaubte innerhalb seines Horizontes, ich wiederhole, abschließen zu dürfen.

Brunn hielt die Epochen der Kunst, sowohl was die alte, als was die neue anlangt, auseinander, den Geist aber faßte er als ein sie gleichmäßig erfüllendes Element. So suchte er in den griechischen Werken nach den ihnen eigenen Gedanken, und auch die Sculpturen der alexandrinischen Kunst erschienen ihm im vollen Inhalte ihrer äußeren und inneren Schönheit. Das Dichterische, Märchenhafte, dies gestaltende Lebensprincip des griechischen Daseins, suchte und fand er in allen Entwicklungsstadien der griechischen Welt. Kein Widerspruch, kein Mangel an Theilnahme vermochten die Freude zu dämpfen oder auch nur um ein Geringes zu vermindern, mit der er ruhigen, stäten Ganges hier seinen Weg verfolgte. Brunn zog sich auch deshalb auf sich selbst zurück, weil er für seine Studien einer gewissen ungetrübten Heiterkeit bedurfte. Er suchte sich gleichmüthig zu erhalten. Eine Art kindlicher Unschuld umgab ihn. Immer hat er seine Schüler offen zu fördern, niemals seinen Gegnern heimlich zu schaden oder gar ihnen den Weg zu verbauen gesucht. Neid war ihm unverständlich. Nie hat er Jemandem bösen Willen zugetraut, immer freundlichen Worten geglaubt, und wo ihm Dinge aufdämmerten, die er lieber nicht gewußt hätte, sich ins Unabänderliche gefügt. Mit offener Genugthuung nahm er in seinen letzten Jahren die ihm zukommenden hohen Auszeichnungen in Empfang, ohne sie erwartet zu haben. Erschütternd waren die letzten Zeiten, als ihm klar ward, daß seine Kräfte zur Fortführung seiner Vorlesungen nicht mehr ausreichten. Er riß sich in Thränen von seinem Amte los und von dem Glücke, jungen Menschen seine Gedanken und Gesinnungen einzupflanzen. Er ist zweiundsiebzig Jahre alt geworden! In seiner Jugend war er eine hohe breitschultrige kraftvolle Gestalt, in lang herabgehendem, dichtem, gewelltem braunen Haar. Auf einer Zeichnung, die ihn als Studenten darstellt, hat dieser Haarschmuck etwas Unbändiges. Ich habe eine Photographie, die ihn mit seiner Frau darstellt, kurz vor der Verheirathung. Er steht hinter ihrem Stuhle und beugt sich ein wenig vor: eine prachtvolle, schlanke Figur, die Hüften schmaler als die Schultern. In Bonn studirte er, Welker war sein geliebter Lehrer und Meister. Zu seinem siebzigsten Geburtstage ist seine Büste von Rümann gearbeitet worden, die ihn noch in vollen kräftigen Formen zeigt. Auch eine Medaille hat die Münchener Akademie der Wissenschaften auf ihn schlagen lassen, die ich nicht kenne, da sie leider nicht zu kaufen ist. Ostern 1893 kam er mir unerwartet in Bozen entgegen. Aufrecht noch immer, aber nicht mehr sicher einherwandelnd wie früher, sondern von seiner Tochter, die eines solchen Vaters würdig ist, mit den Blicken bei jedem Schritte geleitet. Er sah ängstlich umher und nahm meinen Arm. Er schlich mühsam vorwärts. Es fanden sich Zimmer dicht neben den meinigen in

Gries, wo wir eine Reihe von Tagen zusammen wohnten. Als ich ihn zuletzt dort sah, bei meiner Abreise, frühmorgens, saß er vorgebeugt neben seinem Bette und ließ sich von seiner Tochter die weißen Haare kämmen, die durchsichtig, aber immer noch voll über der Stirn und in den Nacken herabhingen. Damals hegte er noch die feste Hoffnung, sich zu erholen, zu lesen und seine Bücher fertig zu schreiben.

Von diesen Büchern kann hier nicht gesprochen werden. Sie sind den Fachgenossen bekannt, bieten dem größeren Publicum aber weniger. Wollte er sich an dieses wenden, so schrieb er einfach und anziehend, aber doch als Gelehrter. Ueber die Gemälde der Camera della Segnatura und die sistinische Madonna hat er in diesem Sinne Vorträge gehalten. Im Ganzen sind auch sie mehr für Lesende als für Hörende bestimmt[1]). Doch sind die letzten Arbeiten immer lebendiger geworden. Für weitere Kreise ließ er seine „Griechischen Götterideale" drucken, in denen er eine Auswahl von Werken deutet. Dies Buch zeigt ihn recht in seiner Stärke. Die Vorrede ist wichtig, in der er über sich selbst spricht. Brunn, der bescheidenste der Menschen, sprach sehr oft und gern von sich. Er war dazu genöthigt, weil seine Meinungen so durchaus persönliches Product waren. In dem, was man durchschnittlich Geselligkeit nannte, glänzte er nicht; wenn er einen Kreis junger Leute um sich hatte, wurde er lebendig. Brunn konnte als Student und auch später einen guten Trunk vertragen. Wenn er zu den Vorstandssitzungen des Institutes im Frühlinge nach Berlin kam und allerlei Freunde und Schüler und Anhänger die Gelegenheit benutzten, ihn wiederzusehen, war für ihn von Wichtigkeit „wo man sich Abends träfe". Da wurden alte römische Erinnerungen aufgefrischt. Immer aber kehrte das Gespräch zu den archäologischen Interessen zurück. Brunn kannte eigentlich nur das und wußte die Menschen nur so weit zu gebrauchen, als sie sich um Kunst bekümmerten. Doch setzte er es überall voraus. Diesen Glauben gewann man leicht im Rom der älteren Zeit, wo alle Geselligkeit von Gesprächen über Museen und Ruinen erfüllt war und selbst die sich dem anbequemten, denen an anderer Stelle dergleichen fern lag. In Deutschland wurde diese Gesinnung von den Romfahrern dann fortgehegt, die ehedem eine edlere Kaste bildeten. Heute verschwindet das.

Jeder Mann, so bedeutend er sein mag, erscheint, wenn eine dritte Generation ihn umgibt, veraltet. Unmöglich ist es auch für den Stärksten, nicht bei der Betrachtung der Welt von den Eindrücken auszugehen, die er empfing, als er in vollster Kraft stand. Vor langen Jahren also. Dies muß uns als das Dauernde bei Brunn's Beurtheilung erscheinen, daß der Boden, auf dem er emporwuchs, außerhalb Deutschlands lag. Auch in München war er heimlich immer noch der alte Capitoliner. Die Werke der italienischen Museen hatten sich ihm sinnlich am früheſten eingeprägt. Er gibt selbst darüber Rechenschaft, wie er arbeitete, wie die Gedanken Gestalt in ihm annahmen.

[1]) Die „Deutsche Rundschau" hat von diesen kleineren Arbeiten Brunn's die folgenden gebracht: „Die Söhne in der Laokoon-Gruppe", 1881, Bd. XXIX, S. 204 ff.: „Der Hermes des Praxiteles", 1882, Bd. XXXI, S. 188 ff.; „Raphael's sixtinische Madonna", 1886, Bd. XLVII, S. 33 ff.

Die jüngere Generation würde sich heute nicht so concentriren können. Sie steht unter der Gewalt der von überall zudrängenden, unbegrenzten Einflüsse. Die Oberfläche der Erde steht jedem Einzelnen offen, um die Stelle zu finden, die sein eigentliches Arbeitsfeld ist, das gleichsam auf ihn wartete: die Aufgabe ist, zu suchen, zu finden und zu bearbeiten. Bei älteren Jahren fühlt man heute selbst wohl, wie viel uns fehle, um in Unbefangenheit diese Methode der neuesten Zeit auszunutzen.

Aber ich bleibe innerlich doch wieder darauf bestehen, daß der Zukunft die Vergangenheit einmal unentbehrlich sein werde, in höherem Maße als die Jüngeren heute zugeben möchten. Es werden Zeiten kommen, in denen der Zusammenhang mit denen, die heute hinweggehen, wieder gesucht werden wird. Ich höre heute aussprechen, Jacob Grimm habe keine Methode gehabt, er habe nur zufällig Dinge entdeckt und ausgesprochen. Wer selbst nichts hat, als nur Methode, mag so urtheilen: die Entdeckungen aber als Aeußerungen persönlicher Kraft bleiben, die Methode geht vorüber. Und so hat Brunn's Charakter seine Art, zu arbeiten, bedingt, und nicht schulgemäße Begriffe haben ihn geleitet. Mit welchem Selbstgefühl rühmt die classische Philologie sich ihrer Methode und des Besitzes Derer, die sie feststellten: jede Vorrede unserer Lectionscataloge aber bringt Beseitigungen der Einfälle dieser Unfehlbaren. So weit menschliche Wissenschaft sich auch erstrecken kann: die Persönlichkeit des Einzelnen innerhalb seines beschränkten Kreises wird immer das Werthvolle bleiben.

Heinrich Brunn hegte ein Gefühl der Reinheit seiner Bestrebungen und seines eigenen Werthes. Auf lange Zeit hinaus noch wird er zu Denen gehören, deren Lebensarbeit der Betrachtung würdig erscheint. Männer, die hinweggehen — dies hat Jeder wohl erfahren — sind in den ersten Augenblicken wie unersetzlich. Bald aber ist es dann wieder, als seien sie nie dagewesen, und wenn sie plötzlich zurückkehrten, fände sich kaum Platz für sie. Abermals später aber taucht ihre Gestalt wieder auf; neuer Sonnenschein umgibt sie, und als stille Mitarbeiter wirken sie unter den Lebenden weiter zu Ehre und Nutzen des Vaterlandes.

Berlin. Herman Grimm.

Altmodisches Volk in Amerika.

I.

Von den Neu-Englandstaaten, d. h. denjenigen sechs, im Nordosten der heutigen Union gelegenen Staaten, mit welchen zur Zeit der Puritaner-Verfolgung unter Karl I. die Colonisation von Nordamerika begann, ist Massachusetts der älteste. Hier, in der „Maiblume", landeten im Jahre des Herrn 1620 die „Pilgrim-Väter", die, der alten Heimath entflohen und durch den ganzen Ocean von ihr getrennt, an den damals noch unwirthlichen Küsten eine neue suchten und fanden. Ehrbare Männer wollten sie lieber mit den Thieren der Wildniß und den Rothhäuten sich herumschlagen, als ihren Nacken unter das Joch eines tyrannischen Königs und ihr Gewissen unter den Zwang einer noch tyrannischeren Kirche beugen. Sie lichteten den Urwald, sie machten den Boden urbar, sie bauten Dörfer, und der Staat, den sie gründeten, ist heut' einer der blühendsten von allen, über denen das Sternenbanner weht — blühend durch Landwirthschaft, durch Schiffahrt, durch Handel, durch Fabrikthätigkeit und Industrie jeder Art, zugleich ein Sitz feiner Geistesbildung, mit der tonangebenden Hauptstadt Boston und der Universität von Harvard College, die Geburtsstätte der Historiker Prescott, Bancroft und Motley, die Heimath Hawthorne's und Emerson's.

Aber neben dieser hohen Cultur und regen Thätigkeit auf allen Gebieten des modernen Lebens hat sich in Massachusetts viel noch erhalten von der Einfachheit der „guten alten Zeit", namentlich an den kleinen Orten, deren Bevölkerungen Miß Mary E. Wilkins in ihrem unlängst erschienenen Büchlein: „A humble Romance and other stories" [1]) zum Gegenstand einer Reihe reizender, kleiner Geschichten gemacht hat. Anspruchslos und bescheiden wie die Menschen, die darin auftreten, und deren Schicksale, verräth sich doch sogleich in der äußerst knappen Fassung und gedrungenen Kürze der Erzählung die ganze Meisterschaft der Verfasserin. Anknüpfend an einen alltäglichen Vorgang, entwickelt sich nicht so sehr eine verschlungene Handlung, als vielmehr der handelnde Charakter, dessen Motive wiederum nur höchst einfache sein können, aber auch darin der Natur gleichen, daß sie sich beständig zu wiederholen scheinen, und doch immer neu sind. Man glaubt, die Dinge selber zu hören;

[1]) Author's edition. Edinburgh, David Douglas. 1891.

immer dieselben paar Noten; immer dasselbe Thema, jedoch mit einer erstaunlichen Menge von Variationen, wie sich in diesen Nachkommen der Massachusettsbai-Colonisten Spuren der altererbten Züge finden, die heut, in einer ganz anders gearteten Zeit und Umgebung, gar seltsam anheimeln, zuweilen durch einen leisen Anflug von Humor oder Wehmuth uns bewegen, zuweilen aber auch durch eine gewisse Härte betroffen machen, wiewohl man noch in dieser, übertrieben oder entstellt, die Tugenden der Vorfahren erkennen kann. Ein wunderlicher Hauch von Alterthümlichkeit, wie von vor zweihundert Jahren, ist um diese Menschen gebreitet, um ihre Häuser, ihren Hausrath, ihre Gärten; und die Blumen, die sie darin pflegen, Lawendel und Rosmarin, strömen einen anderen, ätherischeren Duft aus, der, gleich dem des alten Weines, etwas süß Betäubendes hat. Der Schauplatz selber, an dem sie leben, ist durch diesen leichten Nebel der Vergangenheit von der übrigen Welt wie geschieden; gut gehaltene Chausseen führen durch einsame Waldesstrecken, in denen der Wanderer stundenlang keinem andern begegnet; von einer Farm zur andern ist manchmal eine Viertelmeile weit, ohne Häuser dazwischen; in die Dörfer hat kaum hier und da, wie nach Leyden, sich eine Schuhfabrik verirrt, und die Landstädtchen, wie Bolton, „the large market-town", beleben sich an den Markttagen mit den Frachtfuhrwerken und ehrwürdigen Kutschen der Umgegend. Ordnung, Sauberkeit ist überall, moderner Luxus nirgends. Schmuck und behaglich sind die Häuser der Wohlhabenden, aber auch die der Aermeren haben nichts Unwohnliches. Sparsamkeit ist Allen gemein; aber zu den Festtagsschmäusen wird gebacken und gebraten. Sonst keine Lustbarkeit, kein Tanz; kein öffentliches Vergnügen, außer dem Kirchgang am Sonntag und keine Musik, außer der der Orgel in den Kirchen. Dennoch ist das Leben dieser Puritaner weder ganz eintönig noch ganz finster: ihre Gärten und Blumen erleuchten, alle Freuden des häuslichen Herdes erwärmen es, und ein lebhafter Nachbarverkehr gewährt Zerstreuung. Selten läßt ein Fremder sich blicken. Die nächste Station der Eisenbahn ist zehn Meilen entfernt, und ein so miserables kleines Ding, daß der Zug nur hält, wenn Passagiere da sind, was oft Tage lang nicht geschieht.

Aber Eisenbahn und Fabriken haben die Tendenz vorzudringen, auch in diesem entlegenen Winkel der Welt. Schon nimmt Miß Wilkins eine Veränderung wahr. Die meisten ihrer Originale sind ältere Leute, während bei den jüngeren die geschilderten Eigenthümlichkeiten undeutlicher werden und sich abzuschwächen beginnen. Es schien ihr aus diesem Grunde der Mühe werth, etwas mehr von diesem alten und muthmaßlich verschwindenden Typus des Neu-England-Charakters in der Literatur aufzubewahren, und sie hofft, daß ihre Skizzen auch dem Publicum von Alt-England ein freundliches Interesse für die ernsten und zurückhaltenden Dorfbewohner einflößen werden. Diese Hoffnung hat sie nicht getäuscht: Miß Wilkins' Geschichten haben in England nicht minder großen Beifall gefunden als in Amerika. Dürfen wir ein Gleiches von den deutschen Lesern erwarten? Wir hegen kein Bedenken, diese Frage für Diejenigen unter ihnen zu bejahen, die noch ihre Freude haben an der liebevollen Beobachtung und künstlerischen Darstellung einer schlichten, aber darum keineswegs unschönen Wirklichkeit und mit Genugthuung wahr-

nehmen, daß nicht nur die Laster und der Wahnsinn sich vererben, sondern auch — glücklicherweise — zuweilen die Tugenden und guten Sitten der Väter.

Geringe Leute zumeist sind die Helden und Heldinnen dieser Geschichten; aber in ihnen allen ist noch ein Tropfen jenes puritanischen Blutes, das in den Zeiten der Noth geprüft worden und die Probe bestanden hat; ein fortwirkendes Element der Abstammung, das immer in den entscheidenden Momenten den Ausschlag gibt: ein bis zur äußersten Grenze gesteigerter Instinct für das Recht und der Trieb es wiederherzustellen, sei's auch mit Gewalt, wenn es verletzt ist; der sichere Griff, mit dem, ohne Schwanken vorher und ohne Reue nachher, ein Entschluß gefaßt, die Klugheit, ja Schlauheit, mit der er ausgeführt wird — ein starkes Selbstgefühl, das sich mit der Kraft der Selbstverleugnung wohl verträgt und nirgends edler erscheint, als in der tiefen Sympathie für fremdes menschliches Leid. Von solcher Art ist Jake Russell, der herumziehende Blechwaaren- und Lumpenhändler des „bescheidenen Romans", der an der Spitze des Bändchens steht und ihm den Namen gibt.

Dieser Jake sieht die schlechte Behandlung, welcher Sally, das Dienstmädchen der Mrs. King, von Seiten ihrer Herrin ausgesetzt ist, und ihn dauert das arme Geschöpf. Ihre Schönheit kann ihn nicht reizen, aber ihre gänzliche Hülflosigkeit rührt ihn, und er beschließt sofort, sie zu befreien. Das Mädchen ist mit dem Aufwaschen des Frühstücksgeschirres beschäftigt, und während die Madame, die bisher mit der Butter zu thun hatte, nach dem Boden geht, um ein Sortiment Lumpen in Ordnung zu bringen, setzt sich Jake Russell in die Küche, das Mädchen einige Minuten lang betrachtend. Endlich bittet er um ein Glas Wasser; sie reicht es ihm, kehrt dann aber gleich zu ihren Schüsseln und Schalen zurück. Der Hausirer trinkt, wischt das leere Glas aus und bringt es ihr wieder; dann faßt er das Mädchen bei den dünnen Schultern und dreht sie herum. Sie wird bleich und gibt einen unterdrückten Schrei von sich.

„Ruhig, ruhig," sagte der Hausirer, „fürchte Dich nicht vor mir. Ich würde Dir um die Welt nichts zu leide thun. Ich habe Dich nur einmal ordentlich ansehen wollen. Du bist das traurigste kleine Geschöpf, das mir in meinem ganzen Leben vor die Augen gekommen ist."

Sie blickte jammervoll zu ihm auf, nur erst halb beruhigt; ihre blauen Augen waren ein wenig entzündet.

„Du hast geweint, hast Du nicht?"

Das Mädchen nickte sanft. „Bitte, lassen Sie mich gehen," sagte sie.

„Ja, ich will Dich gehen lassen; aber erst will ich ein paar Fragen an Dich richten, und Du sollst sie mir beantworten; denn ich will mich hängen lassen, wenn ich es jemals mit ansehe . . . . Ist sie nicht gut gegen Dich?" — und er deutete nach der Thür hin, durch welche Mrs. King gegangen war.

„O," sagt das Mädchen, „ich denke, sie ist gut genug."

Aber sie schelte wohl zuweilen, setzt der Mann sein Inquisitorium fort; er wette, sie habe heute Morgen erst gescholten; sie passe gewiß scharf auf, diese Madame, und Sally müsse schwer arbeiten. Wie lange sie hier im Dienste sei? Ob sie sich zuweilen einen vergnügten Tag mache, ausgehe, wie andere Frauenzimmer? Ob sie guten Lohn bekomme? Ob sie noch Verwandte habe?

Sie weiß nicht; sie war vier Jahre alt, als Mrs. King sie annahm, und seitdem hat sie keinen anderen Menschen gekannt.

Der Hausirer ging den Küchenflur zweimal auf und ab, dann blieb er stehen und hieß sie mit ihrer Geschirrwäsche einen Augenblick inne halten: „Du sollst Dir mein Gesicht ansehen und mir sagen, was Du von mir denkst.“

Sie blickte scheu zu seinem rothen, sommersprossigen Gesicht mit den hohen Backenknochen und dem struppigen Schnurrbart auf; dann tauchte sie die Hände wieder in den Waschkessel.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie verschämt.

„Doch, ich glaube, daß Du's weißt, nur kannst Du's nicht in Worte bringen. Nun, da wirf einen Blick aus dem Fenster und sieh' Dir meinen Blechwagen an. Das ist Alles mein eigen, mein Privatunternehmen. Ich fahre für keine Gesellschaft. Ich bin Eigenthümer des Wagens und des Pferdes, und handle mit den Lumpen und verkaufe das Blech, Alles auf eigene Rechnung. Und ich stehe mich ziemlich gut dabei; ich habe ein bißchen Geld zurückgelegt. Ich habe keine Familie. Nun, das war's, worauf ich kommen wollte: was meinst Du dazu, wenn Du das Aufwaschen und das scheltende Weib, und die Butter und Alles im Stiche ließest, und mit mir auf meinem Blechwagen davon führest? Ich würde Dich nicht wieder erkennen, und sie würde Dich nicht wieder erkennen, und Du selbst würdest Dich nicht wieder erkennen in einer Woche. Du würdest nicht das kleinste bißchen Arbeit zu thun haben, sondern da sitzen wie eine Königin und fahren und das Land sehen. Denn das ist die Manier, in der wir leben, weißt Du.“

Jetzt hielt sie mit ihrem Geschirrwaschen inne und starrte ihn an, ihre Lippen leicht geöffnet, und ihre Wangen geröthet.

„Ich weiß, es ist mit meinem Aussehen nicht weit her,“ fuhr der Hausirer fort, „und ich bin älter als Du — bin nahezu vierzig — und schon einmal verheirathet gewesen. Ich meine nicht, daß Du mich nun gleich lieb haben solltest, aber vielleicht nach einer Weile. Und ich würde für Dich sorgen, Du armes, kleines Ding. Und ich glaube nicht, daß Du weißt, wie gut es ist, Jemanden für sich sorgen zu lassen, der Einen gern hat.“

Das Mädchen zögert noch, denn auch sie ist puritanischer Abkunft: „Ich ... weiß nicht genau ... wie Sie's meinen ... ich würde nicht mit dem König gehen ... wenn es nicht ... nicht ehrbar wäre,“ — sagt sie mit brennenden Wangen und gesenktem Blick.

Des Hausirers Antlitz flammte so rasch auf wie das ihre. „Nun, sieh her, Kleine,“ sagte er, „hör' zu, und es ist Gottes eigne Wahrheit: wenn ich's nicht ehrlich gemeint hätte, so würd' ich nicht zu Dir gekommen sein, sondern zu einer Anderen, Hübscheren, Muntreren, und — aber, o himmlischer Vater, ich bin kein Solcher, wahrlich nicht. Was ich will, ist, Dich ehrbar heirathen und für Dich sorgen und aus Deinem Gesicht diesen verstörten Ausdruck wegbringen. Ich weiß, es ist furchtbar rasch und heißt ein gut Theil von einem Mädchen verlangen, so viel Vertrauen in einen Menschen zu setzen, den sie nie zuvor gesehen hat. Wenn Du's nicht kannst, so will ich Dich nicht tadeln; aber wenn Du kannst, well, so glaub' ich nicht, daß Du's je bereuen wirst.“

Als der Hausirer merkt, daß die Schwankende sich entschieden hat, tritt er einen Schritt vor und streckt die Arme nach ihr aus.

Dann trat er wieder zurück, und seine Arme sanken.

„Nein,“ rief er, „ich will nicht; mich verlangte, Dich in den Arm zu nehmen, aber ich will nicht; ich will nicht so viel als diese Deine kleine, magere Hand berühren, bis Du mein Weib bist. Du sollst sehn, ich mein' es ehrlich.“

Kaum daß er Sally Zeit läßt, ihren Hut und einen Strumpf zu holen, in welchem sie ihre kleinen Ersparnisse bewahrt; die Nothwendigkeit des

Ersteren sieht Jake Russell nicht recht ein, was den Letzteren betrifft, so meint er: „Wir brauchen der alten Dame keine werthvollen Geschenke zu machen, und Du kannst Dir Zuckerwerk dafür kaufen. Doch nun in den Wagen, ehe sie zurückkommt.“ Er hat auf dem Boden des Wagens seinen Ueberzieher ausgebreitet und zwischen seinem Kram ein Versteck für Sally hergerichtet, in das er sie hineinheben will.

Sie sah ihn noch einmal an, mit Augen wie die eines Kindes, das neugierig in ein dunkles Zimmer blickt. „Sie meinen es ehrlich?“

„Vor Gott, ich thu's, Kleine. Nun rasch hinein, denn sie kommt.“

Der Handel mit Mrs. King ist bald abgeschlossen, und ehe diese sich noch klar machen kann, wo Sally geblieben, jagt Jake Russell schon mit ihr und dem Wagen um die nächste Ecke.

Das Bedenken, ob sie denn auch ganz recht an ihrer Herrin gehandelt, kommt dem Mädchen, wie die Verfasserin bemerkt, erst später. Aber gleich beim ersten Schritt in die Freiheit des Daseins zeigt auch Sally, das geknechtete, weltfremde, noch halbe Kind, aus welchem Metall sie gemacht ist.

Nachdem die Beiden zur Stadt Derby gelangt, ehelich verbunden sind, ist ihr erster Weg in ein Modewaarengeschäft, woselbst ein Kleid von etwas blühendem, mit Roth gesprenkeltem Muster Jake's volle Anerkennung findet. Es ist nicht gerade nach Sally's Geschmack.

Die rothen Punkte beunruhigten sie. Doch sagte sie nichts gegen ihres Mannes Absicht, das Kleid zu kaufen. Sie wurde bleich bei dem Preis; er betrug fast ganz so viel wie ihr kostbarer Schatz. Aber entschlossen nahm sie ihre Strumpfbörse hervor, als Jake seine Brieftasche zu untersuchen begann.

„Ich bezahle dafür,“ sagte sie zu dem Ladendiener und erhob ihr kleines Gesicht gegen ihn mit einer Entschiedenheit, die ihn staunen machte.

„Wieso denn! Nein, Kleine, das thust Du nicht,“ rief Jake, indem er ihren Arm festhielt. „Ich bezahle dafür; es wäre ja zum Erbarmen, wenn ich meiner eignen Frau kein Kleid kaufen könnte!“

Doch Sally beharrt dabei, und nicht ohne Verdruß sieht Jake, wie sie die Rechnung bezahlt und in einer Art Schrecken dem Gelde nachstarrt, indem es unter des Ladendieners Hand verschwindet.

Als sie draußen sind, Jake mit dem Paket unter dem Arm, erfährt er, warum Sally dermaßen auf ihrem Kopfe bestanden.

„Andere machen es ebenso. Wenn sie heirathen, kaufen sie sich ein eigenes Kleid, wenn sie können.“

„Aber es kostete Dich fast Alles, was Du hattest.“

„Das macht nichts.“

Der Hausirer sah sie an, halb in Verwirrung, halb in Bewunderung.

„Ich merke,“ sagte er, „daß Du bei alle dem Deinen kleinen Willen für Dich hast, Kleine, und ich bin froh darüber. Eine Frau sollte ihren kleinen Willen haben, um ihre Anmuth zu stützen; es ist Alles zu sanft und zu weichlich sonst.“

Und wohl für Sally in der That, daß sie diesen „kleinen Willen“ hatte; denn nachdem sie drei Monate glückselig mit einander durchs Land gefahren sind, er von Haus zu Haus seine Geschäfte besorgend, sie derweil, jetzt aufrecht und schlank, die Zügel des Pferdes haltend: da kommt Jake Russell eines

Nachmittages mit bleichem Gesicht aus einer Dorfherberge wieder heraus, in welcher sie hatten übernachten wollen. Es sei kein Platz mehr darin; sie wollten weiter nach dem nächsten Dorfe. Dicht vor demselben läßt Jake das Pferd langsamer gehn und nimmt sie in den Arm.

„Sieh hier, Kleine," sagte er gebrochen, „Du hast . . . jetzt Kraft in Deinem Rücken — wenn irgend etwas Schreckliches passiren sollte — so würde Dich's nicht tödten — Du würdest es aushalten . . ."

„Wenn Du mir's sagtest."

Er griff ihr Wort heftig auf. „Ich sage Dir's, Kleine," rief er, „ich sage Dir's. Wenn irgend etwas Schreckliches jemals — passiren sollte — dann wirst Du Dich erinnern, daß ich Dir sagte, es auszuhalten."

„Ja, ich will es aushalten." Dann schmiegte sie sich zitternd an ihn. „Oh, was ist es, Jake?"

Er sucht sie zu beruhigen und benutzt den Abend, sie in unauffälliger Weise über den Stand seines Vermögens und seiner Geschäfte zu unterrichten; aber am andern Morgen ist er verschwunden, und auf dem leeren Kopfkissen findet Sally sein Bankbuch und folgenden Brief:

„Liebes Weib, ich muß gehen und Dich verlassen. Wenn ich je wiederkommen kann, so werd' ich's. Fahre nach Derby zu dem Mr. Arms, von dem ich Dir sprach; er wird Dir helfen, den Wagen und das Pferd verkaufen. Sage ihm, Dein Mann hätte fort müssen und habe diese Aufträge gegeben. Ich habe Dir mein Bankbuch gelassen, so kannst Du Geld aus der Bank bekommen, wie ich Dir gestern gesagt habe, und meine Uhr und Brieftasche ist unter dem Kopfkissen. Ich habe Dir alles Geld gelassen, außer dem wenigen, das ich brauche. Miethe Dich irgendwo in Derby ein. Du wirst Geld genug haben, um Dich eine Weile zu erhalten, und wenn das ausgegeben ist, werd' ich mehr senden, und sollt' ich mir die Finger bis auf den Knochen abarbeiten. Plage Du Dich nicht mit harter Arbeit. Und halt' es aus. Vergiß nicht, daß Du mir versprochen hast, es auszuhalten. Wenn es Dir recht schwer ums Herz wird und der Muth sinken will, dann sprich zu Dir selber: — Er sagte mir, es auszuhalten, und ich versprach ihm, daß ich's aushalten wollte. Entschuldige die miserable Schrift und eine schlechte Feder.

Dein bis zum Tode Jake Russell."

Drei Jahre lang hört sie nichts von ihm; aber „sie hielt es aus," und weit entfernt, sich in Derby einzumiethen und Pferd und Wagen zu verkaufen, setzt sie vielmehr das Geschäft des Mannes fort und fügt ihm sogar einen neuen Handelszweig in Nadeln und Nähsachen hinzu. Sie führt ein kleines Pistol bei sich, aber mehr um Jake's Uhr und Eigenthum, als sich selbst zu schützen. Jedesmal, wenn seine kleinen Geldsendungen eintreffen, die nur den Poststempel New-York zeigen und sonst keine Nachricht bringen, muß sie weinen und legt den Betrag in die Bank zu dem Uebrigen. Immer, wenn auf ihren einsamen Fahrten sie ganz in der Ferne eine Gestalt auftauchen sieht, meint sie, das müsse Jake sein. Endlich, an einem Juni-Nachmittag hört sie hinter ihrem Wagen eine Stimme, die das Geklingel der Blechwaaren übertönt: „Sally! Sally! Sally!" Diesmal war er's. Sie meinte später, daß sie hätte sterben müssen, wenn er's diesmal nicht gewesen wäre. „Jake — ich hab' es ausgehalten — ich that es . . . . ."

In jener Dorfherberge, vor drei Jahren, hatte Jake Russell in der Küche eine Frau gesehen, vor der er zurückschreckte: seine eigene Frau, die, vor Jahren

mit einem Liebhaber entlaufen, seitdem verschollen war und lange schon für todt gegolten hatte. Doch sie lebte, die Unselige — der Liebhaber hatte sie verlassen, sie mußte sich bei fremden Leuten verdingen, und da ist sie nun! Das Einzige, was der arme Jake thun kann, ist, zu verhindern, daß sie der Ahnungslosen draußen Alles verräth. „Ich wußte damals nicht, wie Du's aushalten würdest, Kleine! Aber, ob Du ein Rückgrat hast!"

Nachdem er für Sally gesorgt und um sie vor dem Schlimmsten zu behüten, ging er mit der Anderen auf und davon, nach New-York, nahm dort eine Wohnung für sie und arbeitete selbst in einer Schachtelfabrik. Er gab ihr Geld, hielt sich aber sonst ganz fern von ihr, und jede Kleinigkeit, die er sparen konnte, sandte er Sally.

„Aber," sagt er, „Nächte lang lag ich wach, von der Furcht gequält, daß Du Mangel littest. Nun ist Alles vorüber. Vor einem Monat ist sie gestorben, und ich war bei ihrem Begräbniß."

„Ich wußte, daß sie todt sei, als Du von ihr zu erzählen begannst; Du wärest sonst nicht gekommen."

„Ja, diesmal ist sie todt, und ich bin froh darüber. Erschrick nicht, Kleine. Ich hoffe, der Herr wird mir verzeihen, aber ich bin froh. Sie war eine schlechte Person, weißt Du, Sally."

„That es ihr leid?"

„Ich weiß es nicht, Kleine."

Sally's Haupt lehnte friedlich an Jake's Schulter; goldene Flecken Lichtes sickerten nieder auf sie durch die raschelnden Zweige des Ahorns und der Akazie; das Pferd, mit gesenktem Kopf, zupfte an dem zarten Gras zu Seite des Weges.

„Nun wollen wir das Pferd traben lassen und nach Derby fahren und uns noch einmal verheirathen, Sally!"

II.

Ein ähnliches Motiv, wie das hier angeschlagene von dem stolzen Unabhängigkeitssinn dieser Mädchen, die darum, daß ihnen jede Spur von Sentimentalität fehlt, nicht weniger weiblich sind, findet sich in einer späteren Erzählung: „Robins and hammers." Lois hat immer das Lied der Rothkehlchen geliebt, wenn es sich vor ihrer Thüre vernehmen ließ; nun aber ist es etwas Anderes, was sie noch mehr liebt: den Schall der Hämmer von einem Neubau gegenüber, an welchem die Zimmerleute fleißig arbeiten, und dessen röthliche Wände von Fichtenholz sie schon durch die Bäume sehen kann. Das soll ihr Haus werden, wo sie und John Elliot wohnen wollen, sobald sie sich im Herbst geheirathet haben. „Die Schläge der Hämmer schienen ihr lieblich mit dem Gesang der Blaukehlchen und Rothkehlchen zu harmoniren; sie waren von der gleichen Art für sie: beide Klänge gehörten der Liebe, der Hoffnung und dem Frühling." Indessen gibt sie sich der anmuthigen Träumerei nicht zu lange hin: „sie war nach dem strengen Neu-England Plan erzogen worden und hatte ein Schuldgefühl, wie von Zeitvergeudung, wenn sie eine Minute innehielt, um glücklich zu sein." Sie lebt mit ihrem Vater zusammen, der, einst in besseren Verhältnissen, jetzt für Lohn arbeiten muß; aber sie schafft unermüdlich, um es ihm in dem großen, alten Hause behaglich zu machen, bis das neue fertig sein wird, in welches er dann zu seinen Kindern hinüberziehen

soll. Zwar ist auch John Elliot nicht reich, aber er hat seinen guten Verdienst, und ihrem Glücke scheint nichts im Wege zu stehen. Da hört Lois eines Tages, ihre künftige Schwiegermutter habe sich darüber beklagt, daß ihr Sohn sich zu Schanden arbeiten müsse, weil alle Lasten des jungen Hausstandes auf seinen Schultern allein ruhen würden. Zu ihrer Zeit sei es Sitte gewesen, daß die Frau die Möbeln mit ins Haus bringe; auch müsse sie wenigstens zwei seidene Kleider, ein schwarzes und ein farbiges, und außerdem einen solchen Vorrath von Wäsche haben, daß ihr Mann in zwei Jahren nichts anzuschaffen brauche.

Sobald Lois das vernommen, ist ihr Entschluß gefaßt; sie fühlte keinen Verdruß oder Aerger gegen irgend Jemanden, auch nicht gegen John's Mutter: aber das Zwitschern der Vögel und die Hämmer der Zimmerleute klangen ihr nicht mehr so, wie sie geklungen hatten, und bald sollten sie ganz verstummen. Denn Lois erklärte ihrem Verlobten, daß die Hochzeit im Herbste nicht stattfinden könne. Sie gab ihm keinen Grund an, vielleicht, weil sie seine Mutter schonen wollte. Doch John, durch ihre Weigerung bitter gekränkt, faßte den Sachverhalt falsch auf und brach das Verhältniß ab. Am folgenden Tage stand der Bau still, und das Schweigen der Hämmer traf Lois mit einem furchtbaren Gefühl von Einsamkeit. „Es war seltsam, daß sie nicht daran zu denken schien, wie sehr auch John leiden müsse; sie ging so ganz darin auf, gegen ihr eigenes Herz für sein Glück zu handeln, daß ihr das gar nicht einfiel."

Sie wird Lehrerin an der Districtsschule, und im nächsten Frühjahr bereits hat sie zweihundert Dollars baares Geld: sie hat keinen Cent von ihrem Gehalt ausgegeben, sondern Alles eifersüchtig gehütet. Was ihr am wehesten thut, ist, daß sie dem armen, alten Vater nichts davon zu Gute kommen läßt. Aber, sagt sie sich, nur noch eine Weile Geduld, und dann ist Allen geholfen! Fünfundsiebenzig Dollars für die Kleider, einhundertfünfundzwanzig für die Möbeln — und dann werden die Hämmer und die Rothkehlchen zusammen wieder ihre fröhliche Musik machen.

Bereits hatte sie den kleinen Brief im Kopfe fertig, den sie John schreiben wollte; da ward eines Abends ihr Vater nach Haus gebracht — er hatte den Arm gebrochen, und Alles, was Lois erspart, ging darauf für Kurkosten und Lebensunterhalt. Wohl singen die Rothkehlchen wieder, aber die Hämmer bleiben stumm, und doch läßt Lois sich nicht entmuthigen; sie fängt von vorn an mit ihrer Arbeit und ihren Entbehrungen; sie trägt ihre Stiefelchen, bis die Zehen herausgucken und wickelt im Winter ihre Finger in das Umschlagetuch, um die Handschuhe zu sparen. Und endlich, endlich, als der zweite Frühling kommt, ist sie zum zweiten Male so weit — zitternd in der feuchten Dämmerung unter ihren abgetragenen Kleidern hat sie John auf seinem Heimweg aus der Werkstatt erwartet, um ihm das Briefchen zu geben, in welchem sie ihn um seinen Besuch bittet, sie habe ihm Etwas zu sagen. Aber er kommt nicht; er kann sich nicht überwinden, und Lois, erschöpft von der Anstrengung und verlassen von der Hoffnung, sinkt aufs Krankenlager. In John's Mutter regt sich das Mitleid und wohl auch ein wenig das Gewissen; sie sieht ein, welch' eine tüchtige Hausfrau, auch ohne Aussteuer, dieses tapfere Mädchen für

ihren Sohn geworden wäre, und sie bewegt ihn, hinüberzugehen. Jetzt erst erfährt er aus dem Munde der noch immer Geliebten, was sie gelitten, warum und für wen sie's gelitten. Sie habe keine Last für ihn sein wollen und ihm von ihrem Vorhaben nichts gesagt, weil er's sonst vielleicht nicht zugegeben hätte. „Lois!" ruft er aus, „ich sah niemals ein Mädchen wie Dich. Da hast Du diese zwei Jahre hart gearbeitet und Dich fast ums Leben gebracht und mir nichts gesagt, und ich habe nicht gewußt, was davon denken!" Aber freudestrahlend erwidert sie: „John, ich habe ein schönes schwarzseidenes Kleid und ein schönes blauseidenes Kleid und Haufen anderer Sachen. Dann hab' ich auch noch mehr als hundert Dollars gespart für die Möbel . . . ."

Als Lois, nach einem gesunden Schlaf am anderen Morgen erwachte, da hörte sie die Rothkehlchen wieder; aber — ungläubig zuerst und dann in dem Entzücken, daß es keine Täuschung sei — auch die Hämmer der Zimmerleute.

Diesen Arkadiern von Neu-England ist die Schönheit der umgebenden Welt niemals ein Gegenstand unbekümmerten Genusses; sie haben ein feines Gehör für die Stimmen und ein feines Auge für die Reize der Landschaft, für Wald und Thal und Hügel der Heimath und die Lichter und Farben, welche der Wechsel der Jahreszeiten ihr verleiht: aber selbst diesen Erscheinungen gegenüber nimmt ihr Gefühl sogleich den meditativen, um nicht zu sagen religiösen Charakter an, der ihrer Herkunft entspricht.

„Die Natur war für Nancy niemals etwas Anderes als der Hintergrund des Lebens," heißt es in der Geschichte von der „alten Dame Pingree," jetzt eine Greisin von achtzig Jahren und gänzlich verarmt, aber noch im Besitz des einst herrschaftlichen, von den Vätern ererbten Hauses, aus dessen Fenster sie hinausblickt in den Winternachmittag. „Die schlanken, anmuthvollen, laublosen Bäume, welche sich über dem stillen, schneebedeckten Wege wölbten, und der klare, gelbe Westhimmel, der sie durchschimmerte, die ganze Landschaft vor ihr, mit all den alten Lichtern ihres Lebens, die darauf schienen, wurden ein Spiegel, in welchem sie sich selbst wiedersah." Das ehemals parkartige Grundstück war mit Schulden überbürdet; kümmerlich lebt die Alte von der geringen Miethe, die zwei Damen, eine kränkliche Wittwe mit Tochter, ihr zahlen, und nur so viel hat sie mit Hungern und Darben gespart, als hinreicht für ein anständiges Begräbniß. Sie will nichts geschenkt haben, nicht einmal Das. „Ich bin die Letzte der ganzen Familie, wissen Sie, und sie waren beträchtliche Leute. Das ist nun Alles dahin. Ich bin nichts, aber mein Begräbniß will ich haben gleich den Andern. Ich will nicht, daß es auf Kosten der Stadt oder sonst Jemandes geschehe. Mit meinem eigenen Gelde will ich dafür bezahlen." Aber auch dieses Geld gibt sie her, als eine der beiden Mietherinnen, die Mutter, stirbt, und die Tochter in Jammer darüber ausbricht, daß sie nicht einmal die Begräbnißkosten hinterlassen. Als die Leidtragende den armseligen Betrag annimmt, ahnt sie nicht, welches Opfer die Greisin bringt. Aber selbst in diesem Opfer war ein Körnlein Stolz: „sie fühlte vor sich selber den Respect, welchen sie für einen alten Pingree gefühlt haben würde in seinen besten Tagen," und tröstet sich mit dem Gedanken, die alten Pingree's hätten ihrer Zeit der Stadt so viele Steuern

gezahlt, daß es ihr diese jetzt wohl mit einem Begräbniß vergelten könne. Zuletzt werden Haus und Hof und Garten an eine Gesellschaft verkauft, die das Grundstück bedarf, um eine Eisenbahn zu bauen, und für „old Lady Pingree“ bleiben noch zweihundert Dollars übrig. Ein Theil davon genügt, um der mittellosen Waise die Verbindung mit einem braven jungen Manne, den sie liebt, möglich zu machen; den Rest behält Nancy Pingree für sich: „Mich wundert,“ sagt sie, als sie die Beiden dahinwandeln sieht, „ob sie glücklicher sind, wenn sie an ihre Hochzeit denken, als ich bin, wenn ich an mein Begräbniß denke.“

So viel Selbstverleugnung mit so viel Stolz gepaart würde vielleicht unwahr erscheinen, wenn ihr nicht der stille Humor zu Grunde läge, der auch ein widriges Geschick überwindet. Die Heldenthaten der „ehrbaren Seele,“ Martha Patch, sind von einer noch bescheideneren Art, aber darum nicht weniger bewundernswürdig. Martha Patch ist Nähterin; wir finden sie zwischen zwei Säcken voll Flicken, welche zwei Nachbarinnen, Mrs. Bliß und Mrs. Bennet respective, gebracht haben, und aus welchen sie für diese beiden Damen Steppdecken verfertigen soll.

„Mrs. Bliß hat wirklich hübsche Stücke,“ sagte sie — „wirklich hübsch; sie werden eine anständige Steppdecke machen. Mrs. Bennet's Flicken sind auch gut, aber sie sind doch mit denen von Mrs. Bliß nicht ganz zu vergleichen. Ich glaube, daß einige davon alt sind.“

Sie begann einige der größesten, hübschesten Stücke auf ihrem weiß gescheuerten Tisch auszubreiten. „Da,“ sagte sie, indem sie mit Bewunderung auf eines blickte, „das gefällt mir; diese kleinen rothen Rosen sind reizend, ohne jeden Zweifel. Es muß französischer Kattun sein. Da sind auch einige große Stücke. Gott im Himmel, aus welchem Sack hab' ich sie genommen? Es muß der von Mrs. Bliß gewesen sein. Ich darf sie nicht durcheinander mengen.“

Sie schnitt ein paar Vierecke aus und setzte sich ans Fenster in einem niedrigen Schaukelstuhl. Dieses Fenster hatte keine sehr schöne Aussicht; es war nämlich ein Hinterfenster und das Haus selber eigentlich nur ein Hinterhaus. Als Martha's Vater so weit gebaut hatte, gingen ihm die Mittel aus, und das Vorderhaus daran zu fügen, überließ er besseren Zeiten. Aber diese kamen nicht; er starb, und die Mutter starb, und nun, gleichfalls schon bei Jahren, saß Martha Patch in ihrem halben Haus, das der Straße die blanke Mauer zukehrte. „Wenn der Pfarrer für die Wittwen und Waisen betet, sollte er auch noch Anderer Erwähnung thun,“ sagte sie einst, „und das sind Frauen ohne Vorderfenster.“ Was sie sah, waren des Nachbars Kühe, wenn sie aus dem Stall kamen oder dahin zurückkehrten, seine Kinder auf ihrem Schulweg, ein Grasfleck und ein paar Vögel; was sie gern gesehen hätte, war die Straße mit dem Verkehr der Menschen. Doch nähte sie darum an ihren Steppdecken nicht weniger unverdrossen.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen waren sie fast vollendet. Sie beeilte sich am letzten Morgen mit dem Gedanken, daß sie beide diesen Nachmittag den Eigenthümerinnen bringen und ihren Lohn empfangen werde. Sie unterbrach sich nicht, um zu Mittag zu essen. Als sie die Decken nun endlich ausbreitete, um sie noch einmal anzusehen, bevor sie sie zu Bündeln aufrollte, stockte plötzlich ihr Athem.

„Was hab' ich gethan," sagte sie. „Um Gotteswillen! Ich habe doch nicht Mrs. Bliß's Kattun mit den kleinen rothen Rosen auf Mrs. Bennet's Decke gesetzt? Ich hab' es gethan, so gewiß wie die Predigt! Was soll ich anfangen?"

Das arme alte Weib starrte auf die Bettdecken in bejammernswerthem Entsetzen. „Zwei volle Wochen Arbeit," murmelte sie. „Was soll ich anfangen? Diese rothen Rosen sind das schönste Stück Zeug in der ganzen Masse. Mrs. Bliß wird rein toll werden, wenn sie in Mrs. Bennet's Decke sind. Sie wird nichts sagen und mich bezahlen, aber innerlich, da wird sie's fühlen. Nein, wenn ich Geld verdienen soll, so will ich's auch verdient haben."

Martha Patch gab ihrem Kopf einen Ruck. Der Geist, der ihren Vater beseelte, als er zu wirthschaften begann in einem Stück Haus ohne Vorderfenster, flackerte in ihr auf. Sie machte sich eine Tasse Thee und setzte sich dann bedächtig an das Fenster, um die Decken wieder aufzutrennen. „Ich wollte, ich hätte ein Vorderfenster, um bei der Arbeit daran zu sitzen," sagte sie; doch geduldig bis zum Dunkelwerden gebrauchte sie die Schere, nur einmal inne haltend, als die Nachbarkinder aus der Schule kamen.

Nach Tagen emsigen Fleißes ist das Werk abermals gethan, und sie will nur noch die übrig gebliebenen Flicken in die beiden Säcke packen, dann Alles hinübertragen und ihr Geld holen. Denn die Lebensmittel gehen ihr aus.

Plötzlich wurde sie bleich und blickte wild auf ein kleines Stück Kattun, welches sie aus einem der Säcke gefischt hatte.

„Um Gotteswillen," schrie sie; „es ist nicht, es kann nicht sein." Sie griff Mrs. Bliß's Decke vom Tisch auf und legte das Stück Kattun neben die Vierecke von rothen Rosen. „Es ist genau dasselbe," stöhnte sie, „und es ist aus Mrs. Bennet's Sack gekommen. Himmlischer Vater! Himmlischer Vater!"

Sie sank hoffnungslos in ihren Stuhl am Fenster, mit der Decke und dem verrätherischen Stück Kattun in der Hand; ihre armen alten Augen blickten trüb und schwach von Thränen.

„Da kommen die Kinder wieder," sagte sie; „glückliche kleine Mädchen, lachend und jauchzend kehren sie heim zur Mutter und bekommen ein gutes Mittagsessen. Und wie ich hier sitze, das ist eine Lection, die sie in ihren Büchern noch nicht gelernt haben; hoffe, daß sie niemals Steppdecken zusammenstücken müssen, um davon zu leben, und nicht einmal ein Vorderfenster haben, an dem sie sitzen können ... Gott im Himmel, muß ich denn wirklich diese beiden Decken wieder auftrennen und noch einmal nähen?"

Zuvor jedoch will sie sich bei Mrs. Bennet selber Gewißheit verschaffen, und mit schwankenden Knieen trägt sie ein Stückchen des rosenrothen Kattuns hinüber. „Ja, freilich," sagt die gute Dame, „das ist mein, es sind Reste von dem Kleid meiner Tochter; ich dachte, sie würden sich in einer Decke nett ausnehmen. Aber was ist Ihnen, Martha?" — „Nichts, nichts," erwidert diese, worauf Mrs. Bennet sie freundlich ermahnt, sich doch ja nicht zu überarbeiten. Es habe Zeit mit der Decke bis zum Winter. Martha Patch begibt sich auf den Heimweg; langsam, von Schwäche gebeugt, das rothe Kattunläppchen immer in ihren braunen, welken Fingern.

Es war ein schöner Frühlingstag; die Obstbäume standen in voller Blüthe. Mehr Gärten waren auf dem Weg als Häuser, und mehr blühende Bäume als Menschen. Martha blickte zu den weißen Blüthen auf, als sie unter denselben dahin ging. „Ich kann die Apfelblüthen riechen," sagte sie, „aber ich weiß nicht, wie's kommt, alle Lieblichkeit ist daraus fort. Ich könnte ebenso gut Kohl riechen. Himmlischer Vater, werd' ich je diese Decken noch einmal machen?"

Als sie nach Hause kam, raffte sie sich indessen ein wenig auf. Es war eine Nervenstärke in dieser alten Frau, welche selbst durch eine Häufung von Unglücksfällen nicht leicht überwältigt ward. „Es hilft nichts, es aufzuschieben: es muß gethan werden. Ich will diese Decken in Ordnung haben, und wenn es mich tödtet . . ."

Die Uhr, die acht Tage lang ging, tickte friedlich auf dem Kaminsims. Es war ein wunderliches, altes Werk, welches ihrer Großmutter Patch gehört hatte. Das Bild einer seltsamen Dame mit Haarpuffen und einem Rosenbouquet schmückte die Vorderseite unter dem Zifferblatt. Rechts und links stand eine hohe, grüne Vase. Ein aus Lappen zusammengesetzter Teppich von Martha's eigener Arbeit bedeckte den Boden des Zimmers. Ein paar hölzerne Stühle standen steif herum; eine alte gelbe Karte von Massachusetts und ein Porträt von George Washington hing an den Wänden . . . Die arme Seele saß am Fenster, über die Decke gebeugt, bis es Abend ward, und sie saß da, über die Decke gebeugt, bis es Abend ward noch manch' einen Tag.

Es ging langsamer mit der Arbeit, als im Anfang; denn die Arme litt nun auch aus andern Gründen als Ermüdung: ihre Lebensmittel waren zu Ende, und sie hatte kein Geld, um neue zu beschaffen. Ihr ganzer Vorrath bestand nur noch aus ein paar Kartoffeln. Erst bei dem letzten Stich übermannt sie das Gefühl der Schwäche; doch zufriedenen Blickes betrachtet sie das fertige Werk: „Da sind sie nun in Ordnung," sagt sie, „die rothen Rosen in Mrs. Bennet's Decke, und ich habe Niemanden um seinen Kattun betrogen und mein Geld verdient." Dann sinkt sie, vom Hunger entkräftet, ohnmächtig zu Boden und wird in diesem Zustand von einer mitleidigen Nachbarin gefunden. Diese bringt sie zu Bett und bereitet ihr rasch einen substantiellen Thee, dessen Annahme Martha zuerst verweigert, bis ihr der Anblick und Geruch der guten Dinge doch zu viel wird. „Nun denn, ich will es ertragen, Mrs. Peters," sagt sie, „und will Sie dafür bezahlen, sobald ich wieder auf bin." Auch jetzt noch will sie nicht eingestehn, daß sie sich fast zu Tode gearbeitet hat. „Nein, Mrs. Peters," sagt sie, „das hab' ich nicht; Flickendecken machen ist nichts als eine Spielerei. Was mich bekümmert, ist nur, daß ich kein Vorderfenster habe, an welchem ich bei der Arbeit sitzen kann."

Unsere Geschichte würde keinen rechten Schluß haben, wenn Martha dieses Vorderfenster nicht bekäme: die ewige sowohl wie die poetische Gerechtigkeit verlangen es. Aber noch einmal lehnt sich die „ehrliche Seele" gegen das Anerbieten der Mrs. Peters auf, deren Mann das Fenster zu machen bereit ist: Martha will nichts umsonst haben, und erst als der Ausweg gefunden ist, daß der Nachbarin verheirathete Tochter Fußdecken braucht, ruft Jene glückselig aus: „Himmlischer Vater! zu denken, daß ich ein Vorderfenster haben soll! Ich wollte, Mutter hätte es noch erlebt," und nachdenklich fügt sie hinzu: „Mrs. Peters, Sie werden es vielleicht seltsam finden, daß ich so spreche. Aber ich bin wirklich dankbar, daß Ihre Tochter Fußdecken braucht. Denn von Bettdecken hab' ich genug gehabt."

III.

Die Verfasserin unterbricht sich einmal im Verlauf der obigen Erzählung, um zu fragen, ob in so weit getriebener Ehrlichkeit ein wirkliches Verdienst liege, oder ob sie nicht vielmehr ein Fall krankhafter Ueberreizung sei, und sie be-

scheidet sich, darauf zu erwidern: Martha habe gedacht, sie thue nur ihre Pflicht und Schuldigkeit, und da sie so gedacht, wäre sie nimmermehr zufrieden gewesen, wenn sie anders gehandelt. Die Züge jedoch, aus welchen dieser Charakter zusammengesetzt, sind keineswegs vereinzelt oder Ausnahmen: sie finden sich vielmehr in ähnlicher Mischung bei sämmtlichen von Miß Wilkins dargestellten Repräsentanten dieses altmodischen Neu-Englandvolkes. Ihre Fehler sind die Deformitäten ihrer Tugenden; bald tritt mehr das Eine, bald mehr das Andere hervor, aber die Grundstimmung ist immer die gleiche. Von äußerster Gewissenhaftigkeit, sind sie natürlich auch höchst peinlich — „pretty perticklar" — in Geldsachen: wie Martha Patch dreimal dieselbe Arbeit thut, um nicht unverdienten Lohn zu erhalten, so will die hübsche Inez Morse („A taste of honey") von dem selbst gewonnenen Honig nicht eher kosten, als bis sie die Schuld abgezahlt hat, die noch vom Vater her auf ihrem kleinen Besitzthum lastet. Ihr Stolz verbietet ihnen, Wohlthaten, ja Geschenke selbst anzunehmen: man erinnere sich an Sally, die das Brautkleid aus den eigenen kümmerlichen Ersparnissen kauft, oder an „old Lady Pingree," die lieber hungern, als umsonst begraben sein will. Diesen Leuten wird es vor Allem schwer, aus sich heraus zu gehen: zuweilen löst erst der Tod ihnen das Wort von der Lippe, das sie lebenslang auszusprechen nicht über sich brachten: „Maria," sagt mit seinem letzten schwachen Athemzug der greise Junggesell David zu der über seinem Krankenlager lehnenden, gleichfalls verwitterten alten Jungfer, „Maria — ich sterbe — und ich hatte mir immer vorgenommen — Sie zu bitten — meine Frau zu werden."

Wie dicht hier („Two old lovers") an die Seelenschwäche grenzt die Seelenstärke; sie wird zur unbeugsamen Hartnäckigkeit in einem der Fälle, die wir aus Miß Wilkins' Buch kennen gelernt haben, und treibt in anderen die Selbstverneinung bis zur Selbstvernichtung, wie z. B. in der rührenden Erscheinung der Mutter, die nur für das Glück ihres Kindes lebt, aber fühlt, daß sie dem, was sie heiß erstrebt, mit ihrer Person im Wege steht, und darum freudig stirbt in dem Gedanken, daß ihr Tod das Hinderniß beseitigen wird („A modern dragon"). Oft führen dieselben Beweggründe zu den entgegengesetzten Resultaten; aber niemals sind diese Beweggründe von unedler Art. In dem seelischen Kampf, der sie vor die Wahl stellt zwischen dem geliebten alten, von Brombeerbüschen und weißen Veilchen („Brakes and white v'lets") umkränzten Haus und ihrer nicht minder geliebten Enkelin geht „Marm" (Madame) Lawson still zu Grunde, während der Anblick der verlorenen Heimstätte, der blaugemalten Thür und der zimmetfarbenen Rosen („Cinnamon Roses") Elsie Mills zu blindem, unvernünftigem Trotz herausfordert. Ueber die Heimath und das häusliche Leben hinaus scheinen diese Nachkommen der Pilgerväter kein Interesse zu kennen; sie haben die Sittenstrenge der vergangenen Zeiten bewahrt, und von den erotischen Verirrungen und sonstigen Scandalen, die freilich immer noch mehr in den modernen Romanen und Dramen als selbst in der modernen Wirklichkeit eine Rolle spielen, ist in den Schicksalen dieser Zurückgebliebenen keine Rede. Die Probleme, die sie beschäftigen, die Heimsuchungen, von denen sie getroffen werden, kommen aus reineren

Quellen, und das unerbittliche Gesetz der Natur, das auch über ihnen waltet, manifestirt sich hier in besseren Substraten, als Trunkenbolden und Ehebrechern. Fleißige Kirchgänger und ganz in den hergebrachten prunklosen Formen, sind sie von einer aufrichtigen Frömmigkeit, ohne daß dies an irgend einer Stelle dieses Buches besonders gesagt würde. Denn weit entfernt, ihre Gottesfurcht zur Schau zu tragen, tritt auch diese vielmehr am deutlichsten aus den Gegensätzen hervor. Sie sind keine Pietisten, die sich wohlgefällig in ihrem Innenleben bespiegeln, keine Mucker, welche die Hände falten und die Augen verdrehn; diese Seelen verstehn es, mit ihrem Gott zu hadern. Läßt er einer Frau den Mann vom Baugerüst stürzen, ihre Tochter an der Schwindsucht sterben und beraubt er sie noch obendrein des Sohnes, so sieht sie keinen Grund ein, warum sie am Danksagungstag („A tardy Thanksgiving"), sich zu Putenbraten und Plumpudding niedersetzen und dem lieben Gott noch danken soll. „Ich kann es nicht," sagt sie; „ich bin keine Heuchlerin und bin es nie gewesen." Sie treibt ihren Frevel so weit, daß sie an diesem allgemeinen Fest- und Feiertag in der Küche steht und Schweineschmalz ausbrät. Aber der Kessel schäumt über, und das siedende Fett, das zu Boden zischt, verletzt ihr den rechten Fuß. Sie jammert nicht; empfindlicher für den Verlust, als den Schmerz, schleppt sie sich hinkend zum Mehlkasten, um den wunden Fuß zu bestreuen, dann zu einem Stuhl und denkt: „wenn nur Jemand käme!" Sie leidet Höllenpein, gibt aber keinen Laut von sich. Endlich klopft es, und ihre Schwester tritt herein, in jeder Hand eine große Schüssel — aber starr bleibt sie vor dem Anblick stehn: dem mit Mehl bestreuten Fuß, dem bleichen Gesicht und dem Fleck auf dem Boden.

„Ums Himmelswillen, was hast Du gethan, Jane?" rief sie.

Mrs. Muggy blickte auf und lächelte, zum ersten Male seit manchem Tag, daß ihre Schwester sie lächeln sah. „Was bringst Du da, Hannah?" rief sie.

„Ach, ich wollte Dir etwas von unserm Danksagungsessen bringen; aber ich vermuthe, daß Du jetzt keinen Appetit dazu hast."

„Doch, gieb es nur her."

„Aber erst laß mich nach Deinem Fuß sehen . . ."

„Nein, ich will es jetzt gleich. Ich will etwas Putenbraten und Plumpudding essen, bevor ich eine Stunde älter bin und will Danksagung halten. Ich sagte, ich wollte nicht; aber der Herr ist über mich gekommen, und ich bin froh, daß er es that."

Tiefere Wurzeln hat diese Rebellion gegen Gott in der Seele Sarah Reed's geschlagen: sie verlangt Zeichen und Wunder, um an ihn zu glauben („The bar lighthouse"). Während ihr Mann, Jackson Reed, der Lampenwärter im Leuchtthurm, an der Sandbank in geduldigem Schweigen sich abmüht, mit der zerbrochenen Brücke, die vom Lande herüberführt, und dem bißchen zusammengekarrter, immer wieder vom Wetter verwehter Erde, in der er seine paar Blumen zieht, remonstrirt sie dagegen, kränklich, nervös und lebhaft, mit schrillen Einwänden und Fragen.

Ihr Mann flickte die Brücke, auf seinen alten Knien über ihre lange Strecke kriechend; sie spottete, indem sie ihn beobachtete, über die Nachlässigkeit der Regierung. Er, ohne sich zu beklagen, wischte den Sand ab von seinen kleinen, dürftigen,

kämpfenden Pflanzen, und sie setzte ihr dünnes Gesicht gegen den Wind, der ihn dahin warf.

In beiden war das religiöse Element oder die religiöse Denkart stark vorherrschend; aber Jackson Reed blickte einfach auf die Natur oder in seine eigene Seele, und nahm als schlichte, unbestreitbare Thatsachen hin die gebrochene Brücke, die tosende See, seinen kleinen vom Wind gefegten, sandbestreuten Gartenfleck und Gott im Himmel. Keines bewies oder widerlegte das Andere; sie waren einfach da. Aber Sarah Reed, wenn sie auf die schwanke, unsichere Brücke sah, die sie mit dem Festlande verband, auf die mächtige, sinnlose See, welche ihren Vater und einen von ihr vergötterten Bruder verschlungen hatte, auf die armseligen, zarten, grünen Dinger, die unter ihrem Fenster zu leben versuchten, erblickte in ihnen nur ebenso viele Verneinungen entweder von Gottes Liebe und Erbarmen oder von seiner Existenz.

Dem jungen Geistlichen, der davon gehört, daß Mrs. Reed den Glauben verloren, und der durch milden Zuspruch sie zurückgewinnen will, erwidert sie, mit der dünnen, rheumatischen Hand abwehrend:

„Nein, Mr. Pendleton, mir ist in meinem Leben noch kein Gebet beantwortet worden. Wenn ja, so möcht' ich nur wissen wie. Sie sagen vielleicht: es ist Dir beantwortet worden, nur auf andere Weise, als Du verlangt. Wenn Sie das ein Gebet beantworten nennen, daß man um ein Ding bittet, und ein anderes erhält, ich nenn' es nicht so. Lieber will ich nicht glauben, daß es einen Gott gebe, als glauben, daß er so etwas thue. Das ist das gerade Gegentheil von dem, was er über sich selbst und das Brot und den Stein gesagt hat im Neuen Testament ... Vor vierzig Jahren, als Jackson und ich eben verheirathet waren und unsere Wirthschaft anfingen, war in einer Nacht ein furchtbarer Sturm, und mein Vater und mein Bruder waren auf der See. Die ganze Nacht lag ich betend auf den Knien. Am anderen Morgen wurden ihre zwei geliebten Leichen an den Strand gewaschen. Mein Bruder war just ein paar Monate verheirathet — das süßeste, liebevollste, kleine Ding war sie. Sie begann zu kränkeln. Ich betete, daß sie mir erhalten bleiben möge. Sie starb und ließ ihr kleines Kind zurück."

Vergebens ist der in die Enge getriebene Geistliche bemüht, ihr die Barmherzigkeit und Liebe Gottes darin nachzuweisen, daß ihr doch das Kind geblieben und in ihrem Schmerz ein Trost geworden sei.

„Mr. Pendleton" — und die rheumatische Hand ging wieder in die Höhe — „ich hatte nicht gebetet, daß mir das Kind erhalten bleibe; hätt' ich's gethan, so wär' es etwas Anderes. Aber ich bin noch nicht fertig. Sehen Sie dort die Brücke! So oft Jackson darüber geht, wird mir das Herz kalt und steht still, bis er zurück ist, aus Furcht, daß er durchgebrochen sei. Auch wegen der Brücke hab' ich zu Gott gebetet. Dann — Sie mögen denken, es sei geringfügig — aber da ist Jackson's Garten. Fünfzehn Jahre sind es, daß er einen Rosenbusch hineingesetzt hat. Freilich, er ist nicht abgestorben, aber eine Rose ist auch noch nie daran gewesen. Und zuweilen scheint es mir, wenn auch nur eine einzige Rose an dem Busch wäre, daß ich dann glauben könnte, der Herr sei da. Sie werden nicht denken, daß ich thöricht genug gewesen, darum zu beten. Ich war es. Fünfzehn Jahre sind es und niemals ist eine Rose daran gewesen. Nein, Mr. Pendleton, es ist umsonst. Sie meinen es gut, aber es liegt bei Gott, wenn er irgendwo ist, sich mir in einer Weise zu zeigen, die ich begreifen kann."

Da kommt eine Nacht, furchtbar wie jene, in welcher ihr Vater und ihr Bruder ertrunken. Sarah Reed sitzt allein in ihrem Häuschen. Jackson ist am Nachmittag in die Stadt gegangen und noch nicht zurück; immer heftiger

wird der Sturm, immer wilder tobt das Meer, und — o die schreckliche Brücke! — wenn dem Mann nur kein Unglück zugestoßen. Es beginnt zu dämmern, es wird dunkel — und, das Herz krampft sich ihr zusammen bei dem Gedanken! — das Licht im Leuchtthurm brennt nicht, und William Barston ist draußen, ihr Brudersſohn, derselbe, den sie nach seiner Mutter Tod an Kindesstatt angenommen und wie ein eignes liebt. William, jetzt ein schmucker Bursch, hat vor Kurzem erst eines der hübschesten Mädchen aus der Stadt geheirathet, das er einer anspruchsloseren Jugendgeliebten, Abby Weaver, vorgezogen. „O mein Liebling! mein Liebling! mein Liebling!“ ringt es sich aus der Brust der Gequälten in einer Stimme, die zugleich ein Gebet und ein Fluch ist. „Du draußen, und alle Liebe in Deiner Mutter Herzen kann Dir nicht heimleuchten!“ Was soll geschehn, wenn das Licht im Leuchtthurm nicht entzündet wird?

„Er ist ein guter Junge gewesen,“ fuhr sie fort in einem seltsamen Ton, als wäre das mächtige Ohr des unerbittlichen Gottes, an den sie halb geglaubt, eine Wirklichkeit für sie geworden, und sie wolle nun hinein argumentiren, so wenig Erfolg sie sich auch davon versprach — „er ist ein guter Junge gewesen, niemals irgend welche schlechte Gewohnheiten, und, was schlechter als schlechte Gewohnheiten, niemals die geringste schlechte Handlung. Da ist Abby Weaver, ich weiß; aber sieh Dir das Gesicht des Mädchens an, das er geheirathet hat. O Herr, Liebe ist dieselbe hinter einem einfachen Gesicht und einem hübschen. Aber so lange Du fortfährst, Menschen zu machen, die Rosen für schöner halten als Kartoffeln, und Perlen als Austern, wird auch die Liebe, die aus einem hübschen Gesicht schaut, am längsten und stärksten dauern. Er war nicht zu tadeln — o, Herr, er war nicht zu tadeln. Abby war ein gutes Mädchen, aber Du hast dies andere so schön gemacht wie ein Bild. Er war nicht zu tadeln, Herr, er nicht. Laß ihn darum nicht ertrinken. Es ist nicht recht, ihn dafür ertrinken zu lassen. O, Herr, Herr, Herr!“

. . . Als die Uhr in ihrem Wohnzimmer, über dem Heulen des Sturmes, neun schlug, gerieth sie in eine vollständige Raserei der Verzweiflung. Sie sank nieder auf die alten rheumatischen Knie, welche die letzten fünf Jahre sich auf ihr Geheiß nicht mehr gebeugt hatten, und betete, wie sie nie zuvor gebetet.

Mitten in ihrem Ringen kam eine große Ruhe plötzlich über sie. „Ich will gehen und die Lampe selbst anzünden,“ sagte sie mit einer ehrfurchtsvollen Stimme, „und Er wird mit mir gehen.“ Langsam erhob sich Sarah Reed auf den Füßen, die seit fünf Jahren sie nicht mehr getragen. Jeder Augenblick war Folterqual, aber sie achtete nicht darauf; sie schien sie zu fühlen und doch außerhalb derselben zu sein . . . Sie schritt durch die Stube, ging über den Flur und tastete ihren Weg die enge Treppe zum Thurme hinauf. Sie schleppte sich die steilen Stufen mit furchtbarer Entschlossenheit hinan. Sie schob die Thür oben auf der Spitze zurück, und ein strahlendes Licht blendete sie fast. Die Lampe brannte.“

Als Jackson, bleich wie der Tod und durchnäßt bis auf die Haut, heimkehrt, findet er seine Frau knieend im Zimmer.

„Guter Gott, Sarah, wer hat die Lampe angezündet?“ waren seine ersten Worte.

„Der Engel des Herrn,“ antwortete sie feierlich, ihr graues Haupt erhebend . . . „Sage mir nicht, daß es nicht so sei; versuche nicht, mich anders denken zu machen. Ich habe den Herrn alle diese Jahre um Etwas gebeten, um mir zu zeigen, daß er da sei, und er hat es mir gewährt. Ich kroch die Treppe hinan —“

„Du gingst die Treppe hinan, Sarah?“

„Ja, ich ging, um die Lampe anzuzünden, und sie war angezündet. Der Herr ist da gewesen. Es ist wahr, was von ihm gesagt wird."

In der That war es das Opfer eines Frauenherzens, welches das Wunder vollbracht. Abby Weaver hatte den Lampenwärter fortgehen und nicht zurückkommen sehen; sie wußte, daß der Freund ihrer Jugend, der sie verschmäht, in Lebensgefahr sei, und hatte, still und ohne Jemandem etwas davon zu sagen, das rettende Licht für ihn entfacht.

Aber vielleicht hatte Sarah Reed doch nicht so ganz Unrecht, an das Zeichen zu glauben, auf das, in all' ihren Zweifeln, sie gewartet: als sie den nächsten Morgen aus ihrem Fenster blickte, sah sie an dem Busch unter demselben eine kleine weiße Rose.

Man wird, wenn man die Reihe dieser Erzählungen im Zusammenhange noch einmal überblickt, nicht umhin können, zu bemerken, daß es vornehmlich die Frauen sind, deren Seelenleben in allen Schattirungen Miß Wilkins auf das Feinste malt. Ihre Männer erfreuen sich nicht einer gleich sorgfältigen Behandlung. Sie sind einfacher construirt, leichter verständlich, und der einzige Tadel, der allenfalls sie trifft, ist derjenige, zu dessen Anwalt gegen den lieben Gott Mrs. Reed sich macht. Aber diese bilden nur die seltenen Ausnahmen; im Allgemeinen sind sie treu dem gegebenen Wort und kehren, wenn sie denn ja einmal schwanken sollten, zu demselben zurück, wie in „A modern dragon", oder gewinnen durch ihre Beständigkeit selbst ein feindlich abgewandtes Herz, wie in „Cinnamon roses". Alle diese Männer haben einen generösen Zug, von dem Blechwaaren- und Lumpenhändler im „bescheidenen Roman" an, bis zu dem Freund der Blumen („A lover of flowers"), der von den Mädchen nicht mehr verlangt, als von jenen, nämlich „Lieblichkeit und Schweigen;" der die Geliebte, die sein Gefühl nicht erwidert, nicht nur freigibt, sondern auch den Makel des gebrochenen Verlöbnisses auf sich nimmt, um sie zu schonen und, als sie sich später mit einem Anderen verheirathet, ihr das schönste Brautbouquet aus seinem Garten schickt. So „schrecklich gut," so „awful good" sind diese Männer, daß neben ihnen, in Miß Wilkins' Geschichten, die Frauen fast als die Stärkeren erscheinen. Wenn sie lieben und freiwillig entsagen, so muß ein tieferer moralischer Antrieb sie bestimmt haben (wie in „A Symphony of lavender"), und wenn sie, dem Herzen entgegen, ein gegebenes Wort halten, so haben sie den Muth, noch vor dem Altar zu erklären: „Ich liebe diesen Mann nicht, neben dem ich stehe, und ich liebe einen Anderen. Nun, wenn Enos Fairweather mich haben will nach dem, was ich gesagt — ich habe versprochen, ihn zu heirathen, und Sie (zum Geistlichen gewandt) können fortfahren." („On the Walpole road".) Die Strenge, ja Härte gegen sich selbst wendet gegen Andere sich nicht selten als Trotz, und sogar der liebe Gott, wie wir gesehen, hat zuweilen seine Noth, mit ihnen fertig zu werden. Ist es darum, weil Miß Wilkins ihr eigenes Geschlecht besser kennt? Oder will sie zeigen, daß, in einem natürlichen Zustand der Dinge, die Bezeichnungen und

Unterschiede von „starkem“ und „schwachem“ Geschlecht nicht immer gerechtfertigt sind?

Miß Wilkins ist Amerikanerin und Amerika das Land der freiesten Bewegung und selbständigsten Entwicklung für die Frau. Vielleicht hat Miß Wilkins dem „fast girl of the period“ dieses einfache Neu-England-Mädchen gegenüberstellen wollen, das in den engsten, von Brauch und Herkommen gezogenen Schranken dennoch Raum findet zur Entfaltung einer stark ausgeprägten Persönlichkeit; das auch ohne kurz geschorenes Haar und Männerkleider hinter keinem Mann zurücksteht in Tapferkeit und Energie. Weibliche Graduirte gibt es hier nicht, dagegen manche weibliche Charaktereigenschaft, die nicht auf einem Frauengymnasium erworben werden kann; und selbst wenn Miß Wilkins, auf Kosten der Männer, ein wenig übertrieben haben sollte, bleibt immer doch etwas sehr Reelles übrig, um eine Lehre daraus zu ziehen. Mehr als irgendwo sonst mußten, in einem so jungen Gemeinwesen wie die Colonien von Neu-England zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, die Frauen, nachdem sie den Männern muthig in eine neue Welt gefolgt, nunmehr auch deren hülfreiche und unentbehrliche Genossinnen werden. Sie mußten zusammen mit ihnen arbeiten, um aus dieser Einöde das kleine Paradies zu schaffen, in welchem bereits zehn Jahre nach der ersten Einwanderung fünfzig Dörfer und Städte sich erhoben und zwischen dreißig und vierzig Kirchen gebaut waren. Und, wohl gemerkt, wenn wir von einem Paradiese sprechen, so verstehen wir darunter nicht etwa jene Rückkehr zum Naturzustand im Rousseau'schen Sinne, der mit der Verleugnung aller Cultur anhebt: die Männer und Frauen vielmehr, welche Neu-England gemacht haben, gehörten dem sittlich gediegensten Kern ihrer Nation an, von welcher sie sich nur wegen religiöser Skrupel getrennt hatten. Dieses gesteigerte Gefühl der Unabhängigkeit und seine glorreiche Bethätigung durch ein Häuflein Menschenkinder, welche gemeinsam und nur auf einander angewiesen, gelitten und gestritten haben, erklärt zur Genüge das ungewöhnlich hohe Niveau, das wir die Neu-England-Frau sogleich einnehmen sehen; sie vererbt es ihren Töchtern und Enkelinnen, und im Abbild, das uns Miß Wilkins von diesen gibt, erkennen wir noch immer das ursprüngliche Verhältniß. Denn wenn auch die Kämpfe mit widerstrebenden Lebensbedingungen längst aufgehört haben in diesem friedlichen Landstrich an der Massachusetsbay, so dauert doch, in anderen Formen, der Kampf ums Dasein auch dort noch fort, und in diesem Kampfe haben die Frauen das gleiche Recht mit den Männern errungen, nicht deswegen, weil sie's ihnen gleichthun wollten in Dingen, zu denen ihre Kräfte nicht ausreichen, sondern dadurch, daß sie sich auf solche beschränkten, in denen sie, wie Miß Wilkins' Geschichten zeigen, den Männern ebenbürtig sind.

J. R.

Der verlorene Freund.

Eine türkische Geschichte

von

Rudolf Lindau.

Unter den zahlreichen Bureaus der Hohen Pforte, „Kalem“ genannt, befinden sich einige, in denen bevorzugte junge Männer, die Beamte werden wollen, eine nicht sehr beschwerliche, etwa dreijährige Lehrzeit durchzumachen haben. Sie beginnen sie damit, daß sie amtliche Schriftstücke abschreiben, um Gelegenheit zu haben, sich eine schöne Handschrift und den vornehmen Kanzleistil aneignen zu können; später, wenn sie sich dabei tüchtig und zuverlässig gezeigt haben, werden sie in die Geheimnisse des Brief-Faltens und -Versiegelns eingeweiht, und schließlich vertraut man ihnen an, kleine Schriftstücke aufzusetzen, die, nachdem sie einer ebenso ruhigen wie scharfen Controle seitens älterer und höherer Beamten unterworfen und vorschriftsmäßig vollzogen worden sind, die ehrwürdigen Mauern des Palastes verlassen, um irgendwo, irgend Jemanden, irgend eine Bestimmung der hohen Regierung zu wissen zu geben.

Man kann nicht sagen, daß sich die zahlreichen Bewerber um Anstellungen bei der Regierung, ihr Gehalt im Schweiße ihres Angesichts verdienen: denn erstens bekommen sie überhaupt kein Gehalt, und zweitens ist die Arbeitslast, die einem jeden Einzelnen von ihnen auferlegt wird, durchaus keine schwere. — Weshalb sollte auch die Regierung auf den Gedanken kommen, sie zu bezahlen, da sich immer mehr Candidaten zu unbezahlter Arbeit melden, als man auf der Pforte unterbringen kann, und wozu sollte ein junger Mann, der, wenn er fromm und aus guter Familie ist, ein unbestreitbares Recht hat, sich des Lebens zu freuen, mit Beschäftigung überladen werden, während es in seiner nächsten Umgebung so viele „Beamten-Lehrlinge“ gibt, die kaum wissen, wie sie die Zeit todtschlagen sollen, und von denen es Einigen sogar eine gewisse Befriedigung zu gewähren scheint, die langen Stunden, die nun einmal auf der Pforte verbracht werden müssen, durch ein bißchen Arbeit würzen zu können?

In einem der Kalem, in dem etwa ein Dutzend bereits angestellter Beamter und solcher, die sich darauf vorbereiteten, dereinstmal angestellt zu werden, damit beschäftigt waren, geräuschvoll Kaffee zu schlürfen, still in die Luft schauend, stark duftenden Tabak zu rauchen, oder zu lesen und zu schreiben, trafen eines Morgens zwei junge Männer von etwa siebzehn Jahren zusammen, die, als sie sich erblickten, schnell auf einander zuschritten und sich in herzlichster Weise begrüßten.

„Oh, Raïf, mein Bruder!"

„Willkommen Sadik, lieber Freund! Wie geht es Dir?"

Wennschon beide Sprecher, namentlich der mit Sadik angeredete, freudig erregt erschienen, denn diesem war beim Anblick Raïf's das Blut in das bleiche hübsche Antlitz gestiegen, so waren doch jene Begrüßungsworte mit gedämpfter Stimme gewechselt worden, wie dies der gute Ton der vornehmen türkischen Gesellschaft erheischt, und die anderen Anwesenden hatten sie wohl kaum verstanden — jedenfalls kümmerten sie sich nicht darum. — Raïf und Sadik ließen sich, von den andern Mitgliedern des Kalem unbehelligt und unbeobachtet, auf einem kurzen Divan nieder, der in einer der Fensternischen angebracht war, und waren dort bald in lebhafte, leise Unterhaltung vertieft.

„Ich freue mich unbeschreiblich, Dich wiederzusehen, Raïf! Wie geht es Dir? Wie gefällt Dir Stambul? Hast Du auch der Heimath und Deines Freundes gedacht?"

„Es geht mir gut, Sadik, und Stambul gefällt mir wohl. Doch wie hätte ich die Heimath vergessen können? Oftmals habe ich Deiner gedacht und gewünscht, Du möchtest die schwere Krankheit überwunden haben, die Dich an das Lager fesselte, als ich von Dir Abschied nahm. — Wie befindest Du Dich jetzt? Du bist noch bleich von Angesicht, doch scheinst Du wohlgemuth."

„Es geht mir wieder gut: Allah sei gelobt! Aber ich habe im Sterben gelegen, und ein Jahr lang wollte die böse Krankheit nicht von mir weichen. Ein Jahr! Es ist eine lange Zeit, und es war eine traurige Zeit für mich. Mit nimmermüder Sorge pflegte mich der Pascha, mein geliebter Vater, aber ich fühlte mich einsam, und mein Herz verlangte nach Dir, meinem Freund und Bruder. — Wie froh bin ich, Dich wiedergefunden zu haben — nun soll uns auch nichts wieder trennen. — O, Raïf, wie freue ich mich, Dich zu sehen!"

Sadik Bey und Raïf Bey stammten aus Kleinasien und waren Nachbarkinder. Sie hatten seit ihrer frühsten Jugend, als sie noch im Harem der Obhut der Frauen anvertraut waren, zusammen gespielt, und später, bis zu ihrem sechzehnten Jahre, alle Freuden und Leiden des Knaben- und Jünglingsalters mit einander getheilt, — aber nicht redlich, obgleich der von den Beiden, der dabei schlecht weggekommen war, nie über sein Loos geklagt, es auch niemals ein beklagenswerthes gefunden hatte. Der gutmüthige, ehrliche Sadik liebte Raïf, so daß er Alles, was er besaß, mit Freuden für den Freund hingab, und der herrschsüchtige, eigennützige Raïf ließ sich die Liebe Sadik's gefallen und schenkte ihm dafür seine Gesellschaft und eine kühle, freundschaftliche Theilnahme. Aber von dieser Ungleichheit im Geben, die Raïf frühzeitig

erkannte und die ihm Freude machte, weil er darin einen Beweis seiner Ueberlegenheit erblickte, bemerkte Sadik nicht das Geringste. Er fühlte sich zu Raïf in herzlichster Freundschaft hingezogen; er hatte sich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, ob er mehr gab, als er empfing. Der Gedanke stieg nie in ihm auf, daß Raïf andere Gefühle für ihn hegen könnte, als er selbst für den Freund hegte.

Sadik Bey und Raïf Bey waren schöne, stattliche Jünglinge, beide vornehmen alten Familien entsprossen, die eigene Namen führten: Sadik Bey, Sohn des Tchapanoglu aus der der alten „Thalfürsten", der Derebey, — Raïf Bey, Sohn des Hussein Bey, aus dem ehemals mächtigen und reichen Geschlechte der Spartaly. Keiner von den Beiden konnte jedoch auch nur wohlhabend genannt werden. Zwar besaßen ihre Väter große Ländereien, aber der alte Tchapanoglu sowohl wie sein Freund und Nachbar Hussein Bey waren sorglose Landwirthe und schlechte Kaufleute, die gar nicht ahnten, daß sie von allen Seiten bestohlen wurden, und die, wenn sie es auch bestimmt gewußt hätten, sich kaum darum gekümmert haben würden. Was sie zum Lebensunterhalt gebrauchten, das war immer in Hülle und Fülle vorhanden, sparen wollten sie nicht, das hatten ihre Vorfahren auch nicht gethan, das wäre eines Derebey und eines Spartaly unwürdig gewesen, und so führten sie ein ruhiges Genußleben, bei dem sie beide sehr stark wurden, — ohne Sorgen und ohne Wünsche. — Wurden einmal — bei seltenen Gelegenheiten — einige hundert Pfund gebraucht, um eine Tochter zu verheirathen oder einem Sohn das Haus einzurichten, so wußten die Gutsverwalter auch dafür Rath. So lange die beiden alten Edelleute nur keine Abrechnungen von den diebischen Verwaltern verlangten, zeigten sich diese allen Wünschen ihrer Herren gefügig: sie gebrauchten ja im Allgemeinen so wenig, um zufrieden zu sein.

Sadik Bey würde zweifelsohne in die Fußstapfen seines Vaters getreten sein und sein Leben auf dem Gute, auf dem er geboren war, auch beendet haben, hätte sein geliebter Raïf ihn nicht auf andere Gedanken gebracht. Dieser aber hatte schon als zwölfjähriger Knabe dem bewundernden Sadik anvertraut, er werde, sobald seine Erziehung im elterlichen Hause vollendet sei, nach Stambul gehen, denn es sei seine Absicht, ein mächtiger und reicher Mann zu werden, und Sadik hatte darauf sofort erklärt, dann werde er auch nach Stambul ziehen und sich dort Ansehen und Reichthum gewinnen. Damals war Raïf Bey noch zu jung, um über Sadik's harmlosen Ehrgeiz zu lächeln; er bestärkte ihn im Gegentheil in seinem männlichen Vorhaben, und seitdem beschäftigten sich die beiden Kinder viel damit, Zukunftspläne zu machen und Luftschlösser zu bauen.

Unter den verschiedenen Hauslehrern, die sich mit der Erziehung Sadik's und Raïf's zu beschäftigen hatten, befand sich um diese Zeit, im Hause Tschapanoglu's, ein Lehrer der französischen Sprache — ein Muselmann natürlich, denn einen Ungläubigen würde der Nachkomme der Thalfürsten nicht in seiner Nähe geduldet haben — der, ehe er nach Kleinasien gekommen war, dem Sohne eines hohen türkischen Beamten in Stambul Unterricht im Französischen ertheilt hatte. Dieser hohe Beamte war ein alter Freund Tschapanoglu's,

und Achmed Effendi, der soeben genannte Lehrer, war auf seine Empfehlung zur Erziehung Sadik Bey's nach Kleinasien gekommen. Achmed Effendi war ein frommer und gebildeter Mann. Er schloß sich schnell, mit einer Art väterlicher Zuneigung, an seinen gut gearteten Zögling an und stand ihm bereitwillig Rede und Antwort, auch wenn Sadik, wie dies nicht selten geschah, Fragen an ihn richtete, die mit dem Erlernen der französischen Sprache nichts zu thun hatten.

Aus Achmed Effendi's Erzählungen lernte nun Sadik Bey den besten Weg kennen, der zu hohen Beamtenstellungen führt. Um ihn einschlagen zu können, müßte sich Sadik zunächst Zulassung zu einem der Kalem der Hohen Pforte zu verschaffen wissen. Das würde ihm aber, durch die Fürsprache des einflußreichen Beamten, in dessen Diensten Achmed Effendi gestanden hatte, leicht gemacht werden. Einmal im Kalem, hing es zwar theilweise von Sadik's Thätigkeit ab, wie schnell er vorwärts kommen und wie hoch er steigen werde — aber seine Abkunft würde ihm sicherlich von erheblichem Nutzen dazu sein. Die Großen in Stambul wären einem Derebey, der auf eine ehrenvolle Familiengeschichte von einem halben Jahrtausend zurückblicken kann, doch lieber gefällig, als einem beliebigen jungen Mann, dessen Großvater schon Niemand mehr kenne und dessen Vater keine andere Stellung im Reiche besitze, als die, zu der er sich aus eigener Kraft emporgearbeitet habe. — Sadik Bey dürfte deshalb hoffen, es mit Allah's Hülfe weit in der Welt zu bringen. Er sollte nur fromm sein. Weiter verlangte Achmed Effendi nichts von ihm, denn „fromm sein" im Sinne des Propheten hieße, unausgesetzt bemüht sein, sich alle edlen männlichen Eigenschaften: Treue, Tapferkeit, Wahrheitsliebe, Wohlthätigkeit, körperliche und seelische Reinheit anzueignen.

Der kleine Sadik nickte verständnißvoll mit dem Kopfe: „Ich werde fromm sein, Effendi," sagte er. „Verlaßt Euch darauf."

Und dann eilte er, sobald ihm Freiheit dazu gegeben war, zu Raïf Bey und erzählte diesem, was er von Achmed Effendi erfahren hatte. — Auch Raïf blickte verständnißvoll, nachdem er Sadik's Bericht vernommen hatte, aber er antwortete darauf nicht, er werde sich bemühen, fromm zu werden, sondern er sagte:

„Die Spartaly sind nicht weniger edel als die Derebey; ich werde so hoch steigen wie Du."

„Das wirst Du sicherlich," erwiderte Sadik. „Und ich wünsche es mir nicht anders. Wie sollte ich daran denken, jemals das Recht zu haben, Dir etwas zu befehlen?"

„Das Recht wirst Du nie haben!" rief Raïf zornig, so daß Sadik eingeschüchtert einen Schritt zurückwich. Aber er näherte sich seinem Freunde sogleich wieder und sagte freundlich:

„Du darfst mir nicht zürnen, sollte ich Dich gekränkt haben: es wäre gegen meine Absicht geschehen."

Darauf entgegnete Raïf Bey nichts, und der kurze Zwischenfall schien vollständig abgethan. Sadik Bey dachte nur noch auf dem Heimwege daran,

um sich bittere Vorwürfe zu machen, seinen Freund Raïf durch eine Tactlosigkeit verletzt zu haben.

Als die Beiden in ihr siebzehntes Jahr eingetreten waren, erschien eines Tages Hussein Bey, der Vater Raïf's, bei seinem Freunde Tschapanoglu, um ihm mitzutheilen, Raïf hege den Wunsch, Beamter zu werden und hätte ihn gebeten, ihm Zulassung zu einem Kalem der Hohen Pforte zu verschaffen. „Ich würde das gerne thun," fuhr Hussein Bey fort, „aber ich bin jetzt seit dreißig Jahren nicht mehr in Stambul gewesen und wüßte kaum Jemanden, an den ich mich mit Raïf's Anliegen wenden könnte. Du aber hast, wenn ich nicht irre, alte Freunde in den Ministerien. Darf ich Dich bitten, meinen Raïf einem von ihnen anzuempfehlen?"

„Das thue ich mit Freuden," antwortete Tschapanoglu. „Ich werde heute an Ifett Mollah schreiben, der noch vor Kurzem ein einflußreicher Mann war und es hoffentlich noch heute ist, und auf dessen Freundschaft ich rechnen kann. Dein Name hat auch bei ihm guten Klang, denn wie Du Dich erinnern wirst, war er vor Jahren unser Kadi. Jetzt ist er Vorsitzender des Obergerichts von Stambul. — Und ich danke Dir, Hussein, mir Gelegenheit gegeben zu haben, Dir gefällig zu sein."

Bald darauf entfernte sich Hussein Bey wieder, und sogleich ließ Tschapanoglu seinen Sohn Sadik rufen, um ihn zu beauftragen, den versprochenen Brief an Ifett Mollah aufzusetzen: denn seit Jahren griff der alte Herr nur noch selten zur Feder, und einen längeren Brief zu schreiben, war ihm eine schwere Arbeit. Sadik hingegen zeigte darin eine gewisse Geschicklichkeit, und hatte schon bei verschiedenen Gelegenheiten den Dienst eines Privatsecretärs seines Vaters versehen. — Als er den Befehl, an Ifett Mollah zu schreiben, vernommen hatte, verbeugte er sich ehrfurchtsvoll und sagte leise:

„Sie würden mich glücklich machen, Herr Vater, wenn Sie mir gestatten wollten, in dem Briefe hinter den Namen Raïf's den meinen zu setzen und für mich dieselbe Vergünstigung erbitten zu dürfen, die Raïf erwiesen werden soll. Auch ich wünsche nämlich, mit Ihrer gnädigen Erlaubniß, Beamter zu werden, und möchte die Laufbahn, in der ich mich bemühen werde, meinem Vater Ehre zu machen, neben meinem Freunde Raïf antreten."

Tschapanoglu war nicht erstaunt, diese Bitte zu vernehmen. Sadik waren bereits hie und da schüchterne Aeußerungen entschlüpft, aus denen sein Vater erkannt hatte, daß er sein Glück in Stambul versuchen wollte. Tschapanoglu hatte nichts dagegen einzuwenden. Sadik war sein vierter Sohn. Wenn dessen drei ältere Brüder auf dem Lande blieben, wie es in ihrer Absicht lag, so war die Familie auch ohne Sadik in Kleinasien genügend stark vertreten.

„Es geschehe, wie Du es wünschest," sagte Tschapanoglu, „und möge Allah Deinem Vorhaben Gedeihen geben. Mein Segen wird Dich nach Stambul begleiten."

Etwa drei Wochen später traf Ifett's Antwort ein. Sie forderte Raïf und Sadik auf, sich schleunigst nach Stambul zu begeben und sich bei ihm

vorzustellen. Er würde sie sodann nach der Hohen Pforte führen, wo ihre Aufnahme in ein Kalem gesichert sei.

Aber vor dem Eintreffen jener Antwort war Sadik auf das Krankenlager geworfen worden. Ein bösartiges Fieber hatte ihn gepackt und nagte am Mark seines Lebens, so daß seine Verwandten in großer Sorge um ihn waren und glaubten, er werde ihnen entrissen werden. Auch unter den günstigsten Verhältnissen war an eine schnelle Wiederherstellung seiner Gesundheit nicht zu denken, und so beschloß Hussein Bey, nachdem er sich der Zustimmung Tschapanoglu's versichert hatte, Raïf Bey allein nach Konstantinopel ziehen zu lassen. — Sadik Bey erfuhr dies erst drei Wochen später, denn bis dahin war er so schwach gewesen, daß man vermieden hatte, ihm eine Mittheilung zu machen, die ihn zweifelsohne aufgeregt haben würde. Aber da er, als Genesender, oftmals nach Raïf Bey fragte und den ähnlichen Wunsch aussprach, seinen Freund zu sehen, erzählte ihm sein Vater, er selbst habe gewünscht, daß Raïf Bey vorausreise, um eine gemeinsame Wohnung für sich und Sadik zu miethen, so daß dieser sogleich nach seiner Ankunft in Stambul ein gutes Unterkommen finden würde. Sadik solle also nur schnell gesund werden, dann werde er sich auch bald wieder mit seinem Freunde Raïf vereinigen können.

Sadik nahm die Mittheilung ruhig auf und fand, daß Raïf wohlgethan hatte, ohne Zeit zu verlieren, nach Stambul abzureisen. „Es ist sehr freundlich von ihm," sagte er, „die Sorge zu übernehmen, eine Wohnung für uns beide zu finden. Er ist ein wahrer Freund."

Darauf bemühte sich der Kranke, schnell gesund zu werden, indem er alle Vorschriften des Arztes auf das Gewissenhafteste befolgte — aber das Fieber war stärker als die Heilkunde des Arztes und der gute Wille, zu genesen des Kranken. Immer und immer packte es Sadik wieder und warf ihn aufs Lager zurück, wenn er sich kräftig genug wähnte, sich erheben zu können, und so vergingen viele Monate in Sorgen und Hoffen, bis Tschapanoglu am Leben seines Sohnes verzweifelte und dieser zu schwach geworden war, um noch wünschen und hoffen zu können. Dann trat, unerwartet, Besserung in dem Zustand des Kranken ein, die ganz langsam, aber stetig fortschritt und schließlich in Genesung endete. Schwach, bleich, abgemagert sah der arme Sadik aus, als er endlich wieder einmal am offenen Fenster sitzen durfte und seine guten, müden Augen über die liebliche Frühlingslandschaft zu seinen Füßen schweifen lassen konnte; aber er fühlte diesmal mit voller Sicherheit, daß das Fieber ihn verlassen hatte. Da neigte er sich in inbrünstigem Gebet gen Osten und dankte dem Herrn, der ihm das Leben wieder geschenkt hatte. Zwei Monate später war er stark genug, um in Begleitung eines zuverlässigen alten Dieners, der ihn während der Krankheit gehütet und ihn wie einen Sohn in sein Herz geschlossen hatte, die Reise nach Stambul antreten zu können. Vorher hatte er sich von Hussein Bey verabschiedet und sich von diesem etwaige Aufträge für Raïf Bey erbeten.

„Grüße ihn von mir," sagte der alte Spartaly. „Er soll den Versuchungen, die in der großen Stadt den Emporstrebenden in tausend Formen

anfechten, ein frommes und muthiges Herz entgegensetzen, er soll der Ermahnungen, die seine treue Mutter ihm mit auf den Weg gegeben hat, eingedenk bleiben, und dann bringe ihm dies" — er übergab Sadik einen kleinen seidenen Beutel — „es wäre ein Geschenk seiner Mutter. Raïf wird sich dessen freuen, denn er hat von jeher Freude am Golde gehabt. — Und Du selbst, Sadik, Sohn Tschapanoglu's, stehe meinem Sohn als Freund zu Seite, wenn er eines Freundes bedarf, ermuthige ihn zu gutem Vorhaben, warne ihn vor bösem und suche ihn davon zurückzuhalten, selbst auf die Gefahr hin, ihn zu erzürnen; aber zürne Du ihm nie, denn Deine Liebe für ihn wird vor Allah um so verdienstvoller sein, je weniger er sich deren würdig zeigt. Der Segen eines alten Mannes begleitet Dich. Sei fromm und treu, des Ruhmes Deiner Vorfahren, der Ehre Deines Vaters, der Liebe Deiner Mutter eingedenk bei Allem, was Du thust. Allah szelamet werszin!"

Sadik, der mit niedergeschlagenen Augen zugehört hatte, verbeugte sich tief und sagte: „Es soll geschehen, wie Ihr befehlt, sofern mir Allah Kraft dazu gibt .... Wollt Ihr mir gütigst sagen, wo ich Raïf Bey in Stambul finden werde?"

Hussein Bey antwortete mit einem leichten, doch erkennbaren Anflug von Traurigkeit. „Seine jetzige Wohnung ist mir unbekannt. Als er mir zum letzten Male schrieb, klagte er über die große Entfernung zwischen seiner Wohnung und der Hohen Pforte und gab zu erkennen, daß er eine andere zu nehmen wünsche. Vielleicht hat er es gethan. Ich habe meine Briefe für ihn seitdem an Ssett Mollah gerichtet, und dieser wird Dir sagen können, wo Du Raïf auffinden magst."

Nach seiner Ankunft in Stambul hatte sich Sadik sogleich zum Freunde seines Vaters, dem Präsidenten des Obergerichts, begeben. Er war von dem würdevollen alten Herrn herzlich empfangen worden und hatte von ihm erfahren, daß er in demselben Kalem arbeiten werde, in dem Raïf Bey augenblicklich beschäftigt sei. Er solle sich nur zu Beginn der üblichen Arbeitsstunden auf der Hohen Pforte bei dem Vorstand seines Büreaus, Saïd Effendi, melden, und er könne dann sicher sein, sehr bald mit Raïf Bey zusammenzutreffen, da dieser, als ein pünktlicher und strebsamer junger Mann, seinen Vorstand nicht lange auf sich warten lassen würde. — So war es auch geschehen, denn Sadik Bey hatte kaum Zeit gehabt, Saïd Effendi zu begrüßen und sich von diesem seinen Platz im Kalem anweisen zu lassen, als Raïf Bey in das Zimmer getreten war. Darauf hatte die herzliche Begrüßung zwischen den Beiden stattgefunden.

Sadik fand seinen Freund sehr zu dessen Vortheil verändert. Er war in dem Jahre ihrer Trennung erheblich größer und männlicher geworden, von schlankem, edlem Wuchs und, trotz seiner Jugend, bereits würdevoller Haltung. Er trug einen hellblauen Kaftan aus feinem Tuche, einen prächtigen Gürtel und einen in kunstreiche Falten gelegten, kleidsamen Turban, weder zu groß noch zu klein, den Turban eines vornehmen jungen Mannes, der kein Aufsehen erregen, aber sich schon durch seinen Anzug von der gemeinen Menge absondern will. Sadik, der seine Augen nicht von Raïf's Gesicht abgewandt

hatte, bemerkte diese Aeußerlichkeiten jedoch erst, als dieser ihm, bald nachdem sie sich niedergelassen hatten, sagte:

„Deine Kleider waren gut genug für das Land. In Stambul würden sie nicht standesgemäß sein. Ich werde das Nöthige besorgen. Ich nehme an, daß Dir der Pascha, Dein Herr Vater, genügende Geldmittel mitgegeben hat, um Dich hier in geziemender Weise einrichten zu können."

„Der Pascha hatte dies vorhergesehen," entgegnete Sadik. „Ich bin reichlich mit Geldmitteln versorgt." Und dabei fiel ihm auch sogleich ein, daß er Träger eines Geschenkes für Raïf sei. Er überreichte diesem den seidenen Beutel, den Hussein Bey ihm anvertraut hatte. — „Ich sollte Dir bestellen, dies käme von Deiner treuen Mutter," sagte er dabei.

Raïf Bey wog den kleinen Beutel anscheinend nachlässig in seiner wohlgepflegten weißen Hand und ließ ihn in seinen Gürtel gleiten.

„Meine jetzige Wohnung ist etwas klein für uns beide," sagte Raïf im spätern Verlauf der Unterhaltung. „Ich werde sogleich eine andere suchen."

„So geht mein alter Wunsch, mit Dir zusammenzuleben, endlich in Erfüllung," antwortete Sadik. „Ich hatte es kaum noch gehofft. Ich freue mich sehr darüber."

„Das war ja selbstverständlich," fuhr Raïf fort. „Meine hiesigen Freunde wissen bereits, daß wir zusammen wohnen werden. Sie kennen Dich dem Namen nach und freuen sich darauf, Dich persönlich kennen zu lernen. Ich habe mit Befriedigung feststellen können, daß die Namen Spartaly und Tschapanoglu aus der Familie der Derebey, auch in Stambul guten Klang haben. Du wirst, wo ich Dich vorstelle, freundlich empfangen werden. Ich habe Dir die Wege geebnet."

„Du bist mein Freund," sagte Sadik gerührt. „Ich danke Dir."

Während der nächsten zwei Jahre waren nun Raïf und Sadik beinahe immer zusammen. Sadik fühlte sich glücklich in der Nähe seines Freundes, und da er nur mit seinen arglosen Augen und gutem Herzen sehen und fühlen konnte, so entging es ihm, welch' untergeordnete Stellung er in dem gemeinsamen Haushalt mit der Zeit eingenommen hatte. Er war dort kaum mehr als der erste Bedienstete seines Freundes, und die ganze Last des Hauswesens, auch die bei weitem größere Hälfte für den Aufwand, der bestritten werden mußte, waren sein Theil. Die von ihm eingenommene untergeordnete Stellung kam jedoch in Gegenwart Fremder nicht zum Ausdruck. Für diese war Sadik Bey, der Sohn Tschapanoglu's, aus der Familie der Thalfürsten, ein vornehmer junger Mann — und fürstlich in der That waren seine hohe Gestalt, sein edles Antlitz, seine großen, ernsten, schönen Augen, die milde blickten und eine wohlthuende Herzenswärme ausstrahlten und um sich verbreiteten. Er war der Liebling des Kalem, wennschon er es nicht verstanden hatte, sich wie Raïf, den Ruf überlegener Klugheit und Tüchtigkeit zu erwerben.

Nach dreijähriger Lehrzeit im Kalem erntete Raïf die wohlverdiente Belohnung seiner guten Haltung. Er hatte bei verschiedenen Gelegenheiten seinem Vorgesetzten den Wunsch zu erkennen gegeben, eine Anstellung im Finanzministerium zu finden, und dort wurde ihm nun auch ein Posten anvertraut,

der zwar unbedeutend und nur mit einem kleinen Gehalt verbunden war, aber den von Raïf Bey gewürdigten Vortheil hatte, ihn häufig in die hohe Gegenwart Seiner Excellenz des Herrn Ministers zu bringen. Diesem fiel er zunächst durch sein gutes Aussehen und seine vortrefflichen Manieren auf; in kurzer Zeit entdeckte Seine Excellenz aber auch, daß der junge hübsche Mann ein zuverlässiger, schneller und ungewöhnlich gewandter Beamter sei. Er zog ihn darauf zu einigen vertraulichen Arbeiten herbei, die weit über der Amtssphäre des von ihm bekleideten kleinen Postens lagen, und Raïf Bey zeigte dabei so viel Scharfsinn und so ausgebreitete fachmännische Kenntnisse, daß der Herr Minister ihn unverhohlen als die beste Eroberung bezeichnete, die die Finanzbehörde seit geraumer Zeit gemacht habe, und seine sofortige Versetzung zu höheren Stellungen beantragte und durchsetzte.

Raïf Bey trug sein schnelles Glück, nach außen hin, mit großer Bescheidenheit. Desto mehr rühmte er sich seiner Erfolge Sadik gegenüber, der, während Raïf bereits eine vielfach genannte Persönlichkeit geworden war, ruhig fortfuhr, seinen leichten, unbezahlten und unbeachteten Amtspflichten im Kalem obzuliegen. Wenn Raïf aber beabsichtigte, seines Freundes Neid zu erwecken, indem er die Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden, noch erheblich übertrieb, sich als die rechte Hand des Ministers hinstellte und von diesem sogar mit einer gewissen Nichtachtung sprach, als übersähe er ihn und als sei er gewissermaßen der geheime Leiter der großen Maschine, in der er doch nur eins von vielen Tausenden von Rädern war — wenn Raïf hoffte, seinen Freund neidisch machen zu können, so hatte er eben kein Verständniß für die edle Einfalt von Sadik's Herzen. Der Nachkomme der Thalfürsten hatte nie eine Unwahrheit gesagt. Der Gedanke, daß Raïf wissentlich übertreiben und lügen könnte, kam ihm gar nicht. Er glaubte Alles, was sein Freund ihm sagte, wie Worte des Koran — und seine schönen treuen Augen strahlten in freudigem, bewunderndem Stolze ob der unerhörten Erfolge seines liebsten Genossen.

„O, Raïf! Wenn Allah Dir ein langes Leben schenkt, so wirst Du das Höchste erreichen. Wie freue ich mich Deiner wohlverdienten Erfolge!"

Raïf blickte seinen Verehrer herablassend lächelnd an, als dieser so sprach. — Dann, nach einer kleinen Pause, sagte er: „Es scheint beinah, als ob, schneller als ich es gedacht hatte, Du zu der Erkenntniß kommen würdest, daß ein Spartaly nicht geringer ist als ein Sohn der Derebey."

Sadik blickte verwundert auf: „Ich verstehe Dich nicht. Was willst Du sagen?"

„Du verstehst mich nicht?" antwortete Raïf gelassen, im Gefühle seiner unbestrittenen Ueberlegenheit. „Hast Du vergessen, daß Du mir eines Tages mit den Befehlen drohtest, die Du mir als ein Derebey ertheilen würdest, nachdem Du die höchsten Sprossen der Beamtenleiter erklommen hättest."

„Nein," sagte Sadik. „Ich kann mich nicht entsinnen, je Aehnliches gedacht oder gesagt zu haben." Und nach einer kleinen Weile, während der er nachdenklich vor sich hingeschaut hatte, setzte er hinzu: „Das kann ich auch nie gesagt haben. Du mußt Dich irren, mich mit einem Anderen verwechseln."

„O nein, ich irre mich nicht," antwortete Raïf, noch immer überlegen lächelnd. „Du hast mich damals tief gekränkt; aber das habe ich längst verziehen, und nun sei es auch vergessen."

„Dann muß ich von Sinnen gewesen sein."

„Lassen wir das. Sprechen wir von etwas Anderm."

„Dann muß ich von Sinnen gewesen sein," wiederholte Sadik traurig „Es thut mir leid, Dich gekränkt zu haben."

„Es ist verziehen und vergessen," sagte Raïf.

Sadik nahm das wörtlich, und er selbst schlug sich den Vorfall schnell wieder aus dem Sinn. Dunkel erinnerte er sich, Raïf einmal erzürnt zu haben, aber die Einzelheiten des Auftritts waren seinem Gedächtniß entschwunden. Die schwere Krankheit, die ihn bald darauf gepackt hatte, mußte sie wohl aus seiner Erinnerung, die nur Wohlthaten treu aufbewahrte, verwischt haben.

Einige Zeit darauf verließ auch Sadik das Kalem der Hohen Pforte, von den Glückwünschen Aller, die ihn dort kennen gelernt hatten, begleitet, um in Evkaf, dem Ministerium der Frommen Stiftungen, in eine bescheidene Stellung einzurücken.

Und dann vergingen weitere drei Jahre. Sadik arbeitete sich langsam empor, ohne je eine besondere Vergünstigung zu erwarten oder zu erlangen. Raïf Bey galt bereits für einen der einflußreichsten Beamten des Finanzministeriums, zweifelsohne zu hohen Stellungen berufen, und entwickelte im Geheimen, vorläufig noch sehr vorsichtig, eine große und ersprießliche Kunst, seinen Ruf als einflußreichen Mann auszunutzen.

Eines Tages überraschte Raïf Bey seinen Freund Sadik mit der Nachricht, sie würden sich nun wohl bald von einander zu trennen haben, denn er beabsichtige, sich zu verheirathen. — Raïf und Sadik waren jetzt dreiundzwanzig Jahre alt. Sie hatten also das Alter bereits überschritten, in dem man sich in der Türkei zu verheirathen pflegt. Raïf's Mittheilung hatte demnach eigentlich nichts Ueberraschendes, doch traf sie Sadik wie ein Unglück.

„Du willst mich verlassen?" sagte er traurig. „Was soll dann aus mir werden?"

Raïf betrachtete ihn kopfschüttelnd und lächelnd. „Du bist unglaublich, Sadik," antwortete er. „Wir können doch nicht ledig bleiben? Ich nehme jetzt eine Frau — und Du wirst natürlich ein Gleiches thun. Das ist das allgemeine Loos."

„Ja, ich werde wohl auch eine Frau nehmen müssen."

„Betrachtest Du das als ein Unglück?"

„Nein, das darf ich nicht als ein Unglück betrachten, da es die Pflicht eines Moslem ist. Aber ich betrachte es als ein Unglück, mich von Dir trennen zu müssen. Darauf war ich nicht vorbereitet."

„Wir trennen uns nicht, lieber Sadik," sagte Raïf mit einer gewissen Herzlichkeit. „Wir bleiben Freunde."

„Ja, ich werde mich auch verheirathen," wiederholte Sadik zerstreut.

Schon am nächsten Tage forderte Raïf den Freund auf, der noch immer sehr niedergeschlagen aussah, einen kleinen Spaziergang mit ihm zu machen, und führte ihn in eine stille Straße des vornehmen Stadtviertels von Schach Sadé, in der er bald vor einem neuen, augenscheinlich unbewohnten, hübschen Hause stehen blieb.

„Wie gefällt Dir dieser Konak?" fragte Raïf.

„Er ist schön," antwortete Sadik gleichgültig.

„Es freut mich, daß er Dir gefällt," fuhr Raïf fort, „denn ich denke, wir werden dort noch manch' angenehme Stunde zusammen verleben."

„Wieso?"

„Es ist mein Konak. Ich habe ihn vor einigen Tagen gekauft und hoffe, ihn nun bald mit meiner Frau zu beziehen."

„Steht Deine Vermählung so nahe bevor?" fragte Sadik bestürzt. „Hast Du überhaupt schon eine Wahl getroffen?"

„Ich habe eine Wahl getroffen."

„Und davon hast Du mir kein Wort anvertraut? — O, Raïf!"

Raïf war nicht daran gewöhnt, von seinem Freunde auch nur die Andeutung eines Vorwurfes zu empfangen, und er wies die schüchterne Klage, die in Sadik's Ausruf lag, mit Entschiedenheit zurück. — „Es ist nicht meine Art, vorzeitig zu plaudern," sagte er. „Ich habe in meinem Amte gelernt, Schwatzhaftigkeit als eines Mannes unwürdig zu betrachten. Erst vor drei Tagen hat mir Hadschi Eschref Bey seine Zustimmung zu meiner Vermählung mit seiner zweiten Tochter Aïschè gegeben. Ich hätte Dich also von meinem Vorhaben nicht früher als gestern unterrichten können. Das war auch ursprünglich meine Absicht. Als ich aber sah, wie unfreundlich Du den Gedanken aufnahmst, daß ich versuchen wollte, eine glückliche Ehe zu schließen, da hielt ich mit meiner Mittheilung zurück, — um Dir Zeit zu geben, Dich auf die Wendung in meinem Schicksale vorzubereiten . . . um Dich nicht zu kränken. Ich bin rücksichtsvoller in meiner Art Dich zu behandeln, als Du anzunehmen scheinst, und das Verkennen meines Zartgefühls kränkt mich."

Sadik empfand wohl, daß er seinem Freunde Unrecht gethan hatte, aber es war ihm unmöglich, ein Wort zu seiner Entschuldigung vorzubringen. Sein Herz war voll. Es gelang ihm jedoch, seine Erregung zu verbergen, und er sagte ruhig und theilnehmend: „Wenn ich nicht irre, so ist die älteste Tochter Hadschi Eschref Bey's die Gemahlin Murad Bey's, des Sohnes Deines Vorgesetzten."

„So ist es," antwortete Raïf.

Wenige Wochen später fand die Vermählung Raïf Bey's mit Aïschè Hanum statt. Es verlautete, sie sei hübsch, und man rühmte dem alten reichen Hadschi Eschref Bey, einem angesehenen Kaufmann, nach, seiner Tochter eine bedeutende Mitgift mit in die Ehe gegeben zu haben. Unter Anderem hatte er dem jungen Paare den schönen Konak geschenkt, in dem es wohnen sollte, und dessen Werth von Kundigen auf nicht weniger als zweitausend Pfund geschätzt wurde. — Raïf hatte Sadik gesagt, er habe diesen Konak gekauft. Sadik erinnerte sich seiner Worte, aber er nahm an, er müsse sich wohl verhört haben. — Er war

unbeschreiblich traurig, als er am Abend nach der Hochzeit allein die Wohnung wieder betrat, in der Alles ihn an seinen verlorenen Freund Raïf erinnerte. Es war jedoch nicht seine Art, sich von einem persönlichen Kummer überwältigen zu lassen. Was geschehen war, hatte geschehen müssen! Er sagte sich, es sei eines Mannes unwürdig, darüber zu klagen. Er beschloß, sich nun ebenfalls zu verheirathen, und voll von diesem Entschluß suchte er sein Lager auf, wo er auch bald Ruhe fand.

Am nächsten Morgen, ehe er sich auf sein Ministerium begab, ging er auf den Sclavenmarkt, und dort setzte er sich mit einer Händlerin in Verbindung, die ihm als zuverlässig empfohlen worden war, und mit der er sich bald verständigte. Er machte zur Bedingung, daß das Mädchen, das er erwerben wollte, hübsch, jung, weiß und freundlichen Gemüths sein müßte, und er nannte hundert bis hundertundfünfzig Pfund als die Summe, die er für sie zu bezahlen in der Lage sei. — Die alte Händlerin erbat sich Sadik's Namen und Wohnung und sagte, sie hoffte, ihn schon in wenigen Tagen zu seiner Zufriedenheit bedienen zu können. — Das gelang ihr auch, und etwa drei Monate nach Raïf Bey's Hochzeit vermählte sich Sadik Bey mit der sechzehnjährigen Mihir, einer hübschen, freundlichen Georgierin, die sehr glücklich und dankbar schien, von einem so milde blickenden, schönen und vornehmen Mann, wie Sadik Bey Effendi, auserwählt worden zu sein. — Sadik hatte zweihundert Pfund für sie bezahlen müssen, aber er bereute es nicht, denn Mihir hatte ihm, sobald er sie erblickt, wohlgefallen, und seitdem hatte er sie schnell in sein Herz geschlossen. — Sein Vater Tschapanoglu, den er pflichtschuldig von seinem Vorhaben in Kenntniß gesetzt, hatte zur Ausführung desselben eine größere Summe zu seiner Verfügung gestellt, und damit hatte sich das anspruchslose junge Paar in einem kleinen, freundlichen Konak, im Westen Stambuls, in dem Viertel Ak Seraï genannt, behaglich eingerichtet. — Sadik Bey hatte sich den Brief, mit dem ihm sein Vater das zur Verheirathung nöthige Geld geschickt, sehr zu Herzen genommen. In diesem Briefe hieß es, die Besitzungen in Kleinasien würfen augenblicklich sehr wenig ab, Sadik möchte sich also womöglich so einrichten, daß er der Unterstützung seines Vaters, für einige Zeit wenigstens, entbehren könnte. — Sadik nahm sich vor, seinem Vater nie wieder zur Last zu fallen. Sein Gehalt war nur klein, aber er wollte Mihir zu verstehen geben, daß es genügen müsse, um all' ihre gemeinschaftlichen Bedürfnisse zu befriedigen.

Mehrere Jahre gingen dahin. Sadik hatte es bis zum Range eines Mumeïz, Bureauvorstandes, gebracht und fühlte sich an der Seite seiner geliebten Mihir glücklich in dieser bescheidenen Stellung. Er hatte zwei hübsche gesunde Kinder, die ihm das Leben versüßten, und sein Einkommen, das mit den Jahren, wenn auch nur langsam und in unbedeutendem Maße, gewachsen war, gestattete ihm, seine Familie nach dem einfachen Geschmack Mihir's zu kleiden und zu ernähren. — Raïf Bey sah er nicht mehr so oft wie früher, jedoch noch ganz regelmäßig zum wenigsten einmal in jeder Woche, und zwar immer in Raïf's schönem Konak. Das bescheidene Häuschen in Ak Seraï hatte der vornehme Freund nur ein einziges Mal besucht, unmittelbar nachdem

Sadik sich dort niedergelassen hatte. Dieser fühlte sich jedoch durch diese anscheinende Vernachlässigung nicht verletzt und fand auch in seinem Herzen keinen Grund, darüber zu klagen; denn Raïf hatte ihm bei seinem ersten und letzten Besuch gesagt, zwei gute alte Freunde sollten im persönlichen Umgang nicht ängstlich darauf bedacht sein, äußere Formen, die in den Beziehungen zwischen Freunden vorgeschrieben wären, streng zu beobachten. — „Die Hauptsache ist doch, daß wir uns nicht aus den Augen verlieren und im Gegentheil regelmäßig sehen. Ist dem nicht so?"

„Natürlich, lieber Raïf."

„Nun, dann schlage ich vor, Du entbindest mich davon, Dich in Ak Seraï aufzusuchen, was mir bei meinen vielen Beschäftigungen häufig recht unbequem sein würde, und wir kommen überein, daß unsere Zusammenkünfte, die hoffentlich recht häufig sein werden, bei mir stattfinden. — Du hast das Glück, weniger in Anspruch genommen zu sein, als ich — und sodann liegt Schach Sadé gewissermaßen auf dem Wege vom Evkaf nach Deiner Wohnung, während Ak Seraï für unsereinen eigentlich etwas aus der Welt ist."

„Mit Vergnügen werde ich zu Dir kommen," entgegnete Sadik auf diesen Vorschlag. „Deine Beziehungen zu mir sollen Dir niemals beschwerlich fallen. Das ist mein Wunsch. Und ich weiß, wie sehr Du in Anspruch genommen bist."

Das war Raïf Bey in der That, wennschon die Geschäfte, die ihn nicht zur Ruhe kommen ließen, die ihn rasch gealtert hatten, nicht ausschließlich amtlicher Natur waren. Wohl fand er auch auf dem Ministerium einige Beschäftigung, denn dort nahm er jetzt den wichtigen Posten eines Mektubdji, d. h. eines Generalsecretärs ein — aber seine Vorgänger im Amte hatten dafür gesorgt, daß die ihm aufgebürdete Arbeitslast nicht schwer zu tragen war, und hätte Raïf Bey sich damit begnügen wollen, einfach ein tüchtiger Mektubdji zu sein, so hätte er den bei weitem größten Theil des Tages in ungestörter, würdevoller Ruhe verbringen können. Das war keineswegs der Fall. Kaum, daß er im Laufe des Tages Zeit fand, einen Tschibuk zu rauchen oder eine Tasse Kaffee zu trinken, so sehr war er unausgesetzt durch Besuche und durch Vorträge, die ihm gehalten wurden oder die er seinen hohen Vorgesetzten zu erstatten hatte, in Anspruch genommen. — Kraft seines Amtes war er gewöhnlich einer der ersten, die von allen an den Finanz-Minister gerichteten Gesuchen und Vorschlägen Kenntniß erhielten, und bald war es in Stambul, und auch im Palais, am Hofe bekannt geworden, daß es keinen besseren Weg gäbe, um Geschäfte schnell oder überhaupt zu Ende zu führen, als wenn man sich vorher mit dem Mektubdji Effendi, Raïf Bey verständigte. Dies kostete häufig viel Geld. Aber Raïf Bey war nicht nur geldgierig, er war auch gerecht. Nur wo es sich um ein großes Geschäft handelte, da verlangte er einen großen Bakschisch; kleine Angelegenheiten konnten um ein Geringes Erledigung finden. Handelte es sich aber um ein Gesuch, bei dem der Bitt- oder Antragsteller gar nichts verdienen konnte, so bekümmerte sich auch Raïf Bey nicht darum, sondern gab die Sache in den gewöhnlichen Geschäftsgang, wo sie denn nach Jahr und Tag vielleicht wieder einmal auftauchte,

wenn sie sich nicht für alle Zeiten dort verirrte, so daß nie wieder von ihr gehört wurde.

Bald sprach man in Constantinopel von Raïf Bey als von einem wohlhabenden, sodann von einem reichen, schließlich als von einem sehr reichen Mann. Man wußte, daß er werthvollen Grundbesitz gekauft hatte, daß er einige der schönsten Häuser in Pera und der werthvollsten „Han" in Galata und Stambul sein Eigen nannte, daß er Tausende von Pfunden an Miethszinsen allein einzog und sich bei zahlreichen Bankgeschäften betheiligte, die, wie immer sie für die Anderen ausfielen, für den einflußreichen Mektubdji regelmäßig mit Gewinn, oftmals mit recht großem abschlossen. Trotzdem kann man nicht sagen, daß Raïf Bey deshalb Neid und Haß erregte. Die vornehmen Türken zuckten die Achseln oder lächelten über die unersättliche Geldgier des Generalsecretärs; kleine Geschäftsleute sprachen mit Bewunderung von seinen großartigen Erfolgen. — Eines jedoch wurde Raïf Bey allgemein verdacht: er war nicht wohlthätig, wenigstens nicht im Verhältniß zu seinem großen Reichthum. Wohl konnte er nicht umhin, hie und da einen Beitrag zu einer frommen Stiftung zu spenden — das Gegentheil würde ihm an hohen und mächtigen Stellen in bedenklicher Weise verdacht worden sein — und bei solchen Gelegenheiten knauserte er denn auch nicht, und nur seine Frau und Sadik erfuhren, wie schwer es ihm geworden war, den Geboten des Koran gehorchend, freigebig zu sein — aber die wahre Wohlthätigkeit des Herzens, die sich in stillen, anspruchslosen Gaben, in menschenfreundlicher Hülfe, die unbekannt bleibt, äußert — die kannte Raïf Bey nicht, und das wußte man an vielen Orten. Raïf Bey aber ahnte nicht einmal, daß seine Hartherzigkeit nicht weniger bekannt war, als seine Geldgier und sein Reichthum.

Sadik Bey hatte nicht selten mißliebige Aeußerungen von seinen Collegen und Bekannten über Raïf Bey's Herz zu hören. Dann vertheidigte er seinen Freund — und zwar aus innigster Ueberzeugung. „Ihr kennt Raïf Bey nicht, wie ich ihn kenne. Er ist edel und gut, und sein Geist ist stets auf das Große gerichtet. Darum übersieht er oftmals das Geringfügige; aber Kleinliches, wie der Geiz, ist ihm fremd." — Sadik Bey machte sich mit solchen Reden, wennschon man sie nicht billigte und für unklug hielt, nur Freunde. „Der gute Sadik!" hieß es hinter seinem Rücken. „Sein ehrliches Herz kann das Niedrige nicht verstehen."

Während einer stürmischen Nacht brach ein verheerendes Feuer in Ak Seraï aus, und dabei wurde auch Sadik's Konak ein Raub der Flammen. Kaum konnten er und die Seinigen ihr nacktes Leben retten; ihre ganze Habe ging zu Grunde. Ein Amtsgenosse Sadik's, dessen Haus ebenfalls in Ak Seraï gelegen, aber vom Feuer verschont geblieben war, erbot sich sogleich, Sadik und dessen Familie bei sich aufzunehmen. „Sie wohnen bei mir, Bey, bis Ihr Konak wieder aufgerichtet sein wird," sagte er. „Suchen Sie kein anderes Unterkommen. Es würde mich kränken."

„Ich danke Ihnen," antwortete Sadik; „aber es wäre doch wohl einfacher, ich ginge zunächst zu meinem Freund Raïf Bey, in dessen großem Konak Platz für mich ist."

„Auch bei mir ist Platz für Sie, Bey. Verweigern Sie mir die Gunst nicht, um die ich bitte. Ihre Gemahlin und meine Frau sind Freundinnen; Aïschè Hanum, die Gattin Raïf Bey's, dagegen, ist ihr fremd. Deshalb ist es auch für Mihir am besten, sie läßt sich in meinem Harem nieder. Er ist nicht so reich, wie der Raïf Bey's, aber" . . . . er stockte und setzte nach einer kleinen verlegenen Pause hinzu: „Meine Frau wird sich mit Mihir Hanum verständigen und Alles in Ordnung bringen. Sie sollen sich in meinem Hause so frei fühlen, wie in dem Ihrigen, und ich wünschte, auch so wohl. Ich heiße Sie als meinen Gastfreund willkommen."

Am nächsten Morgen begab sich Sadik zu früher Stunde zu Raïf.

„Nun, Bey, was gibt es Neues?" begann dieser, sobald sich die Beiden begrüßt hatten. — Er hatte seit einiger Zeit die Gewohnheit angenommen, Sadik in dieser etwas förmlichen Weise anzureden. Früher wäre es ihm nie eingefallen, seinen Jugendfreund anders als einfach bei Namen zu nennen. — Zuerst hatte Sadik die Anrede „Bey" für einen Scherz Raïf's gehalten und darauf einigemale in spaßendem Ton mit „Herr Generalsecretär" — „Mektubdji Effendi" — geantwortet. Aber während er sogleich wieder auf die ihm natürliche Anrede „Raïf" zurückgekommen war, hatte der Generalsecretär ihn fortan „Bey" genannt, manchmal sogar mit einer gewissen Betonung des Titels, als wolle er Sadik darauf aufmerksam machen, daß das Verhältniß zwischen dem reichen und mächtigen Generalsecretär und dem armen, kleinen Bureauvorstand, der früheren Gleichstellung der Jugendgespielen ein Ende gemacht habe. Aber Sadik, der in seinen Beziehungen zu Fremden von vornehmer Feinfühligkeit und Zurückhaltung war, und von dem Niemand unerlaubte Vertraulichkeit zu befürchten hatte, schien für alle unliebenswürdigen und verächtlichen Eigenthümlichkeiten des Charakters seines Freundes blind zu sein, und es fiel ihm nicht ein, daß Raïf Bey den Wunsch hegen könnte, die früheren vertraulichen Beziehungen jetzt in förmliche umzugestalten. Das wäre Sadik kleinlich erschienen, und noch hielt er Raïf jeder Niedrigkeit für unfähig. Daß ihn Dieser mit „Bey" anredete, nahm er für etwas Zufälliges und verband damit keine besondere Absicht Raïf's. Und deshalb antwortete er, als Raïf ihn am Morgen nach dem Feuer in Ak Seraï mit den Worten anredete: „Nun, Bey, was gibt es Neues?"

„Du scheinst nicht zu wissen, daß mir ein Unglück zugestoßen ist."

„Davon weiß ich in der That noch nichts. Was ist vorgefallen?"

„Mein Haus ist niedergebrannt, und ich habe dabei all' mein Hab und Gut verloren."

„Mögest Du vor größerem Unglück bewahrt bleiben. — Und was beabsichtigst Du nun zu thun?"

„Einen neuen Konak aufzubauen. Das ist doch natürlich. Was könnte ich sonst beabsichtigen?"

„Ja natürlich, natürlich," sagte Raïf nachdenklich.

„Und da wollte ich Dich bitten, mir das dazu nöthige Geld zu leihen," fuhr Sadik einfach und ruhig fort.

„Was?“ rief Raïf schnell. Und dabei zuckte es in seinem hageren bleichen Gesichte, als sei er plötzlich schmerzlich verletzt worden.

Sadik hatte das gar nicht bemerkt. „Achthundert Pfund,“ sagte er gelassen, als bedeute das „Was?“ Raïf's nichts weiter als eine Frage — „achthundert Pfund werden mir, so nehme ich an, vollständig genügen.“

„Acht . . . hundert . . . Pfund,“ brachte Raïf ingrimmig hervor, die Worte lang ausdehnend und zwischen jedem eine kurze Pause machend, „warum nicht achttausend? — Für Dich scheint das eine ganz unbedeutende Summe zu sein — für mich, das kann ich Dir sagen, stellt sie einen erheblichen Betrag dar, mehr als mein ganzes jährliches Gehalt.“

Sadik blickte erstaunt und verwirrt auf, kaum eines Wortes mächtig.

„Ich sehe,“ fuhr Raïf etwas gefaßter fort, aber in gehässigem, spöttischem Tone, „es paßt Dir heute, den verlogenen, böswilligen Gerüchten Glauben zu schenken, die, in der Absicht, mir zu schaden, über mich in Umlauf gesetzt werden. Danach bin ich der reiche, allgewaltige Mektubdji, der im Finanzministerium gutes und schlechtes Wetter macht, aus Regen und Sonnenschein Nutzen zieht und kaum noch weiß, was er mit all' dem Gelde anfangen soll, das unaufhörlich in seine Taschen fließt. — In Deinem Innersten weißt Du sehr wohl, daß an diesen thörichten Klatschereien kein wahres Wort ist, und daß die paar Pfund, die ich im Laufe der Zeit beiseite gelegt habe, die wohlverdienten Früchte harter Arbeit sind, einer Arbeit, der nicht Viele gewachsen sein dürften und sich nur sehr Wenige unterziehen möchten.“

Sadik blickte den Generalsecretär kopfschüttelnd an: ein unbeschreiblich trauriger Ausdruck hatte sich über sein Antlitz gelagert. Raïf sah es nicht. Seine eigenen Gedanken beschäftigten ihn ausschließlich. Nach einer kurzen Pause, während der er laut geathmet und sich ungeduldig in den Hüften gewiegt hatte, sprach er leise und eindringlich weiter.

„Warum wendest Du Dich mit Deinem Gesuch nicht an den Pascha, Deinen Herrn Vater? Wäre es nicht natürlicher, von ihm ein Geschenk anzunehmen, als von einem Fremden? Denn um ein Geschenk allein handelt es sich doch, da Du noch besser wissen mußt, als ich es weiß, daß Du von Deinem winzigen Gehalt niemals auch nur so viel ersparen könntest, um die Zinsen auf ein Darlehn von achthundert Pfund zu entrichten, geschweige denn, es jemals zurückzubezahlen.“

Sadik schickte sich langsam und still an, sich von dem Divan zu erheben, auf dem er neben Raïf Platz genommen hatte. Dieser legte beschwichtigend die Hand auf die Schulter seines Gastes:

„Du wirst augenblicklich vielleicht in Verlegenheit sein,“ sagte er, und seine Stimme klang sanfter, „da bin ich gern bereit, Dir, soweit es meine Kräfte gestatten, freundschaftlich zur Seite zu stehen, bis Du Nachrichten von Deinem Herrn Vater erhalten haben kannst. Komm' heute Nachmittag auf das Ministerium, dort will ich fünfzig . . . will ich hundert Pfund zu Deiner Verfügung halten, und Du selbst magst bestimmen, ob Du diesen Betrag als ein Geschenk oder ein Darlehn annehmen willst.“

Sadik machte eine leise Bewegung, um sich von Raïf's Hand zu befreien, erhob sich langsam, grüßte würdevoll und entfernte sich, ohne den verlorenen Freund eines Wortes oder nur eines Blickes gewürdigt zu haben.

Lange Zeit schritt Sadik vorwärts, die Augen zu Boden geschlagen, ohne zu bemerken, wohin sein Weg ihn führte, noch was um ihn her vorging. Ein tiefer Schmerz schnürte ihm die Brust zusammen. Er fühlte, daß ihn ein neues, schweres Unglück getroffen, daß er einen Verlust erlitten habe, größer als den seiner Habe, weil er unersetzlich war. Plötzlich befand er sich außerhalb der alten Stadtmauern: dort ließ er sich auf einem vereinsamten Platze nieder, und, angesichts des großartigen, ruhigen landschaftlichen Bildes, das sich zu seinen Füßen ausbreitete, bemühte er sich, seine wirren Gedanken zu sammeln. Nach und nach gelang ihm das, und es klärte sich Alles in seinem Geiste. — Er erkannte, daß er sich sein Leben lang in Raïf getäuscht hatte. Der Freund, der ihm so theuer gewesen, war ein Nichtswürdiger. — Sadik's Herz konnte nicht hassen, aber es füllte sich mit bitterer Verachtung. Mit einem Gefühl der Beschämung ob seiner eigenen Verblendung, und des Ekels, den ihm der Mann jetzt einflößte, der ihm noch vor wenigen Stunden als eine Verkörperung des Edlen und Großen, als sein bester, treuester Freund erschienen war, wandte er sich von Raïf ab. — „Ich bin ein blinder Thor gewesen," sagte er leise vor sich hin; „Raïf ist eine niedrige Seele. Ich will ihn, so Allah nicht anders anordnet, niemals wiedersehen. — Hätte ich einen treuen Freund verloren, groß wäre mein Unglück; aber der Herr hat mir die Augen geöffnet, um einen falschen zu erkennen. Dafür sei er gelobt. El-hamdu-lillah!"

Niedergeschlagen und traurig, aber ohne Bitterkeit im Herzen, machte sich Sadik auf den Heimweg. Seine trübe Stimmung konnte seinen Freunden nicht auffallen. Sie war durch das Ereigniß der letzten Nacht, das ihm so Vieles geraubt hatte, erklärt. Er aber sprach mit Niemandem von dem wahren Grund seiner Traurigkeit, und erwähnte, selbst seiner treuen Frau Mihir gegenüber, mit keinem Worte seiner letzten Zusammenkunft mit Raïf. Diese würde auch ein Geheimniß zwischen den beiden ehemaligen Freunden geblieben sein, hätte Raïf's böses Gewissen ihn nicht getrieben, zum Selbstankläger zu werden. Der elende Geizige hatte kein Verständniß für Sadik's Größe, er zweifelte nicht daran, daß dieser nichts Eiligeres zu thun haben werde, als bei all' seinen Bekannten bittere Klage über die Ungefälligkeit seines Freundes zu führen.

Eine Zeit lang ging Raïf mißmuthig in seinem Zimmer auf und ab, dann begab er sich, von einem starken Mittheilungsbedürfniß getrieben, in den Harem, um Aïschè, seiner Gemahlin, sein Leid zu klagen. Er fand diese in Gesellschaft ihres Vaters, des ehrwürdigen Hadschi Eschref Bey. Raïf begrüßte ihn artig, und dann sagte er sogleich: „Es freut mich heute besonders, Sie hier zu sehen, denn ich wollte mit Aïschè Hanum von einer Angelegenheit sprechen, an der auch Sie vielleicht Antheil nehmen."

Hadschi Eschref Bey lud seinen Schwiegersohn durch eine höfliche Bewegung ein, sich zu setzen und zu sprechen, und dieser erzählte darauf von dem „sonder-

baren, dreisten Anliegen," das Sadik an ihn gerichtet hatte, und von dem Bescheid, der ihm darauf geworden war. — „Ich gestehe," schloß Raïf Bey seinen Bericht, „daß ich in meinem Verdruß über die versuchte Ausbeutung meiner Freundschaft, Sadik gegenüber vielleicht zu schroff aufgetreten bin; aber da ich ihn durchschaute, klar erkannte, daß er aus dem ihm zugestoßenen Unfall einen unverhältnißmäßig großen Vortheil ziehen wollte — denn Sadik's Haus und Alles, was sich darin befand, war noch nicht dreihundert Pfund werth, und die wird er sich sicherlich von seinem Vater erbeten haben — da hielt ich es für unter meiner Würde, ihm den Triumph zu lassen, mich getäuscht zu haben, und ich sagte ihm in dürren Worten, hundert oder zweihundert Pfund ständen zu seiner Verfügung, um es ihm zu erleichtern, die Ankunft der Geldsendung seines Vaters abzuwarten — aber nicht mehr. Und damit entließ ich ihn. Ich schämte mich in seine Seele hinein, als ich ihn gesenkten Hauptes, wie einen überführten Verbrecher aus dem Hause schleichen sah, dessen Thüren ihm stets gastfreundlich geöffnet gewesen sind."

Als Raïf Bey geendet hatte, trat eine lange peinliche Pause ein. Hadschi Eschref Bey saugte bedächtig an der Bernsteinspitze seines langen Tschibuk und blies leichte Rauchwolken vor sich hin, Aïschè Hanum hielt die Augen verlegen zu Boden geschlagen. — Endlich brach der Hadschi das Schweigen:

„Sadik Bey, der Sohn Tschapanoglu's aus der Familie der Derebey," sagte er, „ist ein vornehmer Mann und gilt für einen frommen, edlen Menschen. Auch ich halte ihn dafür."

„So würden Sie ihm die achthundert Pfund gegeben haben?"

„Das würde ich gethan haben."

„Nun, da muß ich bekennen," sagte Raïf Bey, und er war sichtlich bemüht, den Zorn nicht Meister der Ehrerbietung werden zu lassen, die er dem Hadschi schuldete, — „da muß ich bekennen, daß mir mein sauer verdientes Geld zu lieb ist, um es dem ersten Besten, der es mir zu entreißen versucht, an den Hals zu werfen."

Wieder trat eine Pause ein. Hadschi Eschref Bey erquickte sich von Neuem durch eine Reihe tiefer, langsamer Züge aus seinem Tschibuk. — Raïf Bey warf ihm ungeduldige, ja zornige Blicke zu — aber der alte Hadschi, der bei Groß und Klein in hohem und wohlverdientem Ansehen stand, dessen ältere Tochter den Sohn des Finanzministers, des Vorgesetzten Raïf Bey's geheirathet hatte, war nicht der Mann, sich von Raïf Bey, den er wegen seiner Habsucht und seines Geizes verachtete, einschüchtern zu lassen. — „Sadik Bey sollte Dir nicht der erste Beste sein," sagte er endlich. „Er war Dein Freund."

„Der Freund meines Geldes," warf Raïf unwillig ein.

„Dein Geld hat keinen eifersüchtigeren Freund als Dich selbst."

„Darf ich Sie ehrerbietigst fragen, Hadschi Eschref Bey," entgegnete Raïf darauf, und in seiner leisen Stimme war ein unterdrücktes Zittern bemerkbar, „wie ich das verstehen soll? Ihre Worte sind mir nämlich unklar."

Der Hadschi senkte sein schönes ehrwürdiges Haupt auf die Brust, so daß, als er die großen, tiefliegenden Augen aufschlug, die langen Wimpern die breiten Brauen fast berührten, und vor sich hin in die Leere schauend, sagte

er langsam, nachdenklich, wie im Selbstgespräch: „Der Weise kennt den Werth der Dinge und weiß, daß Gold etwas sehr Kostbares ist. Darum scheut er weder Mühe noch Arbeit, um es zu erwerben; aber wer Gold auf Kosten seines Friedens und der Achtung der Edlen erkauft, der überschätzt des Goldes Werth und zahlt zu viel dafür; und wer Gold mehr liebt als einen Freund, und lieber sein Gold als seinen Freund bewahrt — der ist betrogen." — Der Hadschi wandte darauf das Haupt, und Raïf Bey anblickend, setzte er hinzu: „Ich begebe mich jetzt zu Sadik Bey, um ihn zu bitten, von mir das Geld entgegenzunehmen, dessen er in diesem Augenblick bedürftig ist." Darauf grüßte er seine Tochter und seinen Schwiegersohn, und verschwand still und feierlich.

Raïf Bey sah ihm finster nach. Nach einer Weile wandte er sich zu Aïschè; aber wenn seine Hoffnung gewesen war, sie würde ihrem Vater Unrecht geben, so hatte er sich getäuscht: ihr ganzes Wesen hatte etwas Eingeschüchtertes; sie hielt die Augen zu Boden geschlagen und bewahrte Schweigen.

Raïf zuckte die Achseln und verließ den Harem, in seinem Innern Spott und Hohn auf seinen „geistesschwachen" Schwiegervater und seine „thörichte" Frau häufend. — Er hatte kaum darauf geachtet, was Eschref Bey über den Werth des Goldes gesagt, und er hatte sich nicht bemüht, es zu verstehen. Ihn sollte Niemand lehren, welchen Werth Gold habe. Das wußte er selbst am besten. Er hatte aus den Reden Hadschi Eschref Bey's nur entnommen, daß dieser seine Haltung, Sadik gegenüber, mißbilligte. Das konnte ihn nicht von seinem Unrecht überzeugen, aber es war ihm ein Sporn, der ihn trieb, mit allen Bekannten, die er im Laufe des Tages antraf, über seine Zusammenkunft mit Sadik zu sprechen. Unwillkürlich fühlte er das Bedürfniß, sich der Welt gegenüber zu rechtfertigen „um Mißverständnissen vorzubeugen, die meinem Ruf schaden könnten", meinte er, um vor sich selbst seine weibische Geschwätzigkeit, an die Niemand bei ihm gewöhnt war, zu entschuldigen. — Aber wennschon er im Laufe des Tages seinen Bericht immer mehr ausschmückte, so daß Sadik darin zuletzt als ein frecher Erpresser, Raïf Bey als ein edler Menschenfreund erschien, so hatte er doch nirgends Glück mit seiner Erzählung; keiner sagte ihm „Du hast wohlgethan." Alle, wie sie sich schweigend von ihm abwandten, schienen der Ansicht zu sein, er habe Freundespflichten verletzt und Sadik Bey unverdiente Schmach zugefügt.

Dieser hatte sich auch an keiner Stelle gegen die von Raïf ausgestreuten Verleumdungen zu vertheidigen: Niemand glaubte daran. Sein Name war nicht so viel in der Leute Mund wie der Raïf's, aber wer ihn kannte, der schätzte ihn als einen Ehrenmann, und die kleinen Wohlthaten, die er im Geheimsten ausstreute, hatten ihm mehr offene Freunde gemacht, als die großen Beträge, mit denen Raïf Bey auf den Sammellisten für mildthätige Stiftungen strahlte. — Hadschi Eschref Bey war nicht der einzige reiche Mann, der Sadik in jenen Tagen aufsuchte und um die Vergünstigung bat, sein Gläubiger werden zu dürfen.

An der Spitze des türkischen Reiches stand damals ein eigenwilliger und gewaltthätiger Großherr, vor dem seine nächste Umgegend zitterte, da seine

Zornausbrüche erschrecklich waren, den das Volk aber liebte, weil er bei allen Anderen, als bei sich selbst, Ungerechtigkeit haßte und streng bestrafte, weil seine Schläge, tödlichen Blitzen gleich, meist nur Hochgestellte trafen, und weil man wußte, daß, wo sein eigenes Auge Elend entdeckte, er in barmherziger, großmüthiger Weise als ein starker Retter in der Noth erschien. Geld hatte keinen Werth für ihn, da keiner seiner Wünsche, der durch Geld hätte befriedigt werden können, jemals unbefriedigt blieb, und die weit verbreitete Liebe zum Golde erschien ihm als etwas Niedriges und Verächtliches. Da, wo Habsucht zu Verbrechen hinriß, konnte er mit leidenschaftlicher Härte strafen, die manchmal bis zur Grausamkeit ging, so daß Diebe und Betrüger, die nicht nachweisbar durch Noth zur Sünde getrieben worden waren, mehr von ihm zu fürchten hatten als Mörder. — Dieser Sultan, ein kleiner, anscheinend schwächlicher Mann, in dessen bleichem, magerem Antlitz ein paar großer, dunkler Augen mit tiefem, fast unheimlichem Feuer glühten, trug auf seinen schmalen Schultern die ungeheure Regierungslast eines großen Reiches, ohne daß sie ihn erdrückt hätte. Er war von schnellem, unbeeinflußbarem Entschluß, denn er besaß die höchste Meinung von seinem Urtheil, und die Befehle, die er ertheilte, mußten immer in kürzester Frist ausgeführt werden. Verschleppungen in dieser Beziehung würde er, wenn sie zu seinen Ohren gekommen wären, wie Majestätsverbrechen bestraft haben. — Diese Art der Regierung ermöglichte eine unglaublich schnelle Erledigung der ihm vorliegenden Geschäfte, und er hatte mehr freie Zeit zu seiner Verfügung, als viele kleine Fürsten und Herrscher. Dann kam es vor, daß er sich langweilte, denn er fand weder Freude an der Jagd noch an der Gelehrsamkeit, und auch die Gesellschaft seiner Frauen war nicht im Stande, ihn für längere Zeit zu fesseln. Nichts aber fürchtete das Hofgesinde mehr, als solche Stunden der Langenweile des großmächtigen Herrschers; denn dann flog es ihn wohl an, sich plötzlich um dieses oder jenes kümmern zu wollen, was man seinen scharfen Augen lieber entzogen hätte. Man war deshalb in seiner nächsten Umgebung stets eifrig darauf bedacht, ihm die freie Zeit möglichst angenehm zu vertreiben, und eines der Mittel, die man dazu am häufigsten anwandte, war, ihm Geschichten aus der Gesellschaft von Constantinopel zu erzählen. Meistens verzog der hohe Herr beim Zuhören keine Miene, aber zahlreiche Anzeichen sprachen dafür, daß er auf das, was man ihm bei solchen Gelegenheiten vortrug, wohl Acht gab. — Die Gefahr, der Padischah werde sich langweilen, lag häufig vor, und nach und nach war die Berichterstattung über die Vorgänge in Constantinopel so regelmäßig geworden, daß man sie mit einer täglich gesprochenen Zeitung hätte vergleichen können. Es war demnach natürlich, daß der Sultan schon zwei Tage nach dem großen Feuer in Ak Seraï Kenntniß erhielt von dem Zerwürfniß zwischen den beiden Jugendfreunden Sadik und Raïf. — Der vortragende Hofbeamte bei dieser Gelegenheit war ein rechtschaffener, älterer Mann, der sich des besonderen Vertrauens des Großherrn zu erfreuen hatte. Sein Bericht über den Vorfall war getreu so, wie er sich in seinem, für das Edle empfänglichen Herzen widergespiegelt

hatte. Er sprach mit Theilnahme von Sadik, mit bitterer Verachtung von der Habsucht und dem Geize Raïf's.

Als der Erzähler geendet hatte, trat eine Pause ein, deren Unterbrechung dem Großherrn überlassen bleiben mußte. Dieser blickte nachdenklich vor sich hin; keine Muskel hatte sich in seinem strengen, stillen Antlitz verzogen, aber die feine Haut auf Wangen und Stirn war leicht geröthet.

„Sadik Tschapanoglu werde mir vorgeführt," sagte er endlich. Dann entließ er den Hofbeamten.

Eine Stunde später befand sich Sadik in der Vorhalle des kaiserlichen Palastes. Er war nicht in Aengsten, denn er fühlte sich keiner Schuld bewußt; doch schlug ihm das Herz gewaltig bei dem Gedanken, vor den Augen seines Herrn erscheinen zu sollen. — Ein hoher Officier geleitete ihn mit ernster, stummer Höflichkeit in ein mittelgroßes Zimmer und ließ ihn dort allein. Bald darauf näherte sich ihm, unhörbaren Schrittes, ein Kammerherr, der Sadik bedeutete, ihm zu folgen, und der ihn durch eine Reihe prachtvoller Säle in ein stilles Gemach führte, das von der Außenwelt ganz abgeschlossen erschien, und in dem sich der Sultan befand.

Sadik war vorher nie in die Nähe des Großherrn gekommen, aber es war ein Theil seiner Jugenderziehung gewesen, sich mit höfischen Sitten und Formen vertraut zu machen, und er näherte sich dem Padischah bis zu der gestatteten Entfernung in vorgeschriebener unterwürfigster Weise. Dort blieb er stehen, die Augen ehrfurchtsvoll zu Boden geschlagen. — Der Sultan betrachtete ihn mit ruhiger, rücksichtsloser Aufmerksamkeit und fand Gefallen an ihm: an seinem edlen Antlitz und seiner hohen männlichen Gestalt.

„Es ist Dir ein Unglück zugestoßen," sagte der Sultan.

„Mein Konak ist vorgestern niedergebrannt," entgegnete Sadik.

Mit einem leichten, kaum erkennbaren Anflug von Ungeduld fuhr der Sultan fort: „Davon wollte ich nicht sprechen. — Du hast Dich mit Deinem Jugendfreund Raïf entzweit. — Warum?"

Sadiks Lippen zitterten. Er blieb stumm.

„Du weißt, was Du mir schuldest, wenn ich eine Frage an Dich richte?" sagte der Sultan nach einer kleinen Pause. Seine Stimme klang sanft und feierlich.

„Die ganze Wahrheit, nach bestem Wissen," antwortete Sadik leise.

„Nun, so thue Deine Schuldigkeit."

Sadik rang nach Athem. Unwillkürlich legte er die Hand auf sein pochendes Herz. Der Sultan blickte mitleidig auf ihn.

„Nach dem Feuer," begann Sadik leise, fast stammelnd, „begab ich mich zu Raïf und verlangte von ihm ein Darlehn, um mein Haus wieder aufbauen zu können. Ich sehe jetzt ein, daß das nicht gerecht von mir war, denn möglicherweise hätte ich das Darlehn niemals zurückbezahlen können." Er stockte.

„Nun? Fahre fort."

„Raïf machte mich auf mein Unrecht aufmerksam. Er erbot sich, einen Theil der Summe, die ich verlangt hatte, als ein Geschenk zu meiner Verfügung zu stellen. . . . Ich nahm es nicht an und ging."

„Ist das die ganze Wahrheit?"

„Es ist die Wahrheit."

„Die ganze Wahrheit, nach Deinem besten Wissen und Empfinden?"

Da verneigte sich Sadik bis zur Erde und sagte demüthig: „O, Effendimis, Ihr wißt ja bereits Alles, was ich noch hinzufügen könnte. . ." Er stockte eine Weile; dann fügte er ganz leise, die Augen zu Boden geschlagen, hinzu: „Ich zürne Raïf nicht mehr."

Der Sultan betrachtete ihn stumm, und dabei erglänzten seine großen Augen in unbeschreiblich mildem, schönem Lichte. Dann wandte er sich ab und verließ das Zimmer; aber gleich darauf erschien er wieder, in der Hand einen schweren, seidenen, mit Wachs versiegelten Beutel tragend.

„Nimm dies," sagte er mit weicher Stimme, „und wisse, daß der Chalif der treue Beschützer eines jeden guten Muselmannes ist. — Du hast einen falschen Freund verloren, und einen treuen Beschützer gefunden. — Gelobt sei Allah! — Geh!"

Kaum hatte sich Sadik entfernt, so beschied der Sultan einen Geheimschreiber zu sich und befahl diesem, ohne Säumen den Justizminister aufzusuchen und diesem zu wissen zu geben, es sei des Großherrn Wille, daß eine sofortige und strenge Untersuchung gegen den Mektubdji des Finanzministeriums Raïf Spartaly eingeleitet werde. Könne Raïf nicht den Nachweis führen, daß sein Vermögen auf unanfechtbare, ehrliche Weise erworben sei, daß er sich im Gegentheil des Verbrechens schuldig gemacht habe, sich bestechen zu lassen, so solle sein ganzes Vermögen von der Regierung eingezogen und er selbst nach der Insel Chios verbannt werden. — „Der Justizminister hat mir in drei Tagen Vortrag über die Sache zu halten, die bis dahin erledigt sein wird. Dies ist mein Wille!"

Der Justizminister war ein kluger und bedächtiger Herr. Er ließ sich auch durch den Befehl des Sultans nicht außer Fassung bringen und zu unüberlegten Schritten treiben; aber dank seinen umsichtigen Anordnungen waren, noch ehe die Sonne unterging, Raïf Bey und einige zwanzig Zeugen vernommen und es sonnenklar festgestellt worden, daß, abgesehen von der Mitgift, die Aïschè Hanum in die Ehe gebracht hatte, wenn nicht das ganze, so doch jedenfalls der bei Weitem bedeutendste Theil von Raïf's Vermögen auf unredliche Weise, durch Bestechungen und Bestechlichkeit, erworben worden sei.

„Das genügt," sagte der Justizminister den verschiedenen Räthen, die bei der Vernehmung des Angeklagten und der Zeugen thätig gewesen waren.

Am nächsten Tage verordnete er die Beschlagnahme des beweglichen und unbeweglichen Vermögens Raïf's, und vierundzwanzig Stunden später stach ein Fahrzeug in See, das den Unglücklichen in die Verbannung nach Chios führte. — Seine Haltung während des Processes, der ihm Alles genommen, woran sein Herz gehangen hatte, wurde selbst von den ihm feindlich gesinnten Richtern als eine männliche und würdige gepriesen. — Er war nicht lange im Zweifel geblieben, daß die gegen ihn eingeleitete Untersuchung auf Allerhöchsten Befehl betrieben werde, und daß er unrettbar verloren sei. Darauf hatte er, schuldbewußt, den Richtern auf alle an ihn gerichteten Fragen klare und wahre

Antworten gegeben, keine Ausflüchte gesucht, keine Auskunft verweigert und seine Verurtheilung als etwas Selbstverständliches, auf das er vorbereitet war, mit bewunderungswürdiger Fassung und Ergebenheit vernommen. Sein Gesicht war von eisiger, todter Ruhe geblieben, als wäre es erstarrt, und nur an der fahlen Farbe seines Antlitzes, an dem hoffnungslosen Blick seiner tief in ihre dunkeln Höhlen zurückgetretenen Augen, dem Blick zum Tode verurtheilter starker Männer, den einige der Richter schon früher gesehen hatten und der sie stets mit Grausen erfüllte — nur daran hatte man erkennen können, wie furchtbar Raïf litt.

In Chios angelangt, nahm der Verurtheilte Besitz von der ihm angewiesenen Hütte. Die Bootsleute, die ihn in die Verbannung geführt hatten, waren von Hadschi Eschref Bey bestochen worden, und auf der Insel wußte man an maßgebender Stelle, daß jeder Raïf Bey erwiesene Liebesdienst reichlich belohnt werden würde; aber der Verbannte hatte keine Wünsche: nichts konnte ihm mehr Freude machen, nichts seinen Schmerz lindern. Er starb nach sechs Monaten, gebrochenen Herzens, ohne daß ein Laut der Klage über seine Lippen gekommen wäre.

Raïf's Vermögen wurde auf Befehl des Sultans dem Evkaf-Ministerium zugewiesen, um zur Errichtung einer wohlthätigen Stiftung für Blinde verwandt zu werden. Sadik wurde mit reichlichem Gehalt und dem Titel eines Nasir zum Director jener Anstalt ernannt und übte als solcher, bis zu seinem späten Tode, eine segensreiche Thätigkeit aus. Er war von stets gleicher, milder Freundlichkeit, und er hatte, nach der Ansicht Aller, die ihn kannten, um so mehr Grund, mit seinem Schicksal zufrieden zu sein, als der Sultan ihm bei verschiedenen Gelegenheiten Beweise eines ganz besonderen Wohlwollens gab. Doch hatte sich auf seinem schönen, früher sorglosen Antlitz ein Zug stiller Wehmuth gelagert, und die treue Mihir wußte, daß Sadik Bey um seinen verlorenen Freund trauerte.

Die koreanische Frage.

Der Krieg zwischen China und Japan ist erklärt; die ersten Opfer sind gefallen, und das „Bißchen Korea", wie die neue orientalische Frage in den Zeitungen genannt wurde, ehe das Pulver gesprochen hatte, fängt an, das Interesse der westlichen Welt in ernsthafter Weise in Anspruch zu nehmen. Bei den vielfachen Mittheilungen und Berichten, die jetzt von allen Seiten eintreffen, läuft natürlicherweise manches Falsche oder, wenn man ehrlich sein will, sehr viel Falsches mit unter, und doch läßt sich die Tragweite der Frage nur richtig beurtheilen, wenn man dieselbe von allen bewußten oder unbewußten Zusätzen loslöst und auf der Grundlage ihrer historischen Entwicklung beurtheilt.

Der Appetit auf Korea ist in Japan so alt, wie die Geschichte des Landes oder eigentlich noch viel älter; die Kämpfe gegen Kaoli und Sinra beginnen schon in vorgeschichtlicher Zeit und spinnen sich mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen fort bis zu der großen Expedition am Ende des 16. Jahrhunderts, die damit endete, daß die japanischen Streitkräfte, nachdem sie furchtbar im Land gehaust und ganze Schiffsladungen von Ohren getödteter Feinde als Siegeszeichen nach Kioto geschickt hatten, wo der Hügel, unter dem sie verscharrt wurden, noch heute gezeigt wird, durch die vereinigten chinesischen und koreanischen Armeen aus dem Lande vertrieben wurden. Manches zu diesem für die japanischen Waffen unglücklichen Ausgange mögen die politischen Verwicklungen in Japan selbst beigetragen haben, die damals gerade ihren Höhepunkt erreicht hatten; zwei Thatsachen aber sind als Erinnerungen an diese Kämpfe übrig geblieben: ein wüthender Haß der Koreaner gegen die Japaner und gewisse Ansprüche der letzteren auf die Oberhoheit über Korea. Diese Ansprüche fanden eine Art von Berechtigung in der von Zeit zu Zeit erfolgenden Sendung von koreanischen Gesandtschaften an den Fürsten von Satzuma, denen die japanische Eitelkeit den Namen und die Bedeutung von Tributgesandtschaften beilegte, während sie in Wirklichkeit wenig mehr als Missionen waren, die unter völkerrechtlichem Schutz zur Aufrechterhaltung der sehr spärlichen Handelsbeziehungen dienten. Mit der schwindenden Macht des Shiogunats verlor Japan auch den Willen und die Macht, in die koreanischen Angelegenheiten bestimmend einzugreifen, und die japanische Niederlassung in Fusan sank schließlich, wenn sie überhaupt je etwas Anderes gewesen war, auf den Standpunkt einer Handelsfactorei herab, deren Bewohner von den Koreanern nicht besser, eher vielleicht etwas schlechter, als die Holländer auf Desima von den Japanern behandelt wurden. — Als in Japan 1868 das Shiogunat gestürzt wurde und der Micado wieder persönlich die Regierung übernahm, war es für die Leiter dieser Bewegung, die zum großen Theil aus dem Stande der Samurai, niedrigen Adligen, hervorgegangen waren, nicht zweifelhaft, daß sie für den unruhigen Geist ihrer Genossen einer Ableitung nach außen bedürfen würden. Die Nothwendigkeit einer solchen machte sich in noch erhöhtem Maße geltend, als mit der Aufhebung der Feudalität

die große Masse der niederen Vasallen beschäftigungs- und zum Theil brodlos wurde. Schon damals tauchte der Gedanke einer Expedition gegen Korea im Geiste der Machthaber auf, und der Hohn, mit welchem von Seiten der koreanischen Regierung die japanische Aufforderung, die Karten des Landes zu übersenden, d. h. sich für tributär zu erklären, zurückgewiesen wurde, trug nicht wenig dazu bei, denselben eine bestimmtere Form annehmen zu lassen. Im Jahre 1872 gelang es nur den Bemühungen der fremden diplomatischen Vertreter, einen Zug nach Korea zu hintertreiben und die damals gegen den Willen der japanischen Regierung unternommene Expedition der in Nagasaki versammelten Truppen nach Formosa mußte dazu dienen, den Thätigkeitsdrang der Herren Okuma und Saigo und das ungestüme Verlangen der Samurai nach einem Kriege zu befriedigen. Wenige Jahre nachher gab ein Angriff der Koreaner auf ein japanisches Vermessungsschiff in koreanischen Gewässern — und es muß dabei bemerkt werden, daß Japan stets gegen die Vornahme von Vermessungen durch fremde Kriegsschiffe in seinen eigenen Gewässern Verwahrung eingelegt hat — den Vorwand zu der Entsendung einer kleinen Expedition nach Korea, die mit dem Abschluß eines Vertrages endete, in dessen Einleitung Japan Korea als ein unabhängiges Königreich anerkannte und damit, wie es beabsichtigte und wünschte, den ersten Keil zwischen das Oberreich China und das demselben tributäre Korea trieb. Von dieser Zeit an haben die offenen und heimlichen Versuche Japans, sich in die Angelegenheiten Korea's zu mischen, kein Ende genommen, und für jeden unparteiischen Beobachter konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß man in Japan nur auf eine Gelegenheit warte, die alten Ansprüche, die man auf die Oberhoheit über Korea zu haben behauptet, wieder zur Geltung zu bringen.

Im Jahre 1885, während des französisch-chinesischen Conflictes, glaubten die japanischen Staatsmänner den Augenblick gekommen, einen Schritt weiter gehen zu können; der frühere (und jetzige) Premierminister Ito erschien in China, und das Ergebniß seiner Verhandlungen war der Abschluß eines Vertrages mit Li Hung Chang, durch welchen sich beide Mächte verpflichteten, ihre in Korea befindlichen Truppen zurückzuziehen und falls sie sich in Zukunft durch die Verhältnisse genöthigt sehen sollten, aufs Neue solche dorthin zu senden, die andere vertragsschließende Partei davon zu benachrichtigen, die dann ihrerseits ebenfalls berechtigt sein solle, Truppen nach Korea zu schicken.

Seit dieser Zeit ist die Haltung der zahlreichen, nach Korea übergesiedelten Japaner wie die der japanischen Vertreter eine durchaus provocatorische gewesen; nie ist ein unterworfenes Volk von seinem Sieger mit ähnlicher Ueberhebung und Rohheit behandelt worden, wie die Koreaner, Regierung und Volk, von den Japanern. Die radicale Partei im japanischen Parlament und in der japanischen Presse war das treibende Element; sie wußte 1892 die Ernennung eines ihrer Anhänger zum Gesandten in Korea durchzusetzen, sowie daß demselben die Führung der Verhandlungen in der Frage einer von japanischen Kaufleuten gegen die koreanische Regierung erhobenen, von der japanischen Regierung unterstützten Forderung übertragen werde. Der Gouverneur einer koreanischen Provinz hatte, wozu er vertragsmäßig berechtigt war, die Ausfuhr von Bohnen aus seinem Verwaltungsbezirk untersagt; die japanische Regierung bestritt die Rechtmäßigkeit dieser Verfügung und verlangte für ihre Kaufleute einen Schadenersatz von 300 000 Dollars, obgleich die koreanische Regierung einerseits nachwies, daß in keinem Jahre der Werth der Ausfuhr von Bohnen aus der in Frage kommenden Provinz mehr als 50 000 Dollars betragen habe, und andererseits anbot, die ganze Frage einem Schiedsgerichte zu unterwerfen. Trotzdem wäre es damals, im Sommer 1893, voraussichtlich bereits zum Kriege gekommen, wenn Li Hung Chang nicht seinen ganzen Einfluß aufgeboten hätte, um die koreanische Regierung zur Zahlung der wenn nicht ganz unberechtigten, jedenfalls sehr übertriebenen japanischen Forderung zu vermögen.

Endlich in diesem Jahre haben die Unruhen in der Provinz Chulla-do Japan den gesuchten Vorwand zu einer Einmischung in die koreanischen Angelegenheiten gegeben. Seit einigen Jahren herrscht in der Provinz ein aufrührerischer Geist, der sich in erster Linie gegen die fremdenfreundliche Politik des Königs und namentlich gegen die Zulassung der Missionäre wendet, sonst aber auch durch die Habsucht und Erpressungen der Behörden Nahrung findet. Schon im Frühjahr 1893 ging das Gerücht, daß die Rebellen aus dieser Provinz sich der Hauptstadt näherten und obgleich keiner von allen Fremden in Söul ernsthaft an die Wahrheit dieser Nachricht glaubte, geschah doch von Seiten der japanischen Gesandtschaft Alles, um dieselbe zu einer ernsthaften Bedrohung der japanischen Interessen aufzubauschen und so eine japanische Intervention herbeizuführen. Dank der Ruhe und Vorsicht der chinesischen Regierung wurde damals ein Conflict vermieden. In diesem Jahre nahmen die Unruhen in derselben Provinz einen bedrohlicheren Charakter an; die Localbeamten wurden erschlagen oder vertrieben, die zur Niederwerfung des Aufstandes entsandten koreanischen Truppen erwiesen sich als ungenügend, und in seiner Rathlosigkeit wandte sich der König von Korea an seinen Lehnsherren, den Kaiser von China, und bat denselben um Hülfe. Das Erscheinen eines kleinen Corps chinesischer Truppen (2000 Mann) genügte, den Aufstand zu unterdrücken; als aber China, welches Japan von der Entsendung dieser Macht nach Korea Kenntniß gegeben hatte, dieselbe zurückzuziehen bereit war, weigerte sich Japan, das unterdessen angeblich zum Schutz seiner Interessen 10 000 Mann nach Söul geschickt hatte, dasselbe zu thun und stellte die bis jetzt nur sehr unvollkommen bekannt gewordenen Forderungen, die zuerst zu den bekannten verlustreichen Zusammenstößen, dann zum Kriege zwischen den beiden Mächten geführt haben.

Vergleicht man mit diesem Vorgehen Japan's die Haltung China's, so kann man nicht umhin, in dem ersteren einen durchaus unprovocirten Angriff zu sehen. Korea gilt seit ungefähr 1100 v. Chr. als tributär an China, das ihm fast alle seine Dynastien gegeben hat. Aber selbst wenn man von diesen alten, zum Theil prähistorischen Erinnerungen und Ansprüchen absieht, steht als unzweifelhafte Thatsache fest, daß die ersten Kaiser der jetzigen mandschurischen Dynastie Korea, das an der Ming-Dynastie festhielt, mit Waffengewalt besiegt und zur Erneuerung der alten Tributpflichtigkeit sich gegenüber gezwungen haben. Außer der Bethätigung dieser gewissermaßen theoretischen Abhängigkeit hat China an Korea damals keine weiteren Anforderungen gestellt; das Betreten Korea's war vielmehr jedem Chinesen, die zeitweiligen Gesandtschaften des Kaisers ausgenommen, bei Todesstrafe untersagt und abgesehen von dem in größeren Zwischenräumen auf der Landesgrenze abgehaltenen Markte wurde der ganze diplomatische und Handelsverkehr durch die koreanischen Missionen vermittelt, die in jedem zweiten Jahre über Land nach Peking kamen, aber auch viel mehr einen commerciellen, als einen politischen Charakter trugen. — Als sich nach Abschluß der Verträge mit den fremden Mächten für China die Gelegenheit geboten haben würde, seine Oberhoheit über Korea jenen gegenüber zu betonen, lehnte es im Gegentheil jede Einmischung in die inneren oder äußeren Angelegenheiten des Landes ab; so Frankreich und den Vereinigten Staaten gegenüber, als dieselben, ehe sie zur Selbsthülfe gegen Korea griffen, die Vermittlung China's anriefen. Nach dem Abschlusse des ersten japanisch-koreanischen Vertrages begann es wenigstens Li Hung Chang klar zu werden, daß ein weiteres Beharren China's auf der eingeschlagenen Bahn Korea an Japan überliefern müsse, und es war hauptsächlich auf sein Betreiben, daß die chinesische Regierung sich endlich entschloß, einen gewissen Druck auf Korea auszuüben, um dasselbe zur Herstellung allgemeiner Handels- und Schiffahrtsbeziehungen mit dem Auslande zu vermögen. Das Ergebniß dieser Politik war der Abschluß von Verträgen mit den Vereinigten Staaten, Großbritannien und dem Deutschen Reich im Jahr 1882, denen sich später Italien und Rußland anschlossen. Alle auf den Abschluß dieser Verträge bezüglichen Verhandlungen wurden in Beisein eines chinesischen Commissars geführt,

und die koreanischen Bevollmächtigten übergaben vor Unterzeichnung der Verträge ein Schreiben ihres Königs, in dem derselbe erklärte, daß Korea politisch und administrativ unabhängig sei, daß aber die alten tributären Beziehungen des Landes zu China durch den abzuschließenden Vertrag in keiner Weise berührt würden. Wie dies nicht anders der Fall sein konnte, mußte sich mit der Herstellung regerer äußerer Beziehungen mit Korea für die chinesische Regierung der Wunsch und bis zu einem gewissen Grade das Bedürfniß steigern, auch auf die äußere Politik und die innere Verwaltung Korea's einen maßgebenderen Einfluß als früher auszuüben. Die nach dieser Richtung hin erfolgten Schritte waren oft nach europäischen Begriffen falsch und ungeschickt; sie gipfelten zum großen Theil in dem Bemühen, durch ein strenges Festhalten an dem alten Ceremonial keinen Zweifel an der untergeordneten Stellung des Königs aufkommen zu lassen, und sie haben dadurch häufig und nach vielen Seiten hin angestoßen; aber man muß jedenfalls anerkennen, daß von chinesischer Seite einer langsamen und verständigen Entwicklung des äußeren Verkehrs des Landes keine Hindernisse in den Weg gelegt worden sind, wie schon daraus hervorgeht, daß der japanische Handel mit Korea den chinesischen an Umfang und Werth weit übertrifft, und daß China bei jeder Gelegenheit bemüht und bereit gewesen ist, Schwierigkeiten auszugleichen und einen Conflict zu vermeiden. Die Schuld an dem gegenwärtigen Zusammenstoß muß daher einzig und allein der japanischen Regierung zugeschrieben werden, die in der Expedition nach Korea ein Mittel sieht, das Interesse der radicalen Partei nach außen abzulenken und so den Gefahren zu entgehen, die sie im Innern bedrohen.

In den Berichten, die über die koreanische Frage einlaufen, wird oft, und stets an erster Stelle, Li Hung Chang erwähnt, und zwar meistens in einer Weise, die weder der Stellung und dem Charakter dieses hervorragendsten aller chinesischen Staatsmänner, noch den Schwierigkeiten, gegen welche derselbe zu kämpfen hat, gerecht wird. Li Hung Chang ist weder Premierminister noch ist er allmächtig oder selbständiger Herr über eine Flotte und eine Armee. Das Alles ist unrichtig. Li Hung Chang ist Generalgouverneur der Provinz Choli und als solcher einerseits besonders mit dem Schutze der Hauptstadt, andererseits mit der Wahrnehmung der Beziehungen zu Korea betraut. Als ältester Großsecretär ist er der erste Civilbeamte in China; aber das Großsecretariat hat längst seine wichtigeren Functionen an das Staatssecretariat abgegeben, das heute mit dem Cabinet in europäischen Staaten verglichen werden kann. Seine bedeutende Stellung verdankt Li seinen militärischen Verdiensten bei der Niederwerfung des Taiping-Aufstandes; weniger glücklich bei den Operationen gegen die Nienfei, fiel er damals auf einige Zeit in Ungnade, die aber bald wieder der früheren Werthschätzung Platz machte. Wenn erzählt wird, daß er damals mit 10 000 Mann nach Peking gegangen sei, so entbehrt das ebenfalls jeder Begründung. Da er in Tientsin residirt, mußte er eine Anzahl von Verträgen und Abkommen mit fremden Vertretern abschließen, hinsichtlich welcher das Tsungli-Yamen vorzog, ihm die Mühe und Verantwortlichkeit der Verhandlungen zu überlassen, um die Kritik der fremdenfeindlichen Partei in der Hauptstadt von sich abzulenken. Li lernte auf diese Weise fremde Anschauungen kennen, und er hat die so erworbenen Erfahrungen oft im Interesse seines Vaterlandes zu verwerthen gewußt. Viel zu intelligent, um nicht die Schwächen der chinesischen Armee zu erkennen und sich der Verantwortlichkeit wohl bewußt, die ihn als Vertheidiger der Hauptstadt treffen muß, hat er allein von allen Generalgouverneuren ein Heer und eine Flotte geschaffen, denen auch vom europäischen Standpunkt aus ein gewisser Werth zuerkannt werden muß, aber gerade in dem Besitz dieser Streitkräfte liegt eine große Gefahr für ihn. Er muß dieselben zusammenhalten, um mit ihnen einem feindlichen Angriff gegen die Hauptstadt begegnen zu können; er darf sich nicht der Gefahr aussetzen, sie in anderen Kämpfen ganz oder theilweise einzubüßen, und in dieser Nothwendigkeit liegt auch die Erklärung der zögernden Politik, die er den Gegnern China's gegenüber stets

getrieben hat. Während des französisch-chinesischen Conflicts ist sein ganzes Bestreben dahin gegangen, den Krieg im Süden zu localisiren, und ebenso hat er nichts unversucht gelassen, den Krieg mit Japan zu vermeiden. Jetzt, da derselbe ausgebrochen, wird er sich schwerlich entschließen, seine Provinz zu entblößen, und darin liegt einerseits noch immer die Möglichkeit einer Verständigung mit Japan, andererseits aber auch, wenn man in Peking den Krieg will, die voraussichtliche Verschleppung desselben, um den Streitkräften aus den anderen Provinzen, d. h. den in denselben ausgehobenen Freiwilligenbataillonen, die Zeit zum Herankommen zu lassen.

Wenn der Kaiser Li die gelbe Reitjacke, die höchste militärische Auszeichnung genommen hat, so ist das bis auf Weiteres nur ein Zeichen der kaiserlichen Unzufriedenheit, wie solche unter allen Umständen einen unglücklichen Führer oder Beamten trifft. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß Li, wie dies sehr häufig geschieht, in dem Bericht über die ersten Vorfälle selbst seine Bestrafung beantragt habe; ein Erfolg würde genügen, ihm die verlorene Auszeichnung wieder zu verschaffen. — Li Hung Chang ist vielen Mitgliedern der alt-chinesischen Partei ein Dorn im Auge, und es ist gar nicht unmöglich, daß seine Gegner die Gelegenheit zu benutzen versuchen, um ihn zu stürzen; man darf aber wohl daran zweifeln, daß derartige Bemühungen bereits jetzt einen Erfolg haben werden; jedenfalls aber wird die Einmischung von Fremden in diese Frage, nach keiner Richtung hin, den Ausschlag geben.

Was Korea selbst angeht, so ist, abgesehen von dem Hasse, der alle Koreaner gegen Japan erfüllt, das Land nur dann im Stande, sich an einem Kampfe zu betheiligen, wenn es die Unterstützung einer chinesischen Armee hat. Charakteristisch aber für das Vorgehen der Japaner ist, daß dieselben nach den letzten eingegangenen Nachrichten sich auf den Vater des Königs, den Tai-in-kun, stützen zu wollen scheinen, der der wüthendste Fremdenhasser und seit Jahren der Mittelpunkt aller Intriguen gegen seinen Sohn oder vielmehr gegen die Königin, die wahre Seele der Regierung, ist. Der Tai-in-kun als Träger der Culturbestrebungen der Japaner, die selbst ihr Land eifersüchtig und sorgfältig verschließen, sich aber gewaltsam in die koreanischen inneren Angelegenheiten mengen, ist die beste Illustration zu den Erklärungen Japans.

Rußland und England werden vermuthlich nicht so bald thätig auf dem Schauplatz erscheinen; ihnen beiden ist der Conflict wenig erwünscht, da sie durch denselben über kurz oder lang gezwungen sein werden, Stellung zu nehmen, was England wohl gern ganz vermieden, Rußland noch hinausgeschoben hätte. Für letzteres wird die Erklärung maßgebend sein, die es 1885 in Tientsin abgegeben hat, daß es keine territorialen Erwerbungen in Korea beabsichtige, so lange China in dem Besitzstand Korea's keine Aenderungen vornehme; für England die Nothwendigkeit, dem russischen Vordringen nach Süden gegenüber einen neuen Stützpunkt in Ostasien zu gewinnen.

Mit Rußland in Port Lazareff und England in Port Hamilton werden die Japaner sich vielleicht noch nach der Zeit zurücksehnen, als der Klotz und nicht der Storch König war in Korea.

M. von Brandt.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte August.

Wie die militärischen Einrichtungen Deutschlands sind auch unsere Universitäten dem Auslande stets als Muster ihrer Gattung erschienen; nur daß sich hier wie dort alle Nachahmungsversuche im Hinblick auf die Verschiedenartigkeit der Verhältnisse regelmäßig als vergeblich erwiesen haben. Die zweihundertjährige Jubelfeier der Universität Halle-Wittenberg, die unter allgemeiner Theilnahme in den ersten Augusttagen festlich begangen wurde, bewies aufs Neue, wie innig verwachsen die deutschen Hochschulen mit der gesammten geistigen Entwicklung sind. In charakteristischer Weise gelangte diese Eigenart in dem Handschreiben zum Ausdrucke, das Kaiser Wilhelm II. aus Anlaß ihrer Jubelfeier an die Friedrichs-Universität zu Halle gerichtet hat. Daß diese, als es darauf ankam, zur Neubelebung des tief gesunkenen Nationalgefühls beigetragen hat, ist einer ihrer großen Ruhmestitel. Der Kaiser betonte aber zugleich als ein unvergessenes Verdienst, daß die Universität Halle-Wittenberg zuerst den wesentlichen Zusammenhang und die fruchtbringende Wechselwirkung zwischen akademischer Lehre und freier Forschung klar erkannt und damit eine Grunderscheinung zur Geltung gebracht habe, die, dank der einsichtsvollen und zielbewußten Nachfolge der wenige Jahrzehnte später begründeten Georgia Augusta und anderer Hochschulen zu einem unantastbaren Gemeingute der deutschen Universitäten geworden ist und deren gegenwärtige Eigenart zu einem guten Theile ausmacht. Möge es daher der alma mater Fridericiana auch in Zukunft beschieden sein, wie für die geistige Entwicklung Deutschlands auch bei den Werken des Friedens in hervorragender Weise mitzuwirken.

Seit einer Reihe von Jahren waren die Aussichten für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens nicht so günstig wie in der jüngsten Zeit. Internationale Gegensätze, die früher am politischen Horizonte, wenn auch nur in weiter Ferne, dunkle Wolken heraufzubeschwören drohten, erscheinen abgeschwächt. Wie bei den Mächten des Dreibundes und Großbritannien herrscht auch in Frankreich und Rußland die Ueberzeugung vor, daß vor Allem die Concentrirung der staatserhaltenden Kräfte im Innern geboten sei, um dem von Seiten des Anarchismus gegen die moderne Cultur und Civilisation unternommenen Ansturme erfolgreichen Widerstand zu leisten. Um so überraschender mußte daher zunächst der zwischen China und Japan wegen Korea's sich bis zum offenen Kriegszustande zuspitzende Conflict die öffentliche Meinung erregen. Es hieße aber die Dinge nur oberflächlich betrachten, wollte man annehmen, daß die entscheidenden Ursachen dieses Krieges lediglich in den von der japanischen Regierung im Rundschreiben an die Mächte geltend gemachten Beschwerdepunkten gesucht werden dürfen. Wenn Japan einen maßgebenden Einfluß auf Korea, sowie durchgreifende Reformen verlangt, so bestreitet es zugleich die von China in Anspruch genommene Souveränetät mit dem

Hinweise, Korea habe bereits im Jahre 1882 seine Unabhängigkeit proclamirt und sei von allen Mächten, mit Ausnahme China's, als unabhängig anerkannt worden. Von derselben Seite wird ferner betont, daß in dem Vertrage von Tientsin China selbst der japanischen Regierung das Recht bewaffneter Intervention in Korea zugestanden und daß letzteres auch ohne Genehmigung des angeblichen Suzeräns Freundschafts- und Handelsverträge mit auswärtigen Mächten abgeschlossen habe.

Daß die „koreanische Frage" ungemein verwickelt ist, kann keinem Zweifel unterliegen; nicht ohne Humor erinnert der Pariser „Temps" an einen Ausspruch Palmerston's über die schleswig-holsteinische Frage, hinsichtlich deren viele Jahre vor ihrer Lösung der leitende englische Staatsmann witzig bemerkte, daß nur zwei Männer sie verständen: er und ein deutscher Universitätsprofessor, der leider gestorben sei, während er selbst sie vergessen habe. In Schleswig-Holstein galt es aber, den verbrieften Rechten der deutschen Bevölkerung zum Siege zu verhelfen, während hinsichtlich Korea's — wie von einem ausgezeichneten Kenner Ostasiens an anderer Stelle dieses Heftes ausgeführt worden — der Antagonismus zwischen Japan und China an erster Stelle in Betracht kommt.

Jedenfalls hat Japan insofern nicht ganz correct gehandelt, als es im Widerspruche mit den von den europäischen Mächten ertheilten Rathschlägen den Krieg an China erklärte. Wäre die japanische Regierung allerdings herausgefordert worden, so könnte eine ausreichende Rechtfertigung dieser officiellen Kriegserklärung angenommen werden; von chinesischer Seite wird aber eine solche Herausforderung ausdrücklich bestritten. Insbesondere wird hervorgehoben, daß der unter englischer Flagge mit chinesischen Truppen besetzte Transportdampfer keineswegs von chinesischen Kriegsschiffen begleitet gewesen sei, daß diese also auch keinen Torpedo gegen das japanische Geschwader richten konnten. Vielmehr sei der unter englischer Flagge fahrende, später von den Japanern in den Grund gebohrte Transportdampfer durchaus isolirt gewesen. Hinzugefügt wird, daß das von englischen Officieren befehligte Schiff sogleich auf die erste Aufforderung der Japaner die Anker geworfen und ein japanisches Detachement an Bord genommen habe, so daß der Chef dieser Abtheilung sich aus den ihm unverzüglich vorgelegten Papieren über die Nationalität des Schiffes habe vergewissern können. In dieser Beziehung wird um so eher volle Klarheit gewonnen werden, als die englische Regierung nicht verfehlt hat, ihren Standpunkt gegenüber einer Verletzung des Völkerrechtes zum Ausdrucke zu bringen.

Erfordert aber die Gerechtigkeit, darauf hinzuweisen, daß Japan sich selbst ins Unrecht versetzt haben würde, falls es nicht bloß die friedlichen Rathschläge der europäischen Mächte geringschätzig behandelt, sondern auch einen Rechtsbruch begangen hätte, so entziehen sich doch gewisse Factoren, die für die Beurtheilung des chinesisch-japanischen Conflictes vielleicht wesentlich sind, zunächst noch der Kenntniß, so daß das Verhalten des ostasiatischen Inselreiches dann in einer milderen Beleuchtung erscheinen könnte. Die europäischen Mächte und die Vereinigten Staaten von Amerika haben vor Allem das Interesse, den durch die koreanische Frage als den letzten entscheidenden Anlaß hervorgerufenen Conflict localisirt zu sehen. Unzweifelhaft interessirt die Lösung dieser Frage unmittelbar oder mittelbar auch Rußland, England, die Vereinigten Staaten und Frankreich; eine Einmischung dieser Mächte würde jedoch sogleich zur Verschärfung der Situation beitragen. Gerade jetzt haben sich also die friedlichen Aspecten in vollem Maße zu bewähren, die für die Beziehungen der Großmächte erfreulicherweise constatirt werden konnten.

Ueber den muthmaßlichen Ausgang des Krieges zwischen Japan und China prophezeien wollen, wäre um so mißlicher, als zwar genaue statistische Angaben über die beiderseitigen Streitkräfte zu Wasser und zu Lande vorliegen, sich jedoch erst zeigen muß, ob Heeresführung und Leistungsfähigkeit dieser Streitkräfte auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen. Wollte man nur die Bevölkerungsziffern der beiden ostasiatischen Reiche als Maßstab anlegen, so wäre der endgültige

Erfolg für China gesichert; sehr viel wird jedoch davon abhängen, ob Japan, das allem Anscheine nach seine Action seit geraumer Zeit vorbereitet hat, in der Lage ist, durch größere Schlagfertigkeit die viel bedeutenderen Hülfsmittel China's wett zu machen. Sehr bemerkenswerth ist die Auffassung, die Capitän Lang, der britische Marineofficier, der lange Zeit in hervorragender Stellung in der chinesischen Marine gedient hat, über diese, sowie über das Landheer hegt. Die Flotte bezeichnete er als der japanischen ebenbürtig; nur daß die Disciplin gelockert sein möge, seitdem die europäischen Officiere entlassen wurden. Was das Landheer betrifft, so äußerte sich jener competente Beurtheiler chinesischer Verhältnisse dahin, daß in dem Kriege gegen Japan mehr als 200 000 Mann ins Feld gestellt werden könnten. Weist aber diese Armee vortreffliche Schützen auf, und sind die von den deutschen Instructoren einexercirten Truppen tüchtige Streitkräfte, so besteht doch die Hälfte des Landheeres aus Wilden. Die Prophezeiung des britischen Marineofficiers, daß Japan am Ende unterliegen werde, da China seine Marine zurückhalte, bis es einen entscheidenden Schlag führen könne, muß jedenfalls im Hinblick auf die gerade von den Japanern zunächst erzielten Erfolge mit Vorsicht aufgenommen werden. Daß die europäischen Mächte sich beeilt haben, ihre Neutralität zu proclamiren, ist ein Symptom, das mit großer Genugthuung begrüßt werden darf.

Gerade mit Bezug auf die koreanische Angelegenheit und den chinesisch-japanischen Krieg hob der Pariser „Figaro" hervor, daß dasjenige, was in der Sprache der Diplomatie als „Europa" schlechthin bezeichnet zu werden pflegte, immer mehr zu verschwinden scheine. Das Pariser Blatt mußte jedoch sogleich seine Behauptung einschränken und zugestehen, daß, insofern die Wahrnehmung materieller Interessen in Betracht komme, eine Solidarität der europäischen Großmächte thatsächlich noch existire. Diese Zusammengehörigkeit, die früher auch auf handelspolitischem Gebiete angenommen wurde — eine Annahme, die gerade von den extremen Schutzzöllnern in Frankreich bekämpft worden ist — findet der „Figaro" mit Recht auf dem Gebiete der gemeinsamen Schutzmaßregeln, die solchen Staaten gegenüber ergriffen werden müssen, die unter Verletzung der elementarsten Pflichten von Treue und Glauben wesentliche Interessen ihrer Gläubiger schädigen. Der Rechtsbruch, den sich Griechenland hat zu Schulden kommen lassen, indem es seinen Gläubigern für die Befriedigung ihrer Zinsansprüche feierlich gewährleistete Pfänder entzog, überbot in der That Alles, was selbst exotische Staaten sich den europäischen berechtigten Forderungen gegenüber erlaubt hatten. Wie anfechtbar auch das Vorgehen Italiens gewesen sein mag, das, während ein beide Theile verpflichtender Vertrag mit den Rentenbesitzern vorlag, einseitig den Zinsfuß herabsetzen zu können glaubte, hielt sich doch die italienische Regierung innerhalb gewisser Grenzen. Griechenland dagegen verkürzte die Ansprüche seiner Gläubiger in der willkürlichsten Weise, so daß die wirkliche Finanzlage des Landes eine solche Reduction in keiner Weise zu begründen vermochte. Mit Fug ist darauf hingewiesen worden, daß ein Verhalten, das im bürgerlichen Leben den Einzelnen mit den Strafgerichten in Conflict bringen und zu einer schweren Verurtheilung führen würde, den Staaten unmöglich ohne jede Sühne gestattet sein darf.

Wie nun zuverlässig bekannt wird, ist es die deutsche Regierung, die in anerkennenswerther Weise die Initiative ergriffen hat, um Wandel für Vorgänge zu schaffen, die den in Betracht kommenden Staaten sicherlich nicht zur Ehre gereichen. So lange die Delegirten der Gläubigerausschüsse und diese selbst in Deutschland, Frankreich und England das letzte Wort noch nicht gesprochen haben, liegt für die Regierungen dieser Länder kein berechtigter Anlaß vor, sich in die Einzelheiten der Verhandlungen einzumischen. Vertraulich ist aber bereits vor einiger Zeit vom deutschen Auswärtigen Amte in Paris angeregt worden, ob es sich im Falle der Ablehnung der griechischen Vorschläge nicht empfehlen würde, gemeinschaftliche Maßnahmen gegen das vertragbrüchige Griechenland zu ergreifen. Auf die Meldung hin, daß diese Ablehnung der von Herrn Tricoupis gemachten Vorschläge erfolgt

sei, hat die deutsche Regierung sich an Frankreich und England gewendet, um durch ein entschiedenes solidarisches Vorgehen das Gewissen der leitenden griechischen Staatsmänner zu schärfen. An Mitteln und Wegen, zu diesem Ziele zu gelangen, würde es jedenfalls nicht fehlen. Die Abberufung der Gesandten, die Aufhebung der Handelsverträge mit einem Staate, der selbst vertragbrüchig wird, und andere Maßnahmen würden, falls sie von einigen Mächten gemeinschaftlich getroffen werden sollten, in Athen ihren Eindruck um so weniger verfehlen, als durch eine Flottendemonstration der erforderliche Nachdruck gegeben werden könnte. Sollte aber die griechische Regierung auf die Uneinigkeit der Mächte, insbesondere auf den Antagonismus zwischen Frankreich und Deutschland zählen, so erhellt gerade aus den Aeußerungen der französischen Blätter, daß sie die in Deutschland gehegten Auffassungen durchaus theilen. „Es könnte beinahe scheinen," führt der „Figaro" unter Anderem aus, „daß Tricoupis den lebhaftesten Wunsch hat, nicht bloß den von seinen Vorgängern übernommenen Verpflichtungen, sondern auch den eigenen untreu zu werden." Als gewiß darf gelten, daß, sobald es den Regierungen gelungen wäre, Griechenland zu demjenigen Maße seiner Verpflichtungen anzuhalten, das es zu leisten vermag, ein Präcedenzfall geschaffen sein würde, der auch anderen Staaten vorbildlich bleiben wird, die auf Kosten ihrer ausländischen Gläubiger das Gleichgewicht im Staatshaushalte herstellen möchten, anstatt innerhalb des eigenen Gebietes durch finanzielle und volkswirthschaftliche Reformen zu wirken. Auch die Börsen werden sich für berufen erachten müssen, durch Ausschließung der Titel vertragbrüchiger Staaten vom Börsenverkehre nicht bloß diesen eine heilsame Lection und Strafe zu ertheilen, sondern zugleich zur Stärkung des Rechtsbewußtseins beizutragen, das doch bei einer Regierung nicht minder ausgeprägt sein sollte als bei den Einzelnen.

Sicherlich wird auch in Italien aus Anlaß der gegen Griechenland zu ergreifenden Maßregeln hie und da die Empfindung sich geltend machen, daß die nunmehr von beiden Kammern genehmigte und dann als Gesetz publicirte Finanzreform, durch die unter Anderem die Steuer auf die Zinsscheine der Rente und der vom Staate garantirten Eisenbahnobligationen erhöht wird, insofern dadurch die ausländischen Gläubiger betroffen werden, in dieser Hinsicht zum Mindesten sehr anfechtbar ist. Ohne das Vorgehen Italiens in der gleichen Weise zu beurtheilen wie dasjenige Griechenlands, darf man doch nicht verschweigen, daß es seiner Großmachtstellung würdiger gewesen wäre, falls es den auch in der Deputirtenkammer und im Senate ausgesprochenen Bedenken Rechnung getragen hätte. Mit dieser Einschränkung kann zugestanden werden, daß der Conseilpräsident Crispi in dem nunmehr abgeschlossenen parlamentarischen Feldzuge auf der ganzen Linie gesiegt hat. Selten befand sich ein leitender Staatsmann so mannigfachen Schwierigkeiten gegenüber, wie der gegenwärtige italienische Premierminister, nachdem die Ruhestörungen auf der Insel Sicilien und in Massa-Carrara die Proclamirung des Belagerungszustandes nothwendig gemacht hatten. Damals wurden die finanziellen Reformpläne Crispi's und des Schatzministers Sonnino von der Opposition aufs Heftigste bekämpft, wie denn auch beinahe sämmtliche Parteiführer in der Deputirtenkammer aus ihrem Antagonismus gegen den Conseilpräsidenten kein Hehl machten. Mit der äußersten Linken fanden sich Rudini, der Führer der Rechten, sowie die Dissidenten der Linken, wie Zanardelli und Giolitti, in dem Bestreben zusammen, Crispi zu stürzen, wobei allerdings nicht ausgeschlossen erschien, daß diese Parteiführer sich selbst die Fähigkeit zutrauten, die Regierung zu übernehmen und alle Schäden im Staatswesen zu heilen.

Für die vor keinem Hindernisse zurückschreckende Thatkraft Crispi's ist nun bezeichnend, wie er aller Schwierigkeiten Herr wurde. Nachdem der von der äußersten Linken aus Anlaß der Verhängung des Belagerungszustandes über Sicilien und Massa-Carrara inscenirte Ansturm erfolgreich zurückgewiesen worden war, gelangten auch die Finanzreform, durch welche die Wiederherstellung des Gleichgewichtes im

Staatshaushalte angebahnt werden soll und die Vorlage gegen die Anarchisten zur Annahme, so daß die Regierung als Siegerin aus dem parlamentarischen Feldzuge hervorgegangen ist. Bedeutsam mußte insbesondere erscheinen, daß alle Versuche der Opposition, wesentliche Herabsetzungen des Kriegs- und Marinebudgets herbeizuführen, scheiterten. Inzwischen hat allerdings die Eroberung Kassala's, das von den italienischen Colonialtruppen in Ostafrika nach blutigem Kampfe den Derwischen abgenommen wurde, bewiesen, daß Italien nicht bloß über ausgezeichnete Heerführer, wie den General Baratieri, sondern auch über wohlgeschulte, tapfere Soldaten verfügt. Freilich fehlte es sogleich nach dieser Waffenthat nicht an Stimmen, die sich in dem Sinne vernehmen ließen, daß durch das Vordringen im östlichen Sudan mit Rücksicht auf die von Seiten der Derwische drohenden Angriffe dem italienischen Staatsschatze neue Opfer auferlegt werden könnten. Von zuständiger Seite ist jedoch bereits hervorgehoben worden, daß die Eroberung Kassala's eine dringende Nothwendigkeit war, um die Colonie Eritrea für Italien nutzbringend zu machen, wie denn auch die aus dieser Gebietserweiterung erwachsenden Kosten keineswegs in bedenklicher Weise sich erhöhen würden. Insbesondere wurde von dem italienischen Afrikaforscher, Capitän Camperio, darauf hingewiesen, daß, nachdem die Expeditionstruppen von Massowah nach Keren vorgedrungen waren, die Ausgaben für das Colonialbudget durchaus nicht im Verhältnisse zu der Vergrößerung der Besitzungen in Ostafrika zunähmen, vielmehr mit den zur Verfügung stehenden Crediten und einer entsprechenden Erhöhung um so mehr ein angemessenes Resultat erzielt würde, als fruchtbare Landstriche im Gegensatze zu dem dürren Massowah und dessen Umgebung die Colonialverwaltung in den Stand setzten, vor Allem eine billigere Verproviantirung zu organisiren. Dies soll nun in noch höherem Maße nach der Eroberung Kassala's der Fall sein, wodurch dem italienischen Handel überdies ein neues weites Gebiet erschlossen werden würde, zumal keinem Zweifel unterliegt, daß von Seiten der Engländer keine Schwierigkeiten bereitet werden. Trotzdem wird General Baratieri den Mahdisten gegenüber nach wie vor auf der Hut sein müssen, um die von ihm erreichten Erfolge nicht zu gefährden.

Der von den italienischen Colonialtruppen erzielte Waffenerfolg könnte wohl den Wunsch nahelegen, daß im Interesse der Civilisation England, Italien, Frankreich und der Unabhängige Congostaat ihre Bemühungen vereinigen möchten, um den Mahdisten im Sudan zum Bewußtsein zu bringen, daß ihre Zeit vorüber sei. Solche Bemühungen würden sich sicherlich nicht vergeblich erweisen; nur steht zu befürchten, daß die Eifersüchteleien zwischen den verschiedenen europäischen Colonialstaaten auch in Zukunft fortdauern. Von diesem Gesichtspunkte aus mußte bedauert werden, daß insbesondere die französische Presse aus Anlaß der Eroberung Kassala's sich abfällig äußerte und die Betheuerungen Bonghi's, des früheren italienischen Unterrichtsministers, Lügen strafte, der bei einem Verbrüderungsbankette in Paris betonte, daß zwischen Frankreich und Italien Alles aufs Beste stände. Hätte Bonghi sich darauf beschränkt, im versöhnlichen Sinne zwischen den beiden Nachbarländern zu wirken, so hätte ein solches Bestreben bei allen Friedensfreunden nur Anerkennung finden können. Der italienische Deputirte übte jedoch zugleich an der Tripelallianz Kritik, die er später in Italien selbst vor seinen Wählern wiederholte, indem er die Herabsetzung des Kriegsbudgets verlangte. Hat Bonghi in Italien niemals als hervorragender Staatsmann gegolten, so wird dies gerade durch seine jüngste Rede deutlich dargethan. Unterliegt doch keinem Zweifel, daß nach der Auflösung des Dreibundes Italien genöthigt sein würde, seine Streitkräfte zu Wasser und zu Lande zu erhöhen, weil es dann in seiner Isolirung nicht mehr auf die Unterstützung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zählen könnte. Welcher Art die wirklichen Gesinnungen Frankreichs gegenüber Italien sind, erhellt nach der Meinung eines der angesehensten römischen Blätter, der „Riforma", aus der Behandlung, welche die französische Regierung italienischen Officieren zu Theil werden läßt, die unter dem grundlosen Verdachte der Spionage gerade in jüngster

Zeit verhaftet worden sind. Als vor mehreren Wochen der gar nicht mehr im activen Dienste befindliche General Goggia zufällig einer französischen Truppenübung beiwohnte, wurde er zunächst verhaftet und dann nicht bloß aus Frankreich, sondern auch aus dem Fürstenthum Monaco, wo er mit seiner Gattin, einer geborenen Französin, wohnte, ausgewiesen, obgleich das italienische Kriegsministerium die positive Versicherung gab, daß er niemals Spionage getrieben habe.

Dagegen wird von italienischer Seite hervorgehoben, daß, als in allerneuester Zeit ein activer französischer Officier die Grenze überschritten habe, ungeachtet sehr tristiger Verdachtsmomente, ihm ohne Weiteres geglaubt worden sei, daß er nur aus Versehen italienisches Gebiet betreten habe. Die „Riforma" führte in einem besonderen Leitartikel aus, wie verschieden die Grundsätze sind, von denen die Regierungen der beiden Nachbarstaaten sich leiten lassen. Zugleich wurde hervorgehoben, daß gerade französische Militärs in der rückhaltlosesten Weise das Grenzgebiet erforschen, während gegen die Italiener auch dann aufs Strengste vorgegangen werde, wenn es sich nur um harmlose Reisende handle. Nicht ohne berechtigten Spott wird betont, daß die Franzosen, die ihr Gesetz gegen die Spionage in ungerechtfertigter Weise zur Anwendung bringen, sich selbst noch als die gutmüthigen Opfer des Auslandes zu bezeichnen lieben. Alle diese Vorgänge sind aber deshalb bezeichnend, weil durch sie erhärtet wird, daß Bonghi immerhin in Frankreich als Prophet gelten mag, sicherlich aber nicht in Italien, wo die Nothwendigkeit des europäischen Friedensbundes der Centralmächte deutlicher als je erkannt wird.

Da der Dreibund noch auf eine Reihe von Jahren abgeschlossen ist, konnten sich die Wähler Bonghi's von Anfang an nicht verhehlen, daß die ganze Argumentation ihres Abgeordneten auf sehr schwacher Grundlage beruhe. Wie weit aber die Naivetät des früheren italienischen Unterrichtsministers geht, ergibt sich aus der Thatsache, daß er allen Ernstes den Vorschlag machte, der Dreibund solle sich vor der Zeit selbst auflösen. Hervorgehoben zu werden verdient immerhin, daß selbst in Frankreich mehrfach Zweifel laut geworden sind, ob das Friedensapostolat Bonghi's ernsthaft genommen werden dürfe. Die italienische Regierung hat niemals das geringste Hehl daraus gemacht, wie werthvoll auf politischem Gebiete ihr der Dreibund erscheint. Was aber die handelspolitischen Beziehungen zu Frankreich betrifft, die durch dessen extrem schutzzöllnerische Bestrebungen beeinträchtigt werden, so haben die durch die officielle Statistik belegten Erfahrungen der letzten Jahre gezeigt, daß nicht Italien, sondern Frankreich wesentlichen Schaden erleidet. Während die französische Ausfuhr nach Italien eine stetige Abnahme aufweist, hat der italienische Export auch abgesehen davon, daß ihm neue Absatzgebiete erschlossen wurden, zugenommen. Dies kann auch nicht überraschen, da Italien in überwiegendem Maße seine Bodenproducte ausführt, während die französischen Fabrikate nicht zum dringenden Lebensbedarfe gehören. Es genügt aber, diese Thatsachen auf politischem sowie auf volkswirthschaftlichem Gebiete zu betonen, um zu zeigen, daß für Italien auch nicht der geringste Grund vorliegt, auf einen Bund zu verzichten, der sich in jeder Hinsicht als werthvoll und im Interesse der Aufrechterhaltung des Friedens als nützlich erwiesen hat.

Literarische Rundschau.

Ludwig Bamberger's Charakteristiken.

Gesammelte Schriften von Ludwig Bamberger. Band II: Charakteristiken. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1894.

Den Lesern der „Deutschen Rundschau" ist L. Bamberger kein Fremder. Sind doch einige der vierzehn Essays, welche in unserem Bändchen vereinigt sind, zuerst in diesen Blättern erschienen, und es werden sicher noch zahlreiche andere Aufsätze in den weiteren Bänden der „Gesammelten Schriften" abgedruckt werden, welche von hier aus ihren Gang durch die Lesewelt angetreten haben. Demnach bedürften wohl diese „Charakteristiken" keines Geleitsbriefes oder gar einer empfehlenden Einführung bei den Freunden der „Deutschen Rundschau". Allein abgesehen davon, daß diese doch ein Recht haben, zu erfahren, was der vorliegende Band ihnen Neues bieten könnte, scheint es nicht überflüssig, hier einige Grundlinien zu dem Bilde unseres Autors selbst zu ziehen. Hat er zwar als echter Essayist aus seinen persönlichen Meinungen, seinen Abneigungen und Zuneigungen kein Hehl gemacht, sich also auch in seinen Arbeiten mittelbar selbst charakterisirt, so hat er doch als Mann von vornehmem Geschmacke sich uns nirgends aufgedrängt, und wir müssen die einzelnen Züge seines Wesens doch erst durch nachfolgende Combination zu einem Gesammtbilde zusammenschauen. Wäre freilich der erste Band der „Gesammelten Schriften" schon erschienen, der dem Vernehmen nach eine Selbstbiographie ihres Verfassers bringen soll, dann wäre eine solche Zeichnung von fremder Hand ganz überflüssig. Da diese Selbstbiographie aber noch auf sich warten läßt und ihr Autor selbst schon diesen oder jenen seiner Freunde „zum Opfer einer Besprechung" gemacht hat, mag er es auch selbst einmal erfahren, wie das thut. Doch will ich für diese Skizze, schon zu Nutz und Frommen meiner Leser, reichliche Anleihen bei ihm selbst machen.

„Das Wesen des wirklichen und darum human genannten Menschen ist eben, persönliche Befriedigung aus seiner thätigen Verbindung mit dem Allgemeinen zu schöpfen." So schrieb Bamberger von sich, nicht als ein durchs Leben gereifter und durch es über sich selbst klar gewordener Mann, sondern schon, als er noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt war. Ich glaube, daß er auch nach den reichen Erfahrungen, die er wie wenige Menschen in privater Lebensstellung und als Politiker gemacht hat, sein Verhältniß zu den öffentlichen Angelegenheiten und den ihn bestimmenden Grund zur Theilnahme an ihnen nicht viel anders darlegen würde. „Die Begierde nach Erkenntniß der menschlichen Dinge" und „die Lust, das Erkannte verwirklicht zu sehen", welche der Fünfundzwanzigjährige ebenso von sich bekannte, erfüllt noch den Mann, der den siebzigsten Geburtstag festlich hat begehen dürfen. Und das Menschenalter, das dazwischen liegt, ist es von etwas Anderem erfüllt

gewesen als von reger, freudiger Bethätigung an den öffentlichen Angelegenheiten, vor Allem an denen seines Vaterlandes? Er ist nicht müde geworden, seinen Landsleuten „die allgemeine und ohne Widerspruch (1848) anerkannte Wahrheit" zuzurufen, „daß nichts wünschenswerther sei, als Deutschland in einen einzigen Staat verwandelt zu sehen". Den Fremden, unter denen er leben mußte, da er sich etwas zu voreilig bemüht hatte, diese Wahrheit in die Wirklichkeit umzusetzen, hat er in entscheidender Stunde, nachdem auch er erkannt hatte, daß die Einigung Deutschlands nur unter preußischer Führung möglich sei, aufs Deutlichste auseinandergesetzt, daß die Einheitsbestrebungen des deutschen Volkes an sich berechtigt und unaufhaltbar, nicht nur keine Gefahr für die Cultur der Menschheit in sich einschlössen, wenn man sie sich von außen unbehelligt ausgestalten lasse, sondern ihr nur zu Gute kommen könnten. Und als sich ihm dann 1866 die Pforten der Heimath wieder aufthaten, hat er keinen Augenblick gezögert, auf eine sehr angesehene und einträgliche Stellung in dem damaligen Mittelpunkte der europäischen Politik zu verzichten, ist nach Hause gegangen, hat sich 1868 ins Zollparlament wählen lassen, ist 1870 mit nach Frankreich gezogen, um in dem seinem Volke aufgedrungenen Kriege diesem durch seine Kenntnisse von Land und Leuten dort zu dienen, und dann im Frieden an dessen staatlicher Ausgestaltung in dem Parlamente nach seinen Ueberzeugungen, unbekümmert um Lohn und Tadel, mitzuwirken. Daß er hierbei in einzelnen Fragen, welche er in Folge seiner Studien und seiner praktischen Erfahrungen mit souveräner Sicherheit beherrscht, wie das Bankwesen und die Währungsfrage, von ausschlaggebender Bedeutung gewesen ist, bedarf keiner Erwähnung.

Diese seine öffentliche, auf das allgemeine Beste gerichtete Thätigkeit hat Bamberger nur unter der Bedingung entfalten können, daß er ein Optimist war und ist. Man würde ihm freilich ein bitteres Unrecht zufügen und ihn ganz falsch beurtheilen, wollte man ihn zu den in Deutschland so verbreiteten gutmüthigen, schwachen, im Grunde ihrer Seelen willenlosen Biedermännern rechnen, welche trotz der übelsten Erfahrungen stets von Neuem ihren Illusionen erliegen und meinen, alle Dinge würden sich schließlich von selbst zum Besten wenden. Aber eine optimistische Weltauffassung ist für ihn wie für Jeden, welcher eine über die engen Grenzen der Noth und der nächsten Pflichten hinausgehende, auf das allgemeine Wohl gerichtete Thätigkeit entfalten will, die unumgängliche Vorbedingung. Denn ohne den Glauben, daß man durch sein Thun der Wahrheit und dem Rechte, und wenn auch erst in fernen Tagen, zum Siege verhelfen könne, und daß selbst die in guter Meinung begangenen Fehlgriffe doch dem Wohle Aller in irgend einer Weise zu Gute kommen müssen, ist kein kräftiges, zielbewußtes Handeln, keine wirklich sittliche Bethätigung seines Selbst auf die Dauer möglich. Aber ebenso wenig wäre dies für einen Politiker, der nicht in amtlicher Stellung wirkt, sondern nur seine eigene Ueberzeugung von dem, was er für des Vaterlandes Wohl nöthig hält, auszusprechen hat, mit einigem Erfolge für die Dauer möglich, wenn er nicht mit sich selbst vollkommen einig, seine Ueberzeugungen in vollkommenster Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit gegen Freund und Feind auszusprechen im Stande wäre. Nicht als ob man bei dieser Treue gegen sich selbst nicht seine Ansichten über diesen oder jenen Punkt seines politischen Programms modificiren und den Verhältnissen nach umgestalten könne, ja müsse, wenn man auf die veränderte Welt weiter eingehen will! Aber es gibt eine Grenze für jede Anpassungsfähigkeit, ohne die ein Mann, der weiß, was er will, und bleiben will, was er war, seine Individualität nicht behaupten kann. In unseren Tagen gilt es freilich vielfach als aller, und namentlich als aller politischen Weisheit Schluß, aus allen Systemen und Erfahrungen nur die augenblicklich zu verwerthende Einzelwahrheit und Einzelbeobachtung zu verwerthen und dann die aus diesem Verhalten sich ergebenden einander widersprechenden und sich aufhebenden Consequenzen auf sich beruhen zu lassen oder den Nachfahren mit Bewußtsein zur Ausgleichung zu ver-

erben; da muß natürlich eine Auffassung der politischen Pflichten, welche alles Handeln auf seine vorauszusehenden Folgen prüft, und die Dinge im Zusammenhange des Ganzen angesehen wissen will, als eine ganz veraltete, unpraktische, ideologische Betrachtungs- und Handlungsweise gelten, und ich muß einräumen, daß sich Bamberger einer solchen vielfach schuldig gemacht hat.

Denn bei ihm geht dem zähen Festhalten an politischen und volkswirthschaftlichen Ueberzeugungen die unbefangenste, rücksichtsloseste Anerkennung von selbst begangenen Versehen und Irrthümern zur Seite, eine Wahrhaftigkeit, die ihre Wurzel nur in der Festigkeit der Grundanschauungen haben kann. Auch das läßt sich von seinem ersten Auftreten in der Oeffentlichkeit bis auf diesen Tag verfolgen. Bekanntlich hat er sich, wie er uns selbst erzählt, von Anfang an ganz hoffnungslos unter den schwersten persönlichen Opfern an dem Pfälzer Aufstande von 1849 betheiligt. Er glaubte das der von ihm vertretenen Sache Ehren halber schuldig zu sein. Als nun diese revolutionäre Bewegung gescheitert war, empfand er das Bedürfniß, sich nicht sowohl über seine persönliche Betheiligung an dem Aufstandsversuche als über die allgemeinen Gründe des Scheiterns desselben auszusprechen. Man redete ihm ab, „die Blößen der eigenen Partei aufzudecken". Er aber entgegnete: „Uns bis aufs Kleinste klar zu machen, an welchen Mängeln und Fehlern wir zu Grunde gegangen sind, scheint mir eine so einfache Forderung des Menschenverstandes, daß mein Ohr für jeden Disput darüber taub ist." Die Schilderung der Pfälzer Revolution, die hierauf folgt, ist von erbarmungsloser Naturwahrheit. Und wie er hier seinen politischen Freunden die ungeschminkte Wahrheit vorgehalten, so hat er sie auch seinen Gegnern und Feinden nicht erspart. Doch ihnen gegenüber bediente er sich gern einer besonderen Waffe. Bamberger hat seinen Ueberzeugungen zu Folge lange Jahre in der Opposition stehen müssen. Ich bezweifele, daß das sehr nach seinem Geschmacke war. In dem schönen Essay, den er seinem Freunde Otto Gildemeister zum siebzigsten Geburtstage gewidmet hat, heißt es: „Von den vaterländischen Geschicken haben vielleicht die das Beste genossen, welche wie er, in ihren Jünglings- und Mannesjahren selbstthätig, hoffnungsvoll und siegesfreudig die aufwärtsgehende Bewegung von ihren ersten schwachen Anfängen bis zum Ende jenes glänzenden Jahrzehnts, das mit dem Jahre 1876 abschließt, mit durchgemacht haben." Hiervon hat Bamberger selbst ein gutes Theil mit genossen, und er hätte die „aufsteigende Bewegung" wohl selbst gern noch weiter begleitet. Da sich aber eine Wendung in ihr anbahnte, welche er nicht mitmachen konnte, mußte er ihr entgegentreten. Das hat er auch nach Kräften gethan. Es ist aber bezeichnend, in welcher Form, in welcher Weise dies geschehen ist. Obwohl Bamberger zu den schärfsten Gegnern der neuen schutzzöllnerischen Aera und Alles dessen, was damit unabtrennlich verbunden ist, gehörte und im Reichstage nicht müde wurde, sie scharf zu bekämpfen, hat er sich, so viel ich mich entsinne, niemals einen Ordnungsruf des Präsidenten zugezogen. So wußte er Person und Sache zu trennen, obwohl seine Gegner gerade sie nicht trennten. „Denn," so meint er, „es gibt viel handgreifliche Dummheit auf der Welt, aber nichts Dümmeres, als die Uebertragung politischer Gegensätze auf das Urtheil in Sachen des menschlichen Charakters." Danach auch zu handeln, ist nicht Jedermanns Sache, namentlich nicht in Deutschland. Geschieht es aber doch, so ist es nur die Folge von ihrer selbst sicheren Ueberzeugungen und einer großen Gewalt über die Leidenschaften. Natürlich spielt das Temperament dabei auch eine große Rolle. Der heitere Sinn, die gute Laune, der feine sachliche Witz ist eine Naturgabe, welche Bamberger aus seiner rheinischen Heimath mitgebracht hat, und die in den Kämpfen gegen die Uebermacht, in denen häufig die Gründe gegen schon von vornherein feststehende, außerhalb der Discussion liegende Entschließungen gar nicht in Betracht kamen, sich ins Humoristische und Ironische ausgestalten mußte. Das haben ihm seine Gegner nicht recht vergeben können. Es sollte ihm mit nichts rechter Ernst sein; er spiele herzlos mit allen Dingen, mache die höchsten nationalen Fragen zu Gegenständen von flachligen,

wenn nicht gar frivolen Witzeleien u. dgl. m. Das sind nur Fechterkunststückchen höchst zweifelhafter Qualität, die sich weder durch Neuheit noch durch Wahrhaftigkeit auszeichnen, wohl aber verrathen, daß auf Gemüther, die sich mit Gesinnungstüchtigkeit und Ueberzeugungstreue fest gepanzert haben, die Angreifer am schärfsten wirken, welche sich nicht mit diesen Tugenden brüsten, sondern diese als selbstverständlich voraussetzend, die Consequenzen derselben ihren Gegnern im heiteren Spiele zurückwerfen. Ein Pessimist, der predigt und schilt, wird, wenn er für eine im Voraus verlorene Sache sein Pathos einsetzen zu müssen glaubt, bald zu einer lächerlichen Figur gemacht werden, wenn der heiter lächelnde Optimist sich und seine Sache wenigstens vor dieser Gefahr bewahrt und immer leicht und vornehm den Kampf von Neuem wieder aufzunehmen im Stande bleibt.

Um derartige Waffen mit Erfolg zu führen, muß zu der natürlichen Begabung noch Anderes hinzukommen: vielseitige positive Kenntnisse und großer Fleiß, sich in jede zu behandelnde Sache einzustudiren, und ein fein ausgebildeter Geschmack. Wer die Reden, welche Bamberger über die verschiedensten Gegenstände im Reichstage gehalten hat, verfolgt und die zahlreichen Schriften und Aufsätze kennt, welche im Anschlusse an politische Zeitfragen von ihm ins Publicum geworfen worden sind, wird ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er die Frage, über die er handelt, gründlich studirt und reiflich erwogen hat. Sie enthalten daher immer etwas Neues, eine feine Beobachtung, eine selbständige Bemerkung. Ihr Hauptreiz besteht aber in der Originalität ihrer Formgebung. Wie zu erwarten, haben politische Gegner auch diese Tugenden des Stils, die doch unverkennbar sind, ihm nicht zu gute schreiben wollen, und hinter ihm französische, undeutsche Waare, die bei uns eingeschwärzt werden solle, zu finden geglaubt. In den Augen Unbefangener könnte freilich kein Vorwurf darin gefunden werden, wenn Jemand von unsern westlichen Nachbarn auch in dieser Beziehung etwas zu lernen bereit gewesen sei. Haben doch auch manche Größere in Deutschland nicht verschmäht, von den „Franzmännern" Etwas zu lernen. In diesem Falle dürften übrigens die gestrengen Grenzaufseher wenig fremdes Gut finden. Bamberger schreibt allerdings auch heute noch gelegentlich durchaus correct in französischer Sprache, wie denn auch der erste Essay unserer Sammlung ursprünglich französisch erschienen ist. Aber wenn ich mir ein Urtheil in so feinen Stilfragen zutrauen darf, so zeigen die ursprünglich französisch gedachten Arbeiten ein anderes Gepräge als die deutsch geschriebenen. Wer freilich Formlosigkeit für einen Ruhmestitel deutschen Schriftthums hält oder die Gedankentiefe eines Autors nach der Schwierigkeit mißt, welche ihm die Ergründung von dessen wahrem Sinne macht, der mag Bamberger auch französischer Oberflächlichkeit zeihen und die fein herausgearbeiteten Pointen undeutsch finden. Ich muß aber gestehen, daß ich mich wirklich seines oft überraschend volksthümlichen, echt deutschen Ausdrucks gefreut habe. Er soll, wie man mir einmal sagte, das Erbtheil seiner an heiterem Witz und sprichwörtlichen Sentenzen reichen Mutter sein. Das, was Bamberger Frankreich vielleicht am meisten verdankt, ist die Anregung, welche ihm dort zur originellen Ausbildung seines Stiles geboten wurde. Denn dort sah er die Literatur noch eine ganz andere Rolle im öffentlichen Leben spielen als bei uns und mußte die Ursache davon theilweise wenigstens darin finden, daß die Schriftsteller hier vor Allem für den rechten und schönen Gedanken auch das rechte Wort, die schöne Form suchten, auf die Klarheit, Lebendigkeit, Beweglichkeit des Ausdrucks, die Eleganz und Feinheit in der Durchbildung der Gedanken und Empfindungen hohen Werth legten. L. von Ranke soll an seinen Werken auch nicht weniger ängstlich ciselirt und gefeilt haben, als E. Renan; beide waren die Schrecken ihrer Correctoren und Verleger. Sie wußten, wenn ein Schriftsteller etwas Bleibendes schaffen wolle, er neben dem Inhalte die Form nicht vernachlässigen dürfe. Aber im Allgemeinen ist doch diese Erkenntniß bei uns noch nicht zum Gemeingute geworden, wie jenseits der Vogesen. Sollen wir nun etwa Bamberger tadeln, daß er sich ihr nicht verschlossen hat?

Und das namentlich für eine Schriftgattung, die seinem Geiste und seiner Lebensstellung am besten zusagen mußte? In Frankreich ist der Essay entstanden, wenn er auch in England dann ausgebildet worden. Wer das Bedürfniß in sich fühlt, auf seine literarisch gebildeten Zeitgenossen möglichst weit einzuwirken und unter ihnen seine historischen, politischen oder literarischen Anschauungen zu verbreiten, wird vorzugsweise gern nach dieser Form greifen, wenn er kein schulgerechter Präceptor ist, oder sein Beruf ihm keine Zeit läßt, Jahre lang an einem Werke ohne Unterbrechung zu arbeiten. Wenn man die frühesten Arbeiten Bamberger's aus dem Jahre 1848 gelesen hat, wird es ganz begreiflich erscheinen, wie ihm gerade die französische Essayform zusagen mußte. Es finden sich in ihnen schon kleine Perlen. Fortgesetzte Beschäftigung mit der Weltliteratur, Verkehr mit geistreichen Leuten aus allen Nationen, wie sie in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts die damals noch bestehenden Pariser Salons boten, reiche, im praktischen Leben gesammelte Erfahrungen mußten ihn antreiben, diese Form weiter zu cultiviren. Aber damals war sein Absehen noch vorwiegend auf politische Wirkung gerichtet. Sonst hätte wohl der alte Buloz, der Besitzer der Revue des deux Mondes, zu den zwei „verwünschten Deutschen", welche ihm allein noch einen guten französischen Essay schreiben konnten, einen dritten hinzuzunennen gewußt. Denn so gut wie die K. Hillebrand und R. Lindau die Essayform beherrschten und deutschen Ideengehalt in französisches Gewand zu kleiden verstanden, hätte auch Bamberger das vermocht. Er ist aber erst später als diese Beiden dazu gekommen, sich hierin vollkommen auszugeben, nachdem er sich von den Geschäften seines Berufes ganz zurückgezogen hatte und die Politik ihm nicht mehr die Befriedigung gewähren konnte, welche er in der praktischen Betheiligung an ihr gesucht hatte. Da hat er dann gute deutsche Essays geschrieben, die vom französischen Wesen nur die Form der Schriftgattung an sich tragen, wenn nicht, im Gegensatze zu den Mustern des modernen englischen Essays, z. B. denen Macaulay's, das eine französische Eigenheit ist, daß die Gedankenführung in ihnen weniger streng und gedrängt ist, sondern sich mehr in feinen, arabeskenartigen freien Zügen bewegt. Die größten Schöpfungen der modernen Weltliteratur tragen die Spuren eines internationalen „Veredlungsverfahrens" an sich. Darum wird es ja wohl auch kein Verbrechen sein, wenn aus einem deutsch empfundenen und gedachten Essay ein Zug hervorlugen sollte, der auf französischen Ursprung zurückgeführt werden könnte. Wer unsere vierzehn Aufsätze vorurtheilsfrei liest, wird aber nichts Undeutsches weiter an ihnen finden.

Von diesen vierzehn „Charakteristiken" sind sieben Verstorbenen gewidmet. Nahen Freunden oder guten Bekannten gelten diese Aufsätze, die mehr oder weniger als Nachrufe gedacht sind, in denen Bamberger sich, den Zeitgenossen und der Nachwelt die Bilder der Dahingegangenen in ihren wesentlichsten Zügen festzuhalten sucht. Der Zufall will es, daß ich die Schriften dieser Todten: M. Hartmann, Ed. Lasker, Fr. Kapp, K. Hillebrand, H. Homberger, E. Renan und A. Soetbeer, zum guten Theile gelesen habe und sie selbst mir bis auf Einen, M. Hartmann, auch persönlich bekannt gewesen sind, sei es, daß ich mit ihnen befreundet war, oder sie nur vorübergehend meinen Lebensweg gekreuzt haben. Ich war frappirt von der Porträtähnlichkeit, mit der unser Essayist das äußere Auftreten dieser Männer und ihr besonderes geistiges Wesen mit sicherer Hand, in liebevollster Weise klar umrissen, mir wieder vor die Augen stellte. Klingt in allen diesen Nachrufen die Stimme der Wehmuth und der Trauer über die Verstorbenen, je nach dem sie dem Herzen Bamberger's nahe gestanden haben, durch, so bricht doch in der Rede, welche er in dem Saale der Berliner Singakademie zum Gedächtnisse seines Freundes Lasker wirklich gehalten hat und die hier wieder abgedruckt ist, der Schmerz über den Tod des hochgesinnten Mannes und dessen tragisches Geschick in ganz besonders ernsten, reichen und weichen Accorden durch. Ein ganz anderer Ton ist in dem Aufsatze angeschlagen, in dem zwar auch zahlreiche Schattenrisse von Verstorbenen an uns vorübergeführt werden, gleichzeitig aber damit ein Rück-

blick auf die große Zeit des deutschen Reichstags, als die Debatten desselben noch von großen politischen Gegensätzen, und nicht von wüsten Interessenkämpfen beherrscht wurden, geworfen wird. Ich möchte glauben, daß in diesem „In Ferienstimmung" überschriebenen Essay, der wie ein lustig dahinfließender heller Bach an uns vorbeiplätschert, Bamberger die glänzendsten Eigenschaften seiner schriftstellerischen Begabung uns verrathen hat. Ernst und Heiterkeit, Humor und Scherz wechseln hier in rascher Folge und spiegeln Bilder ab, deren Naturtreue Jedermann wiedererkennt, dem der deutsche Reichstag mit seinen Koryphäen nicht unbekannt geblieben ist.

Freudig bewegt und liebenswürdig, voll von Schalkheit und guter Laune, beglückwünscht Bamberger in dem jüngsten der hier vereinigten Essays seinen Freund Otto Gildemeister zum siebenzigsten Geburtstage. Dem klugen und gesinnungsvollen Bremer Staatsmanne, der nebenbei wie zu seiner Erholung der beste und formgewandteste Uebersetzer in deutscher Zunge geworden ist, wird hier ein Denkmal errichtet, um das ihn mancher der Großen dieser Erde beneiden könnte. Eine geistige Verwandtschaft beider Männer, des Geburtstagsfeiernden und des ihn dazu Beglückwünschenden, tritt jedem Leser dieses Aufsatzes unwillkürlich entgegen.

Die vier übrigen Essays, über welche wir noch ein Wort zu sagen hätten, tragen einen weniger persönlichen Charakter. Sie sind meist historischer oder kritischer Art. Einer von ihnen, „Reminiscenzen an Napoleon III.", wird einmal als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte unserer Tage insofern gelten, als er ein wirklich unparteiisches, auf sorgfältigster und schärfster Beobachtung eines wohl unterrichteten Zeitgenossen beruhendes Bild des Schicksalsmenschen bietet, der auf die weltumgestaltenden Ereignisse in dem dritten Viertel unseres Jahrhunderts den bestimmendsten Einfluß geübt hat. Wenn wir neben diesem Porträt die einfachen Züge des Schwärmers Adam Lux betrachten, der als Vertreter des Mainzer deutschen Nationalconvents in Mainz 1793 nach Paris gekommen, die Schreckensmänner durch seine Schriften zwang, ihn hinrichten zu lassen, und dessen Andenken Bamberger aus den Acten der Pariser Archive wieder ausgegraben hat, dann haben wir zwei Contrastfiguren revolutionären Ursprungs vor uns, wie sie nicht drastischer gedacht werden können. Ihnen entspricht die Linienführung in den beiden Aufsätzen vollkommen.

Ein kaum weniger von einander verschiedenes Paar von zwei Historikern unserer Tage führt dann Bamberger in den zwei Besprechungen uns vor, welche er den Werken A. Chuquet's und H. von Treitschke's gewidmet hat. Den Einen feiert er als „ein Muster objectiver Geschichtschreibung", wie die Leser der „deutschen Rundschau" sich erinnern werden. In dem Werke des deutschen Historikers, namentlich in dem vierten Bande der deutschen Geschichte Treitschke's, vermißt er dagegen bei aller Anerkennung der glänzenden Seiten des Schriftstellers und dem großen Erfolg des Lehrers der studirenden Jugend, die historische Gerechtigkeit und Billigkeit. Ihm, dem Nichthistoriker, ist es ganz zuwider, daß ein Geschichtsschreiber „über die Richtigstellung rückwärtsliegender Entwicklung zur Disciplinirung des Zukünftigen noch weit hinausgeht." Ist es schon merkwürdig, daß ein nicht zünftiger Kritiker einem professionellen Historiker diesen Vorwurf machen zu müssen und ihn erweisen zu können glaubt, so ist es wirklich fast noch merkwürdiger, daß zwei Männer, die beide im Grunde deutsche Unitarier sind oder doch von Haus aus waren, und die von ein und demselben individualistischen Freiheitsbegriffe ausgegangen sind, in ihrer politischen Entwicklung so weit auseinandergerathen mußten. Doch es spiegeln sich in den beiden Gegnern tiefe allgemeine Gegensätze wider, welche das ganze deutsche Volk durchziehen und, augenblicklich zwar nothdürftig äußerlich überbrückt sind, von deren wirklicher Ausgleichung aber die Zukunft des deutschen Staates und der deutschen Nation abhängt.

O. Hartwig.

xy. **Vorgeschichte der Indoeuropäer.** Von Rudolph von Ihering. Aus dem Nachlasse herausgegeben. Leipzig, Breitkopf & Härtel und Duncker & Humblot. 1894.

Mehr als anderthalb Jahre nach Ihering's Tode ist das Werk zur Veröffentlichung gelangt, welches großentheils vollendet von ihm hinterlassen wurde, womit er sich die letzten Jahre seines Lebens liebevoll beschäftigt hatte, dessen Abschluß er nicht erleben sollte. Verlängertem Leiden durch einen erlösenden Tod entzogen, ließ er ein großes Fragment zurück, an dem die Pietät der Anverwandten seitdem gearbeitet hat, um es jetzt an das Licht treten zu lassen. Fast ein volles Jahr lang hat die Gattin des Verewigten in unermüdlicher Arbeit Wort für Wort die theilweise kaum lesbare Handschrift zu entziffern sich bemüht und in eine Reinschrift umgesetzt. Der Schwiegersohn, Professor des Deutschen Rechts an der Universität Göttingen, Victor Ehrenberg, hat den Plan des Werkes festgestellt und danach den Stoff gegliedert, die Abschrift revidirt, die Citate nachgeprüft, einzelne kleine Lücken ausgefüllt. Jetzt liegt es vor dem Publicum — ein letztes Zeugniß der wunderbaren Frische und des immer weiter zurück in das Entlegene forschenden Triebes, den der Verstorbene gerade in den letzten Abschnitten seines Lebens entfaltet hat. Er hatte für Binding's „Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft" das — eine Bibliothek für sich allein — aus größeren selbständigen Einzelwerken der juristischen Gelehrten sich seit länger als einem Jahrzehnt aufzubauen unternommen hat, eine „Entwicklungsgeschichte des römischen Rechts" zugesagt. Die Anfänge des römischen Gemeinwesens und seiner Einrichtungen führten ihn zurück zur Erforschung der Urzeit und der vorausgegangenen Culturepochen. Die Frucht davon wurde das neue Werk — ein merkwürdiges Bemühen, in hohem Lebensalter die Ergebnisse fremder Forschungen zu vereinigen und zu eigenartigen Gedankenreihen zu verbinden. Wie hier der Bann der Fachgelehrsamkeit durchbrochen ist, so wird auch die Theilnahme gebildeter Leser, außerhalb der eigentlichen Gelehrtenkreise, diesem Buche ebenso wenig entgehen, wie Ihering's anderen Werken.

xy. **Aus dem Lande des Zopfes.** Plaudereien eines alten Chinesen. Von M. von Brandt. Leipzig, Verlag von Georg Wigand. 1894.

Wir hoffen, dieses ist nur das Vorwort zu einem eingehenderen Werke, welches der bisherige Gesandte des Deutschen Reiches in China aus dem Schatze der Erfahrungen und Beobachtungen, die er dort gemacht hat, seinem Heimathlande zu liefern hätte. Dieser Wunsch ist zumal durch die Schlußbetrachtungen des vorliegenden Büchleins rege gemacht, in denen der Verfasser, nach mancherlei höchst amusantem Geplauder, zu dem vorzugsweise Wichtigen und Werthvollen übergeht. Wir heben Sätze wie den folgenden hervor, in dem es heißt: „In unseren Beziehungen zu China wird es gut sein, nicht zu vergessen, daß wir es mit einer gleichberechtigten Nation, der Trägerin einer viel älteren Civilisation als unserer eigenen, zu thun haben, deren Eigenthümlichkeiten wir schonen und achten müssen, selbst da, wo sie uns schwer verständlich erscheinen. Nicht mit Drohungen und Gewalt können Jahrtausende alte Auffassungen geändert werden, sondern nur durch die stetig und langsam wirkenden Beispiele eigener Erfolge."

xy. **Les ministres** dans les principaux pays d'Europe et d'Amérique par L. Dupriez. Professeur à l'Université de Louvain. Tome premier: Les monarchies constitutionnelles. Précédé du Rapport fait à l'Académie par le Comte de Franqueville, membre de l'Institut. Tome deuxième: Les républiques. Paris, J. Rothschild, éditeur. 1892—1893.

Die Pariser Académie des scienses morales et politiques hatte als Aufgabe für das Jahr 1890, behufs des von ihr zu verleihenden Preises Odilon Barrot, eine Studie über die staatsrechtliche Stellung der Minister in den Hauptstaaten Europa's und Amerika's verlangt. Das vorliegende zweibändige, schön ausgestattete Werk des belgischen Professors ist die preisgekrönte Frucht davon. England, Belgien, Italien, Preußen, Deutsches Reich, Vereinigte Staaten von Amerika, Schweiz, Frankreich — dieses sind die Staaten, die nach einander zum Gegenstande der Studie gemacht werden, an der Hand der bekannten hauptsächlichen staatsrechtlichen Schriften und im Sinn einer liberalen Staatsanschauung. Die Darstellung ist durchsichtig; sie verliert sich nicht in die verwickelten Fragen, die durch die Verschiedenheiten der dargelegten Staatseinrichtungen angeregt werden und in einem abschließenden Bande, der eine vergleichende Untersuchung zum Gegenstande haben müßte, zu erörtern wären. Sie beschränkt sich berechtigtermaßen auf das gestellte Thema, welches nicht mehr verlangt als eine positivrechtliche Schilderung der bestehenden Staatseinrichtungen. Vielleicht wird sich aber der Herr Verfasser zu einer solchen rechtsvergleichenden, das Ganze abschließenden Arbeit noch veranlaßt fühlen. Was in dem vorliegenden Werke am Ende des zweiten Bandes auf zehn Seiten geschildert, müßte wie aus einem Keime sich zu einem selbständigen Buche entwickeln. — Die deutsche Literatur des Faches wird in dem, was bis jetzt geboten ist, vorzugsweise die Klarheit und Einfachheit der Schreibart als nachahmungswürdig betrachten dürfen.

y, **L'Europe politique.** Par L. Sentupéry. Quatrième fascicule. Grande-Bretagne. Paris, Lecène, Oudin et Cie. éditeurs. 1893.

Von den acht Fascikeln, welche dies politische Jahrbuch enthalten soll, liegt hier der vierte vor, der auf 222 Seiten Großbritannien behandelt. Mit ihm ist auch der erste der beiden Bände abgeschlossen. Die Thatsachen sind nach den drei Rubriken: gouvernement, parlement, presse geordnet; ohne Frage steckt eine Fülle von Belehrung in dem Hefte. Wir erwähnen die Uebersicht über die Verfassung, die Notizen über das Rechts-, Heer-, Schul-, Verkehrswesen in den Colonien, die Aufzählung aller bedeutenderen Parlamentsmitglieder mit Angaben über ihren Lebenslauf, ihre Schriften 2c., die Liste der wichtigeren Zeitungen in Großbritannien selbst

wie in den Colonien. Der französische Standpunkt des Herausgebers verleugnet sich nicht. Von Lord Salisbury z. B. wird bemerkt, „ses sympathies allemandes sont connues"; deswegen erscheint seine Wirksamkeit nach außen wie nach innen als eine glanz- und erfolglose; wogegen Labouchère als „ami dévoué de la France et adversaire de la Triple-Alliance" hell in Hell gemalt wird. Gleichwohl enthalten diese statistisch-biographischen Theile des Jahrbuchs sehr viel Interessantes, und dasselbe gilt auch von den Notizen über die Presse. Aus dem Jahrbuch kann, nach den Anfängen zu schließen, etwas Tüchtiges werden; aber der Herausgeber darf in seinen Bemühungen nach Gewinnung zuverlässigster Berichterstatter und Innehalten eines streng sachlichen Tones noch Einiges mehr thun. Der Ausdruck S. 1: Johann ohne Land octroyait la Grande Charte ist sehr unglücklich gewählt; der König war ja geradezu gezwungen, sie zu unterschreiben und rief knirschend aus: „sie haben fünfundzwanzig Könige über mich gesetzt!"

xy **Staats-, Hof- und Communal-Handbuch** des Reiches und der Einzelstaaten (zugleich Statistisches Jahrbuch). Herausgegeben von Joseph Kürschner. 1894. Neueste Ausgabe. Mit 8 Porträts, 2 Wappen und 2 Ordenstafeln. Eisenach. Verlag von Kürschner's Staatshandbuch.

Die Engländer haben seit vielen Jahren ihren Whitaker's Almanack, der jährlich eine bewundernswerthe Masse und Mannigfaltigkeit von wichtigem Material zusammenfaßt, jährlich sich ergänzt, verbessert, erweitert, dabei im engsten Raume die Fülle der Thatsachen zusammenfaßt. Dem Herrn Herausgeber hat ein ähnliches Ziel vorgeschwebt, indem er das gegenwärtige Staatshandbuch geschaffen und jetzt zum neunten Male erneut und verbessert hat. Gegenüber den amtlichen Staatshandbüchern und dem Gothaischen Hofkalender sucht es eine eigenartige Verbindung amtlicher und statistischer Daten zu gewähren, die freilich noch manches Neue zu dem bisher Gebotenen wird hinzufügen können, aber schon jetzt durch Reichhaltigkeit hervorragt und innerhalb des vorhandenen Rahmens kaum dem aufmerksamen Forscher eine Lücke zeigt. Von eigenthümlichem Werthe (weil sonst in derartigen Handbüchern nicht leicht anzutreffen) erscheint uns der (etwa 300 Seiten umfassende) Abschnitt über „die deutschen Städte". — Wir wünschen dem verdienstvollen Unternehmen ferneres Wachsen und Gedeihen.

xy. **Ueber die Entwicklung der australischen Eisenbahnpolitik** nebst einer Einleitung über das Problem der Eisenbahnpolitik in Theorie und Praxis. Von Dr. Moritz Kandt. Berlin, Mamroth. 1894.

Ein neuer Schriftsteller sagt über Australien, insbesondere über die Colonie Victoria, daß trotz der herkömmlichen Anschauungen über die Einschränkung der Staatsthätigkeit, welche die Ansiedler aus dem alten England mitbrachten, gleichsam gegen ihren eigenen Willen die Colonisten bei einem Staatssocialismus angelangt seien, der in Europa, selbst in den am meisten bureaukratisch regierten Ländern, nicht vorhanden ist. Für das Gebiet der Arbeitsgesetzgebung hat man in den letzten Jahren angefangen, diese merkwürdigen Erscheinungen näher zu betrachten. Sie sind unterdessen auch für das englische Mutterland wichtiger geworden, seitdem hier ein großer Umschwung, zumal durch das Ministerium des Earl Rosebery, eingetreten ist, der die englische Socialpolitik dem Vorbilde Victoria's annähert. Aber für das Gebiet der Eisenbahnpolitik macht die vorliegende, actenmäßige und sorgfältige Untersuchung den Anfang. Sie führt die Darstellung bis zu dem Punkte, wo, nach verfehlten Versuchen in den Geleisen des englischen Privatbahnsystems, man im Jahre 1868 endgültig bei dem Staatsbahnsystem angelangt ist. Der zweite Theil des Werkes, welcher in kurzer Zeit nachfolgen soll, wird die Entwicklung bis zur Gegenwart verfolgen. Er wird zeigen, wie sich das neue Staatsbahnsystem gestaltet, wie es sich bewährt hat. Er wird namentlich den zum ersten Male von einer Demokratie gemachten Versuch behandeln, der auf Schaffung eines vom Parteiwechsel unabhängigen Beamtenstandes gerichtet war. Es muß hier gleichsam aus dem Rohstoff der neuen Demokratie heraus eine Entwicklung sich vollziehen, die dasjenige neu gestaltet, was in den alten Staaten Europa's seit Jahrhunderten und durch Jahrhunderte lange Arbeit geschaffen, ja was in den Staaten des Festlandes im Gegensatz zu dem altenglischen Staatswesen vorhanden und von diesem Letzteren herkömmlich mit sehr zweifelhafter Gunst beurtheilt worden ist, um doch auch in England jetzt mehr und mehr als Nothwendigkeit sich zu erweisen.

μ. **U. S. Geological and Geographical Survey.** By J. W. Powell, Director. Washington.

Von den wichtigen und werthvollen Veröffentlichungen dieser seit dem Jahre 1879 bestehenden Behörde, welche unter dem amerikanischen Ministerium des Innern steht, seien die folgenden in Kürze besprochen.

Contributions to North-American Ethnology. A Dakota-English Dictionary by S. R. Riggs, edited by T. O. Dorsey. Washington. 1890.

Vorliegende 365 Quartseiten umfassende Publication gibt ein vollständiges Wörterbuch der Sprache der Sioux-Indianer, des hervorragendsten und größten Stammes der Eingeborenen Nordamerika's. Dasselbe beruht im Wesentlichen auf langjährigen und mühevollen Forschungen einiger Missionare, welche mit jenem kriegerischen Indianerstamme in enger Berührung gelebt haben. Wie reichhaltig die Sprache der Sioux-Indianer ist, geht aus der Thatsache hervor, daß in dem vorliegenden Wörterbuch ungefähr 12000 verschiedene Worte der Eingeborenen enthalten sind.

Lake Bonneville by G. K. Gilbert. Washington. 1890.

Diese mustergültige und in besonders schöner Weise mit anschaulichen Abbildungen ausgestattete Veröffentlichung enthält die vollstän-

dige geologische Aufnahme und Beschreibung des großen Bonneville-Bassins im Staate Utah, welches die bekannten Salzseen mit den Mormonen-Niederlassungen umfaßt. Auf Grund eingehender Localstudien kommt der Verfasser zu wichtigen Schlußfolgerungen über das geologische Alter und die Formationsänderungen jener interessanten Gegend im Herzen Nordamerika's.

Geology of the Eureka District Nevada with an atlas by A. Hayne. Washington. 1892.

Die hier eingehend beschriebene Gebirgsmasse umfaßt einen Flächenraum von 54 Quadratkilometern mit Erhebungen bis zu 3060 Metern über dem Meeresspiegel. Das Terrain liegt östlich von Californien in der Gebirgskette der Sierra Nevada und bietet in besonders charakteristischer Weise den Typus einer in der Tertiärperiode entstandenen vulcanischen Formation.

Von der in rastloser und überaus erfolgreicher Weise thätigen geologischen Vermessungsbehörde der Vereinigten Staaten sind außer fortlaufenden Jahresberichten, eine Reihe von Bulletins und Monographien über paleontologische Arbeiten erschienen, bei welchen Gediegenheit des Inhalts mit glänzender Ausstattung wetteifern. Fast unerschöpflich müssen die Fonds sein, aus denen die Herstellung derartiger Prachtwerke bestritten werden kann. Von ganz besonderem Interesse ist eine alljährlich erscheinende Veröffentlichung der Abtheilung für Bergbau jener geologischen Landesbehörde Amerika's, unter dem Titel:

Mineral Ressources of the United States.

In dem für das Jahr 1893 vorliegenden Bande tritt mit überraschender Klarheit der Reichthum Amerika's an Edelmetallen und sonstigen werthvollen Mineralien zu Tage.

μ. **Das Sternenzelt.** Mit 73 Abbildungen von Prof. Dr. Carl Titus. Berlin. Verlag der Bücherfreunde. 1893.

„Nichts ist erhebender," sagt Kant, „als die moralische Welt in uns und der gestirnte Himmel über uns." — Vieles ist auch in Deutschland neuerdings zur Popularisirung der astronomischen Wissenschaft gethan, besonders seit die Sternwarte der „Urania" zu Berlin ihr segensreiches Wirken entfaltet hat. Dennoch bleibt noch unendlich viel zu thun übrig, um bei uns Verständniß und Liebe für die Astronomie auf eine Höhe zu bringen, welche in England und besonders in Amerika bereits erreicht ist, wo aus den Vermächtnissen reicher Bürger ganze Sternwarten mit den mächtigsten Fernrohren errichtet worden sind. Das vorliegende Buch von Titus kann als ein werthvoller Beitrag zur Verbreitung astronomischen Verständnisses in Laienkreisen gelten. Anlehnend an Arago's vortreffliche Werke über populäre Astronomie behandelt der Verfasser die hauptsächlichsten Gebiete dieser Wissenschaft in so fesselnder Darstellung, daß wir dem lehrreichen und angenehm belehrenden Buche wohl eine weite Verbreitung wünschen dürfen.

μ. **Himmel und Erde.** Illustrirte naturwissenschaftliche Monatsschrift. Herausgegeben von der Gesellschaft Urania. Berlin, Hermann Paetel. V. Jahrgang. 1893.

Es wäre nicht möglich, im Rahmen einer kurzen literarischen Notiz eine auch nur annähernd vollständige Uebersicht über den Inhalt dieser vorzüglich redigirten Monatsschrift zu geben. Jede neue Nummer bringt interessante Aufsätze und Mittheilungen aus den Gebieten der Astronomie, Geodäsie, Geologie, Meteorologie und Geographie. Von größeren, besonders wichtigen Essays aus dem vorliegenden Jahrgange seien die folgenden erwähnt. „Das Meer, seine Erforschung und seine Ergebnisse" von Rottok. „Die Entstehung der Welt nach den Ansichten von Kant bis auf die Gegenwart" von Ginzel. „Maß und Messen" von Volkmann. „Die physische Beschaffenheit des Planeten Mars" von M. W. Meyer. „Ueber den Diamant" von Luzi. „Galileo Galilei" von v. Braunmühl u. s. w. Alle Freunde der Natur und Naturwissenschaft werden in der Zeitschrift, welche mit dem eben abgeschlossenen Jahrgang das erste Lustrum ernster und erfolgreicher Thätigkeit vollendet hat, ebenso viel Anregung wie Belehrung finden.

ρ. **Französisch-deutsches Supplement-Lexikon.** Eine Ergänzung zu Sachs-Villates Encyklopädisches Wörterbuch, sowie zu allen bis jetzt erschienenen französisch-deutschen Wörterbüchern. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Césaire Villate von Prof. Dr. Karl Sachs. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1894.

Ein Hülfsmittel von außerordentlichem Werthe für alle Diejenigen, welche sich mit der modernen französischen Literatur beschäftigen. Es sind nicht nur die zahlreichen technischen Ausdrücke, die dem Leser Schwierigkeiten bereiten, die vielen Worte, die sich noch in keinem Lexikon finden, weil sie frisch aus dem Gebrauch des täglichen, sich stets erneuernden Lebens herübergenommen sind: es kommen dazu dialektische Bildungen, die selbst in älteren Werken, wie denen der George Sand, nicht fehlen, und zuletzt der „Argot", der überhaupt kein Heimathsrecht in der Schriftsprache hat, aber in sie doch überall einzudringen sucht. Unter diesen Gesichtspunkten entworfen und mit der minutiösesten Genauigkeit, der umfassendsten Sachkenntniß ausgeführt, ist vorliegendes Werk nicht nur nach der rein etymologischen Seite hin ausgezeichnet, sondern auch ein höchst zuverlässiges Nachschlagebuch für Alles, was mit der neueren französischen Literatur irgendwie zusammenhängt.

βλ. **Deutsche Redensarten.** Von Albert Richter. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Richard Richter. 1893.

Der kleine, nicht ganz 200 Seiten umfassende Band verzeichnet mit der zweiten, vor Kurzem erschienenen Auflage einen wohlverdienten Erfolg. Er klärt die meisten von uns erst über Sinn und Ursprung von Redensarten auf, die wir beständig gebrauchen, ohne uns Rechenschaft zu geben, woher sie kommen. So leitet sich der Ausdruck „für die Katze" vom Brauch her, werthlose Fischchen, an der Ostsee Katzenfischchen genannt, diesen Mäusevertilgern vorzuwerfen. In Folge dessen ist ein Spieler „der Katze", der nicht mehr gewinnen kann, und Jeglicher „der Katze", der nicht mehr zu retten ist. „Ins Gras beißen" führt seinen

sprachlichen Ursprung auf die heidnische, im Mittelalter fortgeführte Sitte zurück, daß Solche, die ein jäher Tod ereilte, Erdbrocken als letzte Wegzehrung nahmen, wenn sie den Leib des Herrn nicht mehr empfangen konnten. „Den Rang ablaufen" kommt von „Rank", der Krümmung des Wegs. Auch in Bezug auf Redensarten, deren Ursprung bekannter oder leicht zu deuten ist, bringt die Erklärung noch manches Neue und Wissenswerthe.

π. **Der Hochtourist in den Ostalpen.** Von L. Purtscheller und H. Heß. Zwei Bändchen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1894.

Das Bergsteigen ist zuerst von den Engländern als Sport betrieben worden, bis in den letzten zwei Jahrzehnten auch Deutsche und Oesterreicher sich einer mehr systematischen Pflege des Alpinismus zuwandten. Ein reicher Schatz von Beobachtungen und Erfahrungen wurde in den verschiedenen Fachzeitschriften niedergelegt; aber zum ersten Male zieht das vorliegende Werkchen für die Ostalpen die Summe dieses reichen Studiums. Unter Weglassung alles Elementaren wendet es sich lediglich an den Hochtouristen. Das Büchlein, für dessen Zuverlässigkeit die Namen der Verfasser bürgen, wird sich wegen seiner handlichen Form und klaren Uebersichtlichkeit schnell die Gunst aller Freunde der Alpenwelt erwerben.

μ. **Souvenirs du Monde Musulman.** Par Charles Mismer. 2me Édition. Paris, Hachette & Cie. 1892.

Der Verfasser, ehemaliger Redacteur der in Constantinopel erscheinenden Zeitung „La Turquie", ist Elsässer von Geburt, aber nach Wahl und Gesinnung Franzose. Mit Interesse liest man die Schilderungen, welche er besonders vom politischen Leben im Orient entwirft. Es war ihm vergönnt, in den Jahren 1867—71 mit den beiden bedeutendsten türkischen Staatsmännern, Fuad-Pascha und Ali-Pascha, deren Charaktere lebenswahr geschildert werden, in nähere Berührung zu kommen. Wie ein Mißton jedoch inmitten der Schilderung orientalischen Lebens berühren die erregten Ausfälle gegen Deutschland wegen der auch im Orient fühlbaren Erfolge von weltgeschichtlicher Bedeutung in den siebziger Jahren. Dergleichen Ergüsse dürften wenig mit Erinnerungen aus der muselmännischen Welt zu thun haben, wenn es auch dem in Diensten des Sultans und später des Vicekönigs von Aegypten stehenden Verfasser vielleicht schmerzlich sein mußte, zu sehen, wie nach dem Zusammenbruch der Napoleonischen Dynastie sich an den orientalischen Höfen deutscher Einfluß geltend machte.

πο. **La vie privée de Michel Teissier** par Édouard Rod. Paris, Perrin et Co., libraires-éditeurs. 1893.

La seconde vie de Michel Teissier par Édouard Rod. Paris, Perrin et Co., libraires-éditeurs, 1894.

Der psychologische Roman, dem Paul Bourget durch Kritik und Eigenschöpfung zum Siege verhalf, bedeutete nicht eigentlich einen Bruch mit dem naturalistischen Kunstideal; er übertrug nur die Beobachtung des Kleinen und Kleinsten von der äußeren Wirklichkeit auf Regungen und Thätigkeiten der Seele, und nicht mit Unrecht hat man deshalb in ihm einen vertieften Naturalismus sehen wollen. Dagegen ein Neues, eine Entwicklung nach vorwärts ist in dem moralisirenden Ideenroman Edouard Rod's und seiner Anhänger erkennbar. Hier wird nicht mehr allein nach dem Wie gefragt, sondern auch nach dem Was; die Kunst hört auf, Selbstzweck zu sein; sie soll dem Leben, der Gesellschaft, der Menschheit dienen. Das alte Kunstprincip „L'art pour l'art" wird durchbrochen, und die neue Losung lautet „L'art pour la vie." In Edouard Rod's Romanen steht beherrschend die Idee im Vordergrunde, und zwar eine Idee, die zugleich eine Moral enthält, eine Lehre für Leben und Kampf. Aus des Dichters fruchtbarer literarischer Vergangenheit heben wir hervor sein kritisches Werk „Les idées morales du temps présent" und den von der Akademie preisgekrönten Roman „Le sens de la vie"; sie spiegeln am deutlichsten sein Denken und Fühlen. Die beiden letzten Romane Rod's „La vie privée de Michel Teissier" und „La seconde vie de Michel Teissier" scheinen durch das tragische Schicksal des englischen Politikers Parnell veranlaßt zu sein. Auch Michel Teissier nimmt in dem politischen Leben seines Landes eine führende Stellung ein; er ist ein Mann von reinster Gesinnung und selbstlosestem Wollen. Aber die großen Ideale, denen er zustrebt, zerfallen ihm in nichts, da er sein Privatleben mit Schuld befleckt und einer sündigen Leidenschaft Gewalt über sich einräumt. Wir machen den deutschen Leser auf Rod aufmerksam; er wird in ihm eine Dichterpersönlichkeit kennen lernen, die in ihrer harmonischen Geschlossenheit und heiter-ernsten Ruhe einen ungemein sympathischen Eindruck übt.

βλ. **Ships that pass in the night.** By Beatrice Harraden. (Tauchnitz Edition) Leipzig, B. Tauchnitz. 1894.

Das melancholische kleine Buch skizzirt die Lebensepisode zwischen zwei Kranken, die in einem modernen Sanatorium der Schweiz sich abspielt, oder vielmehr nicht abspielt. Der künstlich betonte Cynismus des brustkranken jungen Mannes, der sein Dasein seit acht Jahren in der Anstalt, der Mutter zu Liebe, fristet, bewahrt eine einsame junge Fremde vor dem Schicksal, einem menschenfeindlichen Pessimismus zu verfallen. Nach der Trennung von ihr, die warmes menschliches Mitgefühl geübt, und damit die Gesundheit, wenn nicht des Leibes, so doch der Seele wiedererlangt hat, schreibt er, was er für sie empfindet. Aber der Liebesbrief, das schönste und einzig tröstliche Blatt dieser etwas gar zu morbiden Studie, wandert in den Papierkorb. Die Lebensschifflein gleiten aneinander vorbei. Das Mädchen wird von einem Londoner Omnibus überfahren. Der junge Mann, der mit dem Tode der Mutter das Recht zu sterben gekommen glaubt, muß auf der Geliebten letzte Bitte leben und warten, bis eine bessere Einsicht als die seine ihn von seinem Posten abruft.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bulling. — Die Wirksamkeit der Goldklausel nachgewiesen von Carl Bulling. Berlin, Druck und Verlag von Rosenbaum & Hart. 1894.

Carl, Erzherzog von Oesterreich. — Ausgewählte Schriften weiland Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Carl von Oesterreich. Herausgegeben im Auftrage seiner Söhne der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm. Mit Karten und Plänen. Fünfter Band. Mit 5 Figuren im Texte und 2 Kartenskizzen. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1894.

Darmesteter. — Les grands écrivains français. Froissart par Mary Darmesteter. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1894.

Die preußischen Strafgesetze. Erläutert von A. Groschuff, Senatspräsidenten beim Kammergericht, G. Eichhorn, Kammergerichtsrat, und Dr. H. Delius, Amtsrichter in Hamm. Zweite Lieferung. Berlin, Otto Liebmann.

Dierck's. — Die nordisch-germanischen Göttersagen. Von Dr. H. Dierck's. Dritte Auflage. Berlin, Siegfried Cronbach. 1894.

Dumas. — Die drei Musketiere von Alexander Dumas. Mit Illustrationen von Maurice Leloir. Lieferung 1. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Eckermann. — Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Eckermann. Mit Einleitung, Anmerkungen, Namen- und Sachregister herausgegeben von A. v. d. Linden. Erster Band. 1823—1827. Leipzig, H. Barsdorf. 1895.

Engels. — Herrn Eugen Dühring's Umwälzung der Wissenschaft von Friedrich Engels. Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz. 1894.

Ewert. — Maria Pally. Novelle von Ernst Ewert. Danzig, Theodor Bertling. 1894.

Festschrift zur Feier des 200jährigen Bestehens der Universität Halle. Fest-Ausgabe der Saale-Zeitung. Herausgegeben von Dr. Justus Hendel. Halle a. S., Otto Hendel. 1894.

Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands in Aufsätzen zur deutschen Sprache und Litteratur, sowie zum deutschen Unterrichte. Herausgegeben von Otto Lyon. Mit einem Bildnisse Rudolf Hildebrands. Leipzig, B. G. Teubner. 1894.

Friedemann. — Der Geiger von Gmünd. Ein Wunder- und Zauber-Märchen in drei Akten, nach einer alten Sage gedichtet von Alfred Friedemann. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1894.

Gerschmann. — Studien über den modernen Roman. Von Hans Gerschmann, Oberlehrer am Städtischen Realgymnasium. Beilage zum Jahresbericht des Städtischen Realgymnasiums. Ostern 1894. Königsberg, Hartung'sche Buchdruckerei. 1894.

Gersdorff. — Eliana. Symphonie von Julius Gersdorff. — Natur und Welt. Gedichte von Julius Gersdorff. Dresden, Moritz Nätze. 1894.

Greinz. — Der Sündenfall. Volksstück in 4 Aufzügen von Rudolf Heinrich Greinz. Neuwied und Leipzig, August Schupp. 1894.

Gustav Adolf-Kalender, neuer allgemeiner, für das evangelische Deutschland auf das Jahr 1895. 12. Jahrgang. Mit 5 Gratis-Beilagen. Dresden-A., Gustav Adolf-Verlag.

Heuser. — Die Belagerungen von Landau in den Jahren 1702 und 1703 von E. Heuser. Mit 6 Lichtdrucktafeln, einer Lithographie und vielen Abbildungen im Text. Landau, Commissions-Verlag von Ed. Kaußler's Buchhandlung. 1894.

Hildebrand. — Über das Problem einer allgemeinen Entwicklungsgeschichte des Rechts und der Sitte. Inaugurations-Rede, gehalten am 15. November 1893 von Richard Hildebrand. Graz, Leuschner & Lubensky, K. K. Universitäts-Buchhandlung. 1894.

Horaz. — Oden und Epoden nebst 5 Elegieen des Properz, übersetzt von Eduard Kleber. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel). 1894.

Idel. — Schloß Burg an der Wupper. Dichtungen von Wilhelm Idel. Elberfeld, Baedeker'sche Buch- und Kunsthandlung. 1894.

Junggesellenklause, aus einer modernen. Eine Inventur. Leipzig, C. F. Müller. 1894.

Junghann. — Die Farbe in der bildenden Kunst. Von Curd Junghann. Berlin, Julius Bohne's Buch- und Kunsthandlung (M. Heinerici). 1894.

Kapff-Essenther. — Himmel und Hölle. Roman von F. von Kapff-Essenther. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1894.

Kayserling. — Christoph Columbus und der Antheil der Juden an den spanischen und portugiesischen Entdeckungen. Nach zum Theil ungedruckten Quellen bearbeitet von Dr. M. Kayserling. Berlin Siegfried Cronbach. 1894.

Kiparski. — Lose Blätter zur Frage des internationalen Schiedsspruchs und des Friedens von W. Kiparski. I. Teil. Halle a. S. In Kommission bei H. W. Schmidt.

Kollbach. — Naturwissenschaft und Schule, zugleich zweite erweiterte und verbesserte Auflage der Methodik der gesamten Naturwissenschaft für höhere Lehranstalten und Volksschulen mit Grundzügen zur Reform dieses Unterrichts von Karl Kollbach. Köln a. Rh., Paul Neubner. 1894.

Lambelin. — Fils de Chouan. Roman contemporain. Paris, Librairie Plon.

Leixner. — Laien-Predigten für das deutsche Haus. Ungehaltene Reden eines Ungehaltenen von Otto von Leixner. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1894.

Liesegang. — Rhapsodie. Von R. Ed. Liesegang. Düsseldorf, Ed. Liesegang. 1894.

Literarisches Schatzkästlein. — Bürgerlicher Tod. Novelle von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. — Neuer Glaube. Von Christian Wagener. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Mandelli. — Gli Ospedali dei Bambini. Conferenza tenuta al Circolo Filologico di Milano il 29 aprile 1894 dal Cav. Alfonso Mandelli. Roma, Unione Cooperativa Editrice. 1894.

Maurer. — Zeit-Sonette. Von Theodor Maurer. Worms, H. Kraeuter'sche Buchhandlung Julius Stern. 1894.

Mombert. — Tag und Nacht. Gedichte von Alfred Mombert. Heidelberg, J. Hörning. 1894.

Natorp. — Pestalozzis Ideen über Arbeiterbildung und soziale Frage. Eine Rede von Dr. Paul Natorp. Heilbronn, Eugen Salzer. 1894.

Natzmer. — Bei der Landwehr, vor Metz und die Schlacht von Beaune la Rolande. Von Gneomar Ernst v. Natzmer Mit drei Karten. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1894.

Nicole. — Le livre du préfet ou l'édit de l'Empereur Léon Le Sage sur les corporations de Constantinople. Traduction française du texte grec de Genève par Jules Nicole. Avec une introduction et des notes explicatives. Genève et Bale, Georg & Co. 1894.

Nordeck. — Sibirien in Frankreich. Schilderungen von Erich von Nordeck. Berlin, Hugo Schildberger. 1894.

Oesterlein. — Die Ausdehnung des Preßprozesses auf die technischen Arbeiter. Eine Darstellung ihrer „Beihilfe" und ein Protest gegen ihre Mitanklage von Joh. Andr. Oesterlein. München, Knorr & Hirth. 1894.

Parmod. — Antisemitismus und Strafrechtspflege. Zur Auslegung und Anwendung der §§ 130, 166, 185, 193, 360[11] Straf-Gesetz-Buchs in höchstrichterlicher und erstinstanzlicher Praxis. Von Dr. jur. Maximilian Parmod. Berlin, Siegfried Cronbach. 1894.

Pfeilsticker. — Weltanschauung des praktischen Lebens. Grundlegende Gedanken von Rudolf Pfeilsticker. 2. Ausgabe. Schwäb. Hall, Wilh. German. 1894.

Pfungst — Neue Gedichte. Von Arthur Pfungst. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1894.

Piepenburg. — Deutsche Schnellschrift (Vereinfachte Stenographie) von Robert Piepenburg. In zwei Stufen. — Deutsche Schnellschrift (Vereinfachte Stenographie) von Robert Piepenburg. In drei Stufen. Zweite Auflage. Crefeld, Robert Piepenburg. 1894.

Pröll. — Welt-National. Eine Gewissenserweckung für deutsche Männer von Karl Pröll. 3. Auflage. Berlin, Commissions-Verlag P. Stanklewicz' Buchdruckerei.

Pujo. — Le Règne de la Grâce. Par Maurice Pujo. Paris, Félix Alcan. 1894.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Julius Petri** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 196

AP
30
D4
Bd.80

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY